

Ewiges deutsches  
Soldatentum



# Ewiges deutsches Soldatentum

Ruhmesblätter aus zwei Jahrtausenden  
deutscher Geschichte

Zusammengestellt von

Ludwig Vogt und Kurt Dümlein

19



42

3. Auflage / 1942

Für den Schulgebrauch zusammengestellt — Nachdruck verboten  
Druck: Buchdruckerei u. Buchbinderei MÜH-ROTH AG., Straßburg i. Els.

Ohne Helden und Heldenehrung geht ein Volk zugrunde. H. v. Treitschke

**D**as deutsche Volk ist seinem ganzen Wesen nach kein kriegerisches, sondern ein soldatisches Volk, das heißt, es wünscht keinen Krieg, es fürchtet ihn nur nicht. Es liebt den Frieden, aber genau so seine Ehre und Freiheit.» Mit diesen Worten kennzeichnet der Führer soldatische Haltung und heldischen Sinn als rassische Grundwerte unseres Volkes. In der Tat leuchten in ihnen all die männlichen Tugenden auf, die den germanisch-deutschen Menschen auszeichnen, Eigenschaften, die in den Jahrtausenden deutscher Geschichte immer wieder die Jugendkraft unseres Volkes offenbarten. Soldatisch-heldischem Geist verdankt es jedes Emporsteigen aus der Tiefe und alle großen Zeiten in der Vergangenheit; der Saat auf den Opferstätten der Nation und der Führung seines größten Soldaten und Helden, Adolf Hitlers, verdankt es in der Gegenwart seinen glanzvollen Wiederaufstieg, verdankt es das stolze Großdeutsche Reich.

Darum laßt uns allezeit aufblicken zu den Helden unseres Volkes und zu ihren Taten, die weithin leuchten über diese Männererde, auf daß wir nie schwach und kleinmütig werden und wir unsrer Väter uns würdig erweisen, wenn es den höchsten Einsatz gelten sollte. An ihrem Beispiel wachse empor, deutsche Jugend, hart, mutig, ehrbewußt, gehorsam, gläubig, in freudiger Hingabe an Führer und Volk! Weil du ein Erbe antrittst, wie keine deutsche Jugend vor dir, darum stärke die heldisch-soldatische Art in dir!

Denn eines ist uns immer not: die seelische Wehrbereitschaft! Sie zu wecken und zu erhalten, dazu will dieses Buch beitragen. In lebendigen Einzelbildern, vom schlichten Tatsachenbericht bis zur dichterisch gestalteten Darstellung, die ergänzt werden durch heldische Worte großer Männer, will es Kunde geben von deutscher Heldengröße und deutschem Soldatentum aus zwei Jahrtausenden. Aufleuchten sollen die

Vorbilder heldischen Geistes unserer Rasse und germanisch-deutschen Führertums, und sie sollen erheben, begeistern und all die Kräfte stählen, die den in Haltung, Gesinnung und Tat wehrhaften deutschen Menschen kennzeichnen. Darüber hinaus möge das Buch dazu beitragen, wehrpolitische Erkenntnisse und Einsichten vorzubereiten.

Am 1. September 1939 prägte der Führer das Wort vom «ewigen deutschen Soldatentum». Wohin auch immer wir zurückschauen in die großen Zeiten unserer Geschichte, überall begegnet uns die herrliche Gestalt des heldischen Soldaten. Vom germanischen Sippenkrieger zum Volksheer der Gegenwart — Welch ein langer Weg enthüllt sich unserem Blick! Unvergänglich ist der Ruhm der Unzähligen, die ihn schritten und mit ihrem Blut tränkten. Gehorsam und treu bis zum letzten Atemzug, so gaben sie sich hin — für uns, für euch, deutsche Jungen und Mädel!

Darum nehmt, was von ihnen berichtet wird, als ein teures Vermächtnis! Lauscht der Stimme des Blutes, die aus diesen Blättern zu euch spricht!

Der Schule will das Buch ein Helfer sein zur Belebung und Vertiefung des nationalpolitischen und des deutschkundlichen Unterrichts. Vor allem aber will es Handreichungen geben zur Gestaltung eines neuzeitlichen Geschichtsunterrichts. Daneben mag es auch bei der Feiargestaltung manche Dienste leisten.

Zum Schlusse sei dem verdienstvollen Förderer dieses Werkes, Herrn Ministerialrat M. Kolb, für seine tatkräftige Unterstützung und Mitarbeit aufs wärmste gedankt.

Ansbach/Bayreuth, 1940.

**Germanen  
kämpfen um Freiheit  
und Lebensraum**

**Treu leben,  
trotzend kämpfen,  
lachend sterben.**

**Germanischer Wahlspruch**





**E**s gibt wohl kein Volk, das für die Erhaltung seiner nationalen Existenz mehr Mut einsetzen mußte als das deutsche. Wohl von keinem Volk hat das Schicksal größere und schmerzlichere Opfer gefordert als von dem unseren. Aus seinen Reihen heraus wurden Entschlüsse geboren, die zu dem Kühnsten gehören, was menschlicher Wagemut je unternehmen mochte. Wir selber sind Menschen, die das Verhängnis Zeugen sein ließ eines wahrhaft tragischen Opfers an Blut, unerschütterlicher Tapferkeit der Lebenden, stoischer Aufopferung der zum Sterben Bestimmten, grenzenloser Kühnheit des Wollens und des Entschlusses großer Heerführer. Nein! Keine Nation hat auf dem Altar des die Völker prüfenden Gottes größere Opfer niedergelegt als die deutsche.

Der Führer  
(Reichsparteitag 1935)

# Der Letzte der Kimbern

(102 v. Chr.)

**W**ie heiß hat die Julisonne gebrannt  
auf der Raudischen Felder<sup>1</sup> stäubenden Sand!  
Da sind sie erlegen, die Nordland-Hünen;  
nicht frommte die riesige Kraft den Kühnen:  
Zu heiß die Hitze, zu dunstig der Dunst,  
zu lauernd des Marius Feldherrnkunst!

Von allen Seiten umgarnt der Keil: —  
Da verfehlt des gedrängten Gewühls kein Pfeil:  
Von Kohorten umfaßt wie von ehernen Zangen,  
wie so grimmig die sieglosen Recken rangen!

Erst fielen die Vordersten, wie sie gestanden,  
die mit Ketten die Gürtel zusammenbanden:  
Und über sie hin die numidischen Rosse!  
In die nackten Leiber der Braus der Geschosse!  
Da ist vor der Glut der Mittagssonnen  
in Schweiß und in Blut ihre Kraft zerronnen,  
und Tausende mehr sind erstickt und verschmachtet,  
als das breite Schwert der Legionen geschlachtet.

Nun ragt aus dem rings umbrandenden Sturm  
noch einer: ein letzter einsamer Turm.  
Zurück an die Burg der Wagen gedrängt,  
von Geschossen und Rossen und Speeren umengt,  
das helmlose Haupt von den roten Locken  
umwogt wie von lohenden Feuerflocken:

Held Boiorich ist's, der Kimbernkönig,  
der zum Zweikampf Marius gefordert hat.

---

<sup>1</sup> Campi Raudii, südostw. Vercellae.

Doch eisig erwiderte der und höhlig:  
« Ei, wenn der Barbar des Lebens satt,  
so komm' er morgen auf's Raudische Feld:  
Dort wird er vor Abend den Schatten gesellt. »

Noch trotzt er, wie der umstellte Bär:  
Rings um ihn die römische Meute her.  
Und Marius ruft aus der Ferne vom Roß:  
« Hier Legionäre! Hierher! Auf diesen!  
Doch verletzt ihn nicht mit Speer und Geschoß:  
Lebendig, gebunden, bringt mir den Riesen,  
der schmückt wie kein anderer mir den Triumph! »

Doch mit des zerbrochenen Langschwerts Stumpf  
der Gewaltige wütet in solchen Streichen —  
ihn vermag kein Römergriff zu erreichen,  
und sie schauen mit Grausen der Ihrigen Leichen  
hochum gehäuft. Wie, entblößt des Schildes,  
die breite Brust nach dem Tode begehrt! —  
Da zuckt von unten ein tückisches Schwert:  
« Willkommen, ihr Wonnen des Walhallgefildes! »  
Er ruft's und stirbt im Stehen: der Wall  
der erschlagenen Römer verwehrt ihm den Fall.

Felix Dahn

## Arminius

(9 n. Chr.)

**D**er Feind hatte sich beim Einbruch der Dunkelheit zurückgezogen; doch wußte man ihn rings ums Tal: seine wilden Rufe gellten, seine Lagerfeuer glühten, seine Rosse wieherten durch die katakombenschwarze Nacht und erfüllten sie mit unheimlichen Stimmen einer schauerlichen Zuversicht. Der Regen ließ nach; dafür kam ein kalter Wind auf, und die durchnäßten Legionäre fröstelten bis aufs Mark. Varus hatte genehmigt, daß die geretteten Troßwagen verheizt würden, da man sie doch nicht weiter mitnehmen konnte, und

so loderten denn bald wärmende Feuer auf, um die sich die Centurien zum kärglichen Mahl niederließen.

Wilder aber und jubelnd loderte über ihnen auf dem Turm der Teutoburg die riesige Flammensäule des Feindes ins heulende Dunkel empor, und überall, näher und ferner, stiegen plötzlich andere Feuersäulen auf. Die Römer wußten nicht, was die Flammenzeichen zu bedeuten hatten, und sie erblickten aus ihrem Talwinkel nur einige wenige von den Hunderten, die zur gleichen Stunde durchs ganze Land, von Berg zu Berg, von Hügel zu Hügel blinkten und winkten: das verabredete Zeichen, alle Römer im Lande kaltzumachen, noch ehe der Morgen graute —!

Und so geschah es: in dieser Nacht vom 8. zum 9. September wurde rings in den Gauen große Rache für jahrelange Schmach und Quälerei, Entehrung und Grausamkeit vollzogen. Wo überall römische Soldaten in den Dörfern auf Posten oder Arbeitskommando lagen, wo immer ein römischer Kaufmann, der eben noch den Tagesgewinn überrechnet hatte, auf Urlaub weilte, da senkten sich in dieser Stunde stumme Sachsklingen kalt in warmes Leben, und der anbrechende Morgen fand das Land entrömert. Bis hinüber an den Rhein zuckte überall der Dolch durchs Dunkel; nur einige größere Kastelle, die sich durch einen Handstreich nicht nehmen ließen, blieben unangegriffen, darunter vorerst auch Aliso.

Das Römerheer am Fuße des Teutoberges ahnte hiervon nichts. In seinem Lebensgefühl neu gestärkt durch Wärme und Kost, umfangen vom Bewußtsein der Geborgenheit, das der Lagerwall dem umgetriebenen Legionär überall in der weiten Welt verleiht, erhob sich das Heer vom Mahl, und die Offiziere begaben sich zum Kriegsrat.

Der Statthalter stand mit den Legaten im Lichtschein des Feuers; er wußte bereits, daß dieser Tag ihm 10000 Mann gekostet hatte, den dritten Teil seines Heeres. Jetzt mußte er sich Gewißheit über die Kampfstärke des Feindes und über seine Führung verschaffen; also forderte er die Offiziere auf, ihre Wahrnehmungen zu melden.

« Ich habe Arminius, den Cheruskerfürsten, im Kampfe gesehen! » sagte ein älterer Centurio der XVIII. Legion.

Varus zuckte zusammen. Caelius wölbte die Lippen zu einem kühlen « Versteht sich! »

« Es war kurz hinter den Wolfsgruben », fuhr der Centurio fort, « als der Kamerad Gutta an meiner Centurie entlang zur Spitze vorhastete. Ich rief ihn an, doch er gab keine Antwort. Nach einer Weile stockte unser Vormarsch, und wir legten uns in Deckung; vor uns war ein kleines freies Wiesenstück. Ich sehe Gutta drüben aus den Büschen zurückkommen; schon hat er die Wiese halb überschritten, da sprengt ein Schimmelreiter aus dem Dickicht, mit Adlerfedern am Helm, das Schwert gezückt; er haut unserm Gutta, ehe der sich's versieht, das Schwert aus der Faust, packt ihn, zieht ihn vor sich übers Roß, wendet und ist verschwunden, ehe wir nur eine Lanze schleudern konnten! Der Reiter war Arminius und kein anderer; ich kenn' ihn gut genug! »

« Gutta!! » rief der Statthalter laut, « Centurio Apuleius Gutta, tretet vor! »

Der Halbkreis der Centurionen stand stumm. Kein Gutta trat vor. « Warum meldest du mir das jetzt erst!? » herrschte Varus den Sprecher an.

« Es hätte unsere Laune und Lage nicht gebessert, wenn ich es früher gemeldet hätte », sagte der Centurio trocken.

« Wißt, Kameraden », rief Caelius mit seiner ehernen Kommandostimme, « Arminius hat seinen Gastfreund uns geraubt, weil er diesem einen das Leben schenken will! Wer von uns morgen mit dem Adlerhelm zu tun bekommt, der braucht nicht zu befürchten, daß er aufs Roß gehoben und weggetragen wird! »

Die Männer schwiegen alle. Im Nachtwind schlug das Feuer böse um sich; aus dem unruhigen Dunkel wehten Eulenschreie schrill heran.

Hans Heyck

## Die Schlacht im Teutoburger Wald

(9 n. Chr.)

**D**er Sturmwind heult, der Regen rauscht,  
wo Spalt und Abgrund klaffen.

Wer späht im Nebelbruch und lauscht?

Was klirren dumpf die Waffen!

Hört ihr der Raben wilden Schrei,  
den Klang der Römerrufe,  
hört ihr den Troß der Reiterei  
am Donner seiner Hufe?

Im dunklen Hain blitzt Speer an Speer.  
Armin, die Feuer flammen!  
Nun schlägt der Römer stolzes Heer  
beim Ruf der Schlacht zusammen.

Nun faßt der langen Speere Schaft,  
stürmt Reiter, Pferd und Wagen.  
Es muß nun jede Hundertschaft  
wohl tausend Römer schlagen.

Im Forste schreckt das scheue Wild.  
Schwer fällt der Regen nieder.  
Zerbrecht der Römer Schwert und Schild  
und die umschirmten Glieder!

Und Stoß um Stoß und Schlag auf Schlag,  
bis Schild und Panzer krachen,  
und durch die Nacht und durch den Tag  
tönt dumpf der Sieger Lachen.

Ein Röcheln noch, ein wilder Fluch  
am Weg, im Schlamm und Graben.  
Im Forst und Hain, im Moor und Bruch  
krächzt laut der Schwarm der Raben.

Ferdinand Oppenberg

## Tacitus über Arminius

**O**hne Zweifel war er Deutschlands Erretter. Er kämpfte gegen Rom, nicht als es klein und unbedeutend war, sondern als es auf dem Gipfel seiner Macht stand. Nicht in allen seinen Schlachten siegte er, doch blieb er immer unbezigt im Kriege. Auf 37 Jahre brachte er sein Leben, auf 12 sein Königtum. Noch heute singen von ihm die Heldenlieder der Germanen.

\*

Lieber wollen wir sterben, als Knechte sein!

Armin

# Germanische Kämpfer

(Römerzeit)

Wenn sie einmal aufflammten, bedrohten sie mit Vernichtung, was ihnen nahe kam, und diese deutsche Wut war schon im kaiserlichen Rom berüchtigt.

Noch mehr im römischen Heere. Wenig beliebt war der Dienst gegen die Germanen, auch den kriegsharten Legionen: mehr als einmal weigerte ein Heer den Zug gegen diese «Barbaren»; noch zur Zeit des Julian graute dem Soldaten vor ihrem schrecklichen Schlachtgesang und unwiderstehlichen Ansturm. Denn auch im Kampf war der Germane weit anders als der Römer. Sich vorsichtig decken, die Kraft sparen, unnützes Wagnis vermeiden, jede Gunst des Geländes benutzen, den Rückzug offen halten, aus jedem Lager eine Festung bilden, das war römische Kriegskunst. Wild anstürmen, sich rücksichtslos aussetzen, sorglos der Tapferkeit des einzelnen und dem Schreck, den man dem Feind einjagte, vertrauen, war deutsche Art. Der römische Soldat schützte bei dem Kampf Haupt und Schultern mit Eisen, den Leib mit dem Lederwams; der germanische Fußkämpfer warf vor der Schlacht seine Kleider ab und kämpfte, zuweilen nackt bis auf den Schurz über den Lenden, trotzig, mit bloßer Brust dem feindlichen Geschoß entgegendringend.

Wenn andere Völker einmal einen Sieg über römische Heere erfochten, so verdankten sie ihn strategischer Kunst ihres Feldherrn oder ihrer leichten Beweglichkeit, ferntreffenden Pfeilen und flüchtigen Rossen. Bei den Deutschen war die ganze Kraft bei dem Fußvolk<sup>1</sup>, gerade wie bei den Römern, und ihre Schlachtordnung und Aufstellung war mangelhaft. Aber die Hauptsache verstanden sie wundergut: sie rückten dem Gegner dicht auf den Leib, schmetterten schwere Wurfaffen auf seinen Schild und fuhren in mächtigem Sprunge nach, das Schwert in die feindliche Brust stoßend. Ihnen war der Kampf wie ein Fest, sie schmückten und banden dazu ihre lockigen Haare wie Mädchen, er war zugleich eine religiöse Feier, mit Gesang zu ihrem Gott brachen sie in die Feinde.

Gustav Freytag

<sup>1</sup> « Ihre Stärke beruht auf dem Fußvolk, das so schnell ist, um unter der Reiterei mitzufechten. » Tacitus von den Germanen

# Völkerwanderung

**E**in Stierhorn brüllt ... Woher?  
Vom Himmel herab über alles Land  
und über alles Meer.  
Ein jeder hört es. Jeder steht gebannt.  
Still steht das Volk auf den Straßen am Bosphorus.  
Still wird der Pöbel zu Rom im Zirkus Maximus,  
still das Gespräch der Gelehrten zu Athen,  
still bleibt der gälische Bauer hinter dem Pfluge stehn,  
still werden selbst die Vögel und sinken zu Grund  
in die Gärten von Karthago, in die spanischen Felder,  
britannischen Wälder.  
Stumm starrt die Welt. Jedes Wort stirbt im Mund.

Nur das Stierhorn brüllt über das Römische Reich.  
Jeder hat es gehört  
und blickt verstört,  
dumpf glotzend, bleich  
gen Himmel und schweigt...  
Aber von Norden, hinter den Bergen her,  
über alle Dämme steigt  
ein Völkermeer.  
Zu Rosse, zu Fuß, in schwer knarrenden Karren,  
mit Weibern und Kindern, mit Ochsen und Farren,  
mit Herden von Schafen, von Hunden umbellt,  
bricht ein Volk auf in die Welt!

Und vor ihm her,  
riesengroß, uralte,  
gestützt auf den Speer,  
geht  
weißbärtig, mantelumweht,  
eine Urgestalt.

Am Himmel, weit vorn,  
steht er und bläst des Schicksals Horn.

Will Vesper



# Der Sieger von Karthago

(18. Oktober 439)

Nachdem das Flaggschiff genommen war, griff auch das zweite Treffen der Wandalen in den Kampf ein, zugleich erreichten Dietmar und Born<sup>1</sup> die Flanken der Griechen. Der Anprall war mörderisch, aber er zersprengte die Feinde nicht. Ein wilder Kampf von Bord zu Bord begann, Stunde um Stunde ging es hin und her, und auch die Wandalen sahen viele ihrer Schiffe sinken. Da stießen am Nachmittag zum drittenmal die Brander vor, einige kampfunfähige und sinkende Schiffe der Griechen begannen, sich vor ihnen unterm Schutz der Dämpfe aus dem Wirrwarr zu lösen und hinter das Vorgebirge zurückzuziehen. Andere, darunter das Geschwader des Basiliscus<sup>2</sup>, schoren aus, um sich hinter der Linie neu zu ordnen. Der König aber erkannte, daß die Entscheidung gekommen war, er stieß mit dem «Siegvogel» und seinem Geschwader in die Lücke des Gegners und öffnete seinen Brandern und Bremsen den Weg. Da mußten die Griechen überall weichen, und die Wandalen verlegten vielen Schiffen, die das Vorgebirge nicht mehr zu umsegeln vermochten, die Flucht in die freie See.

Als Geiserich nun sah, daß die Schlacht für den Feind ohne Hoffnung war, übergab er Grenzo<sup>3</sup> die Verfolgung, ließ sich absetzen und stieß zu dem wartenden Heer.

Es war, als müsse er überall selbst den Sieg führen, abergläubisch waren Mannschaft und Schiffe. Der König führte sein Volk aus den Schanzen und stellte es in stumpfem Keil auf; er rechnete auch zu Land mit einer großen Übermacht der Feinde und durfte keinen breiten Stirnangriff wagen.

Und es schien, als wollte er den Stoß gegen die Mitte des griechischen Heeres richten. Aber beim Vormarsch, hundert Schritte vorm Feind, machte sein Heer eine Bewegung seitwärts, marschierte bis vor die Lücke, die zwischen dem Haupttreffen und dem rechten Flügel des Basiliscus lag, wendete wieder zum Angriff und stieß nun in ungeheurem Sturm-lauf vor.

---

<sup>1</sup> Geiserichs Bundesgenossen zur See. <sup>2</sup> Der griechische Feldherr. <sup>3</sup> Geiserichs Sohn.

Und der rechte Flügel der Griechen wurde vom Keil der Wandalen in die See gedrängt; die andern aber mußten, um weiterzukämpfen, ihr Gesicht gegen die Sonne kehren, und waren erschrocken über den ersten Erfolg der Wandalen. Weil er die breite Mitte nun nicht in den Kampf führen konnte, versuchte der Feldherr der Byzantiner, sie zurückzunehmen und auf der Höhe neu aufzustellen. Dabei verloren seine Leute die Ordnung, und weil sie sahen, daß sich die Schiffe schon hinter das Vorgebirge zurückzogen, eilten viele kopflos über die Höhe des Kaps, um sich an Bord zu retten. — — —

Am Abend wehrten sich die Schiffe des Basiliscus nicht mehr; sie waren zufrieden, daß auch die Wandalen sich schonen mußten, und nahmen in der Nacht von den Landungstruppen an Bord, was sie erreichen konnten. Dann segelten sie im grauen Tag nach Osten. Ein Drittel ihrer Mannschaft war erschlagen oder gefangen, mehr als die Hälfte aller Schiffe gesunken oder in Geiserichs Händen.

Schwer und bitter waren auch die Verluste der Wandalen. Der Seeherzog Obotho war gefallen, und der starke Genzo war vom Land her durch einen Pfeil verwundet worden, als er ungestüm das Kap des Merkurs hatte umschiffen wollen. Der König war bei ihm, als die Sieger nach Karthago heimfuhren; in seinen Armen kämpfte der Beste seines Blutes mit dem Tod.

Fredebal<sup>1</sup> versuchte, dem Königssohn das Geschoss aus der Schläfenwunde zu lösen, aber es gelang nicht. Da wußte Genzo, daß er sterben mußte, und er rief das Ohr seines Vaters nahe.

«Halt inne», bat der Sterbende, «halt inne, das Volk vermag nicht mehr als dies.»

«Ich meine», antwortete Geiserich, «ein Volk soll lieber als Held sterben, denn in Badestuben verkommen. Aber wenn es nach mir geht, Genzo, haben wir heut einen langen Frieden gewonnen.»

Da nickte der Sohn. Er hätte die Zeit wohl gern erlebt, aber auch ihm galt der Sieg mehr als die Stille; sein Vater hatte recht. Er lächelte, als der Priester zu ihm trat, und hörte still, schon im Verscheiden, die sanften Worte: «Attar unsar, thu in himinam.» — —

H. Fr. Blunck (gek.)

<sup>1</sup> Geiserichs Wundarzt.

Es gibt keine Tugend, in welcher wir Römer die Wandalen übertreffen. Wir verachten sie als Ketzer, und doch sind sie stärker als wir an Gottesfurcht.

\*

Wo Goten herrschen, ist niemand unzüchtig außer den Römern; wo Wandalen herrschen, sind selbst die Römer keusch geworden. — Gott führte sie über uns, um die verwahrlosten Völker durch die reinen zu strafen. Salvian, um 450

## Hunnenschlacht

(Aetius<sup>1</sup>, 451)

Die Schlacht der beiden Welten ist geschlagen,  
des Ostens Roheit floh zurück in Schmach:  
Den Schild Európas hat mein Arm getragen,  
daran des Hunnen grimmer Stoß zerbrach,

Der Lorbeer kränzet diesen müden Scheitel,  
der Sieg vergoldet neu den Feldherrnstab:  
Mich aber dünkt der Siegesjubil eitel,  
und dürft' ich ruhn, ich stiege gern ins Grab.

Wohl rettet' ich die Welt vor dem Vernachten,  
doch nicht für Rom — nicht Rom zum Eigentum:  
Germanenvölker schlagen unsre Schlachten,  
und ihnen wird die Beute wie der Ruhm!

Erschüttert wankten der Legionen Glieder,  
da hielt der Goten feste Kraft das Feld.  
Burgunden ritten Etzels Fahnen nieder,  
und Alemannen stürmten sein Gezelt!

Horch, Gotenjubil rauscht durch die Gefilde:  
Sie heben hoch den jungen Thorismund  
Als ihren Siegeskönig auf die Schilde  
und dünken sich die Herr'n vom Erdenrund.

---

<sup>1</sup>Letzter großer Feldherr des Weströmischen Reiches; errang mit Hilfe der Westgoten, Alanen, Franken u. a. Völker auf den Katalaunischen Feldern 451 den weltgeschichtlichen Sieg über Attila.

Weh mir: sie sind's! und bis nach Romas Toren  
tönt unaufhaltsam fort der Siegeschall;  
o wär ich unter Scipio geboren  
Und läg' erschlagen auf Karthagos Wall.

Felix Dahn

## Theoderich der Ostgote

(469)

**D**ie Wachen salutieren. Weit auf schwingen die schweren, die eisenbeschlagenen Tore von Byzanz. Eng drängt sich in den Gassen das gaffende Volk, denn jetzt kommen — ein seltener Anblick — sogar des Kaisers Silbergepanzerte dröhnend geschritten. Wer mag das sein, der da geritten kommt, mit den Abzeichen der höchsten Würde des Reiches? Goldene Legionsadler, Liktores in Menge geben ihm das Geleit, an seiner Seite reiten Minister, ein schier unabsehbarer Zug vornehmer Beamten, Konsulare, Offiziere folgt ihm.

Was, nur der Gotenprinz, der seit 10 Jahren als Geisel für die Treue seines Volkes im Kaiserpalast wohnt? Was ist denn los? daß man plötzlich so viel Aufhebens mit ihm macht? Rasch spricht es sich herum, was der eigentliche Grund des Aufzuges ist. Theoderich, der Sohn des Ostgotenkönigs Theodimir, ist mündig geworden. Mit reichen Geschenken entläßt ihn der Kaiser in die Heimat.

Die gotische Königsburg am Neusiedlersee hallt wider von hellem Jubel, als der Prinz einreitet. Denn eben kehrt auch der Vater zurück, der einen glanzvollen Sieg über die vereinten Feinde des Ostgotenvolks errungen hat. Ist es ihm doch gelungen, die Alamannen und Skiren, die der listenreiche Edika, der Vater Odovakers, zu geseinsamem Sturm gegen die Gotenmacht veranlaßt hatte, so blutig zu schlagen, daß fortan niemand zwischen Donau und Alpen mehr wagen darf, die Hand gegen das mächtige Königreich zu erheben. Nur ein Feind ist noch übrig, der Slavenkönig Babai, der östlich jenseits der Donau gebietet und der sich der Vernichtungsschlacht, die seine Verbündeten demütigte, durch schnelle Flucht entzogen hatte.

Ist es Eifersucht auf des Vaters neuen Ruhm — ist es nur der Wunsch, die ihm eben verliehenen Waffen gleich beim erstenmal mit unerhörten Ehren siegreich zu bewähren — der Fünfzehnjährige läßt ohne Wissen Theodemirs die Heerhörner rufen, rafft rasch 6000 Jünglinge zusammen und bricht bei Nacht und Nebel mitten ins Land der gefürchteten Nachbarn. Er hat Glück — mehr Glück als der erfahrenste Feldherr Ostroms, den Babai kurz vorher mit Schimpf und Schande zurück über die Donau jagte. Der Überfall des gotischen Jungenhaufens kommt so überraschend, daß Babai nicht einmal zur Flucht Zeit findet. Oder will der sieggekürnte König vor den übermütigen Knaben, die nun gar seine Hauptstadt zu berennen wagen, nicht davonlaufen? Er bezahlt seinen Mut mit dem Tode. Theoderich erstürmt die verwaiste Königsburg. Beladen mit den ungeheuren Schätzen, die der Beherrscher halb Ungarns zusammengeraubt hatte, kehrt der junge Sieger heim. Aber nicht genug damit. Er behält einfach das Reich des getöteten Slavenkönigs, ja, er gibt nicht einmal das wichtige Belgrad heraus, das Babai soeben dem oströmischen Reiche abgenommen hatte. Er will ein eigenes Reich haben, will nicht seines Vaters Unterkönig sein. Er will hoch hinaus — schon jetzt sehen's alle. Aller Augen richten sich auf ihn.

H. Schilling (gek.)

## Theoderich der Grosse

(Dietrich von Bern)

**E**r war der Welt ein' Wunne,  
der Ritterschaft ein' Lehre,  
siner Mage<sup>1</sup> ein' Ehre,  
sines Landes ein' Zuversicht,  
ihme gebracht all der Tugende nicht,  
der' ein Herre haben sollte.

M. Gottfr. von Straßburg

---

<sup>1</sup> Sippe.

# Mannentreue

(Kriemhilde)

**I**ch schenk euch keine Gnade! Ungnade hab' ich nur,  
weil mir vom Tronjer Hagen solch Leides widerfuhr  
daheim! Auch hier zu Lande erschlug er mir mein Kind:  
Das müssen sehr entgelten, die mit euch hergekommen sind! »

« Wollt ihr jedoch zur Geisel mir meinen Erzfeind geben,  
so will ich's nicht versagen, so sollt ihr andern leben,  
dieweil wir sind Geschwister und einer Mutter Kind!  
So red' ich um die Sühne mit diesen Recken, die hier sind! »

« Verhüt' es Gott vom Himmel! » so sprach da Gerenot,  
wenn unser tausend wären, wir lägen alle tot,  
die Sippschaft deiner Mage, eh wir dir einen Mann  
zur Geisel übergäben! Nein, das wird nimmermehr getan! »

« Wir müssen doch ersterben », so sprach da Giselher,  
Drum soll uns niemand scheiden von ritter-  
licher Wehr!

Wer gerne mit uns stritte, wir sind noch immer hie!  
Was Treue anbelanget, verließ ich meine  
Freunde nie! »

Nibelungenlied, XXXV, 2163—2166

## Hagens Sterbelied

**N**un werd ich sehr alleine! — Die Fürsten liegen tot; —  
Wie glänzt im Mondenscheine der Estrich blutigrot!  
Die fröhlichen Burgunden, wie sie nun so stille sind!  
Ich höre, wie aus Wunden das Blut in Tropfen rinnt.  
Es steigt aus dem Hause ein Dunst von Blute schwer,  
schon kreischen nach dem Schmause die Geier ringsumher.  
Es schläft der König Gunter in fieberwirrem Schlaf,  
seit ihn vom Turm herunter ein spitzer Bolzen traf.  
Und Volker liegt erschlagen; der lachte, wie er fiel:  
« Nimm all mein Erbe, Hagen, nimm du mein Saitenspiel! »

Er trug, vor Heunentücken geschirmt, die Fiedel traut  
 auf seinem Rücken, den nie ein Feind geschaut.  
 Sie scholl wie Nachtigallen, wenn Volker sie gespannt;  
 wohl anders wird sie schallen in meiner harten Hand.  
 Vier Saiten sind zersprungen — drei haften noch daran! —  
 Ich habe nie gesungen, ich bin kein Fiedelmann.  
 Doch treibt mich's, zu versuchen, wie Hagens Weise geht:  
 Ich denk, ein gutes Fluchen ist auch kein schlecht Gebet!  
 So sei'n verflucht die Weiber, Weib ist, was falsch und schlecht:  
 hier um zwei weiße Leiber verdirbt Burgunds Geschlecht!  
 Und Fluch dem Wahngetriebe von Sitte, Liebe, Recht:  
 erlogen ist die Liebe, und nur der Haß ist echt.  
 Die Reue ist der Narren! Nur das ist Atmens wert,  
 im Tod noch auszuharren beim Groll, beim Stolz, beim Schwert.  
 Und hätt ich zu beraten neu meine ganze Bahn —  
 ich ließe meiner Taten nicht eine ungetan.  
 Und käm, der Welt Entzücken, ein zweiter Siegfried her —  
 ich stieß ihm in den Rücken zum zweitenmal den Speer!  
 Was reißt ihr, feige Saiten? Versagt ihr solchem Sang? —  
 Ha, wer mit mächt'gem Schreiten kommt dort den Hof entlang?  
 Das ist kein Heunenspäher, das dröhnt wie Schicksalsgang,  
 und näher, immer näher: — ein Schatten riesenlang. —  
 Auf, Gunter, jetzt erwache, den Schritt kenn ich von fern:  
 Auf, auf! — Der Tod, die Rache und Dietrich kömmt von Bern!

Felix Dahn

## Das Hildebrandslied<sup>1</sup>

**I**ch hörte das sagen,  
 daß sich ausforderten / einzeln bei der Begegnung  
 Hildebrand und Hadubrand, / zwischen den Heeren beiden,  
 Vater und Sohn. / Sie sahen nach ihrer Rüstung,  
 bereiteten ihre Brünnen, / banden sich ihre Schwerter um,  
 die Helden, über die Ringe, / da sie ritten zu jenem Kampf.

<sup>1</sup> Das älteste erhaltene Bruchstück aus der deutschen Heldensage, 8. Jahrhundert.

Hildebrand anhub, / er war der ältere Mann,  
des Lebens erfahrener, / zu fragen begann er  
mit wenigen Worten, / wer da wäre sein Vater  
im Heervolk der Helden.../« Oder welches Geschlechtes du seist?  
Wenn du mir einen sagst / ich mir die andern weiß,  
Kind, im Königreiche / kenn' ich doch allen Adel! »

Hadubrand antwortete, / Hildebrands Sohn:  
« Das haben gesagt mir / Leute von uns hier,  
alte und kluge, / die einstmals lebten,  
daß Hildebrand heiße mein Vater: / ich heiße Hadubrand.

Vordem er ostwärts ritt, / floh vor Otachers Wut  
hin zu Dietrich / und seiner Degen vielen.

Da ließ er im Lande / verlassen zurück  
sein junges Weib im Haus, / unerwachsen das Kind,  
des Erbes verwaist; / er ritt ostwärts fort,  
weil nun Dietrich / zu darben begann  
nach meinem Vater; / er war doch ein so freundloser Mann!

Auf Otacher war er / unmässig ergrimmt,  
aber bei Dietrich / der Degen liebster.

Er war dem Volke voran, / ihm war immer Fechten zur Lust.  
Kund war er / kühnen Männern.  
Ich glaube nicht, / daß er noch lebt... »

Hildebrand:

« Nun helfe mir Gott / vom Himmel droben,  
daß du trotzdem nicht mit so nahe Versipptem  
Verhandlung je führest... »

Da wand er vom Arme / gewundene Baugen  
aus Kaisergold, / so wie sie jener König ihm gab,  
der Hünen Herr: / « Daß ich dir es in Huld nun gebe! »

Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:  
« Mit dem Gere soll man / Gaben empfangen,  
Spitze wider Spitze . . .



Du scheinst mir, Hüne alter, / ein übermäßig Schlauer,  
lockst mich mit deinen Worten, / willst mich mit deiner Lanze  
So alt wie du bist, / soviel Erzbetrug führst du. [werfen,

Das haben gesagt mir / Seefahrende hier  
westwärts übers Wendelmeer, / daß ihn wegnahm ein Kampf:  
Tot ist Hildebrand, / Herebrands Sohn. »

Hildebrand sprach, / Herebrands Sohn:  
« Wohl erseh' ich / an deiner Rüstung,  
daß du hast daheim / einen Herrn, einen edlen,  
daß dich dieses Reiches König / nicht als Recken vertrieb.

Wohlan nun, waltender Gott, / Wehgeschick vollzieht sich.  
Ich wallte der Sommer und Winter / sechzig außer Landes,  
wo man immer mich fand, / im Volke der Krieger  
und bei keiner Stadt doch / starb ich des Todes.

Nun soll mich der eigene Sohn / mit dem Eisen zerhauen,  
treffen mit seinem Schwerte / oder aber ich erschlage ihn selbst.  
Doch leichthin kannst du, / wenn dir deine Kraft dazu taugt,  
mir altem Mann / abjagen die Waffen,  
die Rüstung rauben, / wenn du ein Recht dazu hast.

Der soll der ärgste / der Ostleute sein,  
der dir nun weigert den Kampf, / wenn's dich so wohl danach  
[lüstet,  
den gemeinsamen Zweikampf: / wenn du mußt, so versuch's,  
wer von uns seine Rüstung / räumen heut soll  
oder über diese Brünen / beide walten. »

Da ritten sie erst / mit den Eschenschäften zusammen,  
in scharfen Scheuern, / daß in den Schilden es stand.

Dann stapften zusammen / die Starken im Fußkampf,  
zerhieben harmlich / die hellen Schilde,  
bis ihnen die lindenlen / lützel wurden,  
zerwirkt von den Waffen ...

Übertragen von Hans Naumann

# Teja

(Letzter Kampf der Ostgoten 552)

Besitz stirbt, Sippen sterben, du selbst stirbst wie sie;  
eins weiß ich, das ewig lebt: Des Toten Tatenruhm.

Ed d a

**A**ls der König Teja das ganze Heer des byzantinischen Feldherrn Narses gegen die Mündung des Engpasses in Bewegung sah, sprach er zu seinen Helden: «Wohlan! So schaut die Mittagssonne den letzten Kampf der Goten.» Er stellte eine Anzahl von Kriegern vor der Lavahöhle auf, wies ihnen die Leiche Theoderichs, auf purpurner Bahre aufgerichtet und den Königshort und trug ihnen auf, während der Kampf um den Engpaß toben würde, die Purpurbahre und die Truhen in den Vesuv zu schleudern auf Adalgoths Wink, dem er mit Wachis die letzte Obhut des Passes anbefahl.

Die Unwehrhaften drängten sich um die Lavahöhle zusammen; — man sah keine Träne, man hörte kein Schluchzen. Die Krieger aber ordnete Teja nach Hundertschaften, und innerhalb derselben nach den Sippen, sodaß Väter und Söhne, Brüder und Vettern fochten: ein Gefüge der Schlachthaufen, dessen grimmige Zähigkeit die römischen Legionen seit den Tagen der Kimbern und Teutonen, des Ariovist und des Armin erprobt. Die natürliche Beschaffenheit des letzten Schlachtfeldes der Goten wies von selbst auf die alte, von Odin gelehrt Schlachtordnung zum Angriff aus dem Engpaß: den Keil.

Die tiefen, dichten Kolonnen der Byzantiner standen nun, wohlgegliedert, staffelförmig von dem Meeresufer an bis auf Speerwurfweite vor des Passes Mündung hintereinander aufgestellt — ein prachtvoll schöner, aber furchtbarer Anblick. Die Sonne glänzte auf ihren Waffen, indes die Goten im Schatten der Felsen standen. Weit über die Lanzen und Feldzeichen der Feinde hinweg blickten die Germanen bis in das lachende, schimmervolle Meer, das in wonnigem Lichtblau strahlte.

König Teja stand neben Adalgoth, der das Banner Theoderichs trug, in der Mündung des Passes. Der Dichter regte sich in dem Heldenkönig.

« Sieh hin », sprach er zu seinem Liebling, « wo könnten wir schöner sterben? Nicht im Himmel der Christen, nicht in Meister Hildebrands Asgardh oder Breidablick kann es schöner sein. Auf, Adalgoth, laß uns hier sterben, unsres Volkes und dieser schönen Todesstätte wert. »

Und er warf den Purpurmantel zurück, den er über der schwarzen Erzurüstung getragen, nahm die kleine Harfe in den linken Arm und sang mit leiser, verhaltener Stimme:

« Vom fernsten Nord bis vor Byzanz,  
bis Rom — Welch Siegeswallen!  
Der Goten Stern stieg auf in Glanz —  
in Glanz auch soll er fallen.

Die Schwerter hoch, um letzten Ruhm  
mit letzter Kraft zu werben. —  
Fahr wohl, du stolzes Heldentum!  
Auf, Goten — laßt uns sterben! »

Und mit kräftigem Schlag zerschmettete er die im Tode noch hellauf klingende Harfe an dem Fels zu seiner Linken.

« Nun, Adalgoth, leb wohl! Hätt' ich die Reste meines Volkes retten können! Nicht hier! Aber mit freiem Abzug gen Norden!

Es sollte nicht sein. Narses würd's kaum gewähren. Und die letzten Goten bitten nicht. Zum Tod! »

Und die mächtige Streitaxt an lanzengleichem Schaft erhebend, die gefürchtete Waffe, trat er an die Spitze des Keils. Hinter ihm Aligern, sein Vetter, und der alte Hildebrand. Hinter diesen Herzog Guntharis von Tusciem, der Wölsung, Graf Grippa von Ravenna und Graf Wisand von Volsinii. Hinter diesen Wisands Bruder: Ragnaris von Tarentum, und vier Grafen, dessen Gesippen. Darauf in steigender Breite je sechs, acht, zehn Goten.

Den Schluß bildeten dichte Haufen, je nach Zehnschaften geordnet.

Wachis, neben Adalgoth in dem Engpaß haltend, gab auf des Königs Wink das Zeichen mit dem gotischen Heerhorn. Und nun brach die Sturmschar ausfallend aus der Schlucht.

Auf der nächsten breiteren Stelle vor dem Paß hielten die Scharen der Feinde.

Zuerst sprang gegen den König, den die Zackenkrone auf dem schwarzen, geschlossenen Helm kenntlich machte, Althias, der Armenier. Sofort fiel er mit zerspaltenem Haupt.

Der zweite war der Heruler Rodulf; er rannte den Speer mit beiden Händen, links gefällt, wider Teja. Dieser fing den Stoß unerschüttert mit dem schmalen Schild und stieß dem von dem Anprall Zurücktaumelnden die lanzengleiche Spitze des Schlachtbeils in den Leib.

Ehe er die Waffe aus dem Geschupp des Waffenrockes reißen konnte, waren zugleich Suartua, des gefallenen Herules Neffe, der Perser Rabades und der Bajuware Garizon heran. Letzterem, dem kühnsten und nächsten, stieß Teja den Schnabel des Schildes vor die Brust, daß er über den schmalen, glatten Lavasteig zur Rechten hinabstürzte.

Dem Heruler Suartua, der das Schwert über Tejas Haupt schwang, schlug Aligern, hinzuspringend, den Arm samt dem Schwert glatt vom Rumpf. Er schrie und fiel. Dem Perser Rabades, welcher den krummen Säbel von unten schlitzend gegen des Königs Weichen hob, zerschlug der alte Hildebrand mit der Steinaxt Visier, Antlitz und Gehirn.

Teja, seiner Streitaxt wieder mächtig und der nächsten Angreifer ledig, sprang nun selbst zum Ansturm vor. Er warf die Streitaxt im Schwung gegen einen im Eberhelm — Helm mit Haupt und Hauern des Wildebers — heranschreitenden Feind. Epurulf, der Alamanne war's; er stürzte rücklings. Über ihn beugte sich Vadomar, sein Gesippe, und wollte des Gotenkönigs schreckliche Waffe an sich reißen, aber im Flug war Teja zur Stelle, das kurze Schwert in der Rechten. Hoch blitzte es, und Vadomar fiel tot auf seinen toten Freund.

Da rannten zugleich die beiden Franken Clothachar und Bertchramm, die Fránzisca, eine Tejas Streitbeil ähnliche Waffe, schwingend, herzu. Beide Äxte sausten zugleich. Die eine fing Teja mit dem Schild auf, die zweite, die hoch im Bogen, sein Haupt bedrohend, heranflog, parierte er mit dem einen Beil, und rasch stand er zwischen den beiden Feinden, schwang die Axt im Kreise furchtbar um seinen Helm, und auf einen Schwung sanken beide Franken nach links und rechts mit zerspellten Sturmhauben.

Aber schon standen Taulantius, der Illyrer, und Autharis,

der Langobarde, vor ihm. Mit schwerer Keule aus der Wurzel der Steineiche schmetterte der Illyrier auf des Königs Schild und schlug ein Stück des untern Stahlrandes heraus; gleichzeitig traf, dicht über diesem Sprung, des Langobarden Lanzenwurf den Schild und riß den Beschlag um den Schildnabel hinweg, schwer in dem Schilde haftend mit langem Widerhaken und ihn nach unten zerrend. Und Taulantius hob schon die Keule gegen des Königs Visier.

Da entschloß sich Teja kurz. Den halbzertrümmerten Schild opfernd, schmetterte er diesen mit dem Stachel in des Illyriers Antlitz, den Schild fahren lassend, und fast gleichzeitig stieß er dem anstürmenden Autharius des Schlachtbeils Spitze durch den Ringpanzer in die Brust.

Aber nun stand der König ohne Schild, und die feindlichen Fernkämpfer verdoppelten ihre Speere und Pfeile. Mit Beil und Schwert nur wehrte Teja den von allen Seiten dicht heransausenden Geschossen. Und ein Hornruf von dem Paß her mahnte ihn, umzuschauen.

Da sah er den größten Teil der von ihm aus der Schlucht geführten Krieger gefallen; die Ferngeschosse, die zahllosen, hatten sie niedergestreckt, und schon hatte sie, von der Linken einschwenkend, eine starke Schar Langobarden, Perser und Armenier von der Flanke erfaßt und im Nahkampf erreicht. Von rechts aber sah der König eine Kolonne von Thrakern, Makedonen und Franken mit gefällten Speeren auf die Wächter am Engpaß andringen, während eine dritte Abteilung: Gepiden, Alamannen, Isaurier und Illyrier ihn selbst und das schwache, noch hinter ihm haltende Häuflein von dem Rückweg nach dem Engpaß abzutrennen versuchte.

Scharf blickte Teja nach dem Engpaß. Da verschwand für einen Augenblick das Banner Theoderichs, es schien gefallen. Dies entschied des Königs Entschluß: «Zurück, zum Paß! Rettet Theoderichs Panier!» so rief er den hinter ihm Kämpfenden zu und stürmte zurück, indem er die ihn umgarnende Schar durchbrach.

Teja hatte nun wieder seine alte Vorkämpferstellung an der Mündung des Passes eingenommen und lehnte, sich verkühlend, auf seinem Beilschaft.

« Nun, Barbarenkönig, geht's zum Ende. Bist du wieder in dein Schneckenhaus gekrochen? Komm heraus, oder ich schlag' dir ein Loch ins Haus! Komm heraus, wenn du ein Mann bist! » So rief Johannes, einer der feindlichen Anführer, und wog den Wurfspeer. « Gebt mir drei Speere! » sprach Teja und reichte Schild und Axt dem verwundet neben ihm stehenden Adalgoth. « So! Nun, sowie er gefallen, folgt mir. » Und ohne Schild trat er einen Schritt ins Freie, in jeder Hand Speere.

« Willkommen im Freien! Und im Tode! » rief Johannes und warf. Meisterhaft war sein Wurf gezielt, scharf auf des Königs Helmvisier. Aber Teja bog den Kopf zur Rechten, und an der Felswand splitterte die kräftig geschleuderte Eschenlanze.

Sowie Teja mit der Rechten nun seinen ersten Speer entsandte, warf sich Johannes auf das Antlitz; der Speer traf und tötete Zenon hinter ihm. Rasch war Johannes wieder auf den Füßen und schoß, wie der Blitz, auf den König los; den zweiten Speer, den des Königs Rechte entsandte, fing er mit dem Schild. Aber Teja hatte diesmal augenblicklich nach dem Wurf aus der Rechten auch aus der geübten Linken eine Lanze geschleudert, und diese, von dem Anrennenden nicht bemerkt, durchbohrte den Schuppenpanzer und die Brust des tapferen Mannes, im Rücken hervordringend. Er fiel.

Da faßte seine Isaurier und Illyrier Entsetzen —, denn er galt nach Belisar für den ersten Helden von Byzanz. Sie schrien laut auf, wandten den Rücken und flohen, in wilden Sätzen, ordnungslos, den Berg herabspringend, verfolgt von Teja und seinen Treuen.

Teja selbst hielt an dem Paß; er ließ sich nur von Wachis Speere reichen und, hoch über die gotischen Verfolger hinweg, im Bogenflug zielend, traf er Wurf auf Wurf und tötete, was er erreichte. Es waren des Kaisers beste Truppen; sie rissen die nachrückenden Makedonen, Thraker, Perser, Armenier und Franken mit fort. Bis an des kränklichen Narses Seite fluteten die Versprengten; besorgt hob sich dieser aus seiner Sänfte.

« Johannes gefallen! » « Alboin schwer wund », riefen sie, an ihm vorübereilend. « Fliehet! Zurück ins Lager! » « Eine Angriffssturmsäule muß neu — », sprach Narses, « ha, sieh —, da kommt Cethegus! Zur rechten Zeit! »

Und er war's.

Die gotischen Helden wollten nicht hinter ihren König in den Paß weichen. Sie hielten vor der Mündung. Guntharis war der erste, den Cethegus erreichte.

Des Herzogs Wurfspieß splitterte an seinem Schild, und gleich darauf stieß ihm Cethegus den Speer in die Weichen: in der Wunde brach der tödliche Schaft. Graf Grippa von Ravenna wollte den Wölsungen rächen; er schwang, weit ausholend, das lange Schwert über dem Haupt, aber Cethegus unterlief den Hieb und stieß dem alten Gefolgsmann Theoderichs das breite Römerschwert in die rechte Schulterhöhle — er fiel und starb. Zornig schritt Wisand gegen Cethegus heran, die Klängen kreuzten sich, Funken stoben aus den Schwertern und den Helmen. Da parierte geschickt Cethegus einen allzu ungefügen Hieb, und ehe der Gote sich wieder gedeckt, stieß er ihm das Schwert in den Schenkel, daß das Blut hochaufspritzte. Wisand wankte — zwei Vettern trugen den Verwundeten davon.

Erschrocken wichen die Goten vor dem Engpaß dem schrecklichen Römer aus und drängten sich, neben ihrem König vorbei, in die deckende Schlucht. Nur Aligern, Tejas Vetter, wollte nicht weichen, er warf den Speer so stark auf des Cethegus Schild, daß er diesen durchbohrte; aber Cethegus ließ den Schild sinken und fing den wild Anrennenden mit dem Schwert ab. In die Brust gestoßen fiel Aligern in des alten Hildebrands Arme, der, seinen schweren Steinhammer fallen lassend, mit Mühe den Verwundeten an Teja vorbei in den Engpaß tragen wollte.

Zwar auch Aligern hatte gut getroffen, stark blutete des Cethegus Schildarm. Doch er achtete es nicht: nachdringend wollte er beide Goten, Hildebrand und Aligern, töten: da ersah Adalgoth den verhaßten Verderber seines Vaters, des Gotenherzogs Alarich. « Alarich! Alarich! » rief er mit heller Stimme, und vorspringend raffte er des alten Waffenmeisters schwere Streitaxt vom Boden auf, « Alarich », rief er noch mal.

Hoch horchte Cethegus auf bei diesem Namen.

Da sauste die Steinaxt, scharf gezielt, heran und schlug schmetternd auf seinen stolz geschweiften Helm. Betäubt sank

Cethegus um. Syphax sprang hinzu, faßte ihn mit beiden Armen und riß ihn rückwärts aus dem Gefecht.

Aber die Legionäre wichen nicht, sie konnten gar nicht weichen. Hinter ihnen drängten, von Narses nachgeschickt, zweitausend Perser und Thraker empor.

« Wurfspeere herbei », befahl ihr Führer Aniabedes. « Keinen Nahkampf! Mit Wurfspeeren überschüttet den König, bis er fällt. So hat Narses geboten! » Und gerne gehorchten die Truppen dem Gebot, das ihr Blut zu sparen verhieß. Ein so furchtbarer Hagel von Geschossen schlug alsbald wider die schmale Mündung der Schlucht, daß kein Gote mehr heraus und vor den König zu treten vermochte.

Und nun verteidigte Teja, den Engpaß mit seinem Leib und seinem Schilde deckend, geraume, sehr geraume Zeit, ganz allein, sein Gotenvolk.

Bewunderungsvoll hat uns Prokop, nach der Augenzeugen Bericht, diesen letzten Kampf des Teja beschrieben. « Nun hab' ich das Gefecht zu schildern, das höchst denkwürdige, und eines Mannes Heldentum, das hinter keinem derer, die man Heroen nennt, zurücksteht —: des Teja. Er stand, allen sichtbar, mit dem Schilde gedeckt, den Speer zückend, vor der Schlachtreihe der Seinen. Alle tapfersten Römer, deren Zahl groß war, stürmten nur gegen ihn an; denn mit seinem Fall, meinten sie, sei der Kampf zu Ende. Alle schleuderten und stießen auf ihn die Lanzen; er aber fing die Lanzen sämtlich auf mit seinem Schilde, und er tötete in plötzlichem Aufsprung einen nach dem andern, Unzählige. Und wenn der Schild so schwer von Geschossen starrte, dass er ihn nicht mehr halten konnte, winkte er dem Schildträger, der ihm einen neuen reichte. So stand er, nicht sich wendend und etwa auf den Rücken den Schild werfend und weichend. Sondern fest, wie in die Erde gemauert, stand er, dem Feinde mit der Rechten Tod bereitend, mit der Linken von sich den Tod abwehrend und immer dem Waffenträger nach neuen Schildern und neuen Speeren rufend. »

Wachis und Adalgoth waren es, die — aus dem Königshort waren Schilde und Speere haufenweis herangeschleppt worden — ihm immer neue Waffen reichten.



Endlich sank den Römern, Persern und Thrakern der Mut, als sie alle ihre Anstrengungen an dem lebendigen Schild der Goten scheitern und jeden Vordersten, Kühnsten der Ihrigen, von dem Speer des Königs erreicht, fallen sahen. Sie wankten — die Italier riefen ängstlich nach Cethegus — sie flohen.

Da fuhr Cethegus aus seiner langen Betäubung auf.

« Syphax, einen frischen Speer! Halt! », rief er, « steht ihr Römer! Roma, Roma aeterna! »<sup>1</sup> Und hoch sich aufrichtend schritt er gegen Teja heran.

Die Römer erkannten seine Stimme. « Roma! Roma aeterna! » antworteten sie und standen.

Aber auch Teja hatte diese Stimme erkannt.

Von zwölf Lanzen starrte sein Schild — er konnte ihn nicht mehr halten: aber da er den Heranschreitenden erkannte, dachte er nicht mehr des Schildwechsels.

« Keinen Schild! Mein Schlachtbeil! Rasch! » rief er. Und Wachis reichte ihm die Lieblingswaffe.

Da ließ König Teja den Schild fallen und sprang, das Schlachtbeil schwingend, aus dem Engpaß auf Cethegus. « Stirb, Römer! » rief er.

Scharf bohrten die beiden großen Feinde noch einmal Aug' in Auge. Dann sausten Speer und Beil durch die Luft: — denn keiner dachte der Abwehr.

Und beide fielen. Tejas Beil drang mit der Speerspitze durch Schild und Harnisch in des Cethegus linke Brust. « Roma! Roma aeterna! » rief er noch einmal. Dann sank er tot zurück.

Sein Speer hatte den König in die rechte Brust getroffen, nicht tot, aber sterbenswund, trugen ihn Wachis und Adalgoth in den Paß.

Nun verstummte auch der laute klirrende Kampf um den Engpaß, an welchem Adalgoth, nicht unwürdig seines königlichen Harfen- und Speermeisters Teja, dem Ansturm der Feinde heldenmütig und todeskühn wehrte.

Denn während, hinter Adalgoth stehend, Hildebrand und Wachis plötzlich riefen: « Seht auf das Meer! Das Meer! Die Drachenschiffe! Die Nordlandhelden! Harald! Harald! » — mahnten von unten, von der Sänfte des Narses her, feierliche Tubatöne zur Einstellung des Kampfes, zur Waffenruhe —;

---

<sup>1</sup> Ewiges Rom!

sehr freudig senkten die kampfesmüden Byzantiner die Schwerter.

König Teja aber, der auf seinem Schilde lag — den Speer des Cethegus herauszuziehen, hatte Hildebrand verboten — « denn mit seinem Blute fließt sein Leben hin » — forschte mit leiser Stimme: « Was hör' ich da rufen? Die Nordlandhelden? Ihre Schiffe? Harald ist da? »

« Ja, Harald und Errettung für den Rest des Volkes, für uns und — für die Frauen, die Kinder » — jubelte Adalgoth, an seiner Seite kniend. « So war es nicht umsonst, du ewig treuer Held, dein unvergleichlich Heldentum, dein stundenlanges Aus-harren über Menschenkraft! — Basiliskos kam soeben als Gesandter des Narses —. Harald hat die ‚jonische Flotte‘ des Kaisers vernichtet im Hafen von Brundisium; er droht mit Landung, mit neuem Angriff den müden Byzantinern; er fordert, was von uns noch lebt, davonzuführen, mit Wehr und Waffen und Gerät, in die Freiheit, nach Thuleland. Narses hat eingewilligt. Er ehre, sagt er, König Tejas hohes Heldentum an seines Volkes Resten. Dürfen wir? O dürfen wir, mein König? »

« Ja », sprach Teja mit brechenden Augen. « Ihr dürft und sollt. Frei, gerettet unsres Volkes Reste! — Die Frauen, die Kinder — Heil mir! — nicht in den Vesuv! Ja, führt nach Thuleland alle noch Lebenden — und nehmt auch mit die beiden Toten: den König Theoderich und — »

« Und König Teja! » sprach Adalgoth und küßte des Toten Mund. Und so war's geschehen, und also geschah's. Felix Dahn (gek.)

## Ratbod der Friese<sup>1</sup>

(690)

**H**elden ziehn im Friedenskleide, ein Geschlecht von blonden Riesen:

Ratbod wird getauft im Dome, der Gewaltigste der Friesen. Schon ist aus dem Land der Franken eine heil'ge Schar gekommen;

Weihrauch qualmt und Kyrieleison rufen die beglückten Frommen.

<sup>1</sup>Pippin von Heristall besiegte im Jahre 689 bei Wyk te Duerste den Friesenherzog Ratbod und sandte Bischof Willibrord als Glaubensboten.

Ratbod naht dem Marmorbecken in den weißen Taufgewanden,  
und der Bischof tritt zum Helden mit dem Kreuze hoch in  
Handen.

« Wohl dir, daß vom Dienst des Bösen du dich reuig losgerissen,  
daß du nicht wie deine Väter wandelst fort in Finsternissen.

Ihre Seele ging zur Hölle; deine soll sich Gott gesellen,  
wo die Bäche ew'ger Gnade um den Thron der Heil'gen  
quellen. »

Doch der Herzog ruft ergrimmt: « Nur zu weiberweichen  
Betern,  
will mich euer Heiland senden, nicht zu meinen tapfern Vätern?  
Soll ich feige mich verkriechen, wenn die Helden nach mir  
fragen?

Treulich will ich mich mit ihnen durch die ganze Hölle schlagen.

Eure Psalmensinger neid ich nicht in ihren Paradiesen! »

Ratbod sprach's und schritt von dannen, der Gewaltigste der  
Friesen.

Wilhelm Hertz

## Wittekind der Sachse

Alle sah ich einem folgen mit gleicher Kühnheit, dem  
Fürstensohn. Auf Wiedersehn, ihr Wanderer drü-  
ben! So leicht ist der Tod, wie das Leben war.

Edda, Innsteinlied.

**E**intönig schallen die schaurigen Worte des Lippspringer  
Kapitulars über das Land, jenes mit Blut geschriebenen  
Gesetzes, in dem jeder Satz mit gräßlicher Folgerichtigkeit  
endet: « ... der soll des Todes sterben. » Wer nicht binnen  
Jahresfrist sich taufen läßt, wer den Kirchenzehnten nicht  
entrichtet, ja sogar wer das Fastengebot nicht einhält, verfällt  
dem Henker. Am schwersten trägt das freie Volk die Ein-  
treibung der Steuern, die es nie gekannt hat, überall flackert  
der Aufruhr empor. Und als jetzt Wittekind überraschend die  
Elbe überschreitet und mitten in das Bekehrungswerk mit  
blitzendem Schwerte dreinhaut, da wird selbst der gewaltige  
Karl schwach. Ist es heiliger Zorn — ist es erbärmliche Angst:

An einem Tage läßt er 4500 Geiseln, aus allen Teilen des Landes zusammengebracht, zu Verden an der Aller durch Henkershand enthaupten.

Einmütig steht jetzt das ganze Volk zu dem einzigen Manne, der in all den Jahren der Unterdrückung den Mut nicht verlor. Einmütig folgt es Wittekind in den Kampf, und so beginnt jener fürchterliche zwanzigjährige Vernichtungskrieg zweier Völker, zweier Weltanschauungen. Jahr für Jahr muß nun Karl mit immer neuen Truppen das reiche Sachsenland verwüsten, muß Tausende und Zehntausende hinschlachten, mit Greuel und Martern die Religion der Liebe und die Liebe zu dieser Religion den Sachsen einpflanzen. Auf beiden Seiten wird der Krieg schonungslos geführt, kämpfen doch die über Karls Grausamkeit erbitterten Sachsen mit dem Mut der äußersten Verzweiflung. Aber was helfen selbst Siege gegen solche Übermacht. Bereits im dritten Jahre des Krieges ist Karl mordend und brennend bis zur Elbe vorgedrungen. Über 400 000 Mann, also den zehnten Kopf des gesamten Volkes, haben die Sachsen verloren. — —

Der Widerstand ist zu Ende.

Aber nicht Karl ist der Sieger in diesem Kampf, sondern Wittekind. Schweigend hat er, wohl bewacht als fränkischer Gefangener, all das Elend mit ansehen müssen, das sein Freiheitsruf seinem Volke brachte. Aber der alternde Held erlebt auch noch, wie plötzlich die Waage des Geschickes zurückschwingt. Die Sachsen sind widerwillig Christen geworden. Aber nun, da sie einen Bestandteil des Frankenreiches bilden, wachsen sie rasch und übermächtig in das vielgliedrige Staatsgebäude hinein. Die östliche Reichshälfte wird durch ihr Hinzutreten so germanisch, so deutsch, daß sie sich alsbald von der römisch bestimmten Westhälfte scheidet. Schon unter Karls Söhnen und Enkeln zerbricht der große Reichsgedanke, und wahrhafte Völker treten an die Stelle des erdumspannenden Imperiums. Kaum ein Jahrhundert später erben Fürsten aus Wittekinds Geschlecht die ostfränkische Krone der Karolinger. Wittekinds Kampf hat Deutschland geschaffen; denn hätten die Sachsen sich ohne Widerstand gebeugt, so wäre das Land zwischen Maas und Elbe eine westfränkische, also später französische Provinz geblieben.

H. Schilling (gek.)

# Lied der Sachsen

(772—803)

**H**err Kaiser Karl, du meinst es gut  
mit uns verstockten Heiden:  
In deines großen Reiches Hut  
willst sorglich du uns weiden,  
willst uns aus Wald und Heide fort  
an deinen Hof verpflanzen;  
Herr Kaiser Karl, glaub unserm Wort,  
wir taugen nicht zu Schranzen!  
Nie wirst du uns vertreiben  
die stolze Lust an Wald und Au:  
Wir wollen wild und frei und rauh,  
wir wollen Sachsen bleiben!

Herr Kaiser, du bist fromm und weis'!  
In deiner Pfalz zu Aachen,  
da summen tausend Pfaffen leis'  
in fremden, süßen Sprachen.  
Du willst uns zu dem weisen Christ  
in seinen Himmel bringen,  
wo's wieder wie zu Aachen ist:  
Gold, Weihrauchduft und Singen!  
Herr Karl, das macht uns Grausen:  
Wir wollen lieber allesamt  
nach Walhall, wo die Schildburg flammt,  
zu Wodan gehn und schmausen!

Herr Kaiser, wir woll'n steuern nicht  
zu Zehnten, Damm und Brücken,  
woll'n nicht das Haupt im Sendgericht  
vor deinen Grafen bücken!  
Auf, schlaget alle Pfaffen tot,  
die Burgen brennet nieder,  
dem Donar und dem Sassenot  
türmt Stein und Altar wieder!  
Herr Karl kann uns verderben, —  
nicht zwingen, daß wir Knechte sind:  
Auf, führ uns, Herzog Wittekind,  
wir wollen lieber sterben!

Felix Dahn

## Des Sachsen Godwin Vermächtnis

**I**m Weihrturm der Erdmutter fanden sich die Schwertgenossen vom Godenhof mit Abbio, Weking und Ruotwalt zusammen. Eyrik und seine Dänen sicherten die Zugänge zum Eggesternstein vor unwillkommener Überraschung. Man war zwar in all den Tagen auf keine Frankenkrieger gestoßen; sie hatten Weisung, sich zurückzuhalten und Wekings Geleite unbehelligt zu lassen. Man wußte aber auch, daß sie in Bereitschaft lagen und jederzeit angreifen konnten, wenn es geboten schien. Wekings Genossen hatten nichts zu verbergen; sie wünschten aber an diesem letzten Nachmittag auch nicht gestört zu werden. Darum war den Dänen die Sicherung des Heiligtums aufgegeben worden.

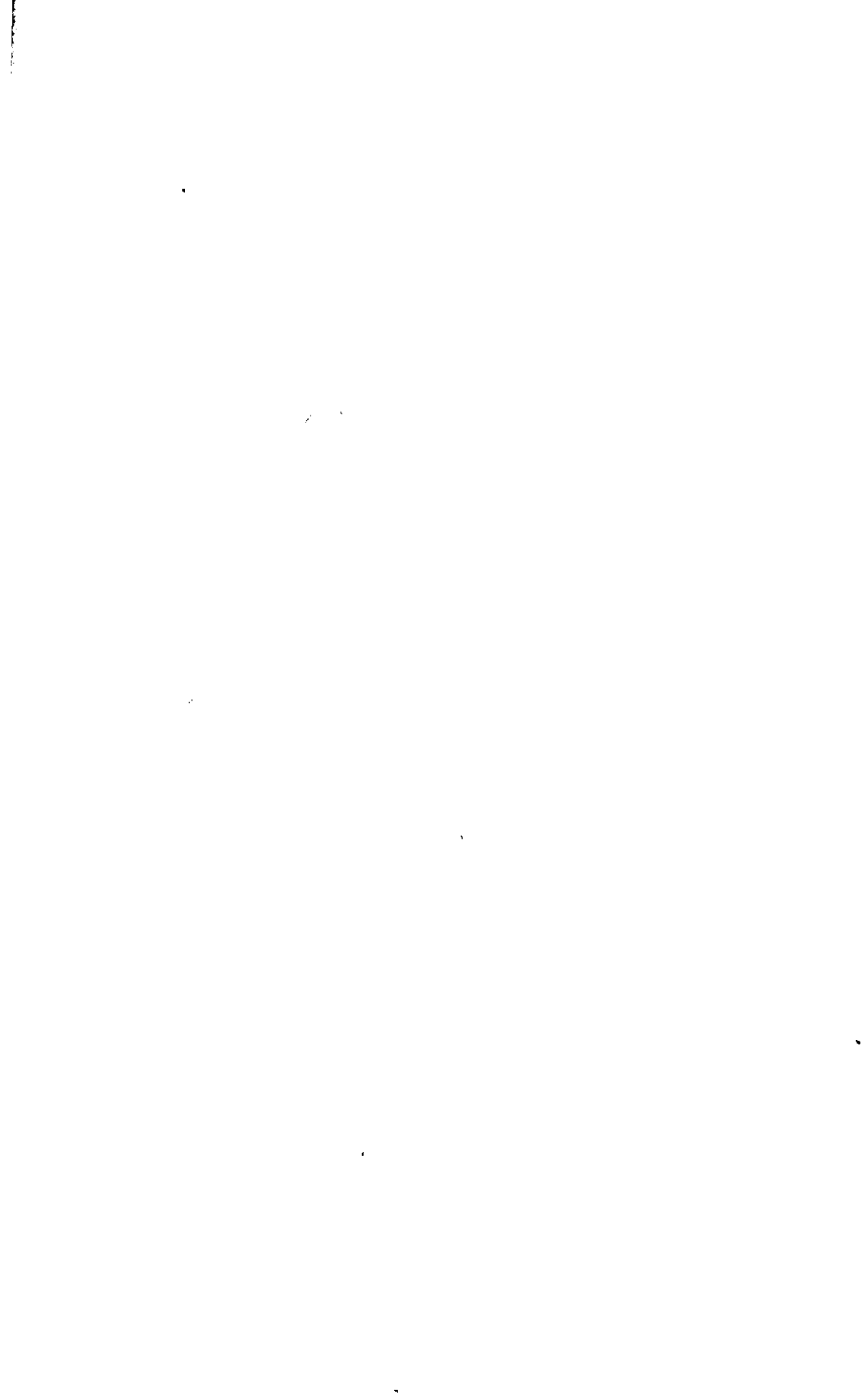
Fackeln erleuchteten das Haus der Erdmutter. Inmitten des Raumes stand die steinerne Urne mit Godwins Asche. Man hatte sie hereingetragen, hier Abschied von dem Toten zu nehmen. Sie stimmten keine Totenklage an, und was Ruotwalt sagte, das konnte ebenso für Herzog Weking oder Abbio bestimmt sein, wie es Herrn Godwin galt. So sprach der Erbe: « Was ist das Höchste, was wir einem Manne nachrühmen können, meine Freunde, und zugleich das Tiefste und Innigste seines Lebens? Daß er treu gewesen ist und tapfer und unerschrocken. Daß er nie der Ehre vergaß und sein Dasein gering achtete, wenn Notzeit kam. Daß er eifrig und bedachtsam das Seine tat an der Stelle, die ihm die Waltenden zugewiesen haben, und sein Werk schuf mit der Glut seines Herzens und der Kraft seines Könnens. Wer das tat, meine Freunde, der mag aus unserer Mitte gehen, wenn seine Stunde gekommen ist, er mag sterben, wenn es der Wille der Waltenden fordert; er bleibt dennoch uns gegenwärtig, und nichts scheidet ihn von uns. Darum klagen wir nicht, wenn er starb, und halten unser Herz fest in Händen, wenn wir ihn geleiten auf seinem letzten Gang. Aber wir rühmen seinen Namen, indem wir ihm treu bleiben, und wahren seine Ehre mit der Kraft, die wir seinem Werk und Wollen leihen. Gesegnet ist der Mann, der seines Lebens Tage so vollendete, gesegnet sind wir, die wir ihm folgten und Zeugen waren seines Wirkens; gesegnet sind die Erben, die sich seiner rühmen, und vollenden, was er begann. »

Fritz Vater

# Soldatisches Heldentum im Ersten Reich

Keine Nation hat auf dem Altar des  
die Völker prüfenden Gottes größere  
Opfer niedergelegt als die deutsche.

Der Führer





# Um die deutsche Westmark

(945—950)

**K**aiser Otto, Heinrichs Sohn, war von reckenhafter Gestalt. Sein blondes Haar leuchtete in der Sonne. Die hellen Augen funkelten. Wenn er zornig war, brachen seine Blicke wie Blitze hervor. Sein Schritt war rasch. Er kleidete sich nach der alten Art der Sachsen. Wenn er das Jagdhorn blies, bebten die Herzen vor Freude; denn nun galt es, im Harz den wilden Ur zu bestehen.

Herzog Hugo von Paris hatte sich gegen den König Ludwig von Frankreich erhoben. Er hatte ihn gefangen, in Fesseln gelegt und dann in den Kerker geworfen. Ludwig sandte Botschaft zu Kaiser Otto und bat ihn um Hilfe gegen den mächtigen Herzog.

Otto ließ ihm sagen:

« Du hast einstmals dein Heer gegen das Herzogtum Lothringen geführt, gegen deutsches Land. Wie kannst du hoffen, daß ich dir helfe? »

Der König von Frankreich sandte ihm die Antwort:

« Wenn du mich aus dem Kerker befreist, so will ich dir versprechen, niemals wieder die Hand nach dem Lande Lothringen auszustrecken. »

Da rüstete Kaiser Otto ein großes Heer und zog nach Frankreich. Die Hauptmacht seiner Krieger aber waren die Sachsen.

Auch Herzog Hugo von Paris rüstete ein Heer und zog den Deutschen entgegen. Er sandte Botschaft an Kaiser Otto und ließ ihm melden:

« Du sollst nicht meinen, daß ich mich vor dir fürchte. Bei der Seele meines Vaters schwöre ich dir: In meinem Heere

blinken so viele Helme und Harnische, wie du dein Lebtage nicht beieinander sahst.»

Otto ließ ihm sagen:

« Und ich habe so viele Strohhüte bei mir, wie sie dir noch nie zu Gesicht gekommen sind. »

Er dachte dabei an seine Sachsen die zur Sommerzeit breite Strohhüte trugen, und es war eben im heißen August. Er wußte, daß die Krieger des Herzogs Hugo die Sachsen wegen ihrer Kraft und Tapferkeit fürchteten.

Hugo hörte aber nicht auf zu prahlen und ließ dem Kaiser wiederum sagen:

« Die Speere der Sachsen sind so winzig, daß ich ihrer sieben in einem Becher verschlucke. »

Otto würdigte ihn keiner Antwort mehr, sondern sprach zu seinen Mannen:

« Eure Speere sind kleiner als die schweren Lanzen der fränkischen Ritter. Aber ihr wißt sie rascher zu handhaben und sicherer damit das Ziel zu treffen. » —

Herzog Hugo konnte dem Kaiser nicht widerstehen. Dieser eroberte Städte und Burgen im Frankenlande. Er befreite Ludwig aus seinem Kerker und setzte ihm die Königskrone wieder auf das Haupt. Er ließ dem Herzog Hugo sagen:

« Siehst du wohl, daß ein Strohhut manchmal besser ist als ein blinkender Helm? Es kommt nur auf den Kopf an, der ihn trägt. Und ein starker und geschickter Arm trifft mit einem leichten Speer den Gegner besser als ein schwacher und furchtsamer Arm mit einer schweren Lanze. » —

Hugo mußte den Kaiser zuletzt um Frieden bitten. Otto ließ ihm antworten:

« So komm in meine Stadt Aachen und demütige dich vor mir! »

Hugo sandte als Geschenk für den Kaiser zwei große und schöne Löwen voraus.

Alles Volk lief zusammen, um den stolzen Herzog zu sehen, der nun die Gnade des Kaisers erleben wollte. Otto saß in

seinem Palast auf dem goldenen Thron. Die Großen des Reiches umgaben ihn, als Hugo eintrat. Sein wallender Bart schimmerte ihm von der Brust. Seine Augen funkelten und sprühten Blitze.

Der Herzog wagte nicht, sein Antlitz zu erheben. Er fiel vor dem Kaiser in die Knie und bat ihn um Gnade. Otto sprach:

« Ich weiß es wohl, daß der Herzog von Paris nach deutschem Land ebenso lüstern ist wie der König von Frankreich. Aber ich will dich mit der Pranke des Löwen schlagen, wenn du deine Hand auch nur nach einem deutschen Dorfe ausstreckst. »

Hugo versprach abermal, auf immer Frieden zu halten, und der Kaiser verzieh ihm.

Wilhelm Kottenrodt

## Der Recke Konrad der Rote

(Schlacht auf dem Lechfeld, 10. August 955)

**I**n acht Haufen stand bei Tagesanbruch — am 10. August 955 — das Heer der Deutschen, des Schwenkens der königlichen Michaelsfahne gewärtig. Bayern bildeten in drei Haufen die Spitze der Schlachtaufstellung; hinter ihnen die Franken, befehligt von Konrad, dem furchtbarsten aller Kämpen, die an diesem Tage in Harnisch waren. An der Spitze des fünften Zuges hielt der König. Vor ihm flatterte an langem Lanzenschaft das Banner mit dem Bilde des Erzengels. Dann kam der Streithaufe der Schwaben als siebenter in der Tiefe der Aufstellung. Tausend böhmische Ritter, deren schimmernde Rüstungen die ersten Strahlen der Sonne auffingen, bildeten die Nachhut und die Bewachung des Trosses.

Das Königsbanner wurde geschwenkt. In tiefer Stille begann der Vormarsch durch welliges und buschiges Gelände, das die Angreifenden vor dem Pfeilregen der Ungarn schützen sollte. Doch noch ehe die Bayern an den Feind kamen, erscholl plötzlich im Rücken des Heeres dröhnender Kampflärm. Waren abermals Verräter am Werke? Mit starker Streitmacht hatten die Ungarn in der Nacht den Lech überschritten, das deutsche

Heer umgangen und warfen sich jetzt mit tierischem Geheul auf den böhmischen Streithaufen, der, nicht mehr Zeit findend zur Kehrtwendung, alsbald in Verwirrung geriet. Die wendigen Steppenreiter auf ihren flitzenden Pferden brachen von hinten in die festgefügtten Reihen der Böhmen ein und bohrten den schweren Schlachtrossen das Schwert in die Weichen. Die Böhmen, schwerfällig in ihren Kürassen, sanken mit ihren erstochenen Pferden zu Boden. Das Schwert der Ungarn hatte blutige Weide.

Da auch begann der Kampf an der Spitze des Heeres. Geheul und Geschrei gellte durch den Morgen. In wechselndem Vor und Zurück stießen die Ungarn wie Rammschläge auf die engstehenden Reihen der Bayern. Das ganze Heer erzitterte unter der Wucht des Aufpralles. Und schon war im Rücken der böhmische Haufe niedergemacht, waren Troß und zahllose Gefangene in die Hand des Feindes gefallen. Schon war auch der sechste Haufe von den Ungarn durchstoßen, als plötzlich das fränkische Aufgebot, hoch zu Roß Konrad an der Spitze, mit verhängten Zügeln herbeigaloppierte. Boden und Busch schienen unter den gestreckten Pferden zu brennen, so spritzte die Erde und qualmte der Staub unter den Hufen. Mit berstendem Gebrüll empfingen die Ungarn die Franken. Sichelnd fuhr Konrads Schwert in sie hinein. Knirschend in Kampfwut hinter ihm seine Franken . . . Und bald wich das Gebrüll dem Wimmern der Verwundeten und Sterbenden. Das Feld war leergefegt. Konrad riß sein Pferd herum, sah das schwankende Kampfgetümmel an der Heeresspitze. Und während er sein Pferd dem Getümmel zutrieb, löste er die Helmschnalle, um das schweißtriefende Haupt zu kühlen. Da zischte ein Pfeil. Mit durchbohrter Kehle sank der Recke zu Boden.

Wie ein Keil war indessen die Spitze des Heeres in die Masse des Feindes eingedrungen. Inmitten des Kampfgewoges rief der König seinen Mannen aufmunternde Worte zu. Er hatte die heilige Lanze in der Faust und schwang sie hoch. Ein Ruf übertönte den Lärm: « Konrad ist tot! »

« Rache für Konrad! » antwortete ein donnernder Widerhall und pflanzte sich fort durch das ganze Heer der Deutschen.

Tiefer drang der Heereskeil in das feindliche Treffen, und dann, sich dehnend, zerriß er es. Die singenden Schwerthiebe mähten die Ungarn von den Pferden herab.

Der Sieg war erfochten. Die Ungarn wurden zum Lech abgedrängt, dessen Fluten über Hunderten und Tausenden Ertrinkender sich schlossen.

Kaum einer der Ungarn entrann.

Bis auf den heutigen Tag bestimmt dieser Sieg des 10. August 955 die Landkarte und die Geschicke Deutschlands und Europas. Er machte den Donaauraum bis an die Leitha frei für die deutsche Wiederbesiedelung. Das deutsche Österreich entstand. Die letzte Welle der großen Völkerwanderung war zum Stehen gebracht; doch sie hatte sich wie ein Riegel zwischen Süd- und Westslawien eingeschoben, die Entstehung eines panslawischen Reiches für immer vereitelnd. Der Staudamm des Deutschen Reiches blieb unüberwindlich.

Quirin Engasser (gek.)

\*

**W**enn sie mir gleich die Eisenhawben  
vomm Haubte werffen unt mein  
stähelin Krebs in stückh schlagen,  
und wenn sie mir das schwerdt  
zerbrechen, hernach nehm ich Dich, Herr  
Gott, zum schildt und kempf nackend  
und werdt obsiegen.

Alter Spruch

## Hartmann von Siebeneichen

**D**er Kaiser Barbarossa  
zog hin ins welsche Land,  
wo er statt Sieg und Ehre  
nur Leid und Unglück fand.

Bei Susa stehet einsam  
ein abgelegnes Haus,  
es ruhte dort der Kaiser  
von seinen Nöten aus.

Ach wehe, Barbarossa,  
wer wies dir diesen Pfad?  
Das Haus ist rings umstellt  
von Mördern und Verrat.

Es sprach der Wirt voll Reue:  
« Wie ist es mir so leid!  
Ich wollte gern dich retten,  
doch nimmer ist es Zeit. »

Da rief der Kaiser klagend:  
« Nun wehe diesem Ort,  
wo fallen soll ein Kaiser  
durch feigen Meuchelmord!

Und muß ich heute sterben,  
Gott schütz die deutsche Krone,  
Gott schütz die Seele mein!  
so soll's in Ehren sein!

O Deutschland, du mein treues,  
wärst du nicht, ach, so fern,  
kein Mörder würde wagen  
zu morden deinen Herrn. »

Da rief ein Ritter flehend  
und kniete sich vor ihn:  
« Herr Kaiser, eine Gnade,  
die werde mir verleihn! »

« Mein Reich » sprach Barbarossa  
« das wird ein Grab bald sein;  
drum will ich gern gewähren,  
kann ich noch was verleihn. »

« Das Größte », sprach der Ritter  
« hast, Kaiser, du gewährt!  
für dich den Tod zu leiden,  
das ist's, was ich begehrt. »

Des Kaisers Purpurmantel  
hat er drauf umgetan  
und legte dann ihm selber  
des Dieners Kleider an.

Der Kaiser ging von dannen,  
den Wächtern rief er zu:  
« Bin Barbarossas Diener,  
laßt ziehen mich in Ruh'!

Die Herberg zu bereiten  
ward ich vorausgesandt;  
sein Nahen soll ich künden,  
daheim im Vaterland. »

Da ließen sie den Kaiser  
zum sichern Tor hinaus;  
sie selber aber brachen  
um Mitternacht ins Haus.

Sie traten vor den Ritter,  
der dort als Kaiser schlief;  
sie stießen ihre Schwerter  
ihm in das Herz so tief.

So rief die wilde Schar;  
« Nun fahre heim, du Kaiser! »  
es wußte nicht, die böse,  
daß er gerettet war.

Gerettet durch die Treue,  
die litt den Opfertod,  
die kühn die Brust den Mördern  
für ihren Kaiser bot.

Mit Kränzen deutscher Eichen  
schmück ihn, mein Vaterland!  
Hartmann von Siebeneichen,  
so ist der Held genannt.

Pocci und Görres

# Otto von Wittelsbach, der kühne Bannerträger

(1180)

Otto, als Jüngling durch Glück und Kühnheit groß, als Mann bedacht und starkmütig, hatte immerdar Ruhm mehr als Gut, Gerechtigkeit mehr als Ruhm, das Vaterland über alles geliebt.

Heinrich Zschokke

**D**ie Sommerglut lag auf den Gefilden Italiens, die Sümpfe der Campagna hauchten ihre Giftdünste aus und die Deutschen, des fremden Klimas ungewohnt, begannen dessen Nachteile zu empfinden. Jeden Tag erhielt der Kaiser Meldung von neuen Erkrankungen, und bald erkannte er, daß es notwendig werde, in die Heimat zurückzukehren.

Der Abzug wurde bald beschlossen.

Bei Verona gedachte Barbarossa die Etsch zu überschreiten, aber hier fand er heftigen Widerstand. Da, wo der schäumende Fluß sich in vermehrter Tiefe durch ein enges, felsenbegrenztes Tal, die sogenannte Etschklause, hindurchzwängt und wo nur eine schmale Straße sich zwischen dem jäh abfallenden Grunde hinwindet, in welchem die Etsch brausend dahinrauscht, erhob sich an der steil aufsteigenden Felswand ein kleines, festes Schloß, das trotzig und wehrhaft herabschaute. Von dieser Stelle aus vermochte man selbst mit einer Handvoll Männer ein ganzes Heer aufzuhalten.

Schon am nächsten Tage nahte die Vorhut des kaiserlichen Heeres in der Absicht, den Paß zu durchziehen. Da stürzten vor ihr mächtige Blöcke dröhnend die steile Felswand herunter und schlugen mitten in den kleinen Reitertröß. Einige Reiter stürzten zerschmettert nieder; die andern wichen erschrocken zurück. Die schmale Straße, die bereits durch Geröll und Gestein verengt war, hatten die herabgeworfenen Steinblöcke nun fast gänzlich gesperrt.

Wer aber soll den steilen Felsen erklimmen? —

Da rief der feurige, junge Pfalzgraf Otto von Wittelsbach: « Mein kaiserlicher Herr, gönne mir die Ehre das Nest auszuräuchern! Je größer die Gefahr, desto stolzer ist die Lust, sie zu besiegen. »

« Nun wohl — so nehmt entschlossene Männer mit Euch, soviel Euch für die Aufgabe nötig erscheinen! Der Himmel gebe Euch Gelingen! »

Otto erwiderte:

« Wenn Ihr am Morgen über das verruchte Nest das Adlerbanner flattern seht, dann brechet los, damit die Räuber uns nicht entkommen! »

« Wir werden das Unsere tun! Ziehet mit Gott! » antwortet der Kaiser.

Bald hatte der Pfalzgraf eine stattliche Schar tapferer Mannen um sich gesammelt, fröhlicher Wagemut erfüllte die Herzen der Schar. Sie konnten den Augenblick des Aufbruches kaum erwarten. Aber es mußte erst Abend werden; denn die Nacht war ausersehen zu dem kühnen Werke, dem nur der Mond sein Licht leihen sollte.

Um die Mitternachtsstunde zogen die Männer aus, ein Teil von ihnen mit festen Eschenspeeren bewaffnet. Der Pfalzgraf selbst hatte sich die seidene Fahne mit dem Adler um den Leib gewunden. Geräuschlos bewegte sich der Zug durch die Nacht. Mann hinter Mann kroch durch eine enge Schlucht empor. Endlich kamen sie an den Fuß der mächtig aufstrebenden Felswand. Einer schwang sich auf den Schultern des andern zu einer vorspringenden Platte empor. Als der letzte hinaufgezogen worden, waren die ersten bereits einen steilen Hang hinaufgeklettert. Die Lanzenschäfte hielten sie mit den Zähnen fest, mit Händen und Füßen aber klammerten und stemmten sie sich an Wurzelwerk und Gestrüpp, das überall aus dem Geklüft wucherte; mutig setzten die andern den gefährvollen Weg fort, ob auch zwei Unvorsichtige stürzten, bis Otto als der erste tief atmend auf dem letzten Felsvorsprünge stand und nun an der steilen Felswand emporblickte. Der Vollmond warf auf diese sein weißes Licht und



ließ die dunkle Schlucht erkennen, die in fast gleichmäßiger Breite, gleich einem Schachte, in die Höhe führte.

Der Edelknappe Rudo, der sich hinter Otto befand, reichte diesem einen Speer. Der Pfalzgraf stemmte ihn an beiden Seiten der Rinne ein. Wunderbar — die Felsvertiefung zeigte genau die Spannweite, deren es bedurfte, um innen die Lanze festzuklemmen und so einen festen Anhalt zum Aufstieg zu gewinnen. Ein zweiter Speer wurde etwas höher in dem Felsspalt eingerammt. Während Rudo auf dem unteren stand und an dem oberen mit der Linken sich festhielt, preßte er mit der Rechten einen dritten Speer, wiederum höher, zwischen die Wände des Felsspaltes. Otto wollte es sich nicht nehmen lassen, der erste der Ersteigenden zu sein und den Seinen ein Beispiel auch in der Bewältigung dieser Schwierigkeit zu geben. Allmählich, wenn auch langsam und mühselig, wurde so eine Leiter errichtet, auf welcher einer nach dem andern emporzuklettern vermochte. Als der Morgen graute, stand der junge Wittelsbacher auf der breiten Platte des Felsens, der sich nur durch einen schmalen Spalt getrennt zeigte von jenem andern, welcher über der Raubburg hing. Verwitterte, zerbröckelte Steinblöcke lagen hier überall zerstreut, wenig fehlte, daß der Pfalzgraf aufgejubelt hätte, als er den Spalt übersprungen hatte und nun auf der noch breiteren Platte angelangt war, von der er gerade unter sich die grauen Mauern und Dächer der kleinen Feste liegen sah, die wohl von jener Seite aus keines Feindes gewärtig war.

Es dauerte noch eine gute Weile, ehe der letzte der Männer auf dem beschwerlichen Pfade emporgeklommen war. Selbst die beiden gestürzten Knappen hatten sich noch aufgerafft und waren ihren Gefährten gefolgt. Endlich war die ganze Schar auf der Felshöhe angelangt. Der Wittelsbacher löste sich jetzt das seidene Banner vom Leibe, entrollte es und befestigte es an einem Speerschaft. Als eben im Osten die Morgenröte den jungen Tag ankündete, entfaltete Otto hart über dem Felsen- schlosse das Panier. Der Adler schwebte in der frischen Luft

und gleichzeitig hallte aus hundert kräftigen Männerkehlen ein begeisterter Jubelruf: « Hie gut deutsch allewege. » Vom Tale herauf erscholl es wie ein dröhnendes Echo, wie wildfreudiges Jauchzen — das war die Antwort des deutschen Heeres, als es da oben in freier Höhe die Kriegsfahne siegreich wehen sah. Die Mannen des Pfalzgrafen wälzten wuchtige Felsstücke heran und ließen sie schmetternd hinabsausen in das kleine trotzige Nest, so daß die Dächer und das Mauerwerk darin krachend in Trümmer geschlagen wurden. In der Burg bemerkten sie mit einem Male wilde Bewegung. Die Männer rannten ratlos umher, mit verzerrten Gesichtern schauten sie hinauf nach der Verderben speienden Höhe, von welcher immer wieder zermalmende Felsstücke niederschmetterten, Mensch und Tier vernichtend. Wie aufgescheuchte Ameisen, denen der Bau zerstört wird, rannte die Besatzung durcheinander, unschlüssig, was sie tun sollte zu ihrer Rettung. Von dem Tale her strömten schon die Kaiserlichen mit jauchzendem Kriegsruf heran und warfen sich gegen das Tor.

Den feindlichen Raubritter Alberico und die Seinen erfaßte Verzweiflung; an einen Widerstand war nicht mehr zu denken. Stets aufs neue prasselte mächtiges Geröll auf sie hernieder. In wilder Verwirrung sprangen einzelne der Verteidiger an den Mauern hinab und zerschmetterten sich die Glieder an den Felswänden. An das Tor aber dröhnten jetzt die Mauerbrecher der Deutschen und sprengten es endlich aus seinen Angeln. In breitem Strom fluteten Bewaffnete in den Hofraum, und wer noch Widerstand leisten wollte, wurde von ihnen niedergeschlagen. Da warfen die letzten der Besatzung ihre Waffen weg und baten um Gnade, unter ihnen auch Alberico.

Eine Stunde später waren sie mit Hilfe einer Schar von Gefangenen, die aus dem Turm befreit wurden, gerichtet.

Anton Ohorn

# Die Mongolenschlacht

(1241)

**A**us fernem Osten stürmen sie an  
auf kleinen, struppigen Rossen,  
und Brand und Blut bezeichnet die Bahn  
der heimatlosen Genossen;  
voran der schaurigen Völkerwolke,  
dem fürchterlichen Mongolenwolke,  
mit feurigen Augen ein finst'rer Mann,  
die Gottesgeißel, der Dschingischan.

Es brach zusammen der Perser Macht  
vor ihren wütenden Scharen,  
und Chinas Kaiser in seiner Pracht  
muß ihre Stärke erfahren.  
Bei ihres Kriegsrufs schaurigem Tone  
zersplitterten Reiche und barsten Throne,  
unüberwindlich schien ihr Heer,  
und Schreck und Entsetzen ging vor ihm her.

Gen Westen wälzt sich die wogende Flut  
der braunen Steppenreiter;  
es röten sich Rußlands Ströme vom Blut  
der eignen erschlagenen Streiter;  
am Sajoflusse auf Mosis Heide  
ward auch das Ungarland ihre Beute,  
und neben dem Herzog Koloman  
brach sterbend nieder manch tapfrer Mann.

Nun pochte dröhnend an Deutschlands Tor  
die Faust der wilden Gesellen.  
Auf, auf, ihr Fürsten, zum Streite empor,  
laßt Hüfthorn und Kriegsruf ergellen!

Der Heide steht im christlichen Lande,  
auf, wahret das Deutsche Reich vor der Schande!  
Der Kaiser, der große Staufe, ist fern,  
auf euch ruht Deutschlands Schicksal, ihr Herrn.

Da ist in das weite grüne Feld  
an der Katzbach gleißenden Wogen  
mit reißigen Scharen ein edler Held,  
Herzog Heinrich der Fromme gezogen.  
Nur klein ist das Häuflein der streitbaren Mannen,  
doch kampfesfroh flattern die christlichen Fahnen.  
Schon erdröhnt der mongolischen Rosse Huf,  
und « Gott mit uns! » schallt der Kriegesruf.

Es wirbelt der Staub, es tobt die Schlacht.  
Und Pfeile und Speere schwirren,  
es blitzen die Schwerter mit schneidiger Macht  
und Panzer und Helme klirren.  
Um den edlen Herzog schart sich die Menge,  
seine Helmzier leuchtet im dichten Gedränge,  
sein Eisen mäht sich blutige Bahn  
bis hart an den feindlichen Führer hinan.

Das Auge sprüht Zorn, er schwingt sein Schwert,  
hält den schäumenden Hengst an den Zügeln,  
ein Ritter, des edelsten Gegners wert,  
hebt hoch er sich in den Bügeln.  
« Heran, du Heide, zum Waffentanze! »  
Er ruft's — da saust die Mongolenlanze  
und schlägt durch der Brünne goldiges Herz  
die Todeswunde ins edelste Erz.

Er sinkt vom Rosse, der Panzer dröhnt,  
es wanken die christlichen Reihen,  
Da hebt sich der Wunde noch einmal und stöhnt:

«Steht fest bis zum Tode, ihr Treuen!»  
Nun schmetterten um des Edelsten Leiche  
nur dichter die wuchtigen Schwerterstreiche —  
Sie feiern des Herzogs Todesfest:  
Ein Schurke, wer seinen Führer verläßt.

Der Abend dämmert, noch wogt die Schlacht,  
doch des Herzogs Ritter erlagen,  
und als sich zur Erde senkte die Nacht,  
da waren fast alle erschlagen;  
doch um je einen der christlichen Streiter  
verbluteten zehn Mongolenreiter.  
Wer hat hier gesiegt und wer erlag? —  
's war der schlesischen Ritterschaft Ehrentag.

Die Mongolen haben nicht fürder gewagt  
ins deutsche Land zu dringen,  
sie sind nach der Steppe zurückgejagt,  
das machten die deutschen Klingen!  
Drum soll man im Liede singen und preisen  
Herzog Heinrich von Schlesien, den Tapfern und Weisen,  
der in der blutigen Liegnitzer Schlacht  
sein Leben dem Reiche zum Opfer gebracht. A. O h o r n

## Wilhelm Tell

(18. November 1307)

Kein Zwingherr und kein Heer  
besiegt den Mann,  
der lieber bricht als biegt.  
G. Pfizer

**E**s fügte sich, daß des Kaisers Landvogt, genannt Geßler,  
gen Uri fuhr; als er da eine Zeit wohnte, ließ er einen  
Stecken unter der Linde, da jedermann vorbeigehen mußte,  
richten, setzte einen Hut darauf und hatte einen Knecht zur

Wacht dabeisitzen. Darauf gebot er durch öffentlichen Aufruf: Wer da vorüberginge, sollte sich dem Hut neigen, als ob der Herr selber zugegen sei; und übersähe es einer und täte es nicht, den wolle er mit schweren Bußen strafen. Nun war ein frommer Mann im Lande, hieß Wilhelm Tell, der ging an dem Hute vorüber und verneigte sich keinmal; da verklagte ihn der Knecht, der des Hutes wartete, bei dem Landvogt.

Der Landvogt ließ den Tell vor sich bringen und fragte, warum er sich dem Stecken und dem Hut nicht neige, wie doch geboten sei. Wilhelm Tell antwortete: «Lieber Herr, es ist von ungefähr geschehen; dachte nicht, daß es Euer Gnad' so hochachten und fassen würde; wär' ich witzig, so hieß ich anders denn der Tell.» Nun war der Tell gar ein guter Schütze, wie man sonst keinen im Lande fand, hatte auch hübsche Kinder, die ihm lieb waren. Da sandte der Landvogt, ließ die Kinder holen, und als sie gekommen waren, fragte er Tell, welches Kind ihm das allerliebste wäre. «Sie sind mir alle gleich lieb.» Da sprach der Herr: «Wilhelm, du bist ein guter Schütz', und man find't nicht deinesgleichen; das wirst du mir jetzt bewähren; denn du sollst deiner Kinder einem den Apfel vom Haupte schießen. Tust du das, so will ich dich für einen guten Schützen achten.» Der gute Tell erschrak, flehte um Gnade und bat, daß man ihm solches erließe: denn es wäre unnatürlich; was er ihn sonst hieße, wolle er gern tun. Der Vogt aber zwang ihn mit seinen Knechten und legte dem Kinde den Apfel selbst aufs Haupt.

Nun sah Tell, daß er nicht ausweichen konnte, nahm einen Pfeil und steckte ihn hinten in sein Gölle; einen andern Pfeil nahm er in die Hand, spannte die Armbrust und bat Gott, daß er sein Kind behüten wolle; zielte und schoß glücklich ohne Schaden den Apfel von des Kindes Haupt. Da sprach der Herr, das wäre ein Meisterschuß. «Aber eins wirst du mir sagen; was bedeutet, daß du den ersten Pfeil hinten ins Gölle stießest?» Tell sprach: «Das ist so Schützengewohnheit.» Der Landvogt ließ aber nicht ab und wollte die Wahrheit hören. Zuletzt sagte Tell, der sich fürchtete, wenn er die Wahrheit offenbarte, wenn er ihm das Leben sicherte, wolle er's sagen. Als das der Landvogt getan, sprach Tell: «Nun wohl! Sintemal Ihr mich des Lebens gesichert habt, will ich die

Wahrheit sagen.» Dann fuhr er fort: «Ich hab' es darum getan: hätte ich des Apfels gefehlt und mein Kindlein getroffen; so wollte ich Euer mit dem andern Pfeil nicht gefehlt haben.» Da das der Landvogt vernahm, sprach er: «Dein Leben ist dir zwar zugesagt; aber an einen Ort will ich dich legen, da dich Sonne und Mond nimmer bescheinen»; ließ ihn fangen und binden und in denselben Nachen legen, auf dem er wieder nach Schwyz fahren wollte.

Wie sie nun auf dem See fuhren und bis gen Axen hinausgekommen waren, überfiel sie ein grausam starker Wind, daß das Schiff schwankte und sie elend zu verderben meinten; denn keiner wußte mehr das Fahrzeug vor den Wellen zu steuern; da sprach einer der Knechte zum Landvogt: «Herr, hießet Ihr den Tell losbinden, der ist ein starker, mächtiger Mann und versteht sich wohl auf das Wetter: so möchten wir wohl aus der Not entrinnen.» Sprach der Herr und rief dem Tell: «Willst du uns helfen und dein Bestes tun, daß wir von hinnen kommen, so will ich dich heißen aufbinden.» Da sprach der Tell: «Ja, gnädiger Herr, ich will's gerne tun und getraue mir's.» Da ward Tell aufgebunden und stand an dem Steuer und fuhr redlich dahin; doch lugte er allenthalben auf seinen Vorteil und auf seine Armbrust, die nahe bei ihm am Boden lag. Da er nun kam gegen eine große Platte — die man seither stets genannt hat «des Tellen Platte» und noch heutzutage also nennt —, deucht es ihm Zeit zu sein, daß er entrinnen konnte; er rief allen munter zu, fest anzuziehen, bis sie an die Platte kämen; denn wenn sie davor kämen, hätten sie das Böseste überwunden.

Also zogen sie der Platte nahe; da schwang er mit Gewalt, als er denn ein mächtig starker Mann war, den Nachen, griff seine Armbrust und tat einen Sprung auf die Platte, stieß das Schiff von ihm und ließ es schweben und schwanken auf dem See. Er lief durch Schwyz schattenhalb, bis daß er kam gen Küßnacht in die hohle Gassen; da war er vor dem Herrn hingekommen und wartete sein daselbst. Und als der Landvogt mit seinen Dienern geritten kam, stand Tell hinter einem Busch und hörte allerlei Anschläge, die über ihn gingen, spannte die Armbrust und schoß einen Pfeil in den Herrn, daß er tot umfiel.

Da lief Tell über die Gebirge gen Uri, fand seine Gesellen und sagte ihnen, wie es ergangen war.

Brüder Grimm (nach Ägidius Tschudi)

\*

Nur der Starke wird das Schicksal zwingen! Schiller

## Der Hochmeister Ulrich von Jungingen

(Tannenberg 1410)

**D**ie Deutschen, allen voran der Hochmeister, durchbrachen die Reihen der Polen, welche erbeben wie eine Stadt, die vom Erdstoß getroffen ist. Herr Ulrich von Jungingen ritt mit seinen fünfzehntausend Reitern die Kehre und brach rückwärts in den Feind. Wie die Halme vor der Sense sanken die polnischen Streiter. Mancher Deutsche sank zu ihnen, und die furchtbar überschäumende Woge des Ordensheeres wurde schmaler. Doch zum zweiten Male ritt Ulrich von Jungingen an und brach in die polnischen Reihen, die Zindram durch neue Streithaufen schnell geschlossen. Abermals durchbrach er sie und ritt die Kehre. Die Sonne sank tiefer und warf lange Schlagschatten. Da ordnete der Hochmeister zum dritten Male sein Reiterheer und ritt zum dritten Male in die feindlichen Reihen. Kein Arm fühlte mehr die Müdigkeit des Tages, kein Hunger ließ solchen in Schwäche sinken. Furchtbar mähten die deutschen Schwerter. Das große Reichsbanner der Polen, der weiße Adler im roten Feld, sank mit seinem Träger, doch gelang es dem Sieger nicht, es zu ergreifen.

Ulrich von Jungingen ritt die dritte Kehre. Doch als er seine Geschwader wieder ordnen wollte, hatte ihn Witowd mit seinem Flügel umgangen. Alle Tapferkeit und Todesverachtung der Deutschen war umsonst. Sie erlagen mehr und mehr der unerschöpflichen Menge des Feindes.



Die Gebietiger sahen Witowd mit seinen Schwertern aus den Sümpfen und Gehölzen brechen und den Tag trotz dreier siegreicher Angriffe verloren gehen. Da riefen sie dem Hochmeister zu, daß er das Schlachtfeld verlassen solle, um mit dem Rest des Heeres sich in die stärksten Burgen des Landes zu werfen. Doch der Hochmeister, ritterlichen Sinnes auch in dieser Not, erwiderte: « Das soll, so Gott will, nicht geschehen; wo so mancher brave Ritter neben mir gefallen ist, will ich nicht aus dem Felde reiten. »

Er rief die letzten Fähnlein zusammen, die noch im Rückhalt standen, darunter die Kulmischen, deren Banner Nickel Renys führte. Die Polen hatten ihr Reichsbanner unter einem Hügel von Leichen wiedergefunden und von neuem aufgerichtet. Auf dieses trug der Hochmeister den letzten Angriff seiner Geschwader vor, noch einmal um die Entscheidung zu ringen. Als er sich umwandte, sah er, wie Nickel Renys das Kulmische Banner unterdrückte und mit den Seinen die Rosse wandte. Ein heißer Zorn loderte ihm bei solchem Verrat im Herzen auf. Es flimmerte ihm schwarz vor den Augen. Er glaubte einer Schwäche zu erliegen. Doch dann straffte sich sein Wille erneut.

« Bruder Kuno », rief er dem Großkomtur zu, « nun reiten wir in den Tod. »

Sein Schwert blinkte in der scheidenden Sonne hoch zu seinen Häuptern, als ihn beim ersten Anprall auf die feindlichen Reihen ein Wurfspieß mitten in die Brust traf. Die Waffe sauste auf den polnischen Helm nieder, da traf ihn ein zweiter Spieß ins Gesicht. Er sank von seinem weißen Roß; über seinen Mantel strömte das rote Blut. Der Hochmeister des Deutschen Ordens hatte sein tapferes Leben verhaucht. Der Marschall Friedrich von Wallenrod war mit ihm geritten und sank neben ihm in das Blachfeld. Es sanken Kuno von Lichtenstein und Albrecht Graf von Schwarzenburg. Der Trebler Thomas von Merheim kämpfte vor den Leichen der Brüder und sank zu ihnen. Jetzt rang keiner mehr um den Sieg, doch um die Ehre stritten sie alle.

Wie sie dort ritten, verteidigten sie nicht Hof und Herd, nicht Weib und Kind, sie beehrten mit dem Sieg nicht einen Gewinn für sich, sie verloren mit dem Tod nicht ihr Gut, sie

starben für einen hohen Gedanken, auf ihres Volkes Wacht im Osten. Mit ihnen fielen Hunderte von Brüdern, die Blüte des Ordens, der Ruhm deutscher Ritterschaft.

Wilhelm Kotzde-Kottenrodt (gek.)

## Klaus von der Lippe

**W**er das lebhafte und geschäftige Treiben in den Straßen von Stralsund des Jahres 1428 sah, wer den prächtig gekleideten Bürgerfrauen mit den bauschenden Röcken aus schwerstem Tuch und den gestickten weißen Hauben nachsah, wer hinaufblickte zu den gewaltigen Pfeilern der Marienkirche, wer das Hin und Her auf dem Rathausplatz verfolgte und zwischen vornehmen Bürgerhäusern zum Hafen schritt — zu den Hansekoggen der Schonen- und Norwegenfahrer, den Kauffahrern, die nach Riga oder Nowgorod zogen —, der möchte glauben, daß in dieser Stadt eitel Freude und Reichtum zu Hause sei und daß es für die mit allen Gütern der Welt gesegneten Bürger keine Sorgen gebe.

Trutzig blickten die Türme über breite Gräben hinaus, und so geschickt war die Anlage der Stadt, daß keine Gefahr zu bestehen schien. Gottlob waren die emsigen Kaufleute und klugen Rechner Stralsunds sich bei allem Reichtum wohl bewußt, daß, wer besitzt, auch stark sein muß, jederzeit bereit, sich und seine Habe zu verteidigen.

Plötzlich bläst der Wächter vom Turm, die Glocken beginnen zu läuten, hell und aufgeregt bimmelt es von den kleinen Türmen, dumpf und dröhnend hallt es von den Riesenglocken der Marienkirche. Im Nu verwandelt sich das Bild der Stadt, Jeder schließt in Eile seine Lade, greift zur Waffe und rennt, so schnell ihn seine Beine tragen können, an den ihm für den Ernstfall zugewiesenen Platz. Noch weiß keiner, worum es sich handelt. Da drängt vom Hafen bereits wildes Kampfgeschrei und Lärm herüber. Die Dänen sind's mit siebzig Schiffen und zwölftausend Bewaffneten!

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel sind sie über die Stadt hergefallen, aber sie haben die Wachsamkeit der Stralsunder

Bürger unterschätzt. Alle Versuche, die Stadt im Sturm zu nehmen, werden von den wehrhaften Bürgern abgeschlagen, alle Tapferkeit ist zwecklos gegen die wohlbewehrten Mauern der gut verteidigten Stadt. Nach stundenlangem, heftigem Kampf müssen sich die Dänen zurückziehen, und nur ein großer Teil der im Hafen liegenden Schiffe fällt ihrer Wut zum Opfer und wird verbrannt. Mit zusammengebissenen Zähnen sehen die Hansen von ihren Wällen, wie ihre schönen Koggen in Flammen aufgehen. Auf der Rückfahrt werden die Dänen durch stürmischen Wind gezwungen, bei der Insel Ruden vor Anker zu gehen.

Der Zufall will es, daß am folgenden Tag mehrere bewaffnete Kauffahrer in den Hafen segeln, und sofort steht für Klaus von der Lippe, den tapfern Bürgermeister von Stralsund, der Entschluß fest: Will eine Hansestadt ihren Ruf und ihre Macht wahren, so muß ein Schimpf wie dieser dreiste Überfall sofort gerächt werden! Schnell ist der Plan gefaßt und vom Rat der Stadt einstimmig gebilligt. Waffen werden aus den Magazinen auf die Schiffe gebracht, die seetüchtigen Bürger eingeteilt, die nicht verbrannten Segler seeklar gemacht und bemannt, und schon geht's unter dem begeisterten Jubel der Bevölkerung zusammen mit den eben eingelaufenen Kaufahrern hinaus in die See, um die Dänen zu überraschen, die sich ahnungslos ihres Sieges freuen.

Mit entschlossener Wucht werfen sich die Stralsunder Schiffe auf die überlegene dänische Flotte, ein wilder Kampf Bord an Bord hebt an und endet erst mit der vollständigen Niederlage der Dänen. Nur durch schleunigste Flucht kann sich ein Teil der feindlichen Schiffe retten. Mit zwanzig Prisen<sup>1</sup> und dreihundert Gefangenen zieht Klaus von der Lippe, der wehrhafte Bürgermeister von Stralsund, heim in seine Stadt.

F. F a h n e m a n n

---

<sup>1</sup> Erbeutete Schiffe.

# Pidder Lüng

Frii es de Fesfang  
Frii es de Jaght,  
Frii es de Strönthgang,  
Frii es de Naght,  
Frii es de See, de wilde See  
En de Hörnemmer Ree.

**D**er Amtmann von Tondern, Henning Pogwisch, schlägt mit der Faust auf den Eichentisch:

«Heut fahr ich selbst hinüber nach Sylt,  
und hol mir mit eigener Hand Zins und Gült.

Und kann ich die Abgaben der Fischer nicht fassen,  
sollen sie Nasen und Ohren lassen,  
und ich höh'n ihrem Wort:

Lewwer duad üs Slaav.»

Im Schiff vorn der Ritter, panzerbewehrt,  
stützt finster sich auf sein langes Schwert.

Hinter ihm, von der hohen Geistlichkeit,  
steht Jürgen, der Priester, beflissen bereit.

Er reibt sich die Hände, er bückt den Nacken:

«Der Obrigkeit helf ich, den Frevler zu packen,  
in den Pfuhl das Wort:

Lewwer duad üs Slaav.»

Gen Hörnum hat die Prunkbarke den Schnabel gewetzt,  
ihr folgen die Ewer, kriegsvolkbesetzt;

und es knirschen die Kiele auf den Sand,

und der Ritter, der Priester springen ans Land,

und waffenrasselnd hinter den beiden

entreißen die Söldner die Klingen den Scheiden.

Nun gilt es, Friesen:

«Lewwer duad üs Slaav!»

Die Knechte umzingeln das erste Haus,

Pidder Lüng schaut verwundert zum Fenster hinaus.

Der Ritter, der Priester treten allein

über die ärmliche Schwelle hinein.

Des langen Peters starkzählige Sippe

sitzt grad an der kargen Mittagskrippe.

Jetzt zeig dich, Pidder:

« Lewwer duad üs Slaav! »

Der Ritter verneigt sich mit hämischem Hohn,  
der Priester will anheben seinen Sermon.

Der Ritter nimmt spöttisch den Helm vom Haupt  
und verbeugt sich noch einmal: « Ihr erlaubt,  
daß wir euch stören bei eurem Essen,

bringt hurtig den Zehnten herbei, den ihr vergessen,  
Lewwer duad üs Slaav. »

Da reckt sich der Pidder, steht wie ein Baum:

« Henning Pogwisch, halt deine Reden im Zaum!

Wir waren der Steuern von jeher frei,  
und ob du sie wünschst, ist uns einerlei.

Zieh ab mit deinen Hungergesellen;  
hörst du nicht meine Hunde bellen?

Und das Wort bleibt stehn:

Lewwer duad üs Slaav. »

« Bettelack », fährt ihn der Amtmann an,  
und die Stirnader schwillt dem geschienten Mann.

« Du frißt deinen Grünkohl nicht eher auf,  
als bis dein Geld hier liegt zu Hauf. »

Der Priester zischelt von Trotzkopf und Bücken  
und verkriecht sich hinter des Eisernen Rücken.

O Wort, geh nicht unter:

« Lewwer duad üs Slaav! »

Pidder Lüng starrt wie wirrsinnig den Amtmann an,  
immer heftiger in Wut gerät der Tyrann,  
und er speit in den dampfenden Kohl hinein:

« Nun geh an deinen Trog, du Schwein! »

Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,  
zu seinen Leuten nach draußen sich wenden.

Dumpf tönt's aus der Ecke:

« Lewwer duad üs Slaav! »

Einen einzigen Sprung hat Pidder getan;  
er schleppt an den Napf den Amtmann heran,

und taucht ihm den Kopf ein und läßt ihn nicht frei,  
bis der Ritter erstickt ist im glühheißen Brei,  
die Fäuste dann lassend vom furchtbaren Gittern,  
brüllt er, daß Türen und Wände zittern,  
das stolze Wort:

« Lewwer duad üs Slaav! »

Der Priester liegt ohnmächtig ihm am Fuß;  
die Häscher stürmen mit höllischem Gruß,  
durchbohren den Fischer und ziehen ihn fort;  
in den Dünen, im Dorf rasen Messer und Mord.  
Pidder Lüng doch, eh sie ihn ganz verderben,  
ruft noch einmal im Leben, im Sterben  
sein Herrenwort:

« Lewwer duad üs Slaav. »

Detlev von Liliencron

Anm.: Der Dichter schildert hier den Freiheitskampf der nordfriesischen Fischer gegen Adel und Geistlichkeit.

## Schiffshauptmann Beneke

**K**aufleute aus Lynn hatten im Jahre 1467 vertragswidrig Handel mit Island betrieben.

Als der dänische Vogt der Insel einschreiten wollte, erschlugen ihn die Engländer und verheerten und beraubten die Niederlassung.

König Christian von Dänemark ließ darauf Kaperschiffe gegen England ausrüsten, die er mit hansischen Kapitänen besetzte.

Das war für König Eduard IV. von England ein willkommener Grund, gegen die verhaßten Hansen vorzugehen. Er erklärte dem ganzen Städtebund den Krieg, schloß am 29. Juli 1486 den Stahlhof zu London und setzte alle deutschen Kaufleute und Angestellten dieses großen Kontors gefangen. Gleichzeitig rüstete er eine Flotte von 14 Kriegsschiffen, die hansische Seemacht zu vernichten.

Um diese Zeit lag im Hafen von Zween der Danziger Schiffshauptmann Paul Beneke mit seiner Friedenskogge « Marien-

drache» und ein paar anderen Schiffen, der eine Danziger Handelsflotte von 100 Schiffen durch die Ost- und Nordsee geleitet hatte.

Als Beneke von der englischen Kriegserklärung erfuhr, beschloß er, den Briten einen Streich zu spielen. Mit 2 Schiffen verließ er trotz Warnung Zween, steuerte in der Nacht der englischen Küste zu und ankerte morgens mit der französischen Flagge im Topp vor Dover. Da just der Lordmajor von London, rückkehrend von Paris, erwartet wurde, glaubte man ihn an Bord der ankernden Schiffe, und der Bürgermeister des Ortes kam im Boot, den hohen Herrn zu empfangen. Paul Beneke setzte ihn gefangen und zwang ihn, einen Brief zu schreiben, der im Namen des Lordmajors noch weitere hohe Persönlichkeiten einlud, an Bord der Schiffe die Reise nach London mitzumachen. So brachte der schlaue Danziger einige 30 Gefangene zusammen, die er als Geisel an Bord behielt. Dann segelte er zum Schrecken der Einwohner unter der Danziger Flagge in See, nachdem er vorher noch 18 englische Handelsschiffe im Hafen in Brand gesteckt hatte.

Das Glück war dem Verwegenen weiter hold. Wenige Stunden nach der Abfahrt wurden die französischen Schiffe mit dem Lordmajor an Bord gesichtet. Beneke verlegte ihnen mit einem Kanonenschuß den Weg, nahm die englischen Herren gefangen, beschlagnahmte alles britische Gut und ließ die Franzosen wieder laufen.

Am dritten Tage standen die Danziger wieder vor dem Hafen von Zween und sahen zu ihrem Erstaunen, daß 5 englische Kriegsschiffe, darunter ein sehr großes, vor der Hafeneinfahrt ankerten. Paul Beneke faßte einen mutigen Entschluß. Im Schutze der Dunkelheit kreuzte er näher und ankerte mit seinen beiden Schiffen über dem Winde von den Briten. Die Nacht war dunkel und regnerisch. Zwei beherzte Danziger näherten sich in einem Boot dem englischen Flaggschiff «St. John». Als der Wachposten sie anrief, baten sie um die Erlaubnis, am Heck des Schiffes anbinden zu dürfen, was ihnen auch gestattet wurde, nachdem der Offizier das Boot beleuchtet und nur zwei durchnäßte Männer mit Fischergerät gefunden hatte. Unter dem Vorwand, sich eine Biersuppe kochen zu wollen, machten die Deutschen alsdann Blei flüssig und gossen es heimlich in die

Angeln des Steuerruders. Darauf verabschiedeten sie sich mit Dank von dem Wachposten und verschwanden.

Am nächsten Morgen lag dichter Nebel zwischen den Schiffen. Paul Beneke lichtete trotzdem die Anker, setzte Segel und fuhr auf das englische Geschwader zu, das die Danziger erst entdeckte, als die erste Breitseite der « Mariendrache » bereits herüberdonnerte. Die überraschten Engländer kappten hastig die Ankertaue, um ebenfalls Segel zu setzen. Aber schon war nach einer Wendung der Danziger und einer weiteren Breitseite das erste englische Schiff kampfunfähig gemacht. Masten und Stengen<sup>1</sup> stürzten von oben, und der größte Teil der Besatzung wälzte sich in seinem Blute. Unterdessen hatte der Riese « St. John » die Segel entfaltet, doch Entsetzen packte die Menschen, als das Steuerruder sich nicht legen ließ und das große Schiff wie ein Wrack in die offene See trieb. Die drei anderen Engländer wurden bei diesem Anblick vom Schrecken befallen und flüchteten, aber der schnellsegelnden « Mariendrache » gelang es, eine Kogge einzuholen und zu kapern. Auch die große Holk « St. John » mußte sich ergeben, ohne daß ein Schuß zu fallen brauchte, so sehr die Briten auch vor Wut über die gelungene Kriegslist schäumen mochten.

Mit 3 eroberten Schiffen und vielen Gefangenen kehrten die Danziger nach Flandern zurück. Paul Benekes Ruhm erklang durch die Städte, und viel Kriegsvolk drängte sich auf die « St. John », die Beneke fortan befehligte. Jakob Kinau

## De Bur de kummt!

Die Schlacht bei Hemmingstedt, 17. 2. 1500

**U**m Dithmarschen ging ein wilder Kampf. Seit Jahrhunderten hatten weltliche und geistliche Herren versucht, die freien Bauern Dithmarschens in ihre Gewalt zu bekommen. Die Bauern bildeten eine freie Republik, die von achtundvierzig Regenten geleitet wurde. Sie wachten über die Freiheit der Bauern, und es wurden manche klugen Vorkehrungen getrof-

---

<sup>1</sup> Stenge = beweglicher Ansatz des Mastes.



fen, um diese Freiheit zu bewahren. Neben den Dänen, die Dithmarschen gern als fette Beute eingesteckt hätten, warfen auch die Grafen und Ritter Holsteins ein begehrlches Auge auf das kleine Land an der Nordseeküste. Die hohen Herren waren empört, daß es Bauern wagten, sich «frei» und «unabhängig» zu nennen. Ums Jahr 1500 rückte nun das dänische Heer zusammen mit der holsteinischen Ritterschaft und einem großen Aufgebot von Söldnern in Dithmarschen ein. Ein vortrefflich ausgerüsteter Kriegszug hatte sich in Bewegung gesetzt; über 30 000 Kriegersleute waren es, denen konnten die Bauern nur wenige tausend Mann entgegenstellen. Am gefürchtetsten war im Zuge des Dänenkönigs aber die «Schwarze Garde» des Kölner Junkers Slenz, in dessen Gefolge sich neben blonden Deutschen auch Mauren, Kirgisen und Neger befanden. Sie waren über Hamburg gekommen, und es wäre den Hamburgern ein leichtes gewesen, sie bei den Elbinseln zusammenzuhauen. Aber die Hamburger hatten vordem mit den Bauern eine Fehde gehabt und waren ihnen noch recht gram, daß sich die Fäuste der Bauern kräftiger als die Kugeln der Hanseaten erwiesen hatten. Um aber die Lage der Dithmarschen noch ganz hoffnungslos zu machen, fand sich unter den Bauern ein Verräter, und es war sogar einer der 48 Regenten, der seine Brüder verriet: Carsten Holm!

Nachdem der Feind die unbefestigten Plätze, darunter auch die Stadt Meldorf, genommen hatte, zog er am 17. Februar 1500 weiter ins Land Dithmarschen hinein. Dem riesigen Heerbann folgte ein unermeßlicher Wagentroß. Merkwürdig war es nur, daß sich keine Bauern sehen ließen, und übermütig nahm man an, daß sie Reißaus genommen hätten. Denn wer könnte auch einem solchen Heer widerstehen? Die Bauern aber hatten sich beraten und hatten es abgelehnt, sich zu unterwerfen oder auszuweichen; ihre Losung hieß: Sieg oder Tod!

Ein kleiner Trupp von 300 Bauern marschierte von Heide aus und warf nachts in der Nähe des Dorfes Hemmingstedt bei Dusenddüwelswarf quer über die Hauptstraße eine Schanze auf, die der Feind erst bemerkte, als er dicht davor stand.

Dieses kleine Hindernis müßte genommen werden, meinte der Junker Slenz und rief den Bauern zu: «Wahr di Bur, de Gar kumt!» Seine Garde will stürmen, will das Flechtwerk der Schanze in die Gräben werfen, aber was ist das? Sie kommen ja nicht vorwärts, sie bleiben im Morast stecken. Und dann geschieht noch etwas Unerhörtes: Der Wind dreht über das flache Land von Südwest nach Nordwest; Hagel und Schnee, feiner Graupelregen treibt den Angreifer ins Gesicht. Dazu quillt die Flut ins Land, als von dem Anführer der Bauern der Befehl ertönt: «Die Schleusen auf!» Die Flut überschwemmt alles; nur die Verteidiger des Landes, die Bauern, die ihr Land kennen, wissen die Springstöcke zu gebrauchen, und ihr Kampfruf schallt jetzt über das Land:

«Wahr die Garr, de Bur de kumt!» Der Morast verschlingt die Garde, die anderen versuchen vergeblich zu fliehen; die Straße ist durch den eigenen Troß versperrt. Wer über die Felder flieht, wird von der Flut erfaßt und ertrinkt.

Von den Grabenrändern her reißen die Dithmarschen mit ihren langen Haken die Edelleute zu sich herüber, treten sie ins Wasser und zertrampeln sie. Menschen und Vieh bilden nur noch einen unübersehbaren und unentwirrbaren Haufen. Es sind Stunden des grausamen Schreckens, die auch die Verteidiger mit Entsetzen erfüllen müßten, täten sie es nicht für ihr Heimatland und für ihr Volk. Und diesmal wurde die wilde Flut zum Freund, diesmal half sie, einen Feind besiegen, der mutwillig einbrach in Gebiete, die er nicht betreten durfte. Und das hatten die Bauern auch geschworen: Ehe der Feind dieses mühsam errungene und erkämpfte Land stehle, eher sollten die Fluten es wieder haben, sollte das Meer triumphieren. Dann hätte man die Dämme zerbrochen und die Schleusen so geöffnet, daß das Land dem Untergang preisgegeben war. — Die Beute des Siegers ist unermeßlich, aber noch größer ist die Freude im Herzen dieser Menschen, die dem Allmächtigen dafür danken, daß es dreihundert Bauern gelang, ein Heer von 30 000 Mann zu vernichten.

Günter Woltersdorf

# Hutten

**E**inst schrieb ich alles in Latein;  
nicht jedem konnt's verständlich sein.  
Nun ruf' ich dich, mein Vaterland,  
in deutscher Sprache, wohlbekannt:

Laß mich doch nicht alleine sprechen!  
Jetzt ist es Zeit, um loszubrechen,  
gemeinsam für die Freiheit streben!  
Was war das bisher für ein Leben,  
kein Mensch durft' mehr die Wahrheit sagen!

Steh auf, mein Volk! Nicht lange zagen,  
die Lügenherrschaft zu vertreiben!  
Nur Wahrheit soll fortan noch bleiben.  
Gott schenk' dem Heil, der zu mir steht,  
damit sein Eifer nicht vergeht!

Manch Edler — hoff' ich — hat den Mut,  
manch Graf, manch Bauersmann, so gut  
manch Bürger, der in seiner Stadt  
der Lebenslage übersatt —  
auf daß ich nicht alleine streite.

Wohlan, Gott ist auf unserer Seite!  
Kein Deutscher bleibe still daheim!  
«Ich hab's gewagt!» — das sei sein Reim.

Aufruf an das deutsche Volk, 1522

\*

**L**aßt doch nicht streiten mich allein,  
Erbarmt Euch übers Vaterland,  
ihr werten Teutschen, regt die Hand!  
Jetzt ist die Zeit zu heben an  
um Freiheit kriegen. Gott will's han. —  
Wer wollt in solchem bleiben d'heim?  
Ich hab's gewagt! Das ist mein Reim.

Aus: Clag und vormanung

Ich hab's gewagt, mit Sinnen,  
Und trag des noch kein Reu:  
Mag ich nit dran gewinnen,  
Noch muß man spüren Treu!  
    Dar mit ich mein:  
    Nit ei'm allein —  
Wenn man es wollt erkennen —  
    Dem Land zu gut!  
    Wie wol man tut  
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Will nun sich selbst nit raten  
Die frumme Nation,  
Ihrs Schadens sich ergatten,  
Als ich vermanet han —  
    So ist mir leid!  
    Hie mit ich scheid,  
Will mengen baß die Karten.  
    Bin unverzagt:  
    Ich hab's gewagt  
Und will des Ends erwarten!

Ulrich v. Hutten, Huttens Lied

\*

Mein Glaube ist die Liebe zu meinem Volke.

Ulrich von Hutten

## Schlacht bei Pavia

(24. Februar 1525)

Das Fähnlein auf, die Spieße nieder!  
Dem Kaiser Sieg, dem Feinde Tod!  
Das Leben ist gar wohlfeil heuer,  
ihr Landsknecht, drum verkauft es teuer!  
So war des Frundsberg erst Gebot.

Da sah man Spieß' und Schwerter blitzen,  
wie Sternlein in der blauen Nacht.  
Die Kugeln in den Lüften flogen,  
es sprang das Blut wie'n Regenbogen  
wohl zu Pavia in der Schlacht.

Das war kein Tag wie alle Tage,  
das war ein roter heil'ger Tag,  
als fern vom deutschen Vaterlande  
vor deutschem Mut mit Schmach und Schande  
das fremde Heer im Kampf erlag.

Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre,  
denn er ist aller Ehren wert.  
Du hast dein Völklein wohl geleitet,  
du hast den schönen Sieg bereitet!  
Da, Alter, nimm das Königsschwert!

Hoffmann v. Fallersleben

\*

**G**eorg von Frundsberg,  
von großer Stärk,  
ein treuer Held,  
behielt das Feld,  
in Streit und Fehd  
den Feind besteht,  
in aller Schlacht  
er Gott zulegt die Ehr und Macht.

Landsknechtslied aus des Knaben Wunderhorn

## Fähnrich der Landsknechte

**B**evor der Obrist dem Fähnrich den Schwur der Treue  
und des Gehorsams abnahm, richtete er an ihn folgende  
Worte:

« Wenn Ihr werdet in eine Hand geschossen, darin Ihr das  
Fähnlein traget, so werdet Ihr es in die andere nehmen; werdet

Ihr an derselben Hand auch beschädigt, so werdet Ihr das Fähnlein ins Maul nehmen und fliegen lassen. Sofern Ihr aber vor solchem allen von den Feinden überwältigt werdet, so sollt Ihr Euch ins Fähnlein wickeln und Euer Leib und Leben dabei darinnen lassen, ehe Ihr Euer Fähnlein übergebt.»

Heldenmütige Fähnriche haben dieses Gebot buchstäblich bis zum Letzten vollzogen.

Nach H. W. Caselmann

\*

**W**er Unglück will im Kriege han,  
der binde mit dem Deutschen an.

Ein alter Landsknechtsvers

## Florian Geyers letzter Kampf

(Pfingsttag 1525)

**A**m Morgen des Pfingsttages, als die Sonne aufging, wandte sich ein Bauernheer von viertausend Mann von Würzburg aus gen Süden. Sorglos zog es den lichtgrünen Bergwald hinan und ahnte nicht, daß der Truchseß durch seine Kundschafter schon von diesem Heereszuge wußte.

Heimlich hatte der Truchseß seine Reiterei ausgeschickt und die Bauern einkreisen lassen. Als sie ihre fürchterliche Lage erkannten, war es zu spät. Denn in kurzer Zeit hatten die Reiter des Truchseß die Bauern umzingelt und stachen und ritten sie ohne Erbarmen nieder.

Nur wenige hundert schlugen sich kämpfend durch die Feinde hindurch, darunter Florian Geyer mit den letzten seiner Schwarzen Schar.

Eine freie Waldkuppe, mit einigen alten Eichen und Buschwerk bestanden, war ihr letzter Zufluchtsort.

Am Stamm einer mächtigen Eiche ruhte Florian Geyer. Sein Schwert lag neben ihm. Die rechte Hand stützte sein müdes Haupt. Er seufzte tief. Nun war alles aus. Vergebens der Freiheitskampf des bedrückten Volkes, für den er sich eingesetzt

hatte mit seiner Ritterehre! Neue, härtere Knechtschaft würde fortan alle Bauern in Schwaben und Franken drücken. Ihr reiches Korn, ihren goldenen Wein mußten sie wie bisher für ihre Herren bauen.

Die drei Bauern, die ihm mit seinem Knecht gefolgt waren, sahen sich stumm an. Florian aber sagte zu ihnen:

« Die Verfolger stellen uns nur um meinetwillen nach. Darum verlaßt mich schnell, rettet euch wieder nach Süden. »

Doch die Gefährten wehrten hastig ab: « Nein, Herr, nimmermehr. Sterben wir, so sterben wir zusammen. »

Florian Geyer hatte unverwandt nach Norden geblickt. Da erspähten seine Falkenaugen ein paar Reiter, die auf einer Waldwiese haltmachten und nach kurzer Zeit gegen die Anhöhe weitertrabten. « Bald kommen sie! » rief er mit fester Stimme.

Starr blickten jetzt aller Augen zum Waldrand hinab. Fester umspannte jede Faust die Waffe. Da — nach einer Zeitlang hörte man fernes Stimmenschallen und Rosseschnauben, und bald sprengten einige Reiter aus dem Walde. Sie schauten ringsum, und als sie die kleine Schar der Bauern erblickten, stürmten sie fluchend die Anhöhe hinan. Immer mehr Reiter folgten nach.

Schon war der erste, ein Ritter, nahe heran. Wild schrie er seinen Knechten zu: « Nun fangt den Geyer! »

Florian stutzte beim Klang dieser Stimme. Jetzt erkannte er den Ritter, trotz dessen geschlossenen Helmes, und rief ihm laut zu: « Schwager, spar deine Mühe! Lebendig fängst du den Geyer nimmer! »

Er hatte den Rücken einem mächtigen Eichenstamm zugewandt. Pfeifend sauste sein Schwert durch die Luft und ließ niemand heran. Seine Gefährten machten es ebenso. Sie standen alle im Kreise um die Eiche, den Rücken gedeckt, und fochten mit wildem Mut. Die Feinde waren von den Roßen gestiegen und mit vorgehaltenen Spießen herangerückt. Ihre Anzahl war sehr groß. Verzweifelt hieben die Bauern um sich. Doch bald erlahmten sie und konnten die Schläge und Stöße nicht mehr auffangen und zurückgeben.

Florian aber stand wie ein Bild aus Erz. Ringsum sank ein Freund nach dem andern zu Boden. Immer wuchtiger fielen da seine Schläge, und wen sie trafen, der stand nimmer auf.

Jetzt erglühete die sinkende Sonne und tauchte die Landschaft für Augenblicke in blutigen Schein.

So blutig ging auch die Freiheit der Bauern mit Florian Geyer unter. Denn im nächsten Augenblick fuhr ihm des Schwagers Klinge durch die Panzerringe mitten in die Brust.

H. Bahlke (gek.)

## Lied der Geusen

(1572)

**G**leich wie die Möwe ruhlos hastet  
Von Land zu Meer, von Meer zu Land  
und kaum im Flug die Schwinge rastet  
auf Wellenschaum, auf Dünensand:

So wogen wir auf irren Bahnen  
von Deich zu Flut, von Flut zu Deich,  
zerschlissene Segel unsre Fahnen,  
ein morsches Schiffelein unser Reich.

Oft nur den letzten Schuß im Laufe —  
vom Sturm gepeitscht, vom Feind gehetzt —  
ein adeliger Bettlerhaufe,  
den Hut zerhaun, das Wams zerfetzt.

Und doch erhebt das stolze Spanien,  
in dessen Reich der Tag nicht sinkt,  
wenn unser Rächeruf: « Oranien! »  
sich über Albas Heere schwingt.

Ihr bebt mit Recht! Von Sklavenschande,  
bei Gott, wird dieser Boden rein,  
und müßten alle Niederlande  
von Meeresflut verschlungen sein!

Durchstecht den Deich, reißt auf die Schleusen!  
Ersäuft die fremde Tyrannei!  
Es naht die See, es naht die Geusen:  
Das Land wird Meer, doch wird es frei!

F. Dahn



**D**u glaubst nicht, was ein Mensch vermag  
mit heißem Blut  
und harten Händen!  
Er kann durch einen starken Schlag,  
er kann an einem starken Tag,  
hat er nur Mut,  
das Schicksal wenden!  
Du glaubst nicht — was ein Mensch vermag!

Bogislav v. Selchow

\*

**F**risch auf, ihr tapferen Soldaten,  
Ihr, die ihr noch mit deutschem Blut,  
Ihr, die ihr noch mit frischem Mut  
Belebet, suchet große Taten!  
Ihr Landsleut, ihr Landsknecht, frisch auf,  
Das Land, die Freiheit sich verlieret,  
Wann ihr nicht mutig schlaget drauf  
Und überwindend triumphieret.

Der ist ein Deutscher wohlgeboren,  
Der von Betrug und Falschheit frei,  
Hat weder Redlichkeit noch Treu,  
Noch Glauben, noch Freiheit verloren.  
Der ist ein Deutscher, Ehren wert,  
Der wacker, herzhaf, unverzaget  
Für die Freiheit mit seinem Schwert  
In jede Gefahr sich waget.

Georg Rudolf Weckherlin, 1618

## Der Wulfsbauer

(Aus dem Dreißigjährigen Krieg)

**E**s war noch ganz grau, da hörte Gird, der mit Bolles Atze  
die Wache vor dem Bullenbruche hatte, die Schweden  
herankommen; er blies, aber da hörte er es auch schon am

Kohlenberge tuten, und bei der Dornkuhle ging es auch los; die Schweden waren von drei Seiten zugleich gekommen. Mit knapper Not konnten die Peerhobstler sich und ihr Vieh in dem Walle bergen; der letzte war der Wulfsbauer, und hinterher kam Schewenkaspar gewankt.

Die Schweden pirschten sich vorsichtig an das Dorf heran. Alles war still, bloß die Hühner gackerten, und die Schwalben zwitscherten. Die Gewehre in der Hand, machten die Soldaten sich an die Häuser heran; kein Mensch war zu finden. Sie suchten Schuppen und Keller nach; alles war leer. Es wurde ihnen unheimlich zumute. Aber da kam ein Reiter mit einem schwedischen Mantel angelaufen, den er auf Horstmanns Hofe gefunden hatte, und nun wurde gründlich nachgesucht, und eine ganze Menge Waffen und Kleider wurden gefunden, die augenscheinlich totgeschossenen Schweden gehört hatten. « Und wenn ich ewig und drei Tage suchen soll », fluchte der Hauptmann; finden will ich sie, und dann könnt ihr euch mit ihnen einen kleinen Scherz machen, Leute! » Die Soldaten lachten, aber nicht so ganz von Herzen.

An die drei Stunden dauerte es, bis sie den Ringwall fanden, und elf Mann stürzten sich dabei in den Wolfskuhlen zu Tode. Die anderen kamen heil hin, konnten aber nichts sehen, denn die Dornen lagen haushoch und waren fest ineinandergewirkt. « Paar Mann auf die Bäume; zusehen, was das nun ist! » befahl der Anführer. Zwei Leute kletterten in die Tannen. Kaum waren sie so hoch, daß sie den Mund aufmachen wollten, da knallte es zweimal, und beide fielen wie die Säcke herunter.

« Schweinebande! » schimpfte der Hauptmann, « fort mit dem Kram da! Die Soldaten zogen die Dornen weg, mußten aber Stück um Stück losbrechen, so fest saßen sie ineinander. Aber dann horchten sie auf; im Walle wurde geblasen. Unheimlich hörte sich das an, als wenn die Katzen quarrten und die Wölfe hinterher heulten, und dann fing es an zu bimmeln, erst langsam und dann immer schneller, und hinter dem Walde fing das Tuten und das Bimmeln an drei Stellen zugleich an. Die Soldaten sahen sich um; die Sache gefiel ihnen nicht so ganz besonders.

« Na, wird's bald! » schrie der Offizier und schlug die Leute, die bei dem Dornverhau waren, mit der Peitsche über die

Rücken, daß es klappte. « Dreißig Mann hierher, aber 'n bißchen fix! » Die Soldaten arbeiteten, daß es krachte. Ein Rabe flog über den Wall hin, rief laut und machte einen Bogen, der Schwarzspecht lachte, und die Markwarte schimpften über den Lärm. « Feste, feste! » schrie der Hauptmann. « In einer Stunde müssen wir sie haben! Wollen den Buschkleppern mal zeigen, was es heißt, fromme schwedische Kriegsleute abzuschießen wie Rehböcke. »

Viekenludolf sah den Wulfsbauern von der Seite an. Mit dem war den Tag schlecht Kirschen essen. Er sagte: « Jetzt heißt es: keine Kugel unnütz, keinen Zoll Fell gezeigt und alles getan, was ich sage. Und wer sich danach nicht richten tut, der soll es so haben, wie er es verdient! »

Viekenludolf lief ein Schudder über, als er den Mann da so stehen sah, das Gewehr in der Faust, ganz gelb im Gesicht, blau unter den Augen und mit einem Mund wie ein Strich. Aber dann wurde ihm besser, denn der Obmann befahl: « Sorge dafür, daß die Immen zur Stelle sind! Und die Frauensleute sollen Pech heiß machen und Wasser. Komm aber gleich wieder! Warte mal: auch die Jungens sollen jeder ein Schießgewehr haben; heute muß ein jeder helfen. Es geht um Kopf und Kragen und um noch mehr; denn kriegen sie uns, so lassen sie uns lange sterben! »

Die Dornen wurden durchsichtig; man sah die Gesichter der Soldaten, und Viekenludolf wollte schießen. « Bist du verrückt? » schnauzte ihn Wulf leise an. « Erst muß das Haupt fallen, dann kommt das andere dran! » Er sah durch das Schießloch, ging zurück, schob sein Gewehr durch, zielte lange und schoß. Ein Gebrüll kam von drüben. « Der läßt das Prahlen für eine Weile sein », flüsterte er dem Rammlinger zu: « Blattschuß! Er war weg wie ein Wieselchen. » Er stieß einen Jungen an: « Sie sollen tuten und bimmeln, so toll sie können; wir müssen Hilfe haben. Hörst du? Und wenn ihnen das Blut aus den Ohren spritzt, blasen sollen sie, oder ich blase ihnen was! »

Die Schweden standen um ihren Hauptmann; der lag im Grase mit dem Rücken gegen eine Fuhre, und jedesmal, wenn er atmete, sprang ihm das helle Blut aus der Brust. Ein ganz junger Offizier, ein Junge meist noch, kniete bei ihm und wischte ihm den Todesschweiß von der Stirn. Der Sterbende

bewegte die Lippen; der junge Mann bückte sich ganz tief, nickte und sprang auf: « Wir müssen unseren Herrn Hauptmann rächen. Freiwillige vor! » Bloß ein Dutzend meldete sich, voran der alte Wachtmeister. « Lumpenpack! » schrie der Offizier. « Beim Saufen und Fressen, da seid ihr Helden, aber hier geht's euch in die Hosen! » Er zeigte auf einige Leute, die sich nach hinten drücken wollten. « Ihr da, voran, und wehe, wer einen Zoll zurückgeht! » Er hielt ihnen die Pistole vor die Augen.

Die Männer murrten; es waren alles Bluthunde schlimmster Art, aber diese unheimliche Burg mitten im nassen Busche, die Scharfschützen darin, das sonderbare Tuten und Bimmeln in der Runde, das klemmte ihnen die Hälse zusammen. Der Offizier rief zwanzig bei Namen. « Ich zähle eins, zwei, drei, und wer dann nicht im Graben ist, der schluckt sein eigen Blut. Denkt an Gustav Adolf, denkt an Breitenfeld, denkt daran, daß ihr Schweden seid und keine Krabatten! Also: jeder zwei Pistolen in den Brustlatz und das Finnmesser zwischen die Zähne! Und jetzt mit Gott für Schweden! Eins, zwei, drei! » Er faßte sich nach der Brust und stürzte in das Gras; der Wulfsbauer hatte ihn mitten durch das Herz geschossen.

Einen einzigen Blick schmiß der Wachtmeister nach ihm hin; dann schrie er: « Vorwärts marsch! » und sprang mit einem Satze in den Graben, und mit einem Male war das Wasser voll von Schweden, aber es war, als wenn es kochend wäre, so schrien sie alle auf einmal auf, denn wie sie da waren, ein jeder von ihnen war in die spitzen Pfähle gesprungen.

« Schießt sie doch wenigstens tot, das ist ja schrecklich! » rief der Prediger; aber der Obmann schüttelte den Kopf: « Nein, Euer Ehren, wir haben dazu keine Zeit, und je länger sie da quitschen, um so später trauen sich die anderen heran. Aber geht hin und sagt, daß überall gut aufgepaßt wird und daß geblasen und gebimmelt wird, und dann haltet Euch zu den Frauen und den Kindern, da seid Ihr nötiger! »

Es war auf einmal ganz still. Man hörte die Finken schlagen und die Meisen piepen, und ab und zu brüllte eine Kuh in den Ställen. Es hörte sich bald an, als ob die Schweden abgezogen wären. Aber nach einer Weile hörte man Axtschläge. « Haltet die Immen zur Hand! » sagte der Obmann zu Kaspar, « und das heiße Wasser und den Teer! Sie werden wohl eine Brücke

machen wollen. Na, viel soll ihnen das auch nicht helfen, glaube ich. »

Er frühstückte, behielt aber die Augen am Guckloch, und dann steckte er sich eine Pfeife an. Eben hatten die Wachen gemeldet, daß von zwei Seiten Antwort gekommen war, und so dachte er: Es wird schon gut gehen!

Aber dann ärgerte er sich, daß er eine große Dummheit gemacht hatte. Einen kugelsicheren Kiekturm hätte er in der Burg aufschlagen lassen sollen, dann konnte er sehen, was drüben gemacht wurde. Na, dümmer werde ich da auch nicht von, dachte er.

Zwei Stunden hatte er so dagesessen, da ließ das Hacken drüben nach. Man hörte, wie die Leute schleppten und stöhnten. Der Wulfsbauer schickte den Jungen hin. «Sie sollen sich immenfest machen und die Körbe hierherbringen! Und dann alles an die Löcher, aber um den ganzen Wall, und hier », er drehte sich nach Viekenludolf um, « die Scharfschützen her, aber erst geschossen, wenn ich sage, und auch dann noch nicht, wenn ich einmal schieße! »

Nach einer Weile standen zwanzig Popanze rechts und links bei ihm. Die Bauern hatten die Immenmasken aufgesetzt, sich Tücher um die Häse gewickelt, dicke Röcke und drei Paar Hosen angezogen und diese unten zugebunden. Alle hatten dicke Handschuhe an und jeder sein Schießgewehr vor sich stehen. Hinter dem Vorsteher und Viekenludolf lagen die Immenkörbe; sie waren an lange Stangen gebunden, und es brummte darin wie in einem Wasserkessel, denn die Ausflüge waren verammelt. Der Fuhrberger flüsterte: «Ich habe einen frei!» Der Obmann nickte: Es knallte; ein Schrei kam von drüben, dann ein lautes Fluchen. Man hörte die Dornbüsche krachen. Eine Brücke aus Fuhrenstangen bohrte sich durch und kam erst langsam, dann schneller über das Wasser. Der Burgvogt drehte die Büchse nach der Seite, zielte und schoß. Drüben wurde wieder geflucht. «Wer einen frei hat, soll ihn totschießen, befahl er; «aber Vorsicht! Wir haben keinen einen Mann über!» Es knallte fünfmal, die Brücke fiel in das Wasser, ging aber wieder in die Höhe und wies eine breite und hohe Schutzwand aus Tannhecke und Fuhrenzweigen auf.

« Wer will die Immen werfen? » fragte Wulf. « Kein verheirateter Kerl darf es sein, du auch nicht, Ludolf. Aber Helmke, du! » Schierhorn kam und stellte sich neben den Oberobmann. « So », befahl der, « jetzt, so wie ich rufe, ihr sechs da, so schnell, wie es geht, die Körbe offen, Helmke die Stangen in die Hand gegeben, und ihr andern paßt auf und sorgt dafür, daß keiner ihm was tun kann. Und hat er Unglück, gehst du an seine Stelle, Hinrich, und dann du, Jochen. Und beileibe nicht die Immen in das Wasser schmeißen; alle mitten in die Dornen! Die Leute auf der Brücke kriegen wir so schon klein! »

Von drüben hörte man keinen Laut. Dann knasterten die Dornen, und mit einem Male schoß die Brücke über das Wasser und stieß sich in dem Walle fest. « Aufpassen, ruhig schießen! » flüsterte der Obmann. Sechs Schweden liefen wie verrückt die Brücke entlang; es knallte ein paarmal, und bloß einer kam oben an, ein junger Kerl mit Haaren so hell wie bei einem Kinde. « Nicht schießen », rief Wulf; « lebendig fangen! » Sowie der junge Mann über das Schutzdach wollte, riß ihn Schierhorn herüber und warf ihn dem Viekenbauer zu. « Binden und hängen, aber nichts tun! » schrie der Obmann und schoß, und dann rief er: « Die Immen! »

Schierhorn, der mit der Maske und dem vielen Zeug wie der leibhaftige Satan aussah, stand gebückt hinter der Schutzwand, den Bleiknüppel am Handgelenk, und schielte über sich. Eine Hand packte in die Tannhecke. Der Bauer schlug mit dem Totschläger danach, ein Schrei kam, die Hand verschwand, das Wasser quatschte, und dann schrie es lange. Ein Schuß fiel; wieder spritzte das Wasser auf. Ganz sachte, als machte er das alle Tage so, stellte sich Schewenkaspar hinter den Ehlershäuser, ließ sich einen Immenkorb geben, riß den Boden ab, stellte die Stange hoch und gab sie Schierhorn in die Hände. Der nahm sie, wog sie, und dann schrie er: « Aufgepaßt, ihr da! » und kippte die Stange um und hinterher noch eine, und die dritte, die vierte und die fünfte und die sechste.

Wieder liefen die Schweden über die Brücke. Drei bekamen Kugeln, vier kletterten über das Schutzdach, aber Schierhorn und Kaspar warfen sie in den Graben. Dann hörte man es drüben fluchen, darauf schreien, dann ging ein Summen und Brummen los. Das Fluchen und Schreien nahm kein Ende, es

wurde immer schlimmer damit, man hörte, wie die Pferde um sich schlugen und sich losrissen, Hunde heulten auf, das Brummen wurde immer gefährlicher, die ganze Luft war voll von Immen, und hinter dem Wall stand Viekenludolf, bog sich vor Lachen krumm, schlug sich auf den Schinken, daß es knallte, und rief: « Ich gehe dot, ich gehe dot! »

Der Wulfsbauer mußte auch lachen. Dann ging er hin, band dem Schweden die Hände los und sagte: « Steh auf! » Der junge Mensch stand da, kreideweiß um die Nase. Der Bauer griff ihn an die Brust: « Kannst du deutsch? » Der Junge zitterte am ganzen Leibe: « Ja! » brachte er heraus. « Bist am Ende selber ein Deutscher? » Der Mensch nickte. « Woher? » Er würgte: « Aus Sachsen! » Der Bauer holte tief Luft: « Schweinehund! Eigentlich solltest du sterben. Aber lauf hin und sage ihnen, sie sollen machen, daß sie fortkommen! Wir haben noch genug Immen, und unsere Freunde kommen all. Und wenn dich einer fragt, wo du warst, dann sag ihnen: bei den Wehrwölfen! Du bist der erste, den wir lebendig fortlassen. » Der Soldat zitterte so, daß er kaum über die Brücke konnte, und als er am Ufer ankam, fiel er hin.

Der Wulfsbauer hielt die Hand hoch. « Pst! sie tuten sich wieder zusammen! Was ist denn das? Das sind ja unsere Leute! Hört ihr, ein Schuß! Junge, das ist gut, ich bin halb verdurstet! » Er trank den ganzen Krug Dünnbier aus, den der Junge ihm reichte, und dann sagte er: « Nun müssen wir erst wieder zusehen, daß unsere Immen ihren Ärger vergessen. Die werden schön falsch sein! Und jetzt lauft hin und sagt den Frauensleuten Bescheid; aber sie sollen nicht herauskommen, wenn sie ihre glatten Gesichter behalten wollen, denn sonst kriegen sie Mäuler wie die Baumaffen. So, und nun kann die Hälfte losgehen und sehen, was unsere Mutter ihnen gekocht hat. Aber laßt mir was über! »

Er horchte nach der Wohld hin und nickte. Da fielen immer mehr Schüsse, und das Tuten und Blasen hörte nicht auf. Der Bauer stand wie ein Baum da. Dann lachte er: « Hörst du sie, Ludolf? » Der nickte: « Ja, unsere kühlen ihnen jetzt die Immenquaddeln », sagte er; « mit'm Bleiknüppel, das ist gut für! » Der Wulfsbauer hob den Finger hoch: « Unsere haben sie zwischen sich. Stille! Hörst es? Junge, Junge, ein Schade,

daß wir da nicht bei sind! » Er zitterte vor Aufregung: « Hör bloßig, wie sie bölken: Slah doot! » Er hielt die Hände neben den Mund und brüllte über den Graben hin: « Slah doot, slah doot, all doot, all doot, all dooot! »

Und dann kam es aus den Blockhütten heraus wie Gesang; die beiden Bauern horchten; die Frauen und Kinder sangen: « Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! »

Es dauerte nicht lange, da waren die Wehrwölfe da. Sie lachten und riefen über den Graben: « Na, die Hauptarbeit war ja schon gemacht; wir hätten ruhig zu Hause bleiben können! So, nun wollen wir erst dieses dummerhaftige Dings wegnehmen und zu Feuerholz machen! » Der Wulfsbauer schrie: « Nee, das können wir hier ganz gut brauchen; bringt es nach der Brücke! Aber erst kann einer von euch herkommen und uns erzählen, wie es geworden ist; denn daß wir höllschen neugierig sind, könnt ihr euch wohl denken! »

Jasper Winkelmann aus Fuhrberg und Ehlershinnerk aus Engensen kamen über die Brücke. « Junge », sagte der Fuhrberger und schlug dem Rammlinger auf die Schulter, « ein Schade, daß du nicht mit dabei warst! Wir konnten vor Lachen meist nicht schießen. Ich glaube, keiner von ihnen ißt in seinem ganzen Leben ein Honigbrot wieder. Du hättest mal sehen sollen, wie die Pferde auskeilten, und die Kerls, Mensch, ich sage dir, zum Krempeln war es! Sie flöhten sich als wie die jungen Hunde, und ich glaube, hinter jedem Machangel in der Heide sitzt einer und pult sich die Immenangeln aus der Pelle. Was haben wir gelacht! »

Der Wulfsbauer nahm die Maske ab. « Sonst heißt es: Erst die Arbeit, dann das Vergnügen », sagte er, « aber bei uns ist das umgekehrt. Holt mal noch ein paar Mann 'ran und Nägel und Wieden und Barten; wir wollen hier schnell einen Turm machen, damit, wenn sie wieder kommen, wir sie von oben begrüßen können, denn das mit den Immen, das ist auf die Dauer denn doch zu teuer. Und was sollen die Kinder sagen, wenn wir so mit dem Honig aasen! »

Die Schweden kamen aber nicht wieder, weder diese noch andere.

Hermann Löns



# Des Deutschen Michels Tod

(Michael Obentraut; 1625)

Bei Seelze liegen die Felder brach  
und kennen nicht Sense noch Sichel,  
bei Seelze liegt im brachen Feld  
todwund der Deutsche Michel.

Bei Seelze war lang keine Furche gedüngt  
anders als wie mit Blute,  
und wenn da Gottes Frucht nicht läg,  
kein andre darin ruhte.

Die Frucht des Gottes, der Schlachten liebt  
und Männer in Schild und Schienen,  
heut säte er breit seine Menschensaat,  
und den Deutschen Michel mit ihnen.

Er lag gelehnt in den wilden Porst  
und sah geruhig zum Himmel,  
und sah auf der Straße hannoverwärts  
des Heerzugs wildes Getümmel.

Ihm war, als wäre die Welt ein Bild,  
wie ein Mädchen es stickt ins Linnen,  
und Wolken und Bäume und Heere darin,  
und auch er gemalt darinnen.

Ihm war, als ginge ihn nichts mehr an,  
daß so treu und heiß er gefochten,  
jetzt war er selber ein Faden nur,  
in den ewigen Teppich geflochten.

Sein wildes Leben hörte er an,  
als ob es ihm einer erzählte,  
im Thüringer Dörfchen der Mutter Lied  
ihn immer und immer quälte:

« Wenn se jung sin, treten se uf de Scherze,  
wenn se alt sin, treten se ufs Herze,  
un se folgen dir in keenem Falle,  
un en Kalbfell fulgen se doch alle! »

Da kam übers Feld ein greiser Obrist,  
der sah den Sterbenden liegen,  
und die mit ihm ritten, verhielten das Pferd  
und sahen ihn an und schwiegen.

Da sagte der eine: « Es war ein Spiel,  
der tat nichts Gutes erlosen! »  
Sagte der Michel: « Auf solchem Feld  
da pflückt man solche Rosen! »

Sie ritten fort, auf Hannover zu,  
und er ging ans Sterben indessen,  
ein Vaterunser er beten wollt,  
doch hatt' er die Worte vergessen,

er wußte nur noch den Fahneneid  
und sprach ihn langsam, bedächtig,  
und der alte Gott, der die Schlachten will,  
war in dem Sterbenden mächtig,

und nahm den blutigen Fahneneid  
auf in die segnenden Hände,  
der Deutsche Michel streckte sich,  
das war ein seliges Ende!

Börries v. Münchhausen

## Der jüngste Tambour des Kaisers

**E**s war im Dreißigjährigen Kriege, als nach der Schlacht bei Breitenfeld der siegreiche Schwedenkönig Gustav Adolf mit seinem Heer gegen Merseburg vorrückte. Nach der vernichtenden Niederlage der Kaiserlichen unter Tilly fand der Sieger nirgends mehr ernstlichen Widerstand. Nur um einen

einzigem Bauernhof tobte noch ein erbitterter Kampf. Ein Häuflein Kaiserlicher wehrte sich verzweifelt gegen eine Abteilung Schweden, die das Gehöft zu stürmen versuchte, aber durch die zähe Tapferkeit der Verteidiger immer wieder zurückgeworfen wurde.

Der Schwedenkönig, der nicht nur die Tugenden seiner eigenen Soldaten anerkannte, sondern auch die des Feindes, befahl, den Angriff einzustellen und sandte einen Unterhändler zu den Gegnern mit der Botschaft, sich auf königliche Gnade zu ergeben. Die Antwort aber, die er erhielt: « Wir ergeben uns nicht, und wenn wir einer Gnade bedürfen, so ist es die unseres kaiserlichen Herrn », erzürnte den Herrscher so sehr, daß er einem Hauptmann Befehl gab, eine ganze Kompanie einzusetzen und das Haus zu stürmen.

Dieser Übermacht gelang es dann auch bald, in das Gehöft einzudringen. Wenige nur waren übriggeblieben, die zum Teil schwer verwundet vor den König gebracht wurden, der sie finster musterte.

« Ihr seid dreiste Schelme, die ihr gewagt habt, königlicher Gnade zu spotten », sagte er, « aber ihr seid tapfere Soldaten, darum will ich denen von euch das Leben schenken, die auf meine Fahne schwören. » Alle taten dies, wie es Söldnerart war, denn man diene ja nicht dem Vaterland, sondern dem, der besser zahlte und wie es sich aus den Umständen ergab. Nur ein noch im Knabenalter stehender Trommler weigerte sich. « Ist er toll? » herrschte ihn der König an, « das kostet ihm das Leben. Er sollte glücklich sein, unter siegreicher Fahne für eine gerechte Sache kämpfen zu dürfen. »

« Majestät », entgegnete der Junge und sah den Feldherrn fest an, « wenn es dem König von Schweden beliebt, Soldaten zu werben, die schon auf die Fahne des Feindes geschworen, so wird er den jüngsten Tambour des Kaisers nicht hindern, dem Eid seiner Fahne die Treue zu halten. »

Der König zog die Stirn in tiefe Falten. Niemand aus seiner Umgebung hätte für das Leben des Jungen auch nur einen Kreuzer gegeben. Gustav Adolf ließ sich Pergament und Federkiel geben und schrieb. Dann reichte er dem Trommler die Rolle, befahl ihm sie vorzulesen und seinem Kaiser nach Wien zu bringen. Mit verhaltener Stimme las der Knabe:

«Majestät! Euer Feind beglückwünscht Euch zu diesem tapferen und treuen jungen Soldaten. Gustav Adolf, König von Schweden.»

Der Junge, der schon den Tod erwartet hatte, blickte auf und stammelte Worte des Dankes. Der König ließ ihm ein Pferd und Geld geben, worauf er ihn mit festem soldatischem Händedruck entließ.

Rudolf Schwanneke

## Ein brandenburgischer Dragoner

Schwer und voller Sturm steht die Nacht an diesem 11. November des Jahres 1659 über den pommerschen Landen. Tiefhängende Wolken jagt der Wind um Wälle und Mauern der Feste Demmin. Wie in einen flatternden Mantel hüllen sie die schwedischen Verteidiger der Stadt. Dichte, deckende Schleier breiten sie über das kleine kurfürstlich-braunschweigische Belagerungsheer und ersticken das leise Klirren der Waffen.

Der Kurfürst hat die Eroberung der Feste befohlen. Generalleutnant Görtzke kommandiert das Belagerungsheer. Die Zahl der Schweden ist groß. Der Brandenburger sind wenige. Stark sind die Mauern und tief die Gräben der Festung. Es bleibt nur die Nacht.

25 Dragoner sind ausgewählt. Eine Stunde vor Mitternacht treten sie an am Festungsgraben. Der Wachtmeister Jobst Bertram führt sie. Vollkommene Ruhe ist die Order. Jeder Laut kann den Plan gefährden. Jedes Geräusch kann das Unternehmen verraten. Schweigend stehen die Soldaten.

Moorig gluckst das Wasser. Leise werden ein paar Planken in das Dunkel geschoben. Das soll der Pfad sein über den Sumpf. Drüben wartet der Wall und die schlafende Stadt. Drüben wartet die Torwache. Schwedische Soldaten. Wenn sie eindringende Brandenburger hören, dann wird der Alarmruf durch die Nacht gellen, dann wird die Garnison erwachen, dann krachen Schüsse und der Sturm wird abgeschlagen. Nur wenn die Wache stirbt, ehe sie warnen kann, wenn man sie überrascht, dann werden die Tore geöffnet werden, und die Brandenburger werden einmarschieren.

General Görtzke steht bei den Dragonern am Graben. Sein Blick geht langsam über die Gesichter. Sein Ohr lauscht in die Unruhe der Nacht. Ein paar Worte, nur geflüstert. Der Sturm reißt sie davon. Die Soldaten fühlen den Befehl, der ist: Schweigen.

Der General hebt die Hand. Als erster betritt der Wachtmeister die Planke. Seine Gestalt schwankt — und wird verschluckt von der Finsternis. Ein leises Klatschen der Bretter, dann ist es still. Der nächste folgt, der dritte, der vierte. Schon stehen zwanzig Mann drüben am Fuße des Waldes. Der Einundzwanzigste betritt die Bretter. Seine Umrisse verschwimmen. Ein Tritt, wieder einer. Plötzlich ein dumpfes Aufplatschen. Das Wasser wallt auf. Die Bretter schwanken. Dann ist wieder Stille. — — —

Die letzten vier Mann am Ufer stehen wartend. Lauschen gespannt. — Es folgt nichts. Kein Alarmruf aus der Stadt. Kein Hilfeschrei aus dem Graben. Der Mann, der als letzter vor ihnen über die Planke schritt, ist still. So still wie die übrigen. Doch die übrigen werden wieder reden und singen. Er wird nicht wieder reden, nicht wieder singen.

Als die Bretter unter seinen Füßen entglitten, als sein Körper das Gleichgewicht verlor und stürzte, da stand auf seinen Lippen der Schrei. Der Schrei des Schreckens, den ein Tier schreit, wenn man es jäh bedroht. Doch ehe der Schrei ausbrach, da war über ihm der Befehl. Schweigen gebot der Befehl! Und stumm geschah der Fall.

Langsam und klebrig zerzt der schwere giftige Brei des Sumpfes an den Gliedern. Tiefer und tiefer sinkt der Soldat. Schon reicht ihm der Schlamm bis an die Brust. Da tritt auf seine Lippen der Ruf, den der Mensch ausstößt in höchster Todesnot. Der Ruf, der um Hilfe fleht, der bittet und beschwört, der Rettung fordert von den Kameraden am Ufer. Der Ruf der letzten, entsetzlichen Angst vor dem Unabwendbaren, vor dem Ende. — Und abermals tritt vor die Todesnot, vor den Hilferuf der Befehl. Der Befehl, der das Schweigen gebot. Da schweigt der Soldat und versinkt langsam im Sumpf — in Todesnot und Qual, allein, in einsamer Stille. Schweigen war der Befehl. Und der Soldat gehorchte.

Nur wenige Minuten sind vergangen. Die letzten vier Mann schleichen über den Graben. Der Wall wird erklettert. Dunkle Gestalten huschen durch die Straßen.

Ruhig lehnt die schwedische Torwache an der Mauer. Sie hat kein verdächtiges Geräusch vernommen in dieser Nacht. Sie hat keinen Mann sterben hören. Da fallen Schüsse. Getroffen sinkt der Posten zusammen. Kurz ist das Gefecht, aber blutig. Dann fliegt weit auf das Tor. Und hell klingt der Siegesruf: « Hoch Brandenburg! »

Als am nächsten Morgen der General die fünfundzwanzig Dragoner antreten lassen will, da sind es nur mehr acht, die sich zur Stelle melden. Zwölf sind gefallen, darunter der Wachtmeister. Vier sind schwer verletzt.

Der Name des Dragoners, der im Moor versank, steht in keiner Chronik. Der vor ihm ging und der hinter ihm, waren gefallen. Der Führer des Trupps war tot. Kein Grabstein nennt ihn, der schweigend starb, weil es ihm so befohlen war.

v. Cochenhausen

## Der Held von Fehrbellin

(25. Juni 1675)

Gedenke ein jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu tun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist.

Der Große Kurfürst

**S**eit Monaten hausten die Schweden in der Kurmark; die Franzosen hatten es so gewollt. Von Vorpommern aus waren die Schweden in Brandenburg eingefallen. Sie nahmen den Bauern Getreide und Vieh weg, forderten Steuern, plünderten, entweihten die Kirchen und begingen wie im Dreißigjährigen Kriege die ärgsten Greuelthaten. Als es den Bauern zu schlimm wurde, scharten sie sich zusammen und bewaffneten sich mit Musketen, Speißen, Sensen und Dreschflegeln. Auf ihre weiße Fahne mit dem roten brandenburgischen Adler schrieben sie:

« Wir Bauern von geringem Gut  
Dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut. »<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Die Fahne ist in der Kirche zu Dannenberg bei Gardelegen aufbewahrt.

Sie wehrten sich tapfer, aber sie waren zuletzt doch gegen die Überzahl des Feindes machtlos. « Wenn der Kurfürst nicht bald kommt, sind wir verloren », sagten sie.

Wo aber blieb der Kurfürst, während die Schweden sein Land mit Feuer und Schwert verwüsteten? — Er stand mit seinem Heere am Rhein, um deutsches Land vor den französischen Brand- und Mordscharen Ludwigs XIV. zu schützen. Als er im Elsaß die Nachricht vom Einfall der Schweden erhielt, sagte er, zu seinen Offizieren gewandt: « Das soll den Schweden Pommern kosten! » Pommern, das seit Jahren umkämpfte, jetzt wollte er es gewinnen! Leider konnte er nicht sofort nach Brandenburg, denn die Truppen des Kaisers wären ohne ihn durch den Einfall der Franzosen in die größte Not geraten. Dann aber ging es in Eilmärschen trotz strömenden Regens und grundloser Wege nach Magdeburg. Hier ließ der Kurfürst sofort die Stadttore schließen, damit die Schweden, die unterdessen bis an die Havel vorgedrungen waren, keine Nachricht von seinem Kommen erhielten. Das nächste Ziel des Kurfürsten war die kleine Festung Rathenow an der Havel. Dort wollte er die Schweden fassen, und zwar sofort, ehe sie ihm entweichen konnten. Mit sechstausend Reitern stürmte er voran; dazu wurden noch über tausend Mann Fußvolk auf die Wagen geladen. Nur vorwärts, vorwärts! Ganz vorn an der Spitze ritt der alte Derfflinger. Wenn ich nur die Schweden erst hätte, dachte er, ich wollte es ihnen ordentlich heimzahlen!

Im Morgenrauen des 25. Juni 1675 hielt eine kleine schwedische Wache an der Brückenschanze vor Rathenow. Es regnete. Verschlafen und sorglos starrten die Posten hinein in die dunstige Havelniederung. Warum sollten sie sich auch sorgen! Nirgends eine Spur vom Feinde, vom Kurfürsten! Plötzlich kamen Reiter dahergejagt, und schon hielten sie vor der Zugbrücke. Es war Derfflinger mit einigen Dragonern, alle in schwedischen Uniformen, die sie tags zuvor sechs gefangenen Schweden abgenommen hatten. « Halt! Was für Volk? » rief der Posten « Schwedisch Volk! » antwortete rasch Derfflinger, der schwedisch konnte. « Von welchem Regiment? » — « Vom Regiment Bülow! » « Was soll's? » — « Frag nicht erst lange, — die Brandenburger sind hinter uns! » « Die Brandenburger? » rief der schwedische Posten

erschrocken. Rasch wurde die Zugbrücke herabgelassen. Im nächsten Augenblick waren fünf Mann der Wache niedergelassen, zwei aber sprangen in die Havel und entkamen in die Stadt. Schon aber war Derfflingers ganzes Regiment zur Stelle — die angeblichen Verfolger! Mit ihnen eilte er über den Damm, der über die Wiesen ging, auf die zweite Brücke los, welche erst in die innere Stadt führte. Aber hier waren die Schweden bereits gewarnt; sie hatten die Brücken hochgezogen. Feuer schlug in die Reihen der Brandenburger. Da nahte Hilfe. Ein anderer Teil der Brandenburger, Fußvolk, war unterdessen auf Kähnen über die Havel gesetzt und griff die Stadt von der Südseite an. Da konnten die Schweden die Tore nicht länger verteidigen. Bald war der größte Teil des schwedischen Regiments zusammengelassen; der Rest wurde gefangen.

Donnerwerter, das war dem Schwedenheer in die Glieder gefahren! Nun hieß es schleunigst Reißaus nehmen, ehe der Kurfürst selbst kam. Doch die Sache war schlimm. Hinter sich hatten die Schweden die Sümpfe und Brüche des Haveländischen Luches und nur wenige Übergänge gab es hier zwischen den Sümpfen. Aber wie, wenn der Kurfürst die Übergänge vor ihnen erreichte? Dann waren sie gefangen! Und wahrlich, eilig hatte es der Kurfürst. Er wollte sich die Landverderber vor die Klinge nehmen! Leider hatte er noch nicht genügend Truppen zur Hand, um den Schweden den Rückzug zu versperren. So konnte er die Übergänge nur zerstören lassen. Er selbst machte sich sofort zum Angriff auf, ohne die Ankunft des gesamten Fußvolkes abzuwarten.

Inzwischen hatte der Prinz von Homburg mit der Vorhut die Schweden bei Fehrbellin zum Stehen gebracht, und bald war der Kurfürst selbst zur Stelle: 6000 Mann und 12 Geschütze gegen 12 000 Mann und 38 Geschütze! Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her. Der Kurfürst war mitten im dichtesten Getümmel. Einmal gelang es seinen Getreuen nur mit Mühe, ihn aus den Feinden herauszuhauen. Da ließ der Kurfürst seine Geschütze auf einem Sandhügel auffahren, und bald donnerten sie in die Seite der Schweden. Nun setzte er sich selbst an die Spitze seiner Reiter, ihnen zurufend: «Ich will mit euch siegen oder sterben!» So



wurde der Widerstand der Schweden gebrochen. Schwer waren ihre Verluste. Leider hatten die furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage die Brandenburger derart erschöpft, daß eine energische Verfolgung der Schweden unmöglich war. Doch bald war der Kurfürst wieder hinter ihnen her und warf sie aus Brandenburg hinaus.

Die Kunde von dem sagenhaften Geschwindmarsch der Brandenburger vom Rhein zur Havel und ihrem Siege am 28. Juni 1675 flog durch ganz Europa. Ungeheuer groß war der Erfolg, war es doch die erste Schlacht, die die Brandenburger allein gewonnen hatten, und zwar gegen einen für unbesiegbar geltenden, doppelt so starken Feind. Mit einem Schlage war Friedrich Wilhelm der große, volkstümliche deutsche Held, der nun den Ehrennamen der « Große Kurfürst » erhielt und seit dieser Zeit in Sage und Dichtung und im Munde des Volkes fortlebt. Durch den Tag von Fehrbellin erwachte in der märkischen Bevölkerung der altgermanische Zug der Wehrhaftigkeit wieder und mit ihm die Treue zu ihrem Fürsten. Das Feld von Fehrbellin aber ist uns für immer eine geweihte Stätte, denn hier legte der große Kurfürst den Grund zur Größe des brandenburgisch-preußischen Staates.

G. Vogel

## Der Türkenludwig

(1683)

**D**ie Männer von Wien standen mit Pike und Muskete auf den Wällen ihrer Stadt. Ein ungeheures Heer der Türken zog heran. Es hatte ganz Ungarn überschwemmt und wollte nun auch nach Deutschland ziehen. Die Wälle von Wien trotzten ihm noch; darum wollte es die Kaiserstadt erobern.

Den Männern von Wien bebte das Herz; denn furchtbare Greuel geschahen vor ihren Augen. Die Häuser der Vorstädte brannten. Eine Riesenlohe schlug zum Himmel auf. Beißender Qualm zog über die Gräben her. Gellende Schreie drangen mit ihm herüber, Todesschreie von Männern, Frauen und

Kindern. Die Armen stürzten aus den Häusern; denn die Dächer brachen über ihnen zusammen.

Draußen aber rasten die Türken. Sie sprengten auf ihren flinken Rossen heran. Wer nur einen Turban in der feurigen Lohe aufleuchten sah, schrie vor Angst. Denn schon sauste der krumme Säbel auf einen deutschen Schädel nieder. Die Türken schonten Frauen und Kinder so wenig wie die Männer. Viele schleppten sie auch in die Sklaverei.

Die Hilfe- und Todesschreie schnitten denen in das Herz, die auf den Wällen waren. Was wollten sie gegen die Übermacht der Feinde ausrichten? Der Tapferste ist verloren, wenn er allein unter ein Rudel Wölfe fällt.

Da ging die Frage von Mann zu Mann:

« Wo ist der Markgraf von Baden? » —

Markgraf Ludwig von Baden hielt mit seinen Dragonern draußen vor den Wällen. Er war in diesem Krieg immer der nächste am Feind. Wo er in seinem roten Waffenrock auftauchte, da waren seine Reiter hinter ihm, und der Schrecken fuhr mit ihm unter die Türken. « Der rote Fürst! » schrien sie entsetzt, wenn sie ihn sahen.

Markgraf Ludwig rief seine Offiziere heran.

« Kameraden, hört ihr die Schreie aus den brennenden Straßen? Jetzt gilt es noch einen Ritt! »

Die Offiziere ritten zu den Schwadronen. Der Trompeter blies das Signal zum Angriff. Die Schwerter flogen aus den Scheiden. Die Reiter jagten in die brennenden Straßen hinein, allen voran der Markgraf im roten Rock, das Schwert hoch in der Faust.

Da lagen die Leichen von Männern, da wurden Scharen von Frauen und Kindern von den Türken fortgetrieben. Die Wut war in den Dragonern, als sie das sahen. Der Markgraf schwang sein Schwert und war als erster unter den Feinden.

Die Türken wehrten sich tapfer. Aber sie konnten dem Ungestüm der Deutschen nicht widerstehen und wurden in die Flucht geschlagen.

Die Frauen und Kinder konnten kaum begreifen, daß sie gerettet waren. Sie hoben ihre Hände und wollten dem Markgrafen danken. Er jagte aber schon weiter, und die Dragoner hinter ihm her. Sie retteten noch viele Deutsche, die schon

in den Händen der Türken waren, und sammelten alle, die hilflos herumirrten.

Die Türken wollten den Kampf nicht verlorengeden. Sie verstärkten sich durch neue Truppen und verlegten dem Markgrafen den Weg.

Die Deutschen sahen sich plötzlich mitten im feindlichen Kugelregen. Mancher, der in die Brust getroffen war, schrie auf und sank aus dem Sattel.

Wieder gab der Markgraf das Zeichen zum Angriff. Das Prasseln der Flammen und das Krachen der stürzenden Dächer konnten den Klang der Trompete nicht übertönen. Die Reiter jagten abermals mit geschwungenem Schwert in den Feind. Die Türken sanken unter ihren Streichen. Es waren ihre Tapfersten, die vor dem Markgrafen erlagen.

Der Weg zum Tor von Wien war frei. Ludwig führte die Scharen der Männer, Frauen und Kinder hinter die schützenden Wälle.

Das dankbare Volk nannte ihn den Türkenludwig und erzählte Wunder von seiner Tapferkeit.

Wilhelm Kottenrodt

\*

Sieg oder Unsieg ruht in Gottes Hand. Der Ehre sind wir selber Herr und König!

Altdeutscher Spruch

## Prinz Eugen

(1717)

**A**m 9. Juni bricht Eugen von Peterwardein auf und geht Mitte des Monats über die Donau.

Der Kampf um Belgrad beginnt.

Um die Verbindung mit den kaiserlichen Erbländern aufrecht zu erhalten, läßt der Prinz Brücken über die Donau und Save schlagen.

Von der Landseite her umschließt er die Festung völlig mit

seinem stark ausgebauten Lager, das sich zur Linken an die Save, zur Rechten an die Donau lehnt.

Die Türkei setzt das Letzte ein, um Belgrad zu halten.

Nicht nur, daß eine mächtige Garnison in der Festung liegt, fast dreißigtausend Mann, und einer der tüchtigsten Feldherren der Türken, Mustafa Pascha, sie befehligt, der Großwesir Chalil zieht bei Adrianopel gewaltige Truppenmassen zusammen, um über Eugen herzufallen.

Auf die Kunde von dieser außerordentlichen Gefahr befiehlt der Prinz, die Wälle um sein Lager zu erhöhen, die Gräben zu verbreitern und neue Verteidigungswerke anzulegen.

Der Großwesir ist bei Nissa angelangt und versucht, Eugen von Belgrad wegzulocken.

Vergebens, Eugen verharnt in seinen Stellungen.

Am 13. Juli bricht ein Orkan herein.

Die Schiffsbrücken werden auseinandergerissen.

Die Türken sehen eine günstige Gelegenheit, da sie die Kaiserlichen durch das Unwetter verwirrt glauben.

Mit zehntausend Mann greifen sie an, um die beschädigten Brücken völlig zu zerstören.

Der Angriff wird abgeschlagen.

Auch ein Ausfall der Besatzung, der zuerst erfolgreich scheint, wird durch Eugens rasches Eingreifen vereitelt. Viele der Feinde enden in der Donau.

Fünf Tage später beginnt das schwere Geschütz der Kaiserlichen seine Arbeit. Die Geschosse brechen wie Höllenungeheuer in die engen Straßen und schlecht gebauten Häuser ein.

Zuerst erwidern die türkischen Batterien das Feuer mit Nachdruck, dann schweigt ein Geschütz nach dem andern, und bald gleicht die Wasserseite der Stadt einem Trümmerfeld.

Am 30. Juli erschallt Jubel aus der Stadt.

Das türkische Entsatzheer ist gesichtet worden und beflügelt die Hoffnung der Eingeschlossenen.

Rote und grüne Zelte tauchen auf den Anhöhen auf, der Großwesir läßt Geschütze auffahren, und die Lage des kaiserlichen Heeres wird von Stunde zu Stunde gefährlicher. Links und rechts sind Flüsse, vor den Truppen Eugens liegt das starke Belgrad, hinter ihnen steht die gewaltige Macht des

Großwesirs. Der Prinz bewahrt die Ruhe und trifft seine Entschlüsse in gewohnter Kaltblütigkeit.

Er greift an.

Er tut das, was keiner erwartet.

Vier Bataillone sollen, nebst einigen Dragonern, im Lager zurückbleiben. Seine ganze übrige Macht läßt er in der Nacht im freien Feld Aufstellung nehmen. Der Nebel, der gegen Morgen dicht und undurchdringlich fällt, ist sein Bundesgenosse. Unbemerkt gelingt der Aufmarsch.

Plötzlich stößt Palffy in dem grau lastenden Nebelmeer auf feindliche Kräfte, die an einem Laufgraben arbeiten.

Das türkische Lager erwacht, man schlägt Lärm, die Kaiserlichen schließen die Reihen dichter.

Eine furchtbare Gefahr entsteht, als die kaiserliche Infanterie im Nebel, der aus einem Bundesgenossen zum Gegner wird, zu weit nach rechts gerät und im Zentrum eine Lücke klafft.

Der rechte und linke Flügel der Kaiserlichen ist getrennt.

Um acht Uhr weicht der Nebel.

Eugen erkennt sofort die gefährliche Lage und zögert keinen Augenblick, die Türken, die schon im Begriffe stehen, den rechten Flügel von der Flanke her anzugreifen, zurückzuwerfen.

Der Prinz setzt sich an die Spitze des zweiten Treffens. Die Soldaten folgen ihm im Sturmschritt. Die Hörner gellen auf, die Trommeln wirbeln.

Die Türken stutzen, dann setzen sie sich wie Tiger zur Wehr. Eugen jagt zurück, indes ein furchtbarer Nahkampf tobt, und wirft sich mit der kaiserlichen Reiterei auf die Flanke des Feindes.

Da gibt es kein Halten, da weicht der Gegner.

Die Verbindung zwischen den kaiserlichen Flügeln ist wiederhergestellt.

Achtzehn schwere feindliche Geschütze werfen noch ihren Eisenhagel auf das Heer Eugens. Dicht scharen sich die Türken um dieses mächtige, todspeiende Bollwerk.

Zehn Kompanien, vier Bataillone, zwei Regimenter faßt der Prinz zum Sturm zusammen.

Ein Marsch jubelt auf, die Fahnen wehen, als die Streitmacht sich wie eine lebende Mauer auf die feindliche Batterie zu bewegt.

Mörderischer wird das Geschützfeuer.

Gelassen, wie im Paradeschritt, rücken die Kaiserlichen vor.

Plötzlich senken sich blitzend die Bajonette.

Die Batterie schweigt schlagartig.

Die Türken fliehen, wie von Furien gehetzt...

Auf allen Seiten jagen die Feinde davon.

Auf den erstürmten Höhen steht Eugen, tiefe Dankbarkeit im Herzen...

Die Festung entsendet am nächsten Tag zwei Offiziere, die über die Übergabe verhandeln. Besatzung und Einwohner erhalten freien Abzug, die ganze türkische Donauflotte, fast sechshundert Geschütze und große Mengen Munition fallen in die Hand der Sieger...

Als der Prinz am Abend durch das Lager reitet, ein paar Tage nach der Schlacht, tönt ihm ein Lied entgegen.

Von Feuer zu Feuer pflanzt es sich fort.

Einer<sup>1</sup>, dessen Namen niemand weiß, hat es gedichtet und die Weise dazu ersonnen, irgendein Soldat, der mitgekämpft und mitgesiegt hat:

Prinz Eugen, der edle Ritter,  
wollt' dem Kaiser wied'rum kriegen  
Stadt und Festung Belgerad.  
Er ließ schlagen einen Brucken,  
daß man kunnt' hinübrucken  
mit d'r Armee wohl für die Stadt...

Der Prinz lauscht.

Dann, als die letzte Strophe des Liedes verklungen ist, reitet er weiter. Um seine Lippen spielt ein Lächeln.

Mehr als alle Ehrungen und Geschenke der Großen freut ihn dieses Lied, dieser schlichte, ungelente Sang aus dem Munde, aus dem Herzen seiner Soldaten... Hans Gäfgen

## Ein Ritter Ohnefurcht

(12. September 1796)

**D**aß eine große, starke Festung den Feind nicht schreckt, das ist schon oft dagewesen. So hat auch die Willibaldsburg den Schweden ebensowenig Furcht eingejagt wie den

<sup>1</sup> Angeblich ein brandenburgischer Soldat.

Franzosen; die Feinde hausten übel in Eichstätt. Daß aber durch eine Festung, die eigentlich gar keine ist, ein mächtiges Heer eine Schlappe erleidet, ist sehr selten. Die Willibaldsburg war auch daran beteiligt.

Kamen da am 12. September 1796 an 12 000 Franzosen gen Eichstätt losmarschirt. Als jedoch General Desaix die trutzigen Mauern der Willibaldsburg erblickte, als aus den Schießscharten Kanonenrohre drohten — die Sage vermeldet, es seien auch Ofenrohre dabei gewesen —, da machte er bedenklich halt. Der französische Oberst Duffin mußte die Höhe ersteigen und der ihn begleitende Trompeter ließ vor der Zugbrücke ein Signal ertönen. Das Fallgitter öffnete sich etwas und dahinter erschien eine Hünengestalt, der Festungskommandant. Auf die Forderung, er solle übergeben, erwiderte er mutig: « Wollt ihr einen Sturm wagen, dann mögt ihr es versuchen. »

Erst nach allerlei Angeboten versprach er endlich die Geschütze und Vorräte auszuliefern, wenn ihm und seinen Leuten ein ehrenvoller freier Abzug unter klingendem Spiel gewährt werde.

So erwarteten die französischen Offiziere mit vielen Truppen und dem ganzen Musikkorps den Auszug der Besatzung. Würdevoll schritt durch das Tor der Kommandant Leutnant Krach und ihm folgten — 20 Invaliden. Sonst war niemand in der Burg gewesen.

Und noch viel, viel älter als die Hüter erwiesen sich die Kanonen; sie waren ganz verrostet und man hätte mit ihnen nicht schießen können, auch wenn man gewollt hätte. Ähnlich wertvoll waren die Vorräte: man konnte danach suchen, fand aber nichts.

Die Feinde machten gute Miene zum bösen Spiel; vielleicht dachten sie daran, daß es ihnen auch übel hätte ergehen können. Sie wurden ohnehin bald vertrieben, und der alte Krach durfte in seine «Festung» zurückkehren.

Johannes Lang

\*

**D**ie Zahl? Auf die kommt's nicht an. Nur mit der Tapferkeit im Herzen kannst du rechnen.

M. Jungnickel

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,  
deutscher Glaube ohne Spott,  
deutsches Herz und deutscher Stahl  
sind vier Helden allzumal.

E. M. Arndt

\*

## Für unser Volk

An unsrer Väter Taten  
mit Liebe sich erbaun,  
fortpflanzen ihre Saaten,  
dem alten Grund vertraun,  
in solchen Angedenken  
des Landes Heil erneun,  
um unsre Schmach sich kränken,  
sich unsrer Ehre freun,  
sein eignes Ich vergessen  
in aller Lust und Schmerz:  
Das nennt man, wohlermessen,  
für unser Volk ein Herz. Ludwig Uhland



Wiedererstehen der deutschen  
Nation und des Deutschtums  
im  
brandenburgisch-preußischen  
Raum

Du mußt herrschen und gewinnen  
oder dienen und verlieren,  
leiden oder triumphieren,  
Hammer oder Amboß sein.

Goethe



**M**einem Volk, an dem ich hänge,  
diesem Gotte will ich dienen.  
Lebt denn wohl, ihr heitern Klänge,  
Verse, Flöte fort mit ihnen. —

Der junge König an Voltaire wenige Tage nach  
seinem Regierungsantritt.

\*

**W**enn unsere Feinde uns den Krieg aufdrängen, so haben  
wir nur zu fragen: Wo stehen sie, nicht aber, wie viele sind es.

Friedrich der Große

\*

## Des Königs letzter Wille und Befehl.

**E**nde Februar 1741 wäre der König von den Österreichern  
beinahe gefangen worden.

Er gab darauf die Weisung, im Falle seiner Gefangennahme  
solle nichts zu seiner Befreiung geschehen, « was mit der  
Würde des Staates unvereinbar ist. Im Gegenteil! In diesem  
Falle ist es mein Wille und Befehl, daß mit entschiedenerem  
Nachdruck vorgegangen wird als je. König bin ich nur, solange  
ich frei bin. Falle ich, so soll mein Leib nach Römerart ver-  
brannt und in einer Urne zu Rheinsberg beigesetzt werden ».

M. Hein

## Ein toller Husarenstreich

(4. Juni 1745)

**U**m die Provinz Schlesien hatte der Alte Fritz mit Öster-  
reich mehrere Kriege zu führen. Schon im ersten dieser  
Kriege zeichnete sich Zieten ganz besonders aus. Schnell war  
er vom Oberleutnant zum Obersten emporgestiegen. Nun kam

der Zweite Schlesische Krieg, in dem sich Zieten ein ganz tolles Husarenstücklein leistete.

Damals stand es schlecht um die Sache Friedrichs des Großen. Zwei Armeen hatte er aufgestellt. Die eine, die er selber führte, stand bei Frankenstein im südlichen Schlesien, die andere, die vom Markgrafen Karl von Brandenburg geführt wurde, war bei Jägersdorf aufmarschiert. Zwischen diesen beiden Armeen hatten sich die österreichischen Truppen eingeschoben. Jeden Tag konnten sie sich auf die eine der beiden Armeen werfen und sie vernichtend schlagen. Die Armeen mußten daher so schnell wie nur möglich vereinigt werden, wenn nicht ein Unglück geschehen sollte. Viele Meilen weit erstreckte sich die Front der österreichischen Truppen. Alle Wege zwischen den beiden Heeren hatten sie besetzt. Es gab nur eine Möglichkeit: Man mußte mitten durch die österreichischen Truppen hindurch. Zieten erhielt den Befehl, sofort mit seinem Regiment zum Heer des Markgrafen durchzustoßen.

«Und wenn das ganze Regiment zugrunde geht oder gefangen wird, wenn nur ein Mann durchbricht und dem Markgrafen den Befehl gibt, sich sofort mit dem König zu vereinigen, ist alles gut.»

Zieten hört den Befehl, und schon ist sein Plan fertig. Die «Herren Österreicher» will er einmal gründlich hinters Licht führen. Gerade sind neue Uniformen, die der König seinen Husaren verliehen hat, eingetroffen. Sie sehen den österreichischen Uniformen sehr ähnlich. Zieten gibt den Befehl, die neuen Uniformen anzuziehen. Dann reitet er mit seinem Trupp in die Nacht hinein. Langsam pirscht er sich vor. Am nächsten Morgen besteigt er einen Kirchturm, um die Lage zu überschauen. Rechts und links sieht er österreichische Truppen im Vormarsch. Es gilt, sich ihnen ganz unauffällig anzuschließen. Alle ungarischen Husaren im Regiment werden an die Spitze befohlen. Sie bekommen den Auftrag, beim Auftauchen österreichischer Wachen diesen in ungarischer Sprache freundliche Grußworte zuzurufen. Dann setzt sich das Regiment in Bewegung. Ein österreichisches Dragonerregiment reitet vor ihnen her. Zieten schließt sich ihm an. Lustig plaudernd, dabei aber die Faust am Degen, reitet das preußische Husarenregiment als österreichischer Truppenteil vorwärts.

Ein Dragonerobers kommt von rechts heran. Er grüßt freundlich. « Grüß Gott, Kamerad! Schönes Regiment! Mein Regiment kommt auch morgen. » Er reitet an der Seite Zieten's. Zwei preußische Offiziere reiten auf und nehmen Zieten und den Oberst in die Mitte. « Wie heißt Ihr Regiment? » fragte der Österreicher.

« Wir sind die Zietenhusaren », wird ihm zur Antwort: « Mein Name: von Zieten! »

Fast wäre der österreichische Oberst vor Schreck vom Pferde gestürzt.

« Rühren Sie sich nicht, Herr Kamerad! Jede Bewegung kann Ihnen das Leben kosten », sagt Zieten nun ruhig, aber bestimmt.

« Und wo wollen Sie hin? » wagt der Österreicher nur noch zu bemerken.

« Zum Markgrafen. »

So reitet nun ein österreichischer Dragonerobers an der Spitze der Zietenhusaren. Wer das sieht, glaubt nun natürlich erst recht, daß es österreichische Truppen sind.

Die österreichischen Posten rechts und links werden häufiger. Man sieht verwunderte Blicke. Man hört fragende Worte. Jeden Augenblick muß Zieten damit rechnen, daß seine List entdeckt wird. Der Befehl geht durch, daß sich alle bereitzuhalten haben zum Durchbruch.

Dann kommt der Befehl: « Vorwärts! Durch! » Hei, wie da die Klingen aus den Scheiden fahren. Im Sturm geht es durch das österreichische Lager hindurch. Schüsse fallen. Einige Husaren werden abgetrennt. Sie kommen in Gefangenschaft. Im Heere des Markgrafen ist man auf die Schießerei aufmerksam geworden. Was ist da los? Ist das österreichische Lager überfallen worden? Da erscheint auch schon Zieten mit seinen Schwadronen vor den preußischen Vorposten. Er reitet zum Markgrafen und überbringt seine Meldung. Das Husarenstück ist geglückt. Es ermöglicht dem König den Sieg von Hohenfriedberg am 4. Juni 1745.

Arthur Bach

# Ein deutscher Leonidas

(1745)

**A**ls während des Zweiten Schlesischen Krieges, nach der Schlacht bei Hohenfriedberg, Friedrich der Große in Böhmen eingebrochen war, geriet sein Heer unvermutet in eine Bedrängnis, daß es nur durch die Heldentat eines preußischen Offiziers und seiner ihm bis zum letzten ergebenen Mannschaft gerettet werden konnte. Der König war von dem Jubelsturm des Sieges so mühelos vorwärtsgetrieben worden, daß er nicht einmal Bedenken trug, auf einer schmalen, durch seine Pioniere in kürzester Frist erbauten Notbrücke über die Elbe zu rasen. Sobald er aber — drüben angelangt — die Lage prüfte, erkannte Friedrich, daß er in eine Falle geraten war. Die Österreicher, welche ihn auf drei Seiten umschlossen, standen plötzlich; und das Gebot des Handelns konnte nun nicht mehr von ihm ausgegeben werden; es war auf den Befehlshaber der Feinde, den Prinzen Karl von Lothringen, übergegangen. Griffen die Preußen an, so bestand Gefahr, daß die Zange des österreichischen Heeres sich hinter ihnen schloß und eine noch bis vor kurzem siegreiche Armee in schimpfliche, den Krieg entscheidende Gefangenschaft geriet. Machten die Preußen aber den Versuch, das rückwärtige Ufer der Elbe wiederzugewinnen, so würden ohne allen Zweifel die Österreicher angreifen und mit solchem Ungestüm nachdrängen, daß auf der alsdann unter feindlichem Feuer liegenden Brücke eine Katastrophe ohnegleichen unvermeidlich war.

Für die Lage des preußischen Heeres gab es nur noch ein Wort: Verzweifelt. Karl von Lothringen wußte es und wartete. Denn er stellte fest: Jeder Tag, an dem nichts geschah, bedeutete Gewinn für die Österreicher. Die Verpflegung der Preußen wurde von Mahlzeit zu Mahlzeit schwieriger. In ihrem zu weit vorgeschobenen Lager wütete die Ruhr. Der Siegestaumel war in katzenjämmerliche Ernüchterung umgeschlagen. Mut und Zuversicht sanken mit der herbstbedrängten Temperatur um die Wette. In der Tat: Es stand verzweifelt für das preußische Heer. Nur noch einer konnte helfen: der große Alliierte.

Am Morgen des 20. September 1745 lag dichter Nebel über der Elbe. Der stieg und stieg, wogte nach hüben, wogte nach

drüben. Es war, als wollte er ganz Böhmerland auslöschen. Friedrich, welcher lange schon wußte, daß Der-da-oben die Menschen nicht durch Wunder errettet, sondern sich darauf beschränkt, uns den Ausweg aus der Gefahr freizulegen und abzuwarten, ob wir ihn sehen und uns dieser Hilfe durch das Wunder einer übermenschlichen persönlichen Tat würdig erweisen, Friedrich erkannte: Die Rettung! Er beschloß, den Einsatz zu wagen. Damit war für manchen seiner Soldaten jenes schwarze Los gefallen, das « Tod » heißt. Unerbittlich, unausweichlich: « Tod! ? » Freilich. Aber die Rettung des Ganzen machte die Opferung einzelner notwendig; die Erhaltung des Lebens vieler Tausender war mit dem Tode von Hunderten nicht zu teuer bezahlt.

In einer Minute war der Plan Friedrichs festgelegt. Seine Wahl für den Befehlshaber der zu Opfernden fiel auf den Obersten von Treskow, einen ungewöhnlich schnell befördernten, ebenso tüchtigen wie verlässlichen Reitersmann. Der wurde gerufen. Bald darauf stand — hochgereckt, jede Muskel des Körpers gespannt, jede Fiber der Seele dienstbereit — ein preußischer Offizier vor seinem König. Friedrich riß mit wenigen Worten sein Befehlsgebäude auf: « Rückzug des Heeres über die Elbe, bevor der Nebel weicht — währenddessen Angriff auf die Österreicher durch sein Regiment — wohlge-merkt: Scheinangriff! Aber mit solcher Wucht zu führen, daß der Feind die gesamte preußische Armee im Vordringen glaubt — dem Ansturm des Lothringers unter allen Umständen standhalten — ohne sich um die Verluste der eigenen Mannschaft zu kümmern, standhalten! bis das preußische Heer drüben auf dem andern Ufer angelangt ist. Verstanden? »

« Zu Befehl! » antwortete ein preußischer Offizier, will salutieren und kehrtmachen, um die Ausführung dessen vorzubereiten, was ihm sein König auftrug.

Friedrich hält den Obersten von Treskow zurück, und fragt: « Ist er verheiratet? » — « Jawohl, Majestät. » — « Kinder? » — « Zwei. Wie mein Vater. Einen Jungen von vierzehn und einen von dreizehn Jahren. » — « Also hat Er einen Bruder? » — « Nur einen. » — « Keine Schwester? » — « Nein. » — « Wo — befindet sich Sein — Bruder? » — « Im Heer des Königs. Als Leutnant in meiner Schwadron. » — « Als — Leutnant? »

— « Wir, mein Bruder und ich, sind uns nicht, wie meine beiden Jungen, im Abstand eines Jahres gefolgt. Sondern im Abstand eines Jahrzehnts. » — « Ist er wohlhabend? » — « Das Gut Jäckel wirft für die Meinen ausreichend zum Leben ab. » — « Versteht er was von der Landwirtschaft? » — « Die lernt man bei uns zu Hause wie Essen und Trinken, wie Reiten und Schießen. Man kann's und weiß nicht, wie man dazu gekommen ist. » — « Auch Sein Bruder hat auf solche Weise die Landwirtschaft erlernt? So daß er einem Gut erfolgreich vorstehen kann? » — « Besser als ich, dessen Lebenskompaß seit Kindertagen auf Krieg zeigt. »

Der König nickt. Der Oberst von Treskow reißt sich zusammen, will wiederum salutieren und kehrtmachen. Doch bevor es geschehen kann, sagt Friedrich beiläufig, zu beiläufig: « Schick Er mir sogleich Seinen — Bruder, den Leutnant. Ich möchte einen Brief nach Berlin expedieren. Einen Brief, den ich nur in die Hände eines Offiziers legen kann. »

Da ermißt Oberst von Treskow die ganze Bedeutung des Befehls, der ihm wurde. Durch seinen hochgerekten Körper läuft ein Schauer — ein Baum erschauert so, dessen Herzwurzel der erste Axthieb traf — und ehe er es zu hindern vermag, ruft er aus: « Majestät —?! »

« Hat Er in seinem Leben schon einmal von Leonidas gehört? » fährt der König seinen Offizier an. Der strafft sich und antwortet: « Es gibt keinen Helden der Geschichte, von dem ich nicht durch unsern Hauslehrer gehört hätte. »

« Repetiert Er, was Er von Leonidas noch weiß! » befiehlt der König.

Und der Oberst von Treskow sagt — als ob er ein Schüler wäre, der vor seinem Lehrer steht — befehlsgemäß her: « Leonidas, König von Sparta, verteidigte 480 v. Chr. den Engpaß von Termopylä, um das persische Heer des Xerxes solange aufzuhalten, bis die griechische Flotte bei Arthemission gesiegt hatte. Als der Ansturm der Perser zwei Tage lang von Leonidas abgewiesen worden war, ließ Xerxes durch einen Verräter Truppen in seinen Rücken führen. Leonidas schickte sein Heer nach Hause und kämpfte mit 300 auserwählten Spartanern gegen viele tausend Perser, bis nicht einer der heldenmütigen Verteidiger mehr am Leben war. Auf solche Weise



rettete er sein Vaterland. Dieses ließ ihm zum Dank ein Grabmonument errichten, auf dem zu lesen stand:

«Wandrer, melde von uns den Bürgern Spartas die Botschaft:

Folgsam heiligem Gesetz ruhen im Grabe wir hier.»

«Soll ein Spartaner einen preußischen Offizier beschämen?» fragt Friedrich der Große mit schneidender Schärfe.

«Nein, Majestät», antwortet Oberst von Treskow.

«Ich werde — zum Zeichen, daß er mit seinem Angriff zu beginnen hat — die Musik spielen lassen. Sobald der Übergang des preußischen Heeres zum jenseitigen Ufer der Elbe ausgeführt ist, gebe ich Befehl, daß man drüben die Kirchenglocken läutet. Dann darf Er sich zurückziehen. Dann erst! Nicht eine Minute früher. Hat Er verstanden?» — «Jawohl.» — «Alles?» — «Alles, mein König.»

Die Hände zweier Männer liegen ineinander; länger, fester, warmherziger als üblich. Denn beide, Feldherr und Offizier wissen, daß sie sich nicht wiedersehen.

Friedrich der Große gab Befehl zum Rückzug des preußischen Heeres über die Elbe. Oberst von Treskow schickte seinen Bruder zum König, sprach eindringlich mit einem anderen beiseit genommenen Leutnant, ohne daß irgendwer eine Silbe dieses Gespräches hören konnte, und gab Befehl, daß Patrouillen sich aufklärend zum Feind vorfühlten. Um neun Uhr erscholl plötzlich preußische Militärmusik. «Also wie festgelegt handeln!» rief Oberst von Treskow dem Leutnant zu; so laut, daß die Mannschaften aufmerksam wurden und jedes der nachfolgenden Worte befriedigt in sich einließen: «Den Brückenkopf unter allen Umständen solange für uns freihalten, bis der König von drüben her den Befehl zum geordneten Rückzug gibt!» Der Leutnant grüßte Gelöbniß und sprengte mit einigen Leuten der Elbe zu. Oberst von Treskow griff die Österreicher an. Das geschah mit solchem Ungestüm, daß Karl von Lothringen — an freier Sicht durch den Nebel gehindert — glaubte, Friedrich habe aus Verzweiflung nun doch den Angriff mit seiner ganzen Armee befohlen. Um den Gegner noch tiefer in die Falle zu locken, beschränkte er sich einstweilen auf die Verteidigung, um erst dann, wenn die Vernichtung des preußischen Heeres unausbleiblich war, mit

ganzer Kraft zu dem sorgsam vorbereiteten Gegenstoß auszuholen. Heldenmütig, keine Verluste scheuend, bedrängte Oberst von Treskow die Feinde. Es wurde Zehn — es wurde Elf — es wurde Mittag —. Da wankte der Nebel, lichtete sich, schwand hin vor der siegreichen Sonne, und die Österreicher mußten — vor Wut aufschäumend — feststellen: « Das preußische Lager ist leer! Friedrich steht mit seiner Armee jenseits der Elbe! »

In diesem Augenblick begannen drüben Kirchenglocken zu läuten. Aber auch wenn es nicht erst jetzt geschehen wäre, da nach einem « Drauf! » Karls von Lothringen die Zange des vorwärtsstürmenden österreichischen Heeres sich erbarmungslos um das Häuflein der hüben zurückgelassenen Preußen schloß — Oberst von Treskow hätte sich nicht zu seinem König hinüberretten können. Denn er hatte dem beiseitegenommenen Leutnant in Wahrheit den Befehl gegeben, hinter dem letzten preußischen Soldaten des ans jenseitige Ufer gehenden Heeres sogleich mit dem Abbruch der Brücke zu beginnen.

So fielen, einer nach dem anderen, die abgeschnittenen preußischen Reiter und ihr Befehlshaber, die eine Armee retteten, bis kein einziger von ihnen mehr am Leben war.

Als König Friedrich die Nachricht von dem Ende des Obersten von Treskow überbracht wurde, sagte er: « Ein preußischer Leonidas! » Dann schwieg er lange vor sich hin. Endlich kam es stoßhaft aus seinem Munde: « Möge sein Volk — durch ewigen Nachruhm sich an ihm bewähren — wie er sich — an seinem Volke bewährte. » Wieder eine lange Pause. Plötzlich reckte Friedrich der Große sich auf, sah seinen Offizieren in die Augen und rief königlich: « Der Kampf geht weiter, meine Herren. Bis zum Sieg! »

Hans Franck

\*

**S**teht einer für alle, stehn alle für einen,  
so kann nicht der eine, das Ganze nicht fallen.

Peter Rosseger

# Gebet des alten Dessauers vor der Schlacht von Kesselsdorf

(15. Dezember 1745)

**D**u lieber Herrgott weißt fürwahr,  
Wie selten ich dich molestiere,  
Drum hilf mir heut in der Gefahr,  
Daß nicht der Feind dort triumphiere.  
Doch willst du nicht, so steh auch nicht  
Zu jenem Schuft dort in der Schanze,  
Dann werd' allein mit diesem Wicht  
Ich fertig schon. — Vorwärts zum Tanze.

August Moras

\*

## Friedrich der Große über die Hohenfriedberger Schlacht

**I**ch habe Offiziere gesehen, die lieber starben als wichen; ich habe gesehen, wie sie und selbst die Gemeinen in ihrer Mitte keinen mehr dulden wollten, der Schwächeanwandlungen gezeigt hatte, von denen man in anderen Heeren sicher kein Aufhebens machen würde; ich habe Offiziere und Soldaten gesehen, die trotz schwerer Wunden sich weigerten, ihren Platz zu verlassen und sich nach einem Verband umzusehen. Mit solchen Truppen würde man die ganze Welt bändigen, wären die Siege ihnen selbst nicht ebenso verhängnisvoll wie ihren Feinden.

\*

**D**ie Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee. Friedrich der Große

**W**er als Krieger will bestehen  
in des großen Friedrich Heer,  
muß dem Tod ins Auge sehen  
ohne Wanken und Beschwer.

Altpreußisches Soldatenlied

## Ein Husar erobert eine Bergfeste

(1757)

**D**ie Kolonne des Generals Lestwitz mußte an der Bergfeste Stolpen vorbei. Sollte man einen Umweg machen und die Feste im Rücken behalten, deren Besatzung dann leicht die Verbindung abschneiden und die Nachschublinie beunruhigen konnte? Da meldete sich der ebenso tapfere als zu abenteuerlichen Unternehmungen geneigte Oberstleutnant v. Warnery und bat sich einen Trompeter und einen Husaren aus, im übrigen sollten ihm mit ein paar hundert Meter Abstand weitere 20 Husaren folgen. Es wäre doch sonderbar, wenn die Feste, da die Husaren doch alles könnten, sich ihm nicht ergäbe. Das Regiment sollte nur ruhig weitermarschieren, er und seine Husaren würden mit den Burschen schon fertig werden und sie zur Übergabe zwingen.

Man gestand Warnery alles zu und, mit den besten Wünschen entlassen, trabte er guten Mutes und lustig mit seinen Begleitern ab. Freiwillig hatte sich noch Major v. Bayar vom gleichen Regiment ihnen angeschlossen.

Unten im Dorf erfuhr er, wie stark die Besatzung wäre. Der Weg führte nun im Zickzack aufwärts.

Am vordersten Schlagbaum steht ein Doppelposten mit auf-gepflanztem Seitengewehr. Warnery hält ihnen das Pistol unter die Nase und bringt sie dazu, daß sie ihre Gewehre in den Graben werfen. Er meint noch zu ihnen: « Jetzt könnt ihr gehen, wohin ihr wollt, nur kommt mir nicht wieder vors Gesicht! »

Beim zweiten Schlagbaum wiederholt sich dasselbe abgekürzte Verfahren. So kommt der kecke Oberstleutnant über drei Brücken und gelangt zur Hauptwache.

Schon hat der Posten das Glockenseil ergriffen, um die Wache zu alarmieren, da gelingt es noch Warnery, das Seil mit einem scharfen Hieb durchzuschlagen. Auch dieser Posten stellt sein Gewehr in die Ecke und trollt sich.

Der wachthabende Unteroffizier stürzt heraus und will Lärm schlagen, aber der Oberstleutnant setzt ihm die Pistole auf den Leib, treibt ihn in die Wachtstube zu seiner Mannschaft zurück und schließt die Türe ab. Der eine Husar ist inzwischen vom Pferde gestiegen, holt sich die Gewehre aus den Stützen und befördert sie in den Festungsgraben, dann läßt Warnery die Gesellschaft heraus. Sie müssen am Graben antreten und er befiehlt ihnen, die scharfen Patronen den Gewehren folgen zu lassen.

Auch sie dürfen dann unter Führung ihres Unteroffiziers unbehelligt aus der Festung hinausspazieren.

Das Tor wird nun von dem einen Husaren besetzt, während Warnery nach dem Paradeplatz der Festung galoppiert und seinen Trompeter Appell blasen läßt. Der Festungskommandant ist als erster zur Stelle. Kurzweg wird ihm erklärt: « Die Festung ist unser », und mit Ungestüm fordert Warnery seinen Degen. Der brave Kommandant aber zieht vom Leder und befiehlt den inzwischen von allen Seiten herbeigeeilten Soldaten, den Preußen gefangenzunehmen. Warnery geriet nun in größte Gefahr, er drückte seine Pistole auf den General ab, der schwer verwundet zur Erde stürzte. Die Truppen, die ihren General zusammenbrechen sahen, waren wohl der Meinung, daß eine größere Abteilung dem preußischen Husarenoffizier folgte, streckten die Waffen und ergaben sich; sie wurden nun von Warnery ebenfalls aus der Festung geschickt. Der Major v. Bayar und der Trompeter waren inzwischen davongeritten, um die zwanzig Husaren zu suchen, die ihnen folgen sollten, sich aber verritten hatten.

Unterdessen mußte nun Warnery wohl oder übel den Platz allein behaupten. Einzelne Soldaten kamen allmählich zum Vorschein. Sie wurden von ihm gleichfalls entwaffnet und ihren Kameraden nachgeschickt. Als sich niemand mehr zeigte, kehrte Warnery zum ersten Schlagbaum zurück. Von hier aus sah er einen einzelnen Husaren herumstreifen. Er rief ihn an

und sandte ihn zum Regimentskommandeur. Dieser kam endlich bei Anbruch der Nacht in die Festung.

An Gefangenen wurden 4 Offiziere und 74 Mann gezählt und 12 Kanonen und ein großer Vorrat an Munition und Lebensmitteln erbeutet.

Martin Lezius

\*

Im Felde, da ist der Mann noch was wert,  
da wird das Herz noch gewogen.

Schiller

## Geheime Anweisung des großen Königs an seinen Kabinettsminister Fink von Finkenstein

(Januar 1757)

Im Fall, daß ich getötet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Änderung ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden. In diesem Falle muß man die Huldigung hier wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man im allergeringsten auf das achte, was ich aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen sowie die Minister und Generäle ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vorteile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt gelebt. Ich hoffe, daß Ihr nicht nötig haben werdet, von dieser Instruktion Gebrauch zu machen, aber im Falle meines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies nach reifer und klarer Überlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit eigener Hand und drücke mein Siegel darauf.

Friedrich

# Königsdank

Sieben Mann zum Patrouillenritt! »  
rief der Alte Fritz. — « Ich reite mit. »

Das war auf dem Marsch in die Schlacht bei Prag;  
der Birkhahn im Tannicht rief den Tag.

Da — vor dem Forst im Morgengrau  
sprengt ein Fähnlein Feinde durch den Tau.

Der König hielt. « He, Unteroffizier!  
Sind ihrer zwanzig. Was machen wir? »

« Majestät, Sie bleiben in Deckung hie.  
Die Säbel heraus! Wir schlagen sie! »

Wie ein Wetter über die Aue bricht,  
jagten sie durch das graue Licht.

Die tapferen Sieben hieben drein;  
die Säbel sangen im Sonnenschein,

Ihrer sieben ritten auf gut Glück;  
fünfe ritten nur zurück.

Der Unteroffizier sprengt blutend heran:  
« Majestät, auf dem Felde kein feindlicher Mann! »

Da nahm der König den Hut in die Hand  
und sagte: « Ich danke, Herr Leutenant! » Max Geibler

# Ansprache Friedrichs des Großen an seine Generale und Stabsoffiziere vor der Schlacht bei Leuthen

(3. Dezember 1757)

Die Sterne reißt's vom Himmel, das eine Wort:  
« Ich will! » Halm

Vor der Schlacht bei Leuthen bestand die ganze Armee Friedrichs des Großen nur aus 32 000 Mann, während ihm 80 000 bis 90 000 Österreicher gegenüberstanden, die das Gefühl des Sieges in sich trugen. Friedrich berief daher die Generale und Stabsoffiziere seiner Armee zusammen und sprach zu ihnen folgende Worte, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat:

« Ihnen, meine Herren ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verlorengegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Österreicher in dem Besitz von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die



Frage von der Anzahl der Feinde noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber einer oder der andre unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.»

Eine heilige Stille, die von seiten seiner Zuhörer erfolgte, und eine gewisse Begeisterung, die er in ihren Gesichtszügen wahrnahm, bürgte ihm für die völlige Ergebenheit seiner Armee. Mit freundlichem Lächeln fuhr er darauf fort: « Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben.»

Mit königlichem Ernst fügte Friedrich seiner Rede noch die Worte hinzu: « Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.»

Die Begeisterung, die Friedrich der Versammlung einzuflößen gewußt hatte, ergoß sich bald über alle übrigen Offiziere und

Soldaten der Armee. Im preußischen Lager ertönte ein lauter Jubel. Die alten Krieger, die so manche Schlacht unter Friedrich gewonnen hatten, reichten sich wechselseitig die Hände, versprachen, einander treulich beizustehen, und beschworen die jungen Leute, den Feind nicht zu scheuen, vielmehr seines Widerstandes ungeachtet ihm dreist unter die Augen zu treten. Man bemerkte seitdem bei jedem ein gewisses inneres Gefühl von Festigkeit und Zuversicht, Vorboten eines nahen Sieges.

Franz Kugler

\*

Bei Leuthen siegte nicht Menschenwitz, sondern Seelengröße.

H. v. Metzsch

## Friedrich im feindlichen Quartier

(5./6. Dezember 1757)

Tiefes Dunkel hatte sich über das Schlachtfeld von Leuthen gelagert. Die Nacht hatte die weitere Verfolgung des Feindes und seine glänzende Vernichtung gehindert. Friedrich aber gedachte, auch jetzt noch nicht zu rasten, sondern mit rascher Entschlossenheit die Erfolge des glorreichen Tages festzuhalten. Es lag ihm daran, sich der Brücke zu versichern, welche bei dem Orte Lissa über das Schweidnitzer Wasser führt, damit er am folgenden Tage ungehindert die Verfolgung fortsetzen könne.

Er nahm zu diesem Zweck Zieten und einen Trupp Husaren sowie einige Kanonen mit sich und suchte die Straße nach Lissa auf. In einem an der Straße gelegenen Krüge ward Licht bemerkt; man pochte und forderte eine Laterne. Der Krüger, der seine Laterne nicht einbüßen mochte, kam selbst; Friedrich gebot ihm, seinen Steigbügel zu fassen und dem Zuge zu leuchten.

So erreichte man den Weidendamm vor Lissa, während Friedrich den Krüger von den hohen Gästen, die über Nacht

bei ihm geherbergt, und von den stolzen Reden, die sie über die Preußen geführt, berichten ließ. Alles horchte der treuherzig gemüthlichen Erzählung, als plötzlich fünfzig oder sechzig Flintenschüsse fielen, die gegen die Laterne gerichtet waren, doch nur einige Pferde verwundeten. Es war ein österreichischer Posten, der den Damm bewacht hatte und nun schnell davonlief. Man war nahe vor Lissa; es schien gefährlich, mit dem kleinen Trupp weiter vorzugehen.

Friedrich sandte schnell einen Adjutanten zur Armee zurück, einige der ersten Grenadierbataillone herbeizuholen. Bis diese Verstärkung nachkam, ließ er seinen Trupp halten und den Weg nach dem offenen Lissa untersuchen. Es ward indes keine weitere Gefahr entdeckt.

In aller Stille rückte man nun in Lissa ein. Die Straßen waren leer, in den Häusern rings aber war Licht und viel geschäftiges Leben. Einige österreichische Soldaten brachten Strohbindel aus den Häusern; sie wurden ergriffen und berichteten, sie hätten Befehl, das Stroh auf die Brücke zu tragen, die abgebrannt werden sollte.

Indes war man doch des preußischen Besuchs innegeworden. Ein Trupp österreichischer Soldaten hatte sich still gesammelt und fing plötzlich an, stark auf die Preußen zu feuern, so daß mehrere Grenadiere zu Friedrichs Seiten verwundet wurden. Die Preußen aber hatten ihre Kanonen bereits schußfertig und erwiderten ungesäumt den Gruß. In demselben Augenblick kam ein starkes Feuer auf die Preußen, und wieder schossen die Grenadiere auf die Fenster, aus denen gefeuert ward. Alles schrie und kommandierte durcheinander. Friedrich aber sagte gelassen zu seiner Umgebung: « Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid! » Sogleich ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem herrschaftlichen Schlosse von Lissa führt. Seine Adjutanten folgten.

Kaum war er vor dem Schloßportal angekommen, als eine Menge von hohen und niederen österreichischen Offizieren, die eben ihre Mahlzeit eingenommen hatten und nun, durch das Schießen aufgeschreckt, ihre Pferde suchten, mit Lichtern in den Händen aus den Zimmern und von den Treppen herabgestürzt kamen.

Erstarrt blieben sie stehen, als Friedrich mit seinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde stieg und sie mit den Worten bewillkommnete: « Bon soir, Messieurs! Gewiß werden Sie mich hier nicht vermuten. Kann man hier auch noch mit unterkommen? »

Sie waren in der Mehrzahl und hätten sich durch einen kühnen Entschluß der Person des Königs bemächtigen können; aber daran dachte in der Verwirrung niemand. Die österreichischen Generale und Stabsoffiziere ergriffen die Lichter und leuchteten dem König die Treppe hinauf in eins der ersten Zimmer. Hier präsentierte einer den andern dem König, der sich mit ihnen in ein freundliches Gespräch einließ.

Währenddessen fanden sich auf dem Schlosse immer mehr Adjutanten und andere Offiziere ein. Endlich war die Menge derselben so bedeutend, daß Friedrich verwundert fragte, wo sie denn alle herkämen, und jetzt erst hörte er, daß seine ganze Armee auf dem Wege nach Lissa sei.

Im Eifer des Sieges nämlich war diese gefolgt, als Friedrich jene Grenadierbataillone auf den Weg nach Lissa beordert hatte. Still und ernst hatte sich die Armee aufgemacht; jeder schritt in tiefen Gedanken über den bedeutungsvollen blutigen Tag vorwärts. Der kalte Nachtwind strich schaurig über die Felder, die von dem Ächzen und Wimmern der Verwundeten erfüllt waren. Da stimmte ein alter Grenadier aus tiefer Brust das schöne Lied « Nun danket alle Gott » an; die Feldmusik fiel ein, und sogleich sang die ganze Armee, mehr als 25 000 Mann, wie aus einem Munde:

Nun danket alle Gott  
mit Herzen, Mund und Händen,  
der große Dinge tut  
an uns und allen Enden!

Die Dunkelheit und die Stille der Nacht, die Schauer des Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritt auf eine Leiche stieß, gaben dem Gesange eine wunderbare Feierlichkeit. Selbst die Verwundeten vergaßen ihre Schmerzen, um Anteil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneute innere Festigkeit belebte die ermüdeten Krieger. Dann tönte ein lauter, hochgehaltener Jubel aus aller Munde, und als man nun das Feuern in Lissa hörte, wollte es einer dem

ändern an Geschwindigkeit zuvortun, seinem Könige beizustehen. Alles, was von Feinden in Lissa war, wurde gefangen-genommen.

Die Österreicher hatten an dem einen Tag 27 000 Mann, 116 Geschütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen verloren, während sich der Verlust der Preußen nur auf 6000 Mann belief.

Franz Kugler

\*

## Eins ist not!

**W**as will ein Tag der Not bedeuten!

Was tut's, wenn dir ein Traum zerrann!

Schon oft kam nach Kolin ein Leuthen!

Nur eins ist not dazu: ein Mann! v. Selchow

## Auf dem Marsch

**A**lter, was schleppst du dich noch mit?  
Humpelst und bist aus Schritt und Tritt;  
warum bleibst du nicht zu Haus?  
Mit über sechzig is es aus.»

«Nicht aus. Ich kann noch im Feuer stehn —  
und wenn dann die Jungen nach mir sehn  
und sehen, der Alte blinzelt nicht  
und rührt kein Haar sich in seinem Gesicht  
und zielt in Ruh und gibt seinen Schuß,  
da machen sie's auch, wie man's machen muß,  
und halten aus in Donner und Blitz —  
im Feuer nicht blinzeln, das kann ich noch, Fritz.»

Theodor Fontane

## Leutnant Joachim von Sommerfeld

(Nach der Schlacht von Kunersdorf,  
12. August 1759)

**D**ie Regimenter, in der höchst wechselvollen Schlacht  
immer wieder von einem Brennpunkt zum andern  
geworfen, waren zuletzt heillos durcheinandergeraten. Als

dann die Dunkelheit herniedersank, hatte man Fühlung und Richtung vollkommen verloren. Ganze Kompanien und Schwadronen zogen wie irrsinnig umher, wußten nicht mehr aus und ein. Rufe erschollen hier und dort, an denen man sich erkennen wollte. Es kam mitunter zu erbitterten Scharmützeln, wenn man unvermutet auf den Feind traf. Wieder gab es Tote, Verwundete und Gefangene. Oder auch man zog schweigend, gespensterhaft aneinander vorbei, hüben wie drüben froh, wenn keine Muskete losging und man nicht mehr schießen und einhauen mußte.

In solcher Verwirrung konnte es geschehen, daß ein Bataillon preußischer Infanterie, von den Trümmern der Armee weit abgekommen, in Nacht und Nebel zwischen feindlichen Geschwadern umherirrte. Es gehörte zum Regiment Forcade, und das war jenes, von dem Friedrich einmal gesagt hatte, wenn er Soldaten sehen wolle, müsse er dies Regiment vor sich haben. Dies hohe Lob wollte nun freilich im Augenblick nur wenig bedeuten. Gleichwohl war es doch so, daß Offizier und Mann, wie seither so auch jetzt, dies große Königswort als eine Flamme in ihrem Herzen trugen, und so konnte keinem von ihnen der Mut ganz sinken. Wir müssen hindurch! — Und obschon sie kaum noch auf den Beinen stehen konnten und seit dem frühesten Morgen nicht einen Bissen mehr zu sich genommen hatten: sie marschierten noch gut im Glied. Bis der Tag aufhellte, mußten sie die feindlichen Linien hinter sich haben; anders war alles verloren!

Der Offizier, der die Vorhut führte, war der jüngste Leutnant im Bataillon. Joachim von Sommerfeld hieß er. Er hatte bei Kunersdorf mitgefochten und stand jetzt in diesem nachtschwarzen Wald. Zum guten Teil von ihm und seiner Umsicht hing es ab, ob das Bataillon wieder zu seinem König zurückkehrte. Der Leutnant wußte das, und noch keinmal in seinem Leben war sein Herz so hoch gegangen als in diesen Stunden.

Man war nun wer weiß wie lang marschiert, so vorsichtig, so lautlos wie möglich. War durch Wiesengründe marschiert, an Sümpfen vorbei, und jetzt arbeitete man sich durch diesen Bergwald. Mitternacht war bereits vorüber, ein Hahn hatte schon ein paarmal in einiger Ferne gekräht.

Der Leutnant, der sich in dieser Nacht immer wieder vorgestellt hatte, wie schön es sein müßte, wenn man erst wieder bei der Armee wäre, der Leutnant, der Spitze seines Truppenteils stets um ein paar Schritte voraus, betrat soeben eine Waldblöße, und da fing es mit einem ersten Schimmer an zu dämmern. Fast wie ein Kind freute er sich, daß man nunmehr die größte Finsternis hinter sich hatte, daß dieses ewige Tasten und Stolpern aufhören sollte und Busch und Baum so ziemlich wieder zu erkennen waren.

Aber da sah er sich plötzlich umringt. Bärenmützen waren das, was er für Büsche gehalten hatte. Und jetzt wurden diese Büsche lebendig, wurden zu lauter Kosaken. Einer, ein Offizier, sprang auch sogleich aus dem Nebel heraus, schwang den schweren Pallasch in der Faust und rief dem Leutnant scharf ein paar gedämpfte Worte zu: Keinen Laut solle er wagen! Nicht den geringsten Laut! Sonst sei es um ihn getan!

Der Leutnant, von Bajonetten umstarrt, war sich keinen Augenblick im Zweifel, in welcher Lage er sich befand und um was es hier ging. Es stand schlimm! Sehr schlimm stand es um das Bataillon! Ein paar Minuten Verzug, und die russische Feldwache, die man hier offenbar vor sich hatte, alarmierte das Regiment, das hier in diesem Walde lag, die Preußen würden umzingelt werden, gefangen oder zusammengehauen!

Noch drei Herzschräge lang zauderte der junge Offizier. Einen allereinzigen Erdengedanken, ein allerletztes Erdenbild würde er sich wohl noch gönnen dürfen! — Und er dachte geschwind an die Mutter, rief noch einmal ihr mildes, gütiges Antlitz vor seine Seele.

Dann faßte er einen tiefen, ganz tiefen Atemzug, nahm Luft die ganze Brust voll. « Forcade, hier sind Kosaken! » So brüllte er jetzt empor, und das schmetterte wie eine Trompète. Der ganze weite Wald schrak davon auf, fing seltsam an zu grollen.

Der Leutnant hörte das nicht mehr; denn schon waren ihm ein Dutzend Bajonette zischend und krachend in den Leib gefahren. Auch zwei Musketiere, die dicht hinter ihm stunden, brachen stöhnend zu Boden.

Aber für die Russen war es trotzdem zu spät. Der Warnruf war nicht umsonst gewesen, war von den Preußen bereits aufgenommen worden. Nun rollte es wie Donner durch ihre

Reihen. Rollte hin durch die schlafenden Baumwipfel. « Kosaken! Kosaken! Kosaken! » rollte es fort und fort. Nicht eine halbe Viertelstunde dauerte es, und das Bataillon hatte sich im Gehölz entwickelt.

Und dann ging es vorwärts und drauf. Es wurde nicht geschossen, nein. Womit auch? Auf beiden Seiten waren die Patronentaschen leer. So ging es nah auf nah und Mann gegen Mann. Es war ein grimmiges, unerbittliches Würgen.

Es wurde kein Pardon gegeben und wurde auch keiner verlangt.

Als der erste Frühschein, den Wald durchfunkelnd, heraufkam, war von den Kosaken kein lebender Mann mehr übrig. Hingegen gewahrten die Sieger, gewahrten es zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß sie in der verwichenen Nacht mehr Glück gehabt hatten, als anfangs irgend zu hoffen war. Denn seht, dort drüben auf den nahen Höhen ragte eine Standarte über preußischen Zelten.

Karl Burkert (gek.)

## Friedrich an seine Schwester Wilhelmine

(1. Juli 1757)

**M**eine Hoffnung bleibt trotz allem fest, und wie gewaltig auch die Zahl meiner Feinde sein mag, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die bewunderungswürdige Tüchtigkeit meiner Truppen und auf den redlichen Willen, der uns alle beseelt, vom Feldmarschall bis zum geringsten Soldaten.

\*

**D**ie Festigkeit besteht im Widerstand gegen das Unglück; nur Feiglinge entwürdigen sich unter das Joch, schleppen geduldig die Ketten und ertragen ruhig die Unterdrückung.

## Und im Unglück nun erst recht

**J**uni 1757. Das Mittel gegen meinen täglichen Schmerz liegt in der täglichen Arbeit, die ich zu tun verpflichtet bin, und in den fortgesetzten Zerstreungen, die mir die Zahl meiner



Feinde gewährt. Wenn ich bei Kollin getötet worden wäre, ich würde jetzt in einem Hafen sein, wo ich keinen Sturm mehr zu fürchten hätte. Jetzt muß ich noch über das stürmische Meer schiffen, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Gut gewährt, was ich auf dieser Welt nicht habe finden können. — Seit zwei Jahren stehe ich wie eine Mauer, in die das Unglück Bresche geschossen hat. Aber denken Sie nicht, daß ich weich werde. Man muß sich schützen in diesen unseligen Zeiten durch Eingeweide von Eisen und ein Herz von Erz, um alles Gefühl zu verlieren. Der nächste Monat wird entscheidend für mein armes Land. Meine Rechnung ist: Ich werde es retten oder mit ihm untergehen. Sie können sich keinen Begriff machen von der Gefahr, in der wir sind, und von den Schrecken, die uns umgeben.

Oktober 1760. Der Tod ist süß im Vergleich mit solchem Leben. Haben Sie Mitgefühl mit meiner Lage, glauben Sie mir, daß ich noch vieles Traurige verberge, womit ich andere nicht betrüben und beunruhigen will. — Ich betrachte als Stoiker den Tod. Niemals werde ich den Moment erleben, der mich verpflichten wird, einen nachteiligen Frieden zu schließen. Keine Überredung, keine Beredsamkeit werden mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dieser Trost bei dem Geschick, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinen Leiden ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich wird, sie zu ertragen. Ich habe gehandelt, und ich fahre fort zu handeln nach diesem innerlichen Ehrgefühl. Meine Jugend habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterlande. Ich glaube, dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Jahre zu verfügen. Ich sage es, und ich wiederhole es: Nie wird meine Hand einen demütigen Frieden unterzeichnen.

Friedrich der Große

\*

**F**ür den Faulen wächst kein Lorbeer, Frau Gloria reicht ihn nur dem, der sich rührt und ein Herz hat.

Friedrich der Große

# Fridericus Rex

**F**ridericus Rex, unser König und Herr,  
der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,  
zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,  
und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

« Ihr verfluchten Kerls », sprach Seine Majestät,  
« daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht,  
sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz  
und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kais'rin hat sich mit den Franzosen alliiert  
und das römische Reich gegen mich revoltiert,  
die Russen sind gefallen in Preußen ein,  
auf, laßt uns zeigen, daß wir brave Landeskinder sein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith  
und der Generalmajor von Zieten seind allesamt bereit.  
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Element,  
wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt. »

Nun adjö, Lowise, wisch ab das Gesicht,  
eine jede Kugel, die trifft ja nicht;  
denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,  
wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,  
die Kanonenkugel ein weit größeres noch;  
die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,  
und manche Kugel geht manchem vorbei.

Unsere Artillerie hat ein vortrefflich Kaliber,  
und von den Preußen geht keiner zum Feinde nicht über,  
die Schweden, die haben verflucht schlechtes Geld,  
wer weiß, ob der Österreicher besseres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König,  
wir kriegen's alle Woche bei Heller und Pfennig.

Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Sackerment,  
wer kriegt so prompt wie der Preuße sein Traktament?

Fridericus, mein König, den der Lorbeerkranz zierte,  
ach, hättest du nur öfters zu plündern permittiert,  
Fridericus Rex, mein König und Held,  
wir schlugen den Teufel für dich aus der Welt.

Willibald Alexis

## Steuben

Versetzen wir uns in jene Zeit, da England seine im Siebenjährigen Kriege aufgelaufenen Schulden den amerikanischen Kolonien aufzubürden versuchte. Aufstand ist die Folge. George Washington wird amerikanischer Oberbefehlshaber. Wechselndes Kriegsglück. Die Engländer nehmen 1777 Philadelphia. Das gelichtete amerikanische Heer bezieht Winterlager in Valley Forge. Die Stimmung ist gedrückt. Da landet Ende 1777 der preußische Major a. D. von Steuben und mit ihm der « bedeutendste Rollenträger deutschen Blutes im Drama des amerikanischen Freiheitskrieges ».

In das trübe Einerlei des amerikanischen Lagers zischt der Funke preußischen Wehrgeistes. Der inzwischen zum General ernannte einstige Offizier des Großen Friedrich ist eingetroffen.

Sogleich bildet er, selbst zum Gewehr greifend, eine Musterkompanie aus, die, als Instruktionskorps auf die Truppen verteilt, rasch zur Musterdivision erwächst. Steuben wird Generalinspekteur der Armee. Morgens der erste, abends der letzte auf den Beinen, läßt er neben dem Felddienst auch Nachschub, Verpflegung und Kranke seine Sorge sein.

Aus peinlichster Kleinarbeit entstehen ein neues Heer und auch ein neuer Geist, der Steuben dankbar anlächelt als Selbstvertrauen von Führer und Truppe.

« Der Erfolg erwies sich im Feuer. In der Schlacht bei Monmouth operierte die amerikanische Armee unter dem Kugelregen so ruhig und sicher wie auf dem Exerzierplatz und siegte,

wobei Steuben als Führer des linken Flügels den Sieg entschied. »

Das Instrument der Entscheidung bei Yorktown war geschmiedet. Steuben schrieb sein « Reglement für die Ordnung und Disziplin der Truppen in den Vereinigten Staaten » nach preußischem Vorbild. Das « blaue Buch » blieb lange die grundlegende amerikanische Dienstvorschrift.

Steubens Denkmal ziert einen Platz der amerikanischen Hauptstadt. Als Bürger Amerikas starb er dort und fand die letzte Ruhestätte in einem uralten Hain, der an seinem 200. Geburtstage als Nationalheiligtum geweiht wurde.

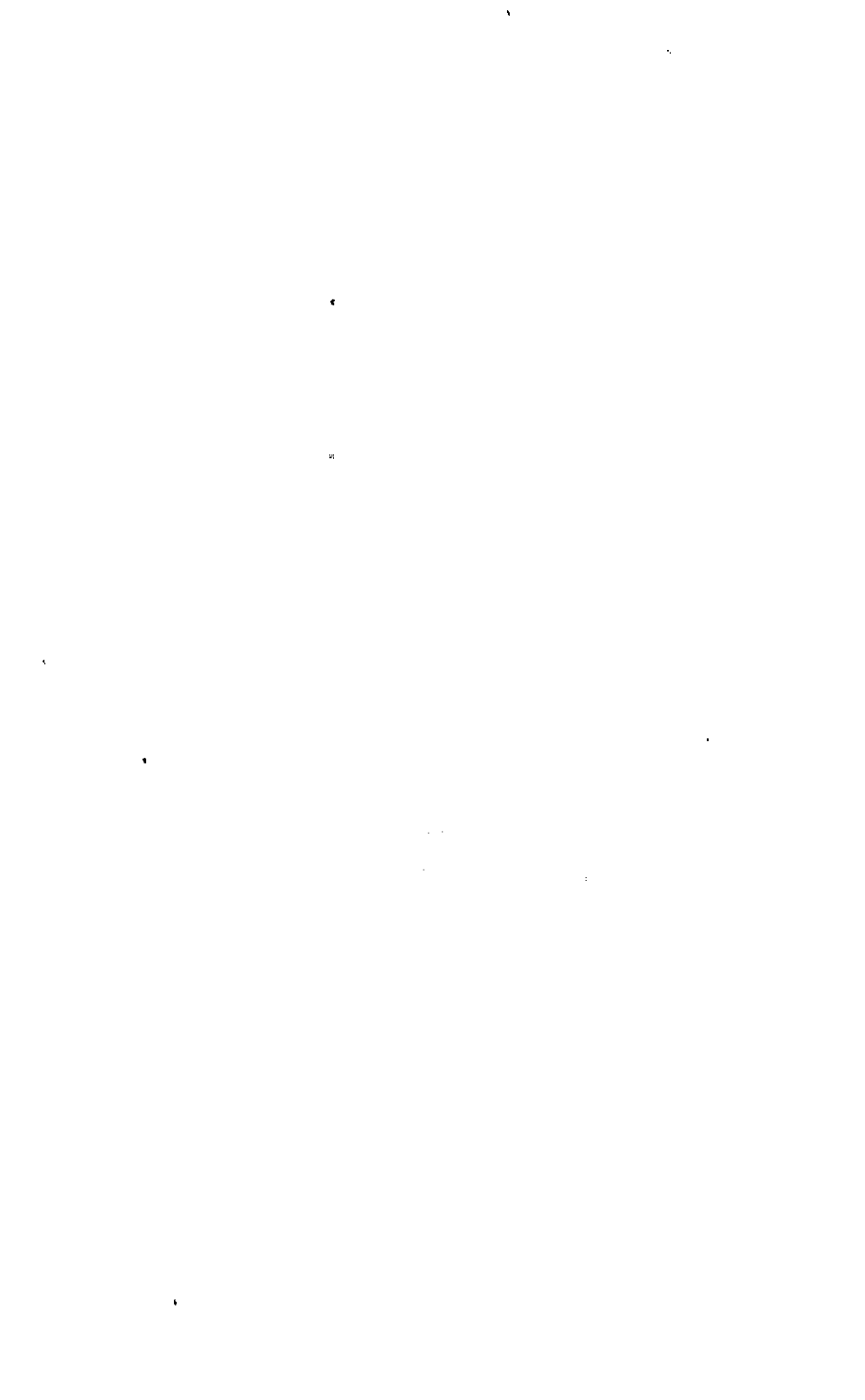
Die 1919 gegründete amerikanische Steuben-Gesellschaft pflegt sein Andenken und umschließt die deutschstämmigen Elemente der Vereinigten Staaten zur Wachhaltung deutscher Ideale.

von Herwarth

# Im Kampf um das Zweite Reich

Nicht durch Reden und Majoritäts-  
beschlüsse werden die großen  
Fragen der Zeit entschieden,  
sondern durch Blut und Eisen.

Otto v. Bismarck



## Unteroffizier Giese

(26. Febr. 1806)

**A**m Morgen ward Unteroffizier Giese mit zwanzig Husaren gegen Elbing auf Kundschaft gesandt. Als er zurückritt, kam ihm ein Mann aus Braunsberg entgegengelauten, hob die Hände hoch und jammerte: «Die Stadt ist hin, die Franzosen sind herein und die Preußen sind weg!»

Es schneite stark. Man sah kaum die Hand vor den Augen. Giese überlegte: Der Fluß geht hoch... jenseits steht das Korps. Hinüber komme ich nur über eine der beiden Brücken in der Stadt — hier werden wir abgeschnitten. Also!

Er gab Befehl zum scharfen Anreiten und hielt auf die Stadt zu. Beim Tor war vor Schneegestöber und einbrechender Dunkelheit nicht zu unterscheiden, ob preußische oder französische Husaren geritten kamen. Immer voran! Hindurch zwischen den Häusern, die engen Gassen hin zum weiten Markte. Da winkt die Brücke! Aber schon hatte man die Preußen erkannt, von allen Seiten kamen Franzosen herbeigestürzt, schossen und pflanzten die Seitengewehre zum Angriff auf.

«Auf die Brücke — Karriere!» schrie Giese und jagte drauflos ins Schneetreiben. Mitten durch das Geschrei und Geschieß. Vier Husaren fielen und mußten liegen bleiben. Er kam mit sechzehn heil auf die Straße nach Heiligenbeil.

Langsam weiter!

Verflucht! Nun sind wir im Rücken der feindlichen Vorposten. Da ist eine Feldwache! Drauflos! Mit geschwungenem Säbel preschten sie die überraschte Feldwache an und schlugen sie zusammen. Weiter!

Da... das sind Husaren! Aber französische... sie sind abgesehen und packen Beute auf... da stehen zwei Kanonen, zwei Pulverwagen, drauflos, die nehmen wir mit nach Hause!

Siebzehn Totenkopfhussaren überreiten die Wagen, Kanonen

und Feinde, hauen sie zusammen und jagen sie in die Flucht, sitzen ab und spannen ihre Pferde vor Wagen und Geschütze.

« Los! » Giese jagt voran. Es ist späte Nacht und schneit wie toll. Wo mag Heiligenbeil liegen?

Aber sie finden den Weg und stoßen auf die Abteilung Plötz. In später Nacht rollen zwei Kanonen vors Stabsquartier.

« Erkundung Giese zurück! »

Der tapfere Unteroffizier wurde dem Stabschef Scharnhorst vorgestellt und erhielt aus dessen Hand das goldene Militärehrenzeichen erster Klasse, die höchste Auszeichnung, die einem einfachen Soldaten zuteil werden konnte. Später wollte der König in Memel den Soldaten auch sehen, der diesen hohen Orden errungen hatte — so stellte Scharnhorst ihn vor. Friedrich Wilhelm ließ sich von der kecken Entführung der schon verlorenen Geschütze erzählen und ernannte Giese zum Junker.

In den Freiheitskriegen erstritt sich der tapfere Schwarze Husar das eben gestiftete Eiserne Kreuz in beiden Klassen und erhielt auch den Orden pour le mérite.

Als Brigadegeneral ist Giese 1855 gestorben:

B. P. Schaumburg, Soldaten (gek.)

## Palm

(26. August 1806)

**G**eneral Frère fragte Palm: « Wissen Sie etwas von der Schrift Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung? Durch Ihre Buchhandlung ist sie versendet worden. » Palm erwiderte: « Das Paket wurde mir von unbekannter Hand zugesandt, wie das öfters im Buchhandel der Fall ist. Darauf habe ich es an die mir angegebene Adresse weiterverschickt. » Der General schenkte den Worten Palms keinen Glauben, denn er hatte erfahren, daß der Buchhändler einer der glühendsten Franzosenhasser sei. Er hielt ihn also, wenn nicht für den Verfasser, so doch für den Verleger der Flugschrift und sagte zu ihm: « Sie haben so lange Hausarrest, bis Sie uns verraten, woher Sie die Schrift erhalten haben. »



Darauf wurde Palm wieder in seine Wohnung zurückgebracht, blieb aber dort von den französischen Gendarmen scharf bewacht. Nicht lange danach untersuchte ein französischer Offizier das Palmsche Haus, und da es zu wenig Sicherheit bot, wurde der Gefangene aufs Rathaus gebracht.

Am andern Tag führten die Gendarmen Palm wieder nach Hause, damit er von seiner Familie Abschied nehme. Der Reisewagen stand bereits vor der Türe. Die drei kleinen Kinder umklammerten weinend ihren Vater, und die Frau bat ihn schluchzend, er möge ihr doch den Verfasser nennen. « Ich kann ihn nicht sagen », antwortete er, « er ist Familienvater wie ich, und es kostet ihm sein Leben, wenn ich ihn verrate. Wenn er sich aber für mich selbst stellen würde, dann wäre alles gut » ...

Die Verhandlungen des Kriegsgerichtes wurden geführt in einem Saale des Gasthauses « Zum weißen Falken » in Braunau. Palm war voller Hoffnung, aus der Haft bald entlassen zu werden. Gegen 11 Uhr öffnete sich sein Gefängnis, und Palm wurde aufgefordert, in das Höfchen hinter seinem Kerker zu treten. Dann las ihm ein städtischer Kanzlist mit zitternder Stimme sein Todesurteil vor. Zugleich wurde ihm mitgeteilt, daß er schon nach drei Stunden erschossen werden solle. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich seiner Brust. Ins Gefängnis zurückgebracht, faßte er sich wieder.

Da die Franzosen eine feindliche Kundgebung der Bevölkerung gegen das ungerechte Urteil fürchteten, rückten 3000 Mann mit scharfgeladenem Gewehr aus, und selbst die Artillerie war in Bereitschaft.

Mittlerweile wurde Palm aus seinem Gefängnis herausgeholt, wie ein Verbrecher gefesselt und auf einen mit zwei Ochsen bespannten Bauernwagen gesetzt. Auf beiden Seiten des Wagens gingen sechs Grenadiere mit aufgepflanztem Bajonett und noch zwei andere gleich neben dem Wagen, die Palm mit einem Stricke festhielten. Den Schluß bildete eine Schwadron Reiter.

Auf der Richtstätte empfing die übrige französische Besatzung den Zug. Palm stieg ruhig vom Wagen herab. Als er den sechs Grenadiern gegenüberstand, die bestimmt waren, ihn zu erschießen, stellte man ihm frei, sich die Augen verbinden

zu lassen. Er verzichtete darauf; schließlich nahm er eines Freundes Taschentuch und verband sich selbst die Augen; dann kniete er nieder. Sechs Schüsse krachten, und Palm sank zur Erde. Die Volksmenge war sehr erregt. Viele weinten, verfluchten den Feind, ballten die Fäuste und schwuren Rache. Die Soldaten rückten gegen die Menge vor, und dann schwang alles wieder, um nicht niedergestoßen zu werden. Als die Franzosen in die Stadt zurückzogen, eilten einige hin und trugen den Leichnam hinweg. Der Totengräber bestattete ihn auf dem Friedhof.

So endete der Mann, der Deutschland aus seiner tiefsten Erniedrigung aufrütteln wollte. In der gleichen Stadt wurde jener andere Deutsche geboren, der nach hundert Jahren das deutsche Volk aus tiefster Not herausführte, Adolf Hitler.

Nach Falk-Gerold-Rother

## Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand

(10. Oktober 1806)

Sechs Fuß hoch aufgeschossen,  
ein Kriegsgott anzuschau'n,  
der Liebling der Genossen,  
der Abgott schöner Frau'n,  
blauäugig, blond, verwegen:  
und in der jungen Hand  
den alten Preußendegen —  
Prinz Louis Ferdinand.

Theodor Fontane

**D**er Prinz, in halber Verzweiflung, bemüht sich, die Fliehenden aufzuhalten. Umsonst.

Der wilde Andrang der Fliehenden, dicht gefolgt von den Siegern, reißt alles mit sich fort. Es entsteht ein wilder Knäuel. Ein Teil der Artillerie jagt mit den Geschützen davon, ein anderer Teil läßt sie stehen. Das unebene, von Hügeln und Waldseen durchschnittene Gelände erschwert den Fliehenden den Ausweg. Wild jagen sie durcheinander, preußische, sächsische und ihnen nachsetzende französische Husaren. Die

davonfahrende Artillerie versperrt Ihnen wieder und wieder den Weg und vermehrt die blutige Verwirrung.

Der Prinz ist eben im Begriff, eine steckengebliebene Kolonne wieder flott zu machen, da bemerkt er, daß er sich schon mitten im Knäuel der Fliehenden befindet. Er muß auf seine eigene Rettung bedacht sein. Der glänzende Stern des Schwarzen-Adler-Ordens, den der Neffe des großen Friedrich aus ahnungsvoller Seele wie zu einem Feste angelegt hatte, kann dem Feinde leicht seinen hohen Rang verraten. Ein Adjutant macht ihn darauf aufmerksam, daß der glänzende Stern auf seiner Brust die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ziehen könnte. Der Prinz entblößt sein Haupt, und, den Hut im Arm, bedeckt er mit dem Federbusch den Stern.

Hinter ihm rast eine Schar französischer Husaren. Der wild dahinstürmende Reiter ist mit seinem Renner schon nahe bei dem Ausgange eines Hohlweges angekommen. Ein französischer Wachtmeister vom 10. Husarenregiment, Guindet mit Namen, fordert den Prinzen auf:

« Rendez-vous, général, ou je vous tue. » (Ergeben Sie sich, General, oder ich töte Sie!)

Ein Säbelhieb des Prinzen, begleitet von den Worten: « Non, coquin! » (Nein, Schurke!), ist die Antwort.

Als gewandter Fechter die Hiebe des einen abwehrend, sieht er sich bald noch von drei anderen französischen Husaren angegriffen. Bereits aus mehreren Wunden blutend, deren eine im Hinterkopf klaffte, schwankt der Prinz plötzlich wie betäubt im Sattel. Während er hintenübersinkt, stößt ihm der Feind die breite, lange Klinge in die unbewehrte Brust.

So besiegelte er mit seinem Heldentode die heiße Liebe zu seinem unglücklichen Vaterlande.

Müller-Bohn

## Bassa Teremtemtem!

(1806)

**I**n einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt ein Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre,

ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitfochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren.

« Dieser Kerl », sprach der Wirt, « sprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: ‚Herr Wirt!‘ Und da ich frage: ‚Was gibt's?‘ ‚Ein Glas Branntwein!‘ antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: ‚Mich dürstet!‘

‚Gott im Himmel!‘ sag' ich, ‚will Er machen Freund, daß Er wegkömmt? Die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf!‘

‚Ei was!‘ spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt: ‚Ich habe den ganzen Tag nichts genossen.‘

Nun, er ist, glaub' ich, vom Satan besessen. ‚He, Liese!‘ rief ich, schaff ihm eine Flasche Danziger herbei, sage: ‚Da!‘ und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite.

‚Ach was!‘ spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt: ‚Wo soll ich mit dem Quark hin?‘ Und: ‚Schenk' Er ein!‘ spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet: ‚Denn ich habe keine Zeit.‘

‚Nun, Er ist ein Kind des Todes!‘ sag' ich. ‚Da!‘ sag' ich, und schenk' ihm ein: ‚Da! Trink Er und reit' Er! Wohl mag's Ihm bekommen!‘

‚Noch eins!‘ spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: ‚Noch eins? Plagt Ihn —?‘

‚Noch eins!‘ spricht er und streckt mir das Glas hin: ‚Und gut gemessen!‘ spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt: ‚Denn es wird bar bezahlt.‘

Ei mein Seel! So wollt' ich doch, daß ihn —, ‚Da!‘ sag' ich, und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: ‚Ist Er nun zufrieden?‘

‚Ach!‘ schüttelt sich der Kerl: ‚Der Schnaps ist gut! Na!‘ spricht er und setzt den Hut auf: ‚Was bin ich schuldig?‘

‚Nichts, nichts!‘ versetz' ich: ‚Pack' Er sich ins Teufels Namen! Die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf!‘

„Na“, sagt er, indem er in seinen Stiefel greift, „so soll's Ihm Gott lohnen!“ Und er holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: „Schaff Er mir Feuer!“

„Feuer?“ sag' ich. „Plagt Ihn —?“

„Feuer, ja“, spricht er, „denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen!“

Ei, den Kerl reiten Legionen —! „He, Liese!“ ruf' ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft das Mädchen ihm Feuer.

„Na“, sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul, „nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen!“ Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. „Ein Mordskerl“, sag' ich, „ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will Er sich in's Henkers Namen scheren, wo Er hingehört? Drei Chasseurs — sieht Er nicht? Halten ja schon vor dem Tor!“

„Ei was!“ spricht er, indem er ausspuckt, und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge: „Wenn ihrer zehn wären, ich fürcht mich nicht!“

Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf.

„Bassa Manelka!“ ruft der Kerl und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein, sprengt, so wahr Gott lebt, auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohische Korps hinter sich hätte, an; dergestalt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit, stutzen, er, mein Seel, ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt, und „Bassa Teremtemtem!“ ruft und „Sieht Er wohl, Herr Wirt!“ und „Adies!“ und „Auf Wiedersehn!“ und „Ooho, hoho, hoho! — —“

So einen Kerl», sprach der Wirt, «hab' ich Zeit meines Lebens nicht gesehen!» —

Heinrich v. Kleist

\*

**W**er auf dieser Welt gewinnen will, muß wagen.

Adolf Hitler

# Der König von Graudenz

**E**in Beispiel heldenmütiger Standhaftigkeit gab der Kommandant von Graudenz, der alte dreiundsiebzigjährige General Courbière.

Nach mehrmonatiger Belagerung war die Festung bereits wiederholt zur Übergabe aufgefordert worden. Nachdem alle diese Versuche gescheitert waren, versuchte Savary, der französische Unterhändler, auf dem Wege der List den alten Kommandanten gefügiger zu machen, indem er ihm die erlogene Nachricht von dem Tode des Preußenkönigs meldete.

Da antwortete der alte Courbière mit den stolzen Worten: «Nun, wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so gibt es noch einen König von Graudenz!» Sprach's — und die wichtige Festung blieb Preußen erhalten. Müller-Bohn

\*

**D**ie Welt ist nicht für feige Völker da. Adolf Hitler

## Aus den „Reden an die deutsche Nation“

**S**oviel ist klar, daß ein ursprüngliches Volk der Freiheit bedarf. —

Nicht die Gewalt der Armee, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft. —

Ich hoffe, daß ich einige Deutsche überzeugen und sie zur Einsicht bringen kann, daß es allein die Erziehung ist, die uns retten könne von allen Übeln, die uns drücken. —

Wir müssen zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten: Deutsche. —

Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend. —

Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem

ändern Verluste auch noch die Ehre verlieren, das wird noch immer von uns abhängen.

Diese gegenseitigen Vorwürfe sind, soweit sie ungerecht sind und unnötig, zugleich äußerst unklug und müssen uns tief herabsetzen in den Augen des Auslands, dem wir zum Überflusse die Kunde derselben auf alle Weise erleichtern und aufdringen. —

Lernt nur endlich einmal euch selbst erkennen und schweiget!

Lernt euch selbst achten und zeigt in eurem Handeln, daß ihr es tut, und die Welt wird euch achten! —

Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung. —

Joh. Gottl. Fichte

## Schills Heldentod in Stralsund

(31. Mai 1809)

Lieber ein Ende mit Schrecken  
als ein Schrecken ohne Ende<sup>1</sup>.

**B**ei Dodendorf, in der Nähe von Magdeburg, traf Schill am 5. Mai auf eine ihm entgegenrückende Heeresabteilung, die er mit Ungestüm angriff und die er nach einem heißen Gefecht in die Flucht schlug. Es war die Feuerprobe der jungen Schar.

Nachdem noch etwa 200 Mann vom Schillschen Infanterie-Bataillon in Berlin mit ihm zusammengetroffen waren, stürmte er am 12. Mai die kleine, aber starke Festung Dömitz und « jagte die Schelmenfranzosen hinaus ».

Aber sein kühnes Vorrücken war weit und breit bekannt und gefürchtet worden. Napoleon hatte bereits den verwegenen Husarenmajor, den « nommé Schill », als « Räuberhauptmann » für vogelfrei erklärt, und Napoleons Bruder Jérôme hatte auf seinen Kopf einen Preis von 10 000 Francs gesetzt. Größere Streitkräfte, aus Franzosen, Holländern und Dänen zusammen-

---

<sup>1</sup> Schill am 12. Mai 1809 zu seiner begeisterten Schar auf dem Marktplatz zu Arneburg.

gesetzt, waren gegen ihn im Anzug, und so mußte er sich vor ihnen die Küste Mecklenburgs entlang nach Wismar und Rostock und dann nach Pommern zurückziehen.

Längst schon hatte er eingesehen, daß trotz einzelner schöner Zeichen begeisterter Erhebung das Volk in seiner Gesamtheit noch nicht reif war zur Abschüttelung der französischen Ketten, und diese traurige Gewißheit verdüsterte seine Stirn mehr und mehr, war aber nur geeignet, seinen Mut und seinen Trotz zu erhöhen.

Durch den Sieg bei Damgarten an der mecklenburgisch-pommerschen Grenze hatte er sich den Weg nach Stralsund offengehalten, wo er sich festsetzen wollte, und, anstatt sich vor den ihm nachdrängenden Truppenmassen nach Rügen oder auf britische Schiffe zu retten, wie man ihm von allen Seiten riet, warf er sich wirklich in die Festung, überrumpelte die nichtsahnende französische Besatzung und versuchte in aller Eile, die alten, wenig verteidigungsbereiten Festungswerke herzustellen. Aber hier sollten sich die Befürchtungen seiner Freunde bewahrheiten, denen später Ernst Moritz Arndt in seinem Liede vom Schill einen so wehmütigen Ausdruck gegeben:

« O Schill, o Schill, du tapferer Held!  
Was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?  
Was schließt du in Mauern die Tapferkeit ein?  
Bei Stralsund, da sollst du begraben sein. »

Bald sollten die alten, ehrwürdigen Straßen Stralsunds Zeugen werden eines blutigen Straßenkampfes, in dem die wackeren Männer, um die edelsten Güter des Vaterlandes kämpfend, unterliegen sollten. Am 31. Mai bereits griff ein aus Holländern, Franzosen und Dänen bestehendes Heer von 5000 Mann die Stadt an. Trotz der heldenmütigen Gegenwehr, trotz des geradezu tollkühnen Mutes, der selbst den Feinden Achtung abnötigte, waren die Getreuen Schills bald überwunden.

Still ward es in den Straßen der Stadt. Die Toten deckten das Pflaster, noch im Antlitz Grimm und Verachtung. Die traurigen Überlebenden lagen gefesselt in der Hauptwache neben Verwundeten und Sterbenden, an denen die betrunkenen



Wachsoldaten noch ihre Wut ausließen. Nur noch an einigen Stellen tobte vereinzelt der Straßenkampf.

Es war 2 Uhr nachmittags. Nicht weit von dem heutigen Knieper Tor hielt der holländische und dänische Generalstab zu Pferde. Plötzlich sahen die Bewohner der Fährstraße den Major Schill mit geschwungenem Säbel an sich vorübersprengen und in die Johannisstraße einbiegen. Schon von einigen Schüssen getroffen, die von mehreren holländischen Soldaten hinter Kellervorsprüngen hervor auf ihn abgefeuert wurden, ritt er gerade auf den feindlichen Generalstab los, der nach allen Seiten auseinanderstob, und mit den Worten: « Hundsfott, bestell mir Quartier! » hieb er den holländischen General Carteret vom Pferde. Nachdem er sich dann noch mit zwei dänischen Husaren herumgehauen, kehrte er nach der Fährstraße zurück. Schon im Sattel schwankend und stark blutend traf ihn dann noch ein Schuß, der ihn vom Pferde stürzen ließ.

Ein noch traurigeres Schicksal erlitten die übrigen Offiziere, denen es nicht einmal vergönnt war, im ehrlichen Kampfe mit dem Schwert in der Faust, wie der edle Schill, zu sterben. Sie wurden von Napoleon als Hochverräter behandelt. Vierzehn von ihnen wurden in schimpflicher Weise nach Braunschweig und elf nach Wesel transportiert, wo sie, zwei und zwei aneinandergesesselt, mit verbundenen Augen und selbst « Feuer » kommandierend, unter den Kugeln der französischen Schergen zu Boden sanken.

Müller-Bohn

\*

MAGNA VOLUISSE MAGNUM!<sup>1</sup>

Inschrift auf Schills Grabstein in Stralsund

## Tod der elf Schillschen Offiziere in Wesel (16. Sept. 1809)

Um 1 Uhr mittags erschienen die Exekutionstruppen vor der Zitadelle. Sie hatten einen Leiterwagen bei sich, um die Verurteilten zum Richtplatz abzuführen. Die Offiziere aber sagten, als Preußen wären sie gewohnt, dem Tode entgegen-

---

<sup>1</sup> Zu deutsch: Allein schon Großes gewollt zu haben, ist groß!

zugehen, sie würden es auch heute tun. Man band sie paarweise am Arme mit Stricken zusammen und führte sie unter Trommelschlag aus dem Berliner Tore zum Richtplatz. Voran eine Abteilung zu Pferde mit gespannten Karabinern, dann eine Kompanie Grenadiere, darauf die zur Exekution befähigten Kanoniere, alle tiefes Schweigen beobachtend und selbst, wie es schien, den traurigen Dienst verwünschend, zu dem sie jetzt genötigt waren. In der Mitte der Kanoniere gingen die elf Schlachtopfer, und eine Kompanie Voltigeure (Plänkler) schloß den grausigen Zug.

Als der Zug aus dem Tore hinaus war, wurde es sogleich wieder geschlossen; keiner der Bürger, die dem Trauerzuge bis hierher gefolgt waren, durfte mit hinaus, so dringend auch manche darum baten; denn trotz der französischen Wachen sprach sich doch die Teilnahme und die Entrüstung über die furchtbare Tat ohne Rückhalt aus. So stach die Einöde der Umgebung traurig gegen die Menschenmenge in der Stadt ab. Dagegen waren Tausende auf den Wällen versammelt und bestrebten sich vergebens, etwas vom Richtplatze zu sehen, der ihnen durch eine Baumgruppe verborgen blieb. Nur einige Bürger, die vor Schließung der Tore hinausgegangen waren, wurden von den Offizieren aufgefordert, sie auf dem letzten Gange zu begleiten: « Kommen Sie mit uns und sehen Sie, wie preußische Offiziere sterben! » Die Franzosen hinderten es nicht, und so schlossen sich die Bürger den Soldaten an und sahen, mit welcher Heldenruhe die elf jungen Krieger dem Tode ins Auge blickten.

So kam man auf dem Richtplatz an. Im weiten Halbkreise war die französische Garnison von Wesel um den Erdhügel aufmarschiert, neben dem die drei großen tiefgeschaukelten Gräber kalt und hohl ihre künftigen Bewohner zu erwarten schienen. Totenstille, nur von dem Kommando der einschwenkenden Truppen unterbrochen, herrschte auf dem weiten Platze. Mit festem Schritte gingen die Unglücklichen auf den Erdhügel zu. Als man ihnen aber die Augen verbinden wollte, weigerten sich alle einstimmig und wollten dem Tode mit offenen Augen entgegensehen.

Die zur Exekution bestimmten sechshundsechzig Kanoniere traten den elf gegenüber; sechs Kugeln waren für jeden

bestimmt. Eine Abteilung stand in Reserve. Die Trommeln schwiegen. Als ein Offizier den Verurteilten noch einmal das Urteil verlesen wollte, verweigerten sie es anzuhören; « es sei eine unnütze Entschuldigung des gewaltsamen Mordes ». Doch baten sie, selbst das Todeszeichen geben zu dürfen. Diese letzte Bitte wurde ihnen gestattet. Noch einmal umarmten sie sich, entblößten dann Hals und Brust und riefen den Kanonieren zu, die preußischen Herzen nicht zu fehlen. « Fürchtet nichts », antworteten diese, « die französischen Kanoniere schießen gut! » — « Fürchten? Wir fürchten keine französischen Kugeln und haben uns ihnen längst geweiht; freilich auf andere Weise.»

Da schulterten die Kanoniere auf das Kommando die vorsichtig und scharf geladenen Musketen. Darauf riefen die Heldenjünglinge alle zugleich: « Es lebe unser König, Preußen hoch! », und in diesem Augenblick warf Ernst von Flemming, der am äußersten linken Flügel stand, zum Todeszeichen seine Mütze in die Höhe. Da krachten die Musketen; zu Tode getroffen vom sicheren Blei stürzten die Aneinandergefesselten zu Boden. Nur Albert von Wedell richtete sich noch einmal empor, seine rechte Seite war gräßlich von dem eingeschlagenen Blei zerrissen, aber er lebte noch. Mit starker, selbst vom zerfleischendsten Schmerze nicht erschütterter Stimme rief er: « Könnt ihr nicht besser treffen? Hierher, hier sitzt das preußische Herz! » Eine neue Gruppe trat vor; es wurde frisch geladen. Welch fürchtbarer Anblick für die Umstehenden! Schon hoffte man auf Gnade für den wunderbar Geretteten — da schlugen die Gewehre an — « Feuer! » kommandierte der 19jährige Jüngling und sank, diesmal sicher getroffen, zu seinen Waffenbrüdern.

Diese Helden waren die ersten, in denen die Begeisterung für König und Vaterland, nach Jahren der Demütigung, des Zweifels und des fast verlorenen Glaubens an eine bessere Zukunft, so Herrliches bewirkte. Zwar fielen sie; aber weit entfernt, durch dieses abschreckende Beispiel, wie Napoleon es wollte, die Hunderttausende der Gleichfühlenden abzuschrecken, war ihr Blut vielmehr der erste Tropfen in der Waagschale der Vergeltung.

G. Bärsch (gek.)

# Schills Geisterstimme

**K**laget nicht, daß ich gefallen;  
lasset mich hinüberziehn  
zu der Väter Wolkenhallen,  
wo die ew'gen Freuden blühn!  
Nur der Freiheit galt mein Streben;  
In der Freiheit leb' ich nun,  
und vollendet ist mein Leben,  
und ich wag' es auszuruhn.

Süße Lehnspflicht, Mannestreue,  
alter Zeiten sichres Licht,  
tauscht' ich nimmer um das Neue,  
um die welsche Lehre nicht.  
Aber jenen Damm zerbrochen  
hat der Feind, der uns bedräut,  
und ein kühnes Wort gesprochen  
hat die riesenhafte Zeit.

Und im Herzen hat's geklungen  
(In den Herzen lebt das Recht),  
Stahl, von Männerfaust geschwungen,  
rettet einzig dies Geschlecht!  
Haltet darum fest am Hasse,  
kämpfe redlich, deutsches Blut!  
« Für die Freiheit eine Gasse! »  
Dacht' ein Held im Todesmut.

Freudig bin auch ich gefallen,  
selig schauend ein Gesicht;  
von den Türmen hört' ich's schallen,  
auf den Bergen schien ein Licht.  
Tag des Volkes! du wirst tagen,  
den ich oben feiern will,  
und mein freies Volk wird sagen:  
Ruh' in Frieden, treuer Schill!

M. v. Schenkendorf

## Keine Übergabe!

**A**ls das österreichische Hauptheer im Mai 1809 vor Napoleon auf Wien zurückgehen mußte, war auch die Armee des Erzherzogs Johann genötigt, Oberitalien aufzugeben, wo man bisher mit gutem Erfolg gegen die Franzosen gekämpft hatte. Um nun den nachfolgenden Truppen Eugen Beauharnais', des Stiefsohnes Napoleons, einen möglichst langen Aufenthalt zu bereiten, war es notwendig, daß die am Predilpaß und bei Malborgeth gelegenen Befestigungen mit besonderer Zähigkeit von den Besatzungen verteidigt wurden. Den Befehl über die Sperre am Predilpaß erhielt auf seine Bitte der erst 28 Jahre zählende Ingenieur-Hauptmann Johann Hermann von Hermannsdorf, da er diese angelegt hatte und auch die dortige Gegend genau kannte.

Am 13. Mai übernahm er das Kommando über die noch nicht vollkommen ausgebaute Sperre. Sie bestand aus einem halbfertigen Blockhaus und einem Vorwerk, das mit sechs Geschützen und mit vier schweren Wallgewehren, sogenannten Doppelhaken, armiert war. 200 Mann Szluiner Grenzer bildeten die Besatzung.

Am Abend des 15. Mai tauchten die ersten feindlichen Späher vor dem Werke auf, ein Zeichen, daß die Hauptmacht der Franzosen nunmehr auch bald heran sein mußte. Sie ließ nicht lange auf sich warten, denn schon in der Frühe des nächsten Tages erfolgte der erste feindliche Infanterieangriff. Inzwischen war es den Franzosen auch möglich gewesen, Geschütze in Stellung zu bringen, deren Feuer große Verheerungen anrichtete. Das Vorwerk mußte aufgegeben werden, seine Besatzung zog sich auf das Blockhaus zurück, das mehrmals durch die Artilleriebeschießung in Brand geriet, der aber immer wieder gelöscht werden konnte. Da sich der tapfere Offizier bewußt war, daß jede Stunde Widerstand, den er leistete, einen Gewinn für das zurückgehende Heer des Erzherzogs Johann bedeutete, so wies er jede Aufforderung zur Übergabe höflich, aber bestimmt zurück. Dem Parlamentär — es war der dritte, den man ausgesandt hatte —, der ihn mit dem Hinweis auf den Fall von Malborgeth nahelegte, doch gleichfalls zu kapitulieren, erwiderte er: «Sagen Sie Ihrem General, daß ich in gar

keinem Falle und unter gar keiner Bedingung den Posten verlassen werde, der mir anvertraut ist; ich werde ihn bis zum letzten Mann verteidigen.» Diese Erklärung gab er auch schriftlich mit. Am gleichen Tage erschien dann noch der vierte Parlamentär. Er brachte ihm das ehrende Angebot, mit seiner Besatzung und mit der Waffe in der Hand frei abziehen zu dürfen. Doch Hermann erwiderte: «Ich bleibe bei meiner schriftlichen Erklärung.»

Als dann die kleine Sperre von allen Seiten eingeschlossen war, setzten die Franzosen zum Sturm an. Das feindliche Artilleriefeuer war mehr als wirkungsvoll gewesen, trotzdem war die Besatzung, das Heldenbeispiel ihres Hauptmanns vor Augen, gewillt, sich bis zum letzten Atemzuge zu schlagen. Alle Angriffe wurden abgewiesen. Den Franzosen war es jedoch gelungen, das Blockhaus durch geschleuderte Pechkränze an mehreren Stellen in Brand zu setzen. Sie wollten die Verwirrung, die hierdurch unter der Besatzung zum Ausbruch kommen würde, zu einem entscheidenden Hauptsturm benutzen. In einer Schilderng des letzten Kampfes dieser Heldenschar heißt es:

«Bald schlug eine mächtige Feuersäule auf, die gierig das ausgetrocknete Gehölz ergriff und weithin das Zeichen von dem endlichen Gelingen des langgehegten, so oft vereitelten Anschlages gab. Ein tausendstimmiges Freudengeschrei begrüßte die aufsteigenden Rauchsäulen, und es bedurfte gar nicht der schmetternden Clairons, die Truppen erneut zum Sturme zu rufen. Jubelnd, berauscht von dem schrecklichen Angriff, Mordgier in den verzerrten Gesichtern, brachen sie vor, um Rache zu nehmen für die gefallenen Kameraden, für all die erlittenen Demütigungen und Entbehrungen der letzten Tage.

Aber plötzlich rasselt im oberen Blockhaus die Brücke nieder, das Falltor öffnet seine eiserne Pforte, und mit gefällttem Bajonett stürmen die verzweifelten Verteidiger gegen den Feind. Allen voran Hauptmann Hermann. ‚Keine Übergabe!‘ ruft er mit lauter Stimme, ‚jeder bahne sich den Weg, den er sich bahnen kann!‘ Gegen die Felszinnen im Gebirge weist sein Degen, er selbst aber stürzt sich der Übermacht entgegen und

sinkt, nach wenigen Sekunden aus zahllosen Wunden blutend, zu Boden.

Über ihn ging seine heil'ge Schar dem gleichen Geschick entgegen... »

Da, wo das alte Blockhaus stand, wurde um die Jahrhundertwende ein Fernkampfwerk errichtet, das den Namen «Fort Hermann» erhielt. Aber auch dieses steht nicht mehr. Der Name des tapferen Hauptmanns jedoch lebt und wird leben, solange noch ein deutscher Soldat zu Schirm und Schutz unserer Grenzen die Waffen trägt.

Martin Lezius (gek.)

\*

Es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.

E. M. Arndt

## Andreas Hofers Tod

(20. Febr. 1810)

Über den Alpen des Passeier in Tirol liegt eine sternhelle Winternacht. In der Prantacherhütte hausen Menschen — etwas Seltsames zu solcher Jahreszeit. Es ist Andreas Hofer mit seiner Familie und seinen Freunden.

Der lange, heldenmütige Kampf Andreas Hofers gegen die Franzosen ist vorbei. Zweimal haben die Tiroler den Feind aus dem lieben Heimatland geworfen. Das drittemal sind sie unterlegen.

Alles ist verloren; das Land gehört dem Feinde; Hofer hat flüchten müssen in die hohe Alpenwildnis, und auch hier ist er nicht mehr sicher; er weiß, daß Spione und Schergen nach ihm fahnden. Auf sein Haupt ist viel Geld gesetzt.

Nun sind sie — in der Absicht, morgen die Prantacherhütte zu verlassen und einen noch unzugänglicheren Zufluchtsort zu suchen — nach einem gemeinsamen Abendgebet zu Bette gegangen. Der Hofer und sein Weib schlafen im vierzehn Fuß

langen Holztrog, die andern auf dem Heu im Überboden der Hütte.

Etwa um halb vier Uhr morgens ist es, als Hofers Freund, der Schreiber Dörninger, wach wird und durch eine Dachlucke hinausschaut in die Nacht. Der Mond leuchtet hell und neigt sich dem Gebirge zu. Der Mann schaut eine Weile sinnend in die Ruhe der Nacht hinaus und betrachtet die Allmacht Gottes in seiner weiten Welt. Da hört er auf einmal etwas, wie wenn jemand von fernher mit beschlagenen Schuhen über den gefrorenen Schnee ginge. Er denkt zuerst an Wild oder es wären irgendwo Schneeschollen abgerollt, die das Geräusch verursacht haben könnten. Aber die Schritte kommen näher; da sieht er schon einen untersetzten Mann heranschleichen und hinter ihm Soldaten mit blinkenden Waffen. « Teufel, was ist das? » denkt der Dörninger und will eilends die Leute wecken. Noch einen Blick hinaus, da sieht er, wie der vordere — er erkennt ihn, es ist der Bauer Raffl aus Passeier — sein Haupt an die Hüttenwand legt, um zu horchen.

Diesen Mann hatten sie schon lange in Verdacht gehabt. Er wußte von dem Aufenthalt Hofers und war ein armer Teufel. So war der Dörninger schon vor einigen Tagen zu ihm gegangen und hatte ihm Geld gegeben, damit er reinen Mund halte. Der Raffl hatte das Geld genommen und Verschwiegenheit versprochen; doch als das Geld vertan war, ging er zu den französischen Spionen und verkaufte sein Geheimnis. Er soll eine Weile gefeilscht haben und gesagt, er sei ein ehrlicher Mann und es widerstrebe ihm, den heldenhaften Hofer, den lieben Landsmann, zu verraten. Hierauf verdoppelten sie den Sold. Was sie mit dem Hofer machen wollten, wenn sie ihn hätten, fragte er. Der Napoleon würde ihn zum General machen, war die Antwort. — « Ah, wenn sie ihn nicht erschießen, wenn sie ihn zum General erheben, wie er es wohl verdient, da tut ihm ja ein Gutes, wer ihn angibt. » Sagte hierauf, er wolle sie führen — und führte die Häscher hinauf ins Hochgebirge zur Prantacherhütte.

So horcht er nun an der Wand. Er muß drinnen den atmen- den Sandwirt gehört haben; denn hastig huschte er zu einem der Häscher hin und flüsterte: « Drinnen sind sie! » und flieht davon. Da ist es weitem voller Franzosen, als wären sie aus



dem Schnee gewachsen. Man sagt, ihrer achthundert wären auf die Alp gezogen, um das edle Wild zu fangen.

Der Dörninger greift nach seinem Kugelstutzen; da pochen die Franzosen mit ihren Gewehrkolben schon an die Tür. Im Augenblick ist's in der Hütte lebendig; aber die Gegenwehr ist fruchtlos. Mitten in der Verwirrung bleibt der einzige Hofer ruhig. Sie binden ihm die Hände auf den Rücken, legen ihm einen Strick um den Hals und einen zweiten um seine Lenden. Dann schlagen sie ihm ins Gesicht, raufen Haare aus seinem Bart, zum Andenken, wie sie sagen, an den Tiroler Bauernhäuptling.

« In Gottes Namen! » sagt Hofer, « jetzt haben sie mich. »

Die Seinen hängen sich ihm an Arm und Füße.

« Seid nit kindisch! » sagt Andreas zu ihnen, « sie sind die Stärkeren, da ist nichts zu machen. Laßt's aus, ich komm' ja wieder heim, mein Kaiser verlaßt mich nit! »

Dann führten ihn die Welschen davon. Als sie unten in der Schlucht an einer alten Holzerhütte vorbeigehen, hätte man aus dem finsternen, glaslosen Fenster den rothaarigen Kopf eines Mannes lauern sehen können. Andreas Hofer, Eis und Schnee in seinem Barte, schaut weder nach rechts noch nach links, ruhig und aufrecht schreitet er vorüber.

Draußen in der Stadt Meran großes Verhör. Hofer sagt, daß er nach dem Willen und Befehl seines Kaisers gehandelt und vom Friedensschlusse zuletzt nichts gewußt habe. Was man ihm nun antun werde, er wolle es geduldig leiden als Buße für seine Sünden; aber was die Verteidigung seines Heimatlandes angehe, habe er nichts zu bereuen.

Unter dem Weinen und Knirschen der Bevölkerung wird er fortgeführt.

Der Weg ist weit. Ins welsche Land geht die Reise, auf die Festung Mantua.

Kaum drei Wochen später ist's, da weiß Hofer, wieviel es geschlagen hat. Tag für Tag hat er gewartet auf eine Botschaft von Wien und jeden Abend sagt er zu sich: « Heut' abermals nichts. Aber morgen! » — Und eines Morgens, siehe, da traten zwei Offiziere ein und verkündeten ihm das Urteil: « Begnadigt zu Pulver und Blei! »

Aufrecht stand er mit an die Brust gepreßter Faust. So hörte er das Urteil an.

In der Nacht vor seinem Tode schrieb er: « Ade, du schöne Welt! So leicht kommt mir das Sterben an, daß mir mit einmal die Augen naß werden. »

Dann kam der Morgen, der Morgen jenes 20. Februar im Jahre 1810.

Als die Gerichtsdienere den Mann aus seiner Zelle zum Richtplatz führen, stehen im Vorsaale und an der Treppe einige seiner Landsleute, etliche der Kampfgenossen, die erst selber auferstanden sind aus der Kerkernacht Mantuas, etliche, die sich sonst in die Festung geschmuggelt oder gebeten haben, um ihren Führer und Kameraden noch einmal zu sehen. Einer, dem die Franzosenkugel das Bein zerschmettert, ist an der Krücke gekommen. Ein anderer ist von Trient her Tag und Nacht gegangen, als er gehört, dem Hofer gehe es ans Leben. Er ist früh genug gekommen zum Abschiednehmen.

Da stehen sie in der düstern Halle und hören das Kommando für die aufmarschierenden Soldaten. Jeder der hier wartenden Tiroler ist blaß wie die Quadermauer. Keiner sagt zum andern ein Wort. Jedem ist zumute, als gelte es ihm selbst. Jeder bangt vor dem Erscheinen dessen, den sie hier erwarten. Wenn sie selbst schon gebrochen sind, die doch wieder heimkehren sollen in ihre Berge, wie erst muß der Mann sein, den sie da vorüberwanken sehen werden, der nach fruchtlosem Kampfe ums Heimatland dem Henkertode entgegengeht!

Endlich knarrt eine Pforte. Langsame Schritte hallen aus der Ferne und kommen näher in den Gängen. Im Halbdunkel erscheinen die Gestalten — ein Priester mit dem funkelnden Kreuz in der Hand, hinter ihm, von zwei Bütteln begleitet, schreitet aufrecht Andreas Hofer.

Die Männer stehen wie versteinert. Als sie nun aber sein Auge sehen, sein mildes, kindliches Auge, in welchem keine Angst liegt und kein Trotz, welches auf sie hinblickt wie dankend, daß sie gekommen sind mit dem letzten Gruß aus Tirol — da stürzen sie auf ihn zu, fassen seine Hände, fallen vor ihm aufs Knie; der Mann aus Trient kauert vor ihm, als wollte er den bösen Weg versperren, und bedeckt vor Entsetzen sein Angesicht. Ein anderer ist an den Stufen der Treppe aufs Knie gesunken wie vor einem Heiligen. Ein Greis, die eine Hand verzweiflungsvoll im weißen Haar wühlend, mit der

andern Hofers Finger umklammernd, ruft, schreit im Tone des höchsten Entsetzens das Wort: «Anderl!»

Schauerlich wiederhallt hier und zu dieser Stunde der gemütliche Name aus deutscher Heimat. Ein Schrei des tiefsten Jammers ist's. Den einen stützt die Krücke, der andere preßt sich an die kalte Mauer und weint.

Hofer blickt sie traurig an. Vielleicht ist ihm, als sehe er in jedem seiner Kameraden ein Stück seiner selbst. Jedem will er die Hand reichen; allein, die sie einmal erfaßt haben, lassen sie nicht mehr los, diese treue Hand.

«Männer!» sagt er zu ihnen, seine Stimme ist nicht so hell wie sonst, «mir hat's wohlgetan, daß ich euch noch einmal gesehen hab'! Geht heim, geht heim! Wenn ihr mir noch was zuliebe wolltet tun — eine Schaufel voll Tiroler Erde auf mein Grab...»

Und nun ist er fertig mit allem, mit sich, mit dem wilden Schmerze der Enttäuschung, mit dem Leide über sein verlorenes Land.

Draußen, auf freiem Platze, schallt ein Horn. Ein Offizier gibt das Zeichen, die Zeit sei um. Der Priester legt ernst mahnend seine Hand auf Hofers Arm. Fester noch umklammern sie die kühlen Hände, wortlos, lautlos — nur das Schluchzen der Tiroler. — Andreas Hofer reißt sich los und schreitet fest, aufrecht die Quadertreppe hinab. Er schreitet durch die Reihen der französischen Grenadiere ins trübe Licht des Wintermorgens hinaus auf den Richtplatz.

Auf dem Richtplatze will man ihm die Augen verbinden.

«Das brauch' ich nit», sagt er, «'s ist nit das erstemal, daß ich dem Tode ins Auge schau'!»

Man bedeutet ihm niederzuknien.

Er antwortet: «Ich will dem, der mich erschaffen hat, meinen Geist stehend übergeben.»

Dann tritt er einige Schritte vor und ruft: «Feuer!»

Die ersten Schüsse treffen schlecht. Er bricht aufs Knie zusammen, winkt mit der Hand und ruft: «Franzosen, schießt besser!»

Erst der dreizehnte Schuß macht seinem Leben ein Ende.

So ist Andreas Hofer gestorben, einundvierzig Jahre alt.

«Eine Schaufel voll Tiroler Erde will ich auf mein Grab.» —

Heute ruhen die Gebeine dieses unerschrockenen Märtyrers für Treue und Vaterland als kostbare Reliquien in der Hofkirche zu Innsbruck.

Peter Rosegger

\*

Kein Tod ist löblicher, kein Tod wird mehr gehret als der, durch den das Heil des Vaterlandes sich mehret.

Georg Rudolf Weckherlin

## Die drei Bekenntnisse des Generals Karl von Clausewitz

Ich sage mich los:

von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;

von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;

von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen;

von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte;

von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste;

von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen und Menschenwürde.

Ich glaube und bekenne:

daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins;

daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll;

daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetze zu gehorchen hat;

- daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;
- daß man die Ehre nur einmal verlieren kann;
- daß die Ehre des Königs und der Regierung eins ist mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium seines Wohles;
- daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großen Kampf um seine Freiheit;
- daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt.

**I**ch erkläre und beteure der Welt und Nachwelt:

- daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können;
- daß ich die wildeste Verzweiflung für weiser halten würde, wenn es uns durchaus versagt wäre, mit einem männlichen Mute, d. h. mit ruhigem, aber festem Entschlusse und klarem Bewußtsein der Gefahr zu begegnen;
- daß ich mich rein fühle von jeder Selbstsucht;
- daß ich jeden Gedanken und jedes Gefühl in mir vor allen meinen Mitbürgern mit offener Stirne bekennen darf;
- daß ich mich zu glücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampfe um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden!

## Yorck

(29. Dez. 1812)

**D**as Offizierkorps ist versammelt. Dicht gedrängt stehen sie. Mann neben Mann in der kleinen Stube. Am Tisch, ihnen gegenüber, lehnt General Yorck. Clausewitz und Dohna verharren seitwärts im Hintergrund. Schweigen lastet im Raum, unbewegt, aber mit flackernden Augen, warten die Offiziere.

Der Kommandeur spricht: « Meine Herren! Ich habe Ihnen folgendes zu eröffnen: Wie Ihnen bekannt ist, ist die Armee Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen in Rußland vernichtet worden. Der Kaiser befindet sich auf der Flucht; sein gegenwärtiger Aufenthalt ist unbekannt. Diese Tatsachen schaffen für unser Korps eine neue Lage. Die Voraussetzungen, die Seine Majestät den König zum Abschluß des Bündnisvertrages mit dem Kaiser Napoleon zwangen, bestehen nicht mehr.

Meine Herren! Der König ist im Augenblick noch nicht im Besitz seiner Handlungsfreiheit. Wir selbst befinden uns in einer militärisch schwierigen Lage. Ich müßte, um das bedrängte Hauptquartier in Stalgen zu entsetzen, nach Tilsit vorstoßen. In diesem Fall — ich setze voraus, wir brächen sofort auf — geschähe folgendes: Die Armee des Generals Wittgenstein würde den Paß von Schillupischken vor uns erreichen und uns mit Sicherheit den Weg abschneiden. Den Wittgensteinschen Streitkräften ist unser Korps nicht gewachsen. Das Korps würde vernichtet werden. Soweit die Lage.

Meine Herren! Mir wird nun von der russischen Armeeführung der Vorschlag unterbreitet, meine Verbindung mit dem Marschall Macdonald zu lösen, das Korps hinter die Memel zurückzunehmen und jede Kampfhandlung zugunsten der französischen Armee zu unterlassen.

Meine Herren! Ich stelle diesen Vorschlag zur Diskussion. Dabei weise ich Sie auf folgendes hin: Ich erbitte Ihre Ansicht, nicht Ihren Rat. Die Entscheidung liegt bei mir, desgleichen die Verantwortung. Sie werden nicht darüber im Zweifel sein, daß ich bei Befolgung des russischen Angebots Rebellion begehe. Sie sind deshalb nicht verpflichtet, mir auf einem solchen Weg zu folgen, Herr Oberst von Below... »

Below will sprechen, er spricht auch, aber niemand hört, was er sagt. Ein Tumult ist entstanden, wilde Rufe schwirren durcheinander: « Los von Napoleon » — « Nieder mit der Knechtschaft! » — « Jetzt oder nie! »

Yorck steht unbewegt; kein Muskel spielt in seinem bleichen Gesicht. Er sagt: « Ich darf die Herren bitten, sich etwas sachlicher zu äußern. Oberst von Below, was sagen Ihre Regimenter? »

Die Gruppe der Offiziere ist erstarrt. Oberst von Below tritt vor, schlägt die Hacken zusammen, sagt: « Eure Exzellenz, sie warten auf den Befehl! »

Lächelt Yorck? Er lächelt. Er winkt ab. « Befehl! » höhnt er, « Befehl! » Und sofort in Sachlichkeit zurückfallend: « Es ist gut. Oberst von Raumer... »

« Exzellenz, befehlen Sie! »

Und dann schwirrt es wieder durcheinander: Horn, Zielinsky, Steinmetz, Sjöholm alle... Die Gesichter sind gerötet, von Wellen der Erregung durchflutet, sie können sich nicht länger beherrschen. Zu lange haben sie die Ungewißheit ertragen, zu lange auf diese Stunde gewartet. Jetzt endlich, endlich, ist es so weit.

« Wir schützen Sie, » schreit Major von Zielinsky. « Wir schützen Sie, Exzellenz! Vor wem es immer sei! »

Yorck lächelt! Kerle! denkt er, brave Kerle! Und wird doch gleich wieder düster. « Vor mir selber schützen Sie mich nicht », sagt er bitter.

Und dann schafft seine Handbewegung von neuem Ruhe. Er fährt fort, sachlich jetzt, fest und bestimmt: « Ich wollte Ihre Ansicht hören, meine Herren. Jetzt kann ich Ihnen sagen, daß ich bereits entschlossen war, als ich Sie bitten ließ. Ich schließe morgen mit dem General Diebitsch in der Poscheruner Mühle die Konvention. »

Stille, einen Augenblick nur, dann aufbrandender Jubel und Lärm.

Yorck schreit: « Ruhe! Zum Teufel nochmal! » Und als wieder das mit dem Atem der Leidenschaft geladene Schweigen ihn umfängt: « Ja, ich war bereits entschlossen. Ich will den Weg gehen, von dem ich glaube, daß er Preußen in die Freiheit führt. Ich will der Führer sein, und ich bin glücklich, daß Sie alle mir folgen wollen. Ich will das Opfer sein, wenn das Schicksal es will! Tausende, Zehntausende, Hunderttausende gaben diesem Lande ihr Leben — ich will ihm Leben und Ehre geben! Meine Herren! Mich deckt kein Befehl, kein Königswort. Ich weiß nicht, ob dieser Weg zum Ziele führt, aber ich weiß, daß ich keinen anderen gehen kann. »

Er schweigt, wendet sich und winkt Clausewitz und Dohna heran, reicht ihnen die Hände: « Sie haben mich, meine Herren! »

Clausewitz möchte jubeln. Er möchte den alten, verschlossenen Mann umarmen, ihn an sein heißes, zuckendes Herz reißen; er kämpft mit seiner Bewegung, seine Stimme hat einen Bruch. Er sagt: « General Yorck . . . diese Tat . . . Preußen wird sie Ihnen danken — nach hundert Jahren noch. »

Yorck steht ernst, unbewegt, sieht auf die Männer. Und fühlt, fühlt plötzlich, wie die Welle übergreift auch auf ihn, fühlt sich erfaßt, hochgerissen und fortgetragen, spürt härter, herrischer plötzlich den Schlag seines Blutes klopfen.

« Meine Herren », stößt er heraus, « ich muß nun weiter auf diesem Weg, der in einem freien Preußen enden kann, aber auch auf dem Sand des Schafotts. So oder so, meine Herren: es soll mich nicht irremachen. Lassen Sie uns schwören! Alle, die wir hier versammelt sind, die wir hier als Rebellen stehen, tausendjähriges Soldatengesetz brechend, um unserm Volk, unserm Land den Weg in die Freiheit zu bahnen: Wir wollen den Degen nicht aus der Hand legen, bis das Ziel erreicht ist.

Er blickt auf. Die Offiziere haben die Schwurhand erhoben. Er schaut in wetterharte, zerfurchte, zerrissene Gesichter. Sieht in allen Augen das gleiche Lächeln. Und zum ersten Male lächelt er selber, freudig und siegesgewiß dem selbstgewählten Schicksal entgegen.

Das Rad ist herumgeworfen. Das Schiff Preußen steuert neuen Kurs. Am westlichen Horizont beginnt ein Stern zu verblassen.

Der Stern heißt Bonaparte.

Fritz Helke

\*

**E**w. Exzellenz haben das Schicksal beim Schopf genommen, wie der große Mann es muß. Gott segne Sie!

(Minister v. Schön an Yorck)



# Marsch und auf!

Am 5. Januar 1813 schrieb Blücher an Scharnhorst:

**M**ir juckt's in allen Fingern, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nicht Seiner Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Vornehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsamt dem Bonaparte und all seinem ganzen Anhang vom deutschen Boden wegzuvertilgen, so scheint mir, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert sei. Jetzt ist wiederum die Zeit, zu tun, was ich schon Anno neun angeraten, nämlich die ganze Nation zu den Waffen aufzurufen, und wenn die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie samt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation wieder hergestellt werden.

Als die Ratgeber des Königs immer noch zaudern, schreibt der alle Feldmarschall Vorwärts:

**I**ch kann alleweile nicht stillsitzen und nicht die Zähne zusammenbeißen, wenn es sich um das Vaterland und um die Freiheit handelt. Laßt das Zeug von Diplomaten zu allen Teufeln fahren! Warum soll nicht alles aufsitzen und los auf die Franzosen wie das heilige Donnerwetter? Die dem Könige vorschlagen, noch länger zu zaudern und mit dem Bonaparte Frieden zu halten, sind Verräter an ihm und an dem ganzen deutschen Vaterlande und des Totschießens wert. Denn derweil wir hier schwatzen, anstatt die Nation auf und in den Krieg zu rufen, haben die Franzosen Zeit und Gelegenheit, ihre Armee wieder her- und einzurichten, und darum so sage ich: Marsch und auf und mit dem Degen dem Feind in die Rippen!

## Aufruf!

(31. März 1813)

**F**risch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,  
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.  
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;

frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,  
die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!  
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!  
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:  
« Der Freiheit eine Gasse! » — Wasch die Erde,  
dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;  
es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!  
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen  
hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;  
errette dich mit deiner Freiheit Sieg!  
Das Winseln deiner Greise ruft: « Erwache! »  
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,  
die Schande deiner Töchter schreit um Rache,  
der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,  
die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!  
Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —  
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,  
er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.  
Denn einen großen Altar sollst du bauen  
in seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;  
mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,  
der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,  
für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,  
wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber  
hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,  
daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?  
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!  
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,  
gab euch in euren herzlichen Gebeten  
den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,  
daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!

Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,  
o ruft sie an als Genien der Rache,  
als guter Engel des gerechten Kriegs!  
Luise, schwebe segnend um den Gatten,  
Geist upsres Ferdinand, voran dem Zug!  
Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten,  
mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!  
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!  
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,  
was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?  
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —  
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,  
in deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:  
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke  
auch unsre Urne mit dem Eichenkranz! Theodor Körner

## Ein Volk steht auf

(1813).

Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz war nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Übermut einzuschränken.

Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knien, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen längst ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; ja, selbst Jungfrauen drängten sich unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen zu den Waffen; alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungs- und

Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse ward eine Waffenschmiede. Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Altern und Stufen vergessen und aufgehoben waren, daß jeder sich demütigte und hingab zu dem Geschäft und Dienst, wo er der Brauchbarste war, daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andern Gefühle verschlang, alle andern Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienst und Gehorsam. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben dieses großen Sommers zählen, die zum Teil unter den rührendsten Umständen dargebracht sind? Wer kann die dem Vaterland ewig teuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäusern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem Ende des Reiches bis zum andern.

Ich sage nur das eine: es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk erstanden. Krieg wollten alle, Gefahr und Tod wollten sie, den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen und preußischen Frieden hoffen konnten. « Krieg! Krieg! » schallte es von den Karpaten bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe. « Krieg! » rief der Edelmann und Landbewohner, der verarmt war, der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspannen und Führen tottrieb, der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte, die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Tränen des Stolzes und des Schmerzes entließ.

So hat das preußische Volk und Heer sich offenbart; so sind die Wunder, die uns Deutschen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dnjepr und von der Düna verkündigt wurden, auch bei uns erneuet; so ist Gott und Gottes Kraft und eine Begeisterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erschienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet, sie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — sie haben nie Tage

gehabt, wie die von Großgörschen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig; denn sie haben nie vorher mit einem so großen Geist, noch für eine so große Sache das Schwert gezogen. Daß wir jetzt frei atmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unsere Kinder wieder mit Freuden ansehen können, als die da künftig freie Männer sein werden — das danken wir, nächst Gott, diesen Beginnern der deutschen Herrlichkeit. Sie sind uns übrigen Deutschen, wie verschiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vortreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden.

E. M. Arndt (gek.)

\*

**W**er nicht bereit oder fähig ist, für sein Dasein zu streiten, dem hat die ewige Vorsehung schon das Ende bestimmt.

Adolf Hitler

\*

**D**arum wollen wir  
mit freudigem Mute schaffen,  
für Volk und Vaterland  
keinen Gedanken zu hoch halten,  
keine Tat zu gewagt  
und kein Opfer zu groß.

Fr. L. Jahn

## So fluscht et better!

(Aus der Kolbenschlacht bei Hagelberg  
am 27. August 1813)

**B**ei dem Dorfe Hagelberg sammelte der Feind die versprengten Reste — nur noch 3000 Mann —, um sich mit ihnen durchzuschlagen. Zu spät! Vor einer steinernen Gartenmauer erhebt sich ein grimmiger Nahkampf, Mann gegen Mann. Da es wieder in Strömen regnet und die Gewehre versagen, muß man abermals mit Bajonett und Kolben kämpfen.

Oberst von der Marwitz, der hier mit seiner Lebuser Landwehr den Tag entschied, gibt in seinen Erinnerungen ein anschauliches Bild dieser furchtbaren Kämpfe. « Als aber einige handfeste Oderbrücher vom rechten Flügel die Unbequemlichkeit des Bajonetts innewurden, kehrten sie das Gewehr um und begannen durch mächtige Seitenhiebe mit den Kolben immer drei oder vier Franzosengesichter auf einen Streich zu zerschmettern. Das Beispiel wirkte, alles griff zum Kolben und die hintersten liefen auf die Seiten der feindlichen Masse und keilten diese so immer enger gegen die Mauer: « So fluscht et better! » riefen auch sie, mit den Musketen wie mit den gewohnten Dreschflegeln hauend. » Im Grimme des Kampfes geschah es auch, daß einer der preußischen Wehrmänner — ein neuer Winkelried — mit seinen mächtigen Armen gleich ejnen ganzen Haufen feindlicher Bajonette zusammenraffte, um den Seinen eine Gasse zu machen.

« Unterdes warf der linke preußische Flügel vom Belziger Busch her den Feind auf sein Zentrum und drang auch seinerseits in das Dorf Hagelberg ein. 4000 Franzosen waren nunmehr hier in dichten Vierecken zusammengepreßt. Ein mörderischer Kampf entstand. In wortlosem Grimm droschen die Landwehrleute überall drauflos, schichteten Pyramiden von Franzosenleichen auf. Keiner erhielt Pardon, keiner entkam, alle wurden mit dem Kolben niedergemacht. Die Toten lagen höher als die Gartenmauern übereinander, alle Torwege waren damit versperrt, der Amtshof und Wasserteich davon angefüllt. »

Es war, als ob tausend und aber tausend Bedrückungen und Mißhandlungen, all die entsetzlichen Nöte, welche die Preußen sieben Jahre lang von ihren Peinigern aushalten mußten, hier in dieser einen entsetzlichen Kolbenschlacht von Hagelberg ihre Sühne finden sollten. Der ganze Grimm, der sich in all den Leidensjahren aufgespeichert hatte, machte sich hier Luft in den furchtbaren Kolbenschlägen, die ohne Erbarmen auf die Köpfe der Franzosen niederregneten. « Die Tschakos », so berichtet ein kurmärkischer Landwehrmann, « knickten bei den Franzosen zusammen wie Nußschalen, und die Hirnkästen, die darunter saßen, blieben auch nicht ganz. An dieser Gartenmauer wurde den Franzosen die Quittung für alle die Bedrückungen, Mißhandlungen und Plackereien, die wir sechs Jahre lang

hatten aushalten müssen, ausgestellt. Ihr könnt es euch nicht vorstellen, was damals ein jeder von uns für eine Wut auf die Franzosen hatte! Die größte Freude aber hatten wir, als unser Oberst Marwitz am Abend im Lager zu uns heranritt, uns brave Kerls nannte und sagte: „Die Berliner und Lebuser Landwehr hat den Preis des Tages davongetragen.“ »

Das war die blutige Kolbenschlacht von Hagenberg. Da war jenes entsetzliche Volksgericht in Erfüllung gegangen, zu welchem Heinrich von Kleist kurz vor seinem Tode noch in seinem Gedichte: « Germania an ihre Kinder » das deutsche Volk aufgefordert hatte:

Schlagt sie tot! Das Weltgericht  
fragt euch nach den Gründen nicht!

Müller-Bohn

## Horn, jetzt ist's Zeit!

(3. Oktober 1813)

**I**n einer fast unangreifbaren Stellung hinter einem Damm erwarten die Franzosen den Angriff. Vor dem Damm als natürliches Hindernis ein morastiger Graben, der die beiden Elbufer bei Wartenburg miteinander verbindet.

« Horn, jetzt ist's Zeit! » ruft Yorck, der alte Isegrim, seinem Brigadeführer zu.

Horn mustert noch einmal mit kurzem Blick seine Sturmkolonnen, dann setzt er sich an die Spitze des 2. Bataillons vom Leibregiment, hoch zu Pferd, die Seinen anfeuernd, unbekümmert um den Kartätschenhagel, der neben ihm niedergeht.

Plötzlich bäumt sich das Pferd Horns auf, im Zusammenbrechen seinen Reiter unter sich begrabend.

« Herr Jesus! » ruft entsetzt sein Adjutant, Graf Canitz, « der Herr General ist gefallen! »

« Hat sich wat zu Herr Jesusen », ist die erboste Antwort des Generals, « helft mir lieber unter dem Gaul vor. »

Rasch packen ein paar Fäuste zu, und als Horn wieder auf den Füßen steht, da ergreift er das Gewehr eines Gefallenen

und ruft: «Der Sache muß ein Ende gemacht werden! Ein Hundsfott, wer noch schießt! Zur Attacke Gewehr rechts!» Und ihrem Führer folgend durchwaten die Bataillone den Morast, und bald ist der Damm erstiegen. Horn ist der erste in der feindlichen Batterie. Mit dem Kolben schlägt er eigenhändig die Kanoniere an den Geschützen tot, und seine Musketiere vom Leibregiment verrichten mit dem Bajonett ganze Arbeit.

So wird Wartenburg gestürmt.

Der Angriff Horns hatte die Entscheidung des Tages gebracht. Als nach beendetem Kampfe das tapfere 2. Bataillon vom Leibregiment an Yorck vorbei ins Biwack rückte und seinen Kommandeur laut begrüßte, nahm der Alte von Tauroggen vor ihm die Mütze ab, und sein ganzes Gefolge tat das gleiche.

Entblößten Hauptes standen sie, bis der letzte Mann vorüber war, in ihrer Stummheit die tiefergreifendste und vielsagendste Lobrede, die je ein Feldherr gehalten hat. *Martin Lezius.*

## Blücher an der Katzbach

(26. August 1813,

der Tag der stillsten Schlacht)

**M**arschall Macdonald, der die französische Armee in Schlesien befehligte, vermutete Blücher noch auf dem Rückzug hinter der Katzbach und wollte ihn verfolgen. So stießen beide Heere am Nachmittag des 26. August unvermutet aufeinander, und es kam zur «Schlacht an der Katzbach»<sup>1</sup>.

Seit Tagen herrschte furchtbares Regenwetter, die Wege waren aufgeweicht, die Flüsse angeschwollen. Die Soldaten hatten wenig gegessen, waren vollständig durchnäßt und vom vielen Hin und Her ermüdet und verstimmt. Auch Yorck war der bisherigen nutzlosen Märsche wegen mißmutig. Seine Vortruppen standen westlich der Katzbach, zogen sich jedoch vor den starken feindlichen Truppen kämpfend langsam auf die

---

<sup>1</sup>Die Schlacht fand hauptsächlich an der Wütenden Neiße statt, kurz vor ihrer Einmündung in die Katzbach.



Hochebene, die sich östlich der Neiße bis Wahlstatt hinzieht, zurück. In der Mitte des Schlesischen Heeres stand das Yorcksche Korps bei Christianshöh, rechts von ihm Sacken, links von ihm, südlich der Wütenden Neiße, Langeron.

Sobald Blücher und Gneisenau Meldung davon erhalten hatten, daß Macdonald ihnen zuvorgekommen war und zum Teil schon die Katzbach überschritten hatte, änderten sie ihren anfänglichen Plan. Sie wollten nicht vorrücken, sondern die Franzosen auf der Hochfläche erwarten und ihrer so viele die steilen Ränder der Neiße und Katzbach heraufkommen lassen, als sie bewältigen zu können meinten. Dann wollten sie zum Angriff übergehen und die Franzosen über die Neiße zurückwerfen. Ordonnanzoffiziere sprengten davon, um den Befehl zu überbringen. Aber der alte Isegrim Yorck war nicht gut zu sprechen und fuhr den Offizier an: «Reiten Sie selbst hin und zählen Sie, ich kann bei dem Regen meine eigenen Finger nicht zählen», doch gab er den Befehl zur Aufstellung. Die Franzosen sahen zunächst wenig von den Truppen der Verbündeten, denn die Hügel verdeckten sie.

Blücher ritt von Kolonne zu Kolonne und feuerte die abgehetzten Soldaten zu neuer Begeisterung an. Um 3 Uhr hielt er die Zeit zum Angriff für gekommen. Mit lauter Stimme rief er: «So, Kinder, jetzt habe ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts in Gottes Namen!» Ein furchtbares Artilleriefeuer empfing die Franzosen. Dann ging die Infanterie wütend zum Angriff vor. Weil die Gewehre des Regens wegen nicht losgingen, schlugen die Soldaten mit dem Kolben zu. Ein schreckliches Handgemenge entstand. «Heut geht's gut, Vater Blücher!» riefen ihm die Braven zu. Aber dann stürmten plötzlich gewaltige französische Reitermassen daher und drohten, die Yorckschen Kolonnen zu durchbrechen — ein bedenklicher Augenblick! Doch Blüchers Feldherrnauge wachte. Sofort erkannte er die große Gefahr. Rasch sammelte er etwa 60 Schwadronen. Fanfaren schmetterten; Blücher riß seinen Säbel aus der Scheide, rief seinen Soldaten «Vorwärts, Kinder!» zu, und dann begann die wilde Jagd.

Wie von einem Wirbelwinde wurden die Franzosen von der Hochebene heruntergefegt. Im Sturmschritt folgte die Infanterie. Gar manchem Landwehrmann blieben die Schuhe

im Schmutz stecken, aber nichts konnte den Siegeslauf hemmen. Als die Fliehenden an den Abhang der Neiße kamen, entstand in den Hohlwegen die fürchterlichste Verwirrung. In wenigen Augenblicken waren diese von Kanonen, Munitionswagen, gefallenen Pferden und Toten verstopft. Das siegreiche Hurra der preußischen und russischen Reiterei vermehrte den Schrecken der Besiegten. Endlich hatten diese die Ufer der Neiße und Katzbach erreicht. Doch die hochgehenden Fluten hatten die Brücken bereits weggerissen. Da stürzten sie sich in der Verzweiflung in die Fluten, und viele fanden ihren Tod darin. Den größten Verlust aber erlitt die geschlagene Armee erst in den folgenden Tagen zwischen Katzbach und Bober: sie wurde fast völlig auseinandergesprengt, viele Tausende wurden gefangengenommen und über 100 Geschütze erbeutet. Das war eine Niederlage, wie sie die Franzosen noch nicht erlebt hatten.

Der Erfolg der Verbündeten war groß. Schlesien war vom Feinde befreit, und der Glaube der Truppen an den endgültigen Sieg für immer befestigt. Scharnhorsts Werk aber hatte sich glänzend bewährt. «Dieser Tag ist der Triumph der neugeschaffenen Infanterie.» (Gneisenau.) Unverwüstlich war das Vertrauen zur Führung. Der «Vater Blücher» wurde bei seinen Soldaten zum «Marschall Vorwärts», und der König ernannte ihn später zum «Fürsten von Wahlstatt».

G. Vogel

## Bericht des Generals Hünerbein

(6. 10. 1813)

«Kinder, wer heute abend nicht tot oder wonnetrunken ist, der hat sich geschlagen wie ein Hundstott!.»

Voll Begeisterung über die unvergleichlichen Heldentaten seiner Brigade schreibt der treffliche General Hünerbein selbst in seinem Bericht:

«Was die Poesie der Geschichte von Spartanermut dichten, was der Pinsel der Künstler uns von Römerkühnheit malen möge,

---

<sup>1</sup> Blücher zu seinen Soldaten vor Beginn der Leipziger Schlacht.

so wird es doch durch das, was bei dieser Schlacht vorging, unendlich übertroffen. Wer muß nicht von dankbarer Rührung durchdrungen werden, wenn er sich einen Obristen von Borke, einen Major von Othegraven, einen Major von Krosigk, den edlen Gefallenen, an der Spitze ihrer Angriffskolonnen denkt, wie sie unter dem Hagel der Kartätschen, unter dem Mordgesause der schweren Kugeln, unter dem erschütternden Gekrach berstender Granaten in die feindlichen Massen Tod und Vernichtung unter die sich verzweifelt Wehrenden tragen. Gibt es schönere Handlungen der Unerschrockenheit und Aufopferung als die des Leutnants von Sellin, der mit dem Leutnant von Favrat und sieben gemeinen Soldaten sich in ein mit Ordnung zurückgehendes feindliches Karree hineinwürgt und ein bespanntes Kanonè herausgeholt? — eines Leutnants von Eberhardt, der während der Attacke von einer Kartätschenkugel zu Boden gestreckt, von seinem Bataillon getreten, noch ehe solches den Feind erreicht, keuchend mit einer bedeutenden Kopfwunde wieder vor demselben erscheint und ausruft: Nein, Kinder, ich muß auch mit in den Feind! — eines Leutnants von Arnstädt, der, als beim Verfolgen des Feindes die Bataillone in Unordnung und mit dem linken Flügel der 7. Brigade zusammengedrängt waren, sich mit dem Leutnant Hübner des Landwehrebataillons Graf Reichenbach Wort und Hand gab, im nächsten feindlichen Karree die ersten zu sein, und es auch wirklich waren? Ein Befehlshaber müßte einen Gottesblick haben, um in einer so heißen Stunde als die einer Schlacht alle Taten der einzelnen zu übersehen, und die deutsche Bescheidenheit läßt so manche unentdeckt, sonst würde man ganze Bögen damit füllen können. »

## Blücher am Rhein

(1. Januar 1814)

**D**ie Heere blieben am Rheine stehn:  
Soll man hinein nach Frankreich gehn?  
Man dachte hin und wieder nach,  
allein der alte Blücher sprach:  
Generalkarte her!

Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.

Wo steht der Feind?

Der Feind? — Dahier!

Den Finger drauf, den schlagen wir!

Wo liegt Paris?

Paris? — Dahier!

Den Finger drauf, das nehmen wir!

Nun schlagt die Brücken über'n Rhein;

ich denke, der Champagnerwein

wird, wo er wächst, am besten sein!

August Kopisch

## Wir sind keine Verräter!

**G**ibt es eine Neujahrsnacht, verheißungsvoller und tatenfroher als diejenige, die die Geburt des Jahres 1814 sah?

Gutzmerow, Rehden und die anderen Kameraden vom Ersten Schlesischen Grenadierregiment liegen in ihren Quartieren bei Gotha. Als die Glocken dröhnen und die Männer auf ein sieg- und erfolgreiches neues Jahr das Glas erheben — da wissen sie wohl, daß die kommenden Tage Bedeutsames bringen werden, aber sie können nicht ahnen, daß das neue Jahr durch eine kühne, alles Geschehen mit sich reißende Tat eingeleitet wird.

Die alte Turmuhr zu Caub am Rhein schlägt die zwölfte Stunde. Ihre Schläge dringen auch über den Strom, an das andere, das französische Ufer. Dort wachen die französischen Zöllner und Soldaten.

Schimmernde Eisschollen treiben den Fluß hinunter. Die frostklirrende Luft trägt aus dem weißverschneiten preußischen Städtchen verwehte Laute herüber, und viele Fenster glühen in die Winternacht. Aber das ist doch nicht erstaunlich! Sie feiern auf ihre Art das neue Jahr, denkt der einsame Posten im Zollhaus und blickt in die flackernde Glut im Ofen. Hier ist es entschieden behaglicher und wohliger. Eh bien — was soll heute schon passieren? Le vieux Blücher hat sein Hauptquartier rückwärts nach Frankfurt verlegt — also will er den Winter über auf der Bärenhaut liegen.

So hängt der französische Zöllner seinen Gedanken nach. Zwischendurch wirft er, mehr aus Pflichtgefühl als aus Überzeugung, einen Blick zum Fenster hinaus, wo inmitten des lebendigen Flusses die schneebedeckten Dächer der vieltürmigen Pfalz ragen, im Sternenlicht in einen märchenhaften Glanz gehüllt.

Gerade will die Nacht das Rollen einer eilfertig dahinjagenden Postkutsche verschlucken — da schreckt der einsame Zöllner hoch: ein vielstimmiges, donnerndes « Hurra » vor den Fenstern des Zollhauses, von der Uferböschung her, klingt in sein Zimmer hinein.

Die ersten zweihundert Mann, brandenburgische Füsiliere, haben auf Geheiß Blüchers den Strom überquert, die gesamte schlesische Armee folgt nach ...

\*

Bei der gegen Napoleon vorgehenden Vorhut befinden sich auch Gutzmerow und Rehden<sup>1</sup>.

Es ist schwer, in dem schneeüberwehten Gelände voranzukommen. Der Schnee klebt unter den Füßen, zu Klumpen geballte, feuchtkalte, große Schneeflocken senken sich auf Tschako und Mantel. Die Fahne, die sie mitführen, hängt in der kaum bewegten Luft und schwer am Schaft.

Das verschneite Vauchamps taucht vor ihnen auf. Die tief herabgezogenen Dächer der niedrigen Häuser, die Zäune der Vorgärten und die Weiden haben sich dicke, weiße Kapuzen aufgestülpt. Dahinter hat sich der Feind festgesetzt. Eine hitzige Schießerei hebt an. Aber es gelingt, das Dorf zu besetzen.

Die Fahngruppe und der Hauptteil der Kompanie gehen an dem Platz bei der Bürgermeisterei in Stellung. Gutzmerow schleicht mit ein paar beherzten Leuten zum Dorfausgang. Hinter dem Dorf steigt der Boden an, südlich davon befindet sich ein ausgedehnter Wald, der jeden Fernblick vereitelt. In dem ansteigenden Vorgelände tummeln sich Schwadronen feindlicher Kavallerie. Auch in dem niedrigen Busch auf halber Höhe zeigt sich Bewegung, die auf Infanterie, wahrscheinlich auch auf Artillerie hindeutet.

---

<sup>1</sup> Zwei Leutnante.

Gutzmerow verfolgt aufmerksam die Bewegungen des Feindes. Die feindliche Kavallerie zieht sich nach dem linken Flügel der preußischen Vorhut, offenbar in der Absicht, ihn zu umgehen.

Auf preußischer Seite hat man das erkannt. Gutzmerow sieht von seinem günstig gelegenen Beobachtungsplatz aus, wie Husaren und Kürassiere der gegnerischen Kavallerie entgegenpreschen.

Gutzmerows Bataillon hat inzwischen den Befehl erhalten, durch Besetzen eines Gehölzes die rechte Flanke zu sichern. Dabei stellt Gutzmerow plötzlich fest, daß sie jetzt eine Fahne mehr mit sich führen. Woher die zweite? « Das zweite Bataillon hat seine Fahne zu uns herübergeschickt, um sie möglichst geringer Gefahr auszusetzen », antwortet einer.

Die Lage wird für die Brigade langsam kritisch. Eine französische Brigade geht rechts der Straße vor, eine andere, in geschlossenen Kolonnen vorrückend, marschirt auf der Straße selbst gegen Vauchamps.

Heftiges Feuer knattert im Dorf und in seiner Umgebung.

Da wirft der Feind weitere Reserven in den Kampf. Auf- und niederwogende Wellen französischer Kavallerie laufen gegen das Gehölz heran, in dem das 1. Bataillon sitzt.

« Das also steckte hinter den Höhen », flucht Gutzmerow, während er seine Leute formiert. In der Höhe halten sich auch die beiden Fahnenträger auf, unbewegten Gesichts haben sie die Fäuste um die Fahenschäfte gekrampft.

Jetzt bellen auch noch französische Geschütze auf. Ihre Ladungen prasseln zwischen das Stangenholz.

Von allen Seiten pfeift es jetzt heran. Der Ring scheint sich zu schließen. Gutzmerow weiß nicht wie — plötzlich tauchen hinter ihm mit geschwungenem Säbel französische Reiter auf.

« Bajonett pflanzt auf! » brüllt er durch den Lärm. Sein Nachbar rennt einem Franzosen, der schon den Säbel gegen ihn schwingt, das Eisen in die Brust. Auch die anderen wehren sich mit allen Kräften und suchen in den Kern des Gehölzes durchzubrechen.

Hier treffen sich die beiden Fahnen.

Die Fahnen! Es ist nicht viel Zeit zum Nachdenken. Die drei Offiziere, die sich hier im Herzen des von Kugeln durch-

pfiffenen Gehölzes zusammenfinden, verständigen sich rasch. Sie selbst haben nur zwei Möglichkeiten: entweder Tod — oder Gefangenschaft. Die beiden Fahnen aber dürfen dem Feinde nicht in die Hände fallen.

Mit rauher Stimme gibt der älteste der drei das Kommando. Die beiden Fahnenträger stehen einen Augenblick lang starr, als müßten sie den Befehl erst in sich verarbeiten. Vernichten? Zerreißen? Zerschlagen? In die Erde graben?

Dann knien beide über den bisher vor jeder Fährnis sorgsam behüteten Kleinodien des Ersten Schlesischen Grenadierregiments. Sie können ein Zucken in den harten Gesichtern nicht verbergen, als das Tuch in den Fasern knackt und stöhnt und sie es mit den Fäusten lossetzen von dem Schaft, mit dem es bisher untrennbar verbunden war. Durch das adlergeschmückte goldene Mittelstück geht der Reiß. Zwei, dann vier, dann sechs Tuchfetzen sinken besudelt in den aufgewühlten und aufgeweichten Boden. Mit hartem, splitterndem Krachen bricht der Fahnenstange entzwei.

Einer der umstehenden Grenadiere reicht sein Gewehr. Mit dem Kolben treiben sie die Teile des Schaftes tief in die Erde.

Als die Reste sämtlich verschwunden sind, stehen alle ein paar Atemzüge still, ungeachtet des Kampflärms um sie herum. Es ist ihnen, als hätten sie liebe alte Kameraden, die jede Not und Gefahr mit ihnen geteilt haben, zur letzten Ruhe gebettet...

Die Wirklichkeit ruft sie rasch zurück, als einer von ihnen stöhnend zusammenbricht.

Das kleine Häuflein bildet ein Viereck. Viermal fluten die Wellen der feindlichen Kürassiere und Ulanen heran, und viermal zerstieben sie an der tapferen Verteidigung. Überall bilden sich wirre Knäuel gefallener Pferde, die unter sich ihre Reiter begraben haben. Beim fünften Male siegt die gewaltige Übermacht, die unerschöpfliche Kraftreserve, die der französische Kaiser einzusetzen hat.

Die Überlebenden, vom Kampfe mitgenommen, blutend, mit Gesichtern, in denen dunkel vor Ingrimm die Augen brennen, fallen in die Hand des Gegners.

Winzig klein ist das Häuflein, das jetzt zurückgetrieben wird. Leutnant von Gutzmerow ist einer von ihnen.

Ein baumlanger französischer Kürassier, mit dem Rangabzeichen eines Rittmeisters, tritt hart an ihn heran.

« Wo sein die Fannähn? »

Ohne eine Antwort wendet sich Gutzmerow ab. Aha! Man hat die Fahnen also vorher beobachtet und sie bereits als wertvolle Beute betrachtet. Da kannst du lange fragen, denkt Gutzmerow. Ein Schlag mit dem Kolben, der ihn fast in die Knie zwingt, ist die Vergeltung für die unbeantwortet gebliebene Frage.

Man treibt den kleinen Trupp der Preußen, die sich kaum noch auf den Beinen halten können, an zahllosen gefallenen Franzosen vorbei, die Straße entlang. Immer wieder brüllt man Gutzmerow und seine Leidensgefährten mit Fragen an, in denen das Wort « drapeaux » vorkommt. Er weiß von seinem Schulfranzösisch so viel, daß sie nach dem Verbleib der Fahnen gefragt werden. Die anderen verstehen zwar nicht, können sich aber zusammenreimen, um was es geht...

Plötzlich geht ein Ruck durch die Begleitmannschaft des kleinen Zuges.

Sie steigen eine Höhe hinan, von der man einen weiten Überblick über das Schlachtfeld haben muß. Oben befindet sich eine Gruppe hoher französischer Offiziere. Man läßt den Gefangenzug halten. Der Führer der Eskorte löst sich los und meldet respektvoll einem kleinen Mann inmitten der Gruppe der Generale. Der Kreis der Offiziere öffnet sich und vor die Gefangenen tritt — der französische Kaiser.

Hart und bleich ist sein Antlitz. Durchdringend mustert Napoleon die vor ihm Verharrenden. Sein Blick fällt auf Gutzmerow.

Ganz nah tritt er an ihn heran. Dann fährt er ihn mit harter Stimme an: « Où sont vos drapeaux? »<sup>1</sup>.

Der junge Leutnant, der den Kaiser um Haupteslänge überragt, strafft seine ganze Haltung. Fest sieht er dem Fragenden in die Augen, dann antwortet er mit klarer Stimme, und kein Muskel rührt sich in seinem hart gewordenen Knabengesicht:

« Sire, nous le savons; mais, Sire, nous ne sommes pas des traîtres! »<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Wo sind eure Fahnen? — <sup>2</sup> Mein Herr, wir wissen es, aber wir sind keine Verräter!



Napoleon richtet einige Sekunden lang sein durchdringendes Auge auf den vor ihm Stehenden, dem man die tapfere Gegenwehr nur zu deutlich ansieht; sein Blick wandert die kleine Schar der Übriggebliebenen entlang, die alle, Mann für Mann, die Spuren heftigen Kampfes tragen.

Dann wendet er sich zu seiner Umgebung: « Qu'on traite bien ces braves gens-là! »<sup>1</sup>

Darauf schwingt sich Napoleon auf das bereitgehaltene Pferd, lüftet den Hut und reitet entblößten Hauptes an dem kleinen Häuflein der Gefangenen vorbei.

Festen Schrittes ziehen diese weiter. Nicht wie Gefangene sondern wie Sieger.

Horst Kerutt u. Wolfram M. Wegener (gek.)

## Ein Mann, ein Wort

(18. Juni 1815)

**H**ätte Napoleon mit eigenen Augen den Zustand der in den letzten Zügen liegenden englischen Verteidigung sehen können, er hätte keinen Augenblick gezögert, seine Garde hinzuschicken, um dem Gegner den Gnadenstoß zu geben. Aber er hatte schon alle Hände voll mit den Preußen zu tun und wagte nicht, sich seiner letzten Reserven zu entblößen — er war auch zornig über den Ungehorsam Neys und hatte nicht mehr die überlegene Ruhe, die Situation zu erfassen.

Ein anderer aber hatte sie. Blücher hatte von den gegenüberliegenden Höhen am Lasnetal gesehen, was auf dem Mont St. Jean vorging. Er lachte vergnügt und hatte nicht übel Lust, Wellington sein Ausbleiben bei Ligny heimzuzahlen.

« Nun, Bruder Wellington », sagte er grimmig, « wenn ich dir jetzt käme, wie du mir gestern kamst, das heißt: gar nicht, da säßest du jetzt böse in der Klemme! Und das wäre dir ob deines Wortbruches zu gönnen. Ich werde dir aber, obwohl ich ein Mecklenburger bin, zeigen, was ein Preuße ist, nämlich: ein Mann, ein Wort! »

Er schickte also schleunigst an Zieten, von Wawre heranzurücken, um den englischen linken Flügel zu verstärken.

<sup>1</sup> Man soll diese tapferen Leute gut behandeln.

Napoleon warf, was er an Truppen hatte, ihnen entgegen und trieb sie zurück, mußte aber wieder weichen. Er holte Sukkurs<sup>1</sup>), schickte seine junge Garde ins Feuer und säuberte das Terrain von Feinden, aber mußte es trotz allen Anstrengungen zu guter Letzt wieder räumen. Immer neue Kolonnen von Feinden wälzten sich aus der Schlacht hervor und zehrten an seinen Truppen, die sichtbar in ihrem Feuer zusammenschmolzen. Es war, als hätte sich die Erde aufgetan, um eine nimmer enden wollende Flut von Preußen über ihn auszuspeien. Von Rauch und Feuer umwirbelt, quoll sie auf ihn zu, alles niederreißend, alles überschwemmend. Und in den Wolken über ihnen sah seine überhitzte Phantasie riesengroß und zornig verzerrt das Antlitz seines unversöhnlichsten Gegners, des alten Blücher, dem Angriff immer neuen Odem einhauchend und seine Preußen unaufhaltsam vorwärtstreibend.

Ein Schauer erfaßte ihn zum erstenmal im Leben.

Adolf Paul (gek.)

## Die grossen Freiheitskämpfer

**N**ur zwei Männer kenne ich, welche ganz ohne Menschenfurcht sind, den Minister Stein und den General Blücher.

Gneisenau

\*

**M**it unserem braven Scharnhorst geht es nicht gut. Lieber noch eine Schlacht verloren, nur nicht Scharnhorst.

Blücher am 29. Juni an Gneisenau

\*

**W**enn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheidet mich schwer; denn ich möchte meine gute Sache, Preußens Sache, siegreich enden sehen. Das möchte ich gerne erleben, das wäre mein schönster Lohn.

Scharnhorst, der Lehrmeister des preußischen Heeres und der „Waffenschmied der deutschen Freiheit“, kurz vor seinem Tod an seinen Freund.

---

<sup>1</sup> Hilfe, Verstärkung.

In Gneisenau, in keinem andern, hat Napoleon seinen Überwinder gefunden.

Graf Schlieffen

\*

Laß den Schwächling angstvoll zagen!  
Wer um Hohes kämpft, muß wagen;  
Leben gilt es oder Tod!  
Laß die Wogen donnernd branden,  
nur bleib immer, magst du landen  
oder scheitern, selbst Pilot!

Neidhard v. Gneisenau

## Der Eiserne Kanzler

Der König saß allein in einem gewöhnlichen Abteil erster Klasse. Er war in gedrückter Stimmung; denn die ängstlichen Gemüter der Frauen in Baden hatten sich durch drohende Zeitungsnotizen einschüchtern lassen. Als ihn Bismarck um die Erlaubnis bat, die Vorgänge in Berlin während seiner Abwesenheit darzulegen, unterbrach ihn der König mit den Worten: « Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da, vor dem Opernhaus, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir. » — Bismarck erwiderte darauf bloß: « Und dann? » — « Ja dann, dann sind wir tot! » erwiderte der König. — « Ja », fuhr Bismarck fort, « dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch; und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde ändert nichts an dem rühmlichen Einsatz von Leib und Leben. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig XVI. denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung. Dann sind die Preußen auch keine Franzosen. Eure Majestät können nicht nachgeben; Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegenreten. »

Dadurch fühlte sich der König an der Offiziersehre gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Tod und Leben zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht. Er, der persönlichen Gefahren gegenüber von einer seltenen Furchtlosigkeit auf dem Schlachtfelde wie Attentaten gegenüber war, geriet nun bis zur Ankunft in Berlin in eine heitere, ja kampflustige Stimmung. Der Ausbau des Heeres wurde gegen den Willen der Landtagsmehrheit durchgeführt und hat 1864, 1866 und 1870/71 herrliche Früchte gezeitigt.

Wie hier, so zeigte sich Bismarcks unerschrockenes Wesen — ein Kennzeichen nordisch-fälischer Rasse — schon im Studenten, der fünfundzwanzigmal im Zweikampf stand, im Landedelmann, der mit dem Gespann als der « wilde Bismarck » durch die Gegend rast und seine Freunde mit der Pistole aus den Betten schießt, im Landwehrleutnant, der seinen Reitknecht vom Ertrinken rettet. Er war von tiefer Naturliebe und echter Religiosität durchdrungen; eine nordische Herrennatur und von altgermanischer Gefolgschaftstreue seinem kaiserlichen Herrn gegenüber.

Falk-Gerold-Rother (gek.)

\*

**K**ampf ist Leben, Leben ist Kampf! Nur die Feigen und Minderwertigen fliehen den Kampf, die Starken suchen ihn. Für sie ist er der Inbegriff des Lebens.

Otto von Bismarck

\*

**D**ie Treue des Führers erzeugt und erhält die Treue seiner Gefolgschaft.

Otto von Bismarck

\*

**N**immer wird das Reich zerstört,  
wenn ihr einig seid und treu.

M. v. Schenkendorf

## Adolf Hitler über Bismarck

**D**as Leben dieses heroischen Mannes ist die Geschichte eines Zeitalters. In einem Jahr, da sich der Ausklang der Freude über die Erlösung Preußens und Deutschlands von schwerstem Joch mit der bangen Sorge der besten Deutschen zu vermischen beginnt über das Ausbleiben der ersehnten Freiheit der deutschen Nation, in einem nur visionär geahnten neuen Deutschen Reich wird ein Knabe geboren. 33 Jahre später tritt er als Abgeordneter von Bismarck inmitten einer revolutionär bewegten, im Ziel idealistischen, in den Methoden verworrenen Epoche zum erstenmal in den Gesichtskreis einer auf ihn aufmerksam werdenden Umwelt. Zwei Jahre später erscheint er in staatlicher Funktion als preußischer Gesandter am Bundestag zu Frankfurt. Nach elf Jahren beruft ihn ein charaktvoller König zur Führung Preußens und zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Und nun erfolgt im kurzen Zeitraum von knapp acht Jahren die Erhebung Preußens von der im Schatten habsburgischer Politik liegenden zweitrangigen Stellung zur Vormacht in Deutschland und endlich als Bekrönung die Gründung eines neuen Deutschen Reiches.

Es lag dies nicht — wie spätere Einfaltspinsel behaupteten — im Zuge der Zeit oder der Zeitereignisse, sondern es war dies das Ergebnis des Wirkens einer gottbegnadeten einmaligen Erscheinung.

Und dieser Kampf um ein neues Deutsches Reich war ein Kampf gegen alle auch nur denkbaren inneren Kräfte und deren Widerstände. Liberale und Demokraten hassen den Junker. Konservative beschwören noch 67 den König, sich von diesem verderblichen Neuerer, Revolutionär und Vernichter Preußens zu lösen. Kirchenpolitiker wittern in ihm die Aufrichtung einer Reichsgewalt, die ihnen verhaßt ist, und bekämpfen ihn deshalb mit verbissener Zähigkeit. Dem Marxismus erscheint er als der Stabilisator einer Gesellschaftsordnung, die es am Ende unternimmt, die Sozialprobleme zur Lösung zu bringen, ohne eine Welt in Brand zu stecken. Der Egoismus verbohrt kleiner Dynasten verbindet sich mit den

Interessen machtgieriger Länderpolitiker. Der Ehrgeiz zügelloser Parlamentarier mobilisiert die Presse und verhetzt das Volk. Intrigante Frauenzimmer zwingen zu einem nervenverbrauchenden Kampf gegen höfische Kamarillen. Auf Schritt und Tritt erheben sich die Nullen vor dem einzigen Genius der Zeit. Es ist ein Riesenkampf, den vielleicht nur derjenige ermessen kann, der selbst einer solchen Welt von Widerständen entgegenzutreten gezwungen war. Was wir an diesem seltenen Manne nun bewundern, ist die ebenso große Einsicht und Weisheit wie die gewaltige Entschlußkraft, die ihn vor jedem feigen Ausweichen bewahrte. Dreimal drückte ihm das Pflichtbewußtsein das Schwert in die Hand zur Lösung von Problemen, die seiner heiligen Überzeugung nach durch Majoritätsbeschlüsse nicht gelöst werden konnten. Wofür ihm aber alle Deutschen zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sind, ist die Wandlung, die dieser Riese an sich selber vornahm.

Er hat durch seine innere Entwicklung vom preußischen Politiker zum deutschen Reichschmied nicht nur das Reich geschaffen, sondern die Voraussetzungen gegeben für die Errichtung des heutigen Großdeutschlands. Er hat aber damit trotz allen Hemmungen auch den Grundstein gelegt für den nationalsozialistischen Einheitsstaat, denn er schuf den Anfang der sich dann zwangsläufig fortsetzenden Überwindung der psychologischen Stammes- und Ländervorurteile und -interessen.

## Die Tat des Pioniers Klinke

**A**m 18. April 1864 soll der Sturm auf die Düppeler Schanzen stattfinden.

Drei Sturmkolonnen sollen vorgehen, gegen jede dänische Schanze eine. Der Zweiten Kolonne ist die 4. Kompanie des Brandenburgischen Pionierbataillons Nr. 3 zugeteilt.

Zwischen 1 und 2 Uhr morgens hat man sich bei der Büffelkoppel gesammelt, ist dann zum Empfang von Werkzeug und Sturmgerät vorgerückt und hat noch sieben bis acht Stunden auf Brettern, Faschinen und Stroh, einigermaßen vor Kälte und Nässe geschützt, zugebracht, während 102 Geschütze gegen die dänischen Verschanzungen donnern.

Plötzlich schweigen die Geschütze. Die Sturmkolonnen brechen mit Hurra gegen die Palisadenreihe des Feindes, seine Erddeckungen und Blockhäuser vor.

Aber rasendes Feuer der Dänen empfängt die Stürmer. Die Artillerie hat wohl hier und da Bresche gelegt, doch der Mut des Feindes ist unerschüttert. Seine Gewehrgeschosse und Kartätschen reißen tiefe Lücken in die Reihen der Preußen. Tapfer steht der Däne auf den Schanzen, bereit, dem Gegner einen blutigen Empfang zu bereiten.

Doch unaufhaltsam dringen die Pioniere und hinter ihnen in Schützenlinie die Infanterie vor. Die vordersten Verhaue der Dänen werden überrannt!

Seinen Leuten weit voraus stürmt mit gezogenem Degen Leutnant Diener, ihm zur Seite der Pionier Klinke.

Karl Klinke ist nicht aktiver Soldat, er ist Reservist, Kohlengrubenarbeiter aus dem Kreise Spremberg. Er ist verheiratet und hat zwei kleine Töchter daheim. Karg ist da das Leben; die Sorge um das tägliche Brot füllt es ganz aus, und nun erst, wo der Ernährer der Familie im Felde steht!

Denkt der Familienvater und Arbeiter Karl Klinke wohl an sein Zuhause, während er mit dem jungen Offizier durch die Hölle von Blei und Sprengstücken rennt?

Er kommt nicht dazu! Eben ist der Unteroffizier Bahlke, im Schenkel getroffen, zu Boden gestürzt; die Pioniere Baecker, Eberhardt, Weinhold und Wolff sind blutüberströmt zusammengesunken. Für den Bruchteil einer Sekunde denkt er der lieben Kameraden. Dann aber schreit ihm eine innere Stimme zu: Halte den Pulversack fest, den du zu tragen hast; denn davon hängt nachher das Gelingen des Sturmes auf Schanze 2 und das Leben vieler deiner Kameraden ab!

So stürmt Klinke neben dem Leutnant, verbissen, trotzig, pflichtgetreu.

Der Leutnant springt in einen Graben, der Pionier ihm nach. Die Schützen sammeln sich dort, denn ein weiteres Vorgehen ist unmöglich: Palisaden starren sie an, und mörderisches Feuer der Dänen bricht dahinter vor.

Was nun?

« Sprengen! » schreit der Offizier.

Sergeant Kluckow nimmt Klinke den Pulversack ab, die Pioniere Pandow und Kitto machen die Sprengung fertig, der Gefreite Siedschlag hebt den Sack in die Höhe und will vorgehen.

« Die Zündschnur! » ruft der Sergeant.

Die Zündschnur? Einer will danach greifen: sie ist weg! Sie muß beim Vorwärtsstürmen verlorengegangen sein!

Das ist furchtbar. Der Feind schießt drüben vom hohen Wall auf die in dem flachen Graben nur mangelhaft gedeckten Stürmer. Er kann einen nach dem andern abschießen.

« Herr Leutnant! » meldet sich Klinke. « Sorgen Sie für meine Familie; ich zünde den Pulversack mit einem Streichholz an! »

Entsetzt starren alle auf ihn. Ein stummer Händedruck zwischen dem jungen Offizier und dem Bergmann, und Klinke ergreift die Ladung.

Dann stürzt er vor ... hängt den Pulversack an die Palisade ... ein Knall ... Rauch ... eine schwarze Erdfontäne ... Brocken, Pfähle, Faschinen fliegen durch die Luft.

Dem Gefreiten Siedschlag vergehen die Sinne, seine eine Gesichtshälfte ist verbrannt, verbrannt ist des Leutnants Hand, aber die Stürmer brechen vor! Sie zwingen sich durch die von Klinke gesprengte Bresche, erklimmen die dänische Brustwehr und überwältigen den Feind.

Die folgenden Stürmer erweitern die Bresche. Die Schanze ist unser!

Wenn Enkel und Urenkel vom ruhmreichen Sturm auf die Düppeler Schanzen hören, so sollen sie an die Tat des Tapfersten der Tapferen denken: des Pioniers Karl Klinke vom Brandenburgischen Pionierbataillon Nr. 3.

v. Cochenhausen



# Erkundungsritt des Grafen Zeppelin

(24./26. Juli 1870)

**F**rühmorgens, am 24. Juli, kam der Schloßjakob leichenblaß von Elsaßhausen hereingelaufen und schrie aus vollem Halse: « Die Preußen kommen! Die Preußen sind da! Ich habe sie gesehen, sie sind durch Elsaßhausen geritten! Ich habe ihnen den Weg zeigen müssen. » ... Und die Lanze-Bäbi hinterdrein: « O weh, ihr lieben Leute, jetzt sind wir alle verloren! Sie haben den Säbel überzwerch im Maul und in jeder Hand eine gespannte Pistole! » Und wie sie so durchs Dorf schrien, kam von Wörth aus in vollem Galopp ein Gendarm heraufgesprengt und bestätigte die Kunde, es sei ein Trupp Preußen mit gezückten Säbeln und gespannten Gewehren durch Wörth gesaust, und sie hätten Krieg! Krieg! geschrien, und er eile nach Niederbronn, das Regiment zu benachrichtigen, damit diese wilden Eindringlinge gefangen und erschlagen würden. Nach etwa anderthalb Stunden kam der Gendarm wieder und meldete, das Regiment sei von Niederbronn aufgebrochen und ziehe über Gundershofen dem Feinde entgegen.

Dieser Feind aber, das ganze feindliche Heer, bestand aus dem württembergischen Generalstabsoffizier Hauptmann Grafen Zeppelin, drei badischen Offizieren und vier Dragonern. Sie hatten den Befehl, über Lauterburg einen Ritt ins Land hinein zu machen, um auszukundschaften, ob etwa schon bedeutende Truppenmassen im Unterelsaß zusammengezogen seien. Sulz, Wörth, Fröschweiler hatten sie glücklich passiert und waren von Elsaßhausen aus auf einem wenig gangbaren Wege so weit vorgedrungen, daß sie die Eisenbahnlinie von Gundershofen bis Niederbronn und auch ein gut Stück des Hagenauer Gebietes überblicken konnten.

Um ihre Pferde zu füttern und zu tränken, waren sie auf dem einsamen, von nahen Waldungen umgebenen, zwischen Eberbach, Gundershofen und Reichshofen gelegenen Gehöfte Schirlenhof eingekehrt, hatten ihre Pferde in Stall und Schuppen untergebracht und wollten nun auch von dem harten Ritt ein Weilchen rasten. Schon dampften die Eierkuchen lustig in

der Pfanne und sollten auf französischer Erde desto besser schmecken ... da entsteht plötzlich Lärm ... der Feind, das ganze Jägerregiment ist im Anzug, der Hof ist umzingelt ... Was jetzt? — Messer und Gabeln fallen aus den Händen, die Schwerter fahren aus der Scheide, die Überraschten stürzen hinaus, verbarrikadieren sich hinter ihre Pferde — es fällt ein erster Schuß und streckt einen französischen Unteroffizier zu Boden; — es fallen wieder Schüsse — Leutnant Winsloe ist tödlich getroffen, andere sind verwundet; einige Sekunden verzweifelter Gegenwehr; die Übermacht hat gesiegt; zwei Offiziere, zwei Dragoner sind gefangen; Winsloe ist im Verbluten; Graf Zeppelin aber und zwei andere Dragoner sind entkommen.

Der Graf soll auf dem Rappen des getöteten französischen Unteroffiziers entronnen und eine Weile nach der Schlacht in den Schirlenhof zurückgekehrt sein und seine Zeche bezahlt haben. Jedenfalls ist er ein kühner Reitersmann gewesen; denn sein Ritt zurück nach der Pfalz hinab bekundet nicht allein eine sehr genaue Kenntnis der Örtlichkeit, sondern auch eine Todesverachtung, die einem Bewunderung abnötigt. Er ritt vom Schauplatz des Kampfes in nordöstlicher Richtung durch den Großenwald durch, mußte unweit Fröschweiler quer über die damals schon sehr belebte Reichshofener Heerstraße, zog dann, immer mit dem legendenhaft gewordenen Rappen, am Waldessaum hinüber nach dem Gebirge, und als an jenem Abend der Wendlingpeter am Bergesabhang zwischen Nahweiler und Linienhausen dicht am Wald die Kühe weidete, kam da auf einmal ein seltsamer Mann, der kein Franzose sein konnte, führte ein müdes Schlachtroß am Zaume und fragte, ob er nicht etwas Milch bekommen könne. — Da schaute ihn der Wendlingpeter erschrocken an ... «Ja, ich würde Euch schon gerne ein wenig Milch geben, wenn ich ein Geschirr hätte, in das ich melken könnte.» — «Da läßt sich abhelfen», sagte der Mann, zog ein ledernes Ding aus der Tasche, aus dem man trinken und in das man auch melken kann, und der Wendlingpeter melkte ganz wacker darauflos, und die Milch schmeckte dem fremden Herrn so trefflich, daß er noch einmal melken ließ; dann gab er dem verdutzten Kuhhirten ein Zweifrankenstück, sagte Dank und guten Abend. Und das alles,

während vielleicht dreihundert Schritte davon französische Kavallerie auf und ab jagte und den «Prussien» im Walde verwünschte, aber nicht in den Wald kam, ihn zu erschlagen. Graf Zeppelin zog weiter, kam am selben Abend ins Günstal, trank beim sogenannten großen Peter zwei Schoppen roten Wein, die er mit einem Zehnfrankenstück bezahlte, und stand den andern Tag nach seinem strapazenreichen Kundschaftsritt mit wichtigen Meldungen auf bayerischem Gebiet. Dem Wendlingpeter aber ist dieser Abend und sein Melken in den ledernen Becher bis aufs Totenbett unvergeßlich geblieben.

Karl Klein (gek.)

## Die Schlacht von Sedan

(1. September 1870)

**T**riumph! Sieh,  
wie hurtig sie hasten,  
wie rasch sie da rennen  
die roten Hosen,  
zurück und den Hügel  
wieder hinan!  
Sie lösen die Glieder!  
Sie werfen die Waffen  
weit hinweg:  
Umgangen, gefangen!  
Denn von links aus dem Walde  
mit hellem Hurra,  
mit mächtigem Marsch-Marsch,  
mit fliegenden Fahnen  
da brechen in Scharen  
die Preußen hervor!

— — — — —  
Und nun unaufhaltsam  
wogt das Gewirre  
von Geschützen und Fußvolk,  
dahinter die Reiter,

den rettenden Toren  
der Festung zu.  
Nicht lange mehr rettend!  
Denn schon aus den Dächern  
bricht flackernder Brand,  
und in den Straßen  
des Städtleins staut sich  
chaotisch Gedräng,  
und die deutschen Granaten  
schlagen hinein  
Und fern auf den Hügeln  
im Norden auch endlich  
fahren, wo lang  
Mitrailleusen geknarret,  
deutsche Geschütze  
donnernd nun auf:  
Dort, wo die Wälder  
Belgiens dunkeln,  
reichen sich Preußen,  
reichen sich Sachsen,  
allumklafternd

den Feind, die Hände.  
 Dort bei Givonne  
 schließt sich der Ring.  
 Siehe, da stürzen  
 die letzten Franzosen  
 verzweifelnd ins Tal sich,  
 verfolgt von dem Sturmschritt  
 der preußischen Garde!  
 Jetzt ununterbrochen  
 rollet der Donner  
 von tausend Kanonen  
 aus allen Wäldern,  
 von Hügeln und Höh'n.  
 Auf allen Seiten  
 des Tales zugleich  
 blitzt es und kracht es  
 und dröhnet und schlägt.  
 Wie wenn sich im felsigen  
 Kessel des Hochlands  
 zwei Wetter verfangen  
 und unaufhörlich  
 gegeneinander  
 rollen und grollen —  
 und Felsen und Berge  
 hallen es nach —,  
 so donnert und dröhnt es

von allen Seiten:  
 Es bebet die Erde,  
 es zittert die Luft.  
 So ward er geschmiedet  
 mit Blitz und Donner —  
 der Schicksalsring.  
 Horch, da erschallt von  
 der Brücke der Maas her  
 freudiges Rufen.  
 Und auf den Marktplatz<sup>1</sup>,  
 wo sich die Deutschen,  
 wohl Tausende, drängen,  
 sprengt ein Reiter,  
 ein roter Husar,  
 hält in der Linken  
 Zügel und Mütze,  
 schwingt in der Rechten  
 ein beschriebenes Blatt,  
 Moltkes, des Feldherrn,  
 Tagesbefehl:  
 « Hurra, Kameraden,  
 stimmt ein », ruft der Reiter,  
 « gefangen der Kaiser,  
 MacMahon, der Marschall,  
 gefangen das ganze  
 französische Heer! »

Felix Dahn

\*

**E**s scheint, die Welt bedarf's zuzeiten,  
 daß durch sie hin mit Schwertesschwang  
 gewaltig die Germanen schreiten  
 im Heldenschritt, im Siegesgang:  
 Wollt ihr zum alten Amt uns mahnen —  
 gelüftet euch der alte Streit?  
 Wohlan — schon rauscht's in unsern Fahnen:  
 Schon zuckt das Schwert — wir sind bereit.

Felix Dahn

<sup>1</sup> In Donchery.

# Um die Fahne

(18. Aug. 1870)

**I**m Siebziger Krieg ging das erste Bataillon des Sächsischen Infanterieregiments 107 in Angriffskolonnen gegen St. Privat vor. Die Fahne trug Unteroffizier Thümmel von der dritten Kompanie beim ersten Anlauf auf die starke Feldmauer des Dorfes.

Einige Leute seiner Kompanie zögerten wohl, Thümmel rief ihnen zu: « Seht eure Fahne an, auf die ihr geschworen habt! »

Eine Kugel traf den Fahnenstange und den Träger. Feldwebel Schuhmann entriß sie dem hinsinkenden Kameraden und trug sie weiter. Ihn traf ein Schuß durch den Kopf, und tot sank er hin. Jetzt raffte Leutnant Hahn die Fahne an sich, aber sogleich warfen ihn mehrere Schüsse in den Oberschenkel zu Boden. Unter den Füßen der Stürmenden lag er rufend, aber niemand hörte ihn, und die Fahne der Sachsen sank in Staub und Blut.

Da sprang Hauptmann Wichmann herzu und hob die Fahne auf, reckt sie hoch empor über die Häupter der Stürmenden.

« Bataillon mir nach! Wir wollen die ersten sein in St. Privat. » Mit der Fahne in der Hand sprang er über die Mauer, dem Feinde entgegen. Blutbedeckt schwebte das sächsische Feldzeichen hoch über allen — und sank sofort wieder herab; den Hauptmann hatte eine Feindkugel in die Brust getroffen. Sterbend rief er: « Helft der Fahne! »

Adjutant Leutnant von Götz sah die Fahne fallen, er löste sie aus des sterbenden Hauptmanns Hand und trug sie weiter vor die nächste Mauer der schier uneinnehmbaren Dorfstellung St. Privat. Auch ihn traf die Kugel, mitten ins Gesicht. Mit zerschmettertem Kinn sank er unter die stürmenden Kameraden, und die Fahne, für die er sein Leben hingab, bedeckte ihn wie ein Leichentuch.

Soldat Manig riß den Leutnant empor. Aus dem zerfetzten Kiefer drang kaum noch ein Lallen. Der tapfere Sachse verstand das Gebot seines Offiziers auch ohne Worte: Die Fahne! Er hob sie auf und trug sie auf die Mauer — da traf auch ihn der Schuß.

« Kameraden, her, wer seine Fahne liebt! » Der Gefreite Hoffmann von der vierten Kompanie sprang hinzu und riß die Fahne, die stürzende Fahne, hoch, die geliebte grüne Sachsenfahne. Nun schwebte das geheiligte Feldzeichen wieder — heiliges Blutopfer für die vielen Gefallenen.

Premierleutnant Röderer sammelte um diese Fahne, die Hoffmann trug, das letzte Häuflein der Tapferen und drang in das Dorf ein, der Gefreite mit der Fahne immer neben ihm.

B. P. Schaumburg (gek.)

## Die Fahne der Einundsechziger

(23. Januar 1871)

Vor Dijon war's — doch eh' ich's euch erzähle,  
knüpf' einer doch die Binde mir zurecht,  
mich schmerzt der Arm, sie sitzt wohl schlecht:  
So! — So! Nun euer Herz sich stähle:  
Vor Dijon war's; die Pässe der Vogesen  
bedrohte Garibaldi's bunte Schar,  
Bourbaki kam von der Loire,  
das hart bedrängte Belfort zu erlösen.

Gefahr war im Verzug; drei bange Tage  
hielt Werder gegen Übermacht schon stand  
bei Mömpelgard, und in der Hand  
des Kriegsgotts schwankte schier die Waage.  
Wir Pommern hatten vor Paris gelegen  
und waren schon im Marsch, das zweite Korps  
und auch das siebente ging vor,  
von Orleans auf hartgefrorenen Wegen.

In Dijon wußten wir den alten Recken  
und griffen ihn, zwei Regimenter, an  
mit seinen fünfzigtausend Mann,  
den Flankenmarsch des Korps zu decken.  
Der Alte von Caprera ließ sich blenden,  
hielt die Brigade für die ganze Macht,

und nachmittags begann die Schlacht,  
die, ach! für uns so traurig sollte enden.

Die Einundzwanz'ger auf dem rechten Flügel  
des ersten Treffens hatten schwer Gefecht,  
wir also vor! und grade recht,  
mit « Hurra » nahmen wir die Hügel;  
dem Feinde auf der Ferse ging's verwegen  
bis in die Vorstadt Dijons jetzt hinein;  
hier aber aus der Häuser Reih'n  
kam mörderisches Feuer uns entgegen.

Im Steinbruch, mit dem Bajonett genommen,  
da fanden wir, vor eines Ausfalls Wucht  
zum Sammeln durch die steile Schlucht  
gedeckt, notdürftig Unterkommen.  
Doch die Fabrik dort in der rechten Flanke  
wie eine Festung auf uns Feuer spie.  
« Vorwärts! Die fünfte Kompanie  
zum Sturm auf die Fabrik, und keiner wankel! »

Der Tambour schlägt; es geht wie zur Parade,  
die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran,  
doch klopft das Herz manch treuem Mann  
beim raschen Schritt auf diesem Pfade.  
Wie Salven rollt und pfeift es in die Glieder,  
es rast der Schnitter Tod und fällt und mäht,  
und wie er seine Reihen sät,  
da sinkt die Fahne und ihr Träger nieder.

Aus dem Gedräng' ein Offizier sie rettet,  
« Mir nach! » so ruft er und stürmt kühn voraus,  
doch aus dem unglücksel'gen Haus  
grüßt ihn der Tod, der eilig bettet.  
Selbst blutend, springt der Adjutant vom Pferde,  
erfaßt die Fahne, schwingt sie hoch empor —  
da deckt sein Auge dunkler Flor,  
und sterbend küßt sein bleicher Mund die Erde.

« Was fällt, das fällt! Vorwärts! Durch Tod und Flammen! »  
Zwei brave Musketiere greifen zu,

der eine stürzt: « Versuch es du! »  
Doch auch der andre bricht zusammen.  
Nun fällt der Führer auch, wir müssen weichen;  
ein Häuflein war der Rest, vom Feind umringt.  
Das schlägt sich durch, und es gelingt,  
den Steinbruch endlich wieder zu erreichen.

Da dachte keiner seiner eignen Wunde,  
wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht und Graus.  
« Die Fahne fehlt! Holt sie heraus! »  
so scholl es laut von Mund zu Munde.  
Ein Halbzug wird zum Suchen ausgesendet —  
und kommt nicht wieder, alle blieben tot.  
Uns bebt das Herz; allmächt'ger Gott,  
hast du dich zürnend gegen uns gewendet?

« Freiwill'ge vor! » — Da blieb nicht einer stehen,  
der noch sein heiß' Gewehr in Händen hielt,  
und sechs, die um das Los gespielt,  
sehn in die Nacht hinaus wir gehen. —  
Zurück, vom Feind verfolgt, ein einz'ger kehrte,  
der blutete, verhüllte sein Gesicht  
und schwieg — die Fahne bracht' er nicht,  
und keiner, keiner seinen Tränen wehrte. —

Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,  
fand man die Fahne fest in starrer Hand,  
zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt  
und unter Haufen toter Helden. —  
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,  
ihr Brüder allesamt, gebt uns Pardon!  
Verloren haben wir sie schon,  
doch keinem Lebenden ward sie genommen.

Julius Wolff

## Moltke

**D**ieser Mann der Tat war, als er berufen wurde, etwas für die Unsterblichkeit zu tun, bereits 65 Jahre alt. Er kam vom Schreibtisch, aus der Einsamkeit des Schreibzimmers.



Er war nicht Feldherr, er war nur Chef des Generalstabes, er war nicht Befehlshaber, er war nur Ratgeber, er hat nie im Felde den Degen gezogen oder den Stab, das Zeichen der höchsten Kommandowürde, in der Hand gehalten. Er war ein Mann der Karte, des Zirkels, der Feder. Aber dennoch hat ihn die Geschichte neben seinen glorreichen Kaiser in die Reihe jener wenigen großen Kriegsheroen gestellt, welche im Laufe langer Jahrhunderte erstanden sind, und dennoch hat die Nachwelt sich darüber gestritten, ob er Napoleon erreicht, ob er ihn übertroffen oder ob er hinter ihm zurückgeblieben ist. Freilich, er kann sich nicht rühmen, 19 Jahre lang eine militärische Promenade durch Europa gemacht zu haben, aber er hat es zustande gebracht, innerhalb sechs Wochen drei stolze Armeen einzuschließen. Seine Siege sind nicht so zahlreich wie diejenigen, welche mit 1796 anfangen und mit 1815 abschließen, an Glanz aber übertreffen sie alle anderen, denn er siegte nicht, er vernichtete.

Aus der Rede des Grafen Schlieffen bei der Enthüllung des Moltke-Denkmal in Berlin 1905

\*

## Worte des Generalfeldmarschalls Helmuth von Moltke

**D**er ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.

\*

**G**lück hat auf die Dauer nur der Tüchtige.

\*

**W**ir müssen uns, selbst mitten im Frieden, immer wie ein großes Heer im Feldlager und im Angesicht eines mächtigen Feindes betrachten.

**D**er Begleiter des Prinzen, ein General Moltke (oder so ähnlich), ist ein wortkarger Herr, aber nichts weniger als ein Träumer; immer gespannt und spannend überrascht er durch die treffendsten Bemerkungen ... Es ist eine imponierende Rasse, diese Deutschen; Louis sagt: die Rasse der Zukunft.

Kaiserin Eugenie von Frankreich, geschr. 1871

\*

## Worte Nietzsches

**W**enn uns eins auch im Frieden bleiben mag aus jenem wilden Kriegsspiel, so ist es der heldenmütige und zugleich besonnene Geist, den ich in unserem Heere frisch und kräftig, in alter germanischer Gesundheit gefunden habe.

\*

**I**ch begrüße alle Anzeichen dafür, daß ein männlicheres, ein kriegerisches Zeitalter anhebt, das vor allem die Tapferkeit wieder zu Ehren bringt.

\*

**E**s ist eitel Schwärmerei und Schönseelentum, von der Menschheit viel oder gar erst recht viel zu erwarten, wenn sie verlernt hat, Kriege zu führen.

\*

**E**ine Gesellschaft, die endgültig und ihrem Instinkt nach den Krieg und die Eroberung abweist, ist im Niedergang.

\*

**W**irf den Helden in deiner Seele nicht weg!  
Halte heilig deine höchste Hoffnung!

\*

**I**m übrigen habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern unsere Pflicht zu tun.

# Die Deutschen vor die Front

**W**ährend der Boxeraufstände in China waren zahlreiche Angehörige der europäischen Länder in Peking den größten Gefahren ausgesetzt. Um sie zu schützen, wurden von den verbündeten Flotten der Großmächte Anfang Juni 1900 mehrere Landungsabteilungen ausgeschifft. Sie bestanden aus 2026 Mann und 103 Offizieren, besaßen 17 Landungsgeschütze und mehrere Maschinengewehre. Während des Marsches auf Peking kamen aber die Abteilungen in arge Bedrängnis. Die Bahnlinie war zerstört, starke Gruppen Aufständischer griffen ständig an, so daß den Abteilungen nichts anderes übrigblieb als der Versuch, sich nach Tientsin durchzuschlagen.

Der Marsch ging den Peihofluß entlang. Um jede Ortschaft mußte erbittert gekämpft werden. Am 22. Juni hatten, als Rückendeckung gegen den Feind, die Deutschen die Nachhut. Als man sich im Morgengrauen dem Rüstungsplatz von Hsiku näherte, wurden die Truppen von heftigem Feuer empfangen. Zunächst lagen die Engländer vorn; andere Truppen wurden eingeschoben, aber sie kamen keinen Schritt vorwärts — im Gegenteil: nach und nach machte sich eine starke Mutlosigkeit bemerkbar. Der Oberkommandierende der vereinigten Truppen, der englische Vizeadmiral Seymour, sah zunächst keinen Ausweg, dann aber gab er in höchster Not den Befehl: « Die Deutschen vor die Front! »

Im Laufschrift kommt Kapitän zur See von Usedom, Kommandant des großen Kreuzers « Hertha », mit seinen vier Landungskompanien nach vorn. Er steht bald im heftigsten Gefecht. Korvettenkapitän Buchholtz vom Kreuzer « Hansa » fällt an der Spitze seiner Leute. Mit ihm 5 Mann, während im Verlauf des weiteren Kampfes 7 Offiziere und 50 Mann verwundet werden; aber die Deutschen geben nicht nach: mit stürmender Hand wird Hsiku genommen und von dort aus dann Tientsin entsetzt.

Flaggkapitän Jellicoe, der Stabschef des englischen Admirals, war in dem Gefecht verwundet worden. An seiner Stelle ernannte Admiral Seymour den deutschen Kapitän von Usedom

zu seinem Stabschef, um damit die Leistungen der deutschen Truppen in besonderer Weise anzuerkennen. Kapitän von Usedom stand im Weltkrieg als heldenmütiger Verteidiger der Dardanellen den Engländern in harten Kämpfen gegenüber. Der damalige Flaggkapitän Jellicoe führte die englischen Seestreitkräfte in der Schlacht vor dem Skagerrak.

Major a. D. Schnarke

## Graf Arnims Tod

(Herero-Aufstand 1904)

Am Waterberg war es, heiß wogte der Kampf,  
aus den Dornbüschen wallte der Pulverdampf.  
Umzingelt von schwarzen Feinden war  
im Busch eine kleine deutsche Schar,  
die hielt im glühenden Sonnenbrand  
sechs Stunden der feindlichen Übermacht stand.  
Doch wie sie auch todesmutig rang,  
der Feind nur näher und näher drang.  
Schon fangen die Schwarzen zu stürmen an,  
bis auf wenige Meter sind sie heran,  
und wilder und lauter in ihren Reihn  
hört man ihr « Assa! » « Kajata! » schrein. —  
Doch je näher und wilder das Kampfgewühl,  
desto ruhiger treffen die Deutschen ihr Ziel.  
Und ob auch mancher sein Blut verspritzt:  
Wer lebt, schießt weiter und jeder Schuß « sitzt ».  
Die Schwarzen springen im Wutgeheul  
nach schweren Verlusten zurück in Eil!  
So stürmen sie fünfmal in wildem Wagen  
und werden fünfmal zurückgeschlagen.  
Doch auch die Deutschen leiden Not,  
gar mancher sinkt blutend in den Tod,  
und in dem Geknatter von Pulver und Blei  
verhallt manch banger Schmerzensschrei. —  
So liegt im Sand mit zerschossenem Bein  
der Gefreite Sertel in Qual und Pein.

Die Wunde brennt, die Sonne sticht;  
 er ruft nach Hilfe und findet sie nicht. —  
 Doch sieh! Aus der liegenden Schützen Chor  
 hebt sich ein Leutnant, Graf Arnim, empor.  
 Er richtet in ganzer Größe sich auf,  
 springt hin zu dem Armen in kurzem Lauf:  
 « Du armer Kerl, ich helfe dir gleich  
 und trage dich fort aus der Kugeln Bereich! »  
 « Hinlegen, Herr Graf! » ruft der Hauptmann ihm zu —  
 Schon hat ihn die tückische Kugel im Nu  
 durch beide Schenkel getroffen schwer.  
 Doch stürzend noch hält er fest das Gewehr,  
 und ob er in Schmerzen verbluten muß,  
 er feuert weiter, Schuß auf Schuß.  
 Und als ihm, ermattet vom Wundenbrand,  
 die schwere Waffe entsinkt aus der Hand:  
 doch nimmer erschöpft sich sein Kampfesmut,  
 er nimmt die Pistole und ziele gut,  
 und feuert weiter Schuß auf Schuß,  
 daß mancher Feind erblassen muß. —  
 Da trifft eine Kugel ihn mitten ins Herz  
 und endet sein Leben und seinen Schmerz. —  
 Und als man am Abend den Toten fand,  
 da hielt er noch krampfhaft die Waffe umspannt.  
 So lag er im Busch, und dicht daneben  
 lag der, für den er gewagt sein Leben.  
 O Heldenblut! Fürs Vaterland  
 vergossen im heißen Wüstensand!  
 O Heldenleben! so groß und hehr,  
 getreu bis zum Tod für Deutschlands Ehr',  
 geopfert im heiligen Dienst der Pflicht:  
 Mein Vaterland, vergiß es nicht!      Heinrich Lehmann

## Held ist, wer standhält

**I**n großen äußeren und inneren Kämpfen entscheidet der Heldenmut. Wer sich selbst aufgibt, den geben andere erst recht auf. Hat man den Wind gegen sich, so ist das nur ein Grund, um so stärker auszuschreiten. Und wenn eine gute

Sache mißglückt, so ist das nur ein Grund, sie noch fünfundzwanzigmal zu wiederholen — bis sie glückt. Und wenn sie beim fünfundzwanzigsten Male noch immer nicht glückt, ist das nur ein Grund, sie noch fünfundzwanzigmal zu wiederholen — bis sie glückt!

Julius Langbehn

\*

**F**eiger Gedanken  
bängliches Schwanken,  
weibisches Zanken,  
ängstliches Klagen  
wendet kein Elend  
macht dich nicht frei.  
Allen Gewalten  
zum Trutz sich erhalten,  
nimmer sich beugen,  
kräftig sich zeigen:  
rufet die Arme  
der Götter herbei.

J. W. Goethe

\*

**W**er den goldenen Mittelweg gehen will, muß auf das Erreichen großer Ziele verzichten.

\*

**F**ast immer bedarf es irgendeines Anstoßes, um das Genie auf den Plan zu rufen. Der Hammerschlag des Schicksals, der den einen zu Boden wirft, schlägt bei dem anderen plötzlich auf Stahl.

# Der grosse Heldenkampf der Deutschen 1914—1918

Im August 1914 wurde der Höchstwert des Moltke-  
schen Heeres endlich zum Höchstwert des ganzen  
Volkes.

Alfred Rosenberg





# A. Zu Lande

Sie haben höher gelitten als Worte sagen.

Sie haben Hunger, Kälte und Wunden schweigend ertragen.

Baldur v. Schirach

## Karl Hans Lody

**A**ls der Krieg 1914 ausbricht, ist Hans Lody Reiseleiter bei einer großen deutschen Schiffahrtsgesellschaft. In der kaiserlichen Kriegsmarine ist er Oberleutnant der Reserve. Er gilt jedoch als nicht mehr kriegsverwendungsfähig.

Was das für einen Menschen wie Hans Lody bedeutet, ist mit Worten kaum auszudrücken. Er, der deutsche Mann, sollte zurückstehen, er sollte vielleicht irgendwo in der Heimat einen stillen, beschaulichen Posten versehen, vielleicht Akten ausfüllen, während die andern draußen für Deutschland kämpften? Das schien ihm unmöglich.

Es geht um die Existenz des Vaterlandes. Kurz entschlossen meldet er sich nach England für die gefährliche Mission im Nachrichtendienst.

\*

Der deutsche Geheimdienst zur Abwehr des englischen Intelligence Service nimmt die Dienste Lodys an. Man hatte bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten zwar einen ausgezeichneten Stab von Agenten in England gehabt, die wertvolle Nachrichten in die Heimat gegeben hatten, am ersten Tage der Kriegserklärung waren sie aber alle geschnappt und festgenommen worden. So kam es, daß die deutsche Heeresleitung tagelang ohne Mitteilungen über die Bewegungen und Absichten des Feindes war. In diese Lücke sprang nun Lody ein.

Über Norwegen reist er mit einem falschen Paß als Charles A. Inglis, «amerikanischer Vergnügungsreisender», den die

Zeitverhältnisse in Europa festhielten, nach London. Seine englischen Sprachkenntnisse und vor allem sein amerikanischer Akzent, den er großartig beherrscht, kommen ihm dabei ausgezeichnet zustatten.

Dieser Mister Inglis hat viel Zeit, die er damit vertreibt, daß er sich England, Schottland und Irland genau ansieht. Für alles interessiert er sich, obwohl er sich zweifellos darüber klar ist, daß sein ständiges Umherreisen im Lande den englischen Militärbehörden einmal auffallen muß. Was tut das aber? Nur durch den rückhaltlosen Einsatz seiner ganzen Person kann er die Aufgaben erfüllen, die der Dienst für das Vaterland von ihm verlangt.

Er sieht tatsächlich alles, er taucht überall dort auf, wo « etwas los ist ». So kommen dann die wichtigsten Nachrichten, natürlich in harmlose Sätze gekleidet, über Norwegen in die Heimat.

Ein solches Telegramm, das Lody aufgab lautet: « Johnson in den letzten vier Tagen sehr krank. Werde bald abreisen. » Das bedeutet: « In vier Tagen wird die englische Flotte den Firth of Forth verlassen. »

\*

Die englischen Behörden sind auf den Amerikaner Charles A. Inglis aufmerksam geworden. Es ist sicher, daß man seine Radtouren um die große Flottenbasis Rosyth alle überwacht. Hans Lody selbst weiß das, und er holt zu einem Gegenschlag aus, der, seinem persönlichen Mut und seiner Kaltblütigkeit das beste Zeugnis ausstellt. Er geht in die Höhle des Löwen.

Weshalb man ihn, den Angehörigen einer neutralen Macht, durch Agenten der Geheimpolizei auf Schritt und Tritt verfolgen lasse, fährt er den überraschten Beamten des Intelligence Department an. Er verbäte sich diese Belästigungen.

Lody weiß nicht, daß man zu diesem Zeitpunkt schon alle seine Telegramme photographiert hat. Als wichtigstes dabei das, in dem er — wenn auch chiffriert — genaue Angaben über die Einschiffung des Expeditionskorps des Generals French nach Flandern mitgeteilt hat. Es konnte zwar von den Engländern nicht mehr angehalten und demzufolge die ganze

French-Offensive von der deutschen Heeresleitung aufgefangen werden, aber — Lody ist nicht mehr zu retten. Er wird verhaftet.

\*

Die Beweise gegen ihn sind erdrückend. Vor dem höchsten englischen Kriegsgericht in der Guild-hall in Westminster findet die Verhandlung statt. Der Richter fragt ihn nach den Beweggründen seines Handelns.

« Ich habe einen Auftrag meines Vaterlandes erfüllt. »

Ganz einfach und ruhig sagt Hans Lody diese Worte. Er ist so tapfer im Angesicht des Todes, so stolz, so klar, daß der Verteidiger ihn « einen Helden und Gentleman » nennt.

Aber auch das kann ihn nicht retten. Und als das Urteil, wie nicht anders zu erwarten war, auf « schuldig » lautet, geht der Obmann der Geschworenen auf ihn zu und drückt ihm im Namen seiner Kollegen die Hand.

Der Richterspruch ist: Tod durch Erschießen wegen Kriegsverschwörung. Man sieht den Helden Hans Lody also nicht als Spion an, sondern als Soldaten.

Am Tage vor der Hinrichtung schreibt Lody einen Brief nach Hause, in dem es unter anderm heißt:

« ... Morgen werde ich hier im Tower erschossen. Es ist mir eine sehr große Beruhigung, daß man mich nicht als Spion behandelt. Ich habe gerechte Richter gehabt, ich werde als Offizier sterben und nicht als Spion. Lebt wohl, Gott segne Euch.  
Hans. »

Am 6. November 1914, morgens um 5.30 Uhr, geht Karl Hans Lody seinen letzten Weg.

Als der Generalprofoß zu ihm in die Zelle tritt, sagt Lody: « Ich nehme an, daß Sie einem deutschen Spion nicht die Hand geben wollen. »

« Nein », entgegnete der Engländer, « aber ich gebe sie einem tapferen deutschen Manne. »

Und so wie er bis zum letzten Augenblick lebte, ist Hans Lody denn auch gestorben. Aufrecht, ohne Augenbinde und ohne Fessel sieht er den zwölf auf ihn gerichteten Gewehrläufen entgegen. « Gott segne Deutschland! » sind seine letzten Worte.

Wilhelm Schraner

# Das Schleusentor

(20. August 1914)

**D**ie zurückgehenden Franzosen hatten eine Stelle im Saarkanal leerlaufen lassen.

Diese Kanalstrecke bot einem bayerischen Bataillon, das an diese Stelle kam, eine prächtige Gelegenheit, unbemerkt und geschützt an den Feind heranzukommen. Die Pioniere nagelten mit kleinen Brettern Stufen in die Betonwände; aber sobald ein Soldat versuchte, auf dieser Leiter aus dem Kanal zu steigen, wurde er abgeschossen. Auf einmal öffneten sich langsam die Tore einer weiter oben angebrachten Schleuse, und mit Gewalt schossen die Wasser in den Kanal. In kurzer Zeit stand das Bataillon bereits bis an die Patronentaschen im Wasser, und wenn es den beiden französischen Pionieren an der Schleuse gelang, die Schleusentore weiter zu öffnen, mußten die tausend Leute in der überfluteten Kanalstrecke rettungslos ertrinken.

«Ich wußte, daß es gefährlich war», erzählt Vogel, der dem Bataillonsstab als Radfahrer zugeteilt war. «Aber drunten im Kanal standen meine Kameraden bis an den Bauch schon im Wasser. Der Weg am Kanal entlang bis zur Schleuse stand unter dem Feuer der Franzosen. Etwa vierhundert Meter vor der Schleuse schlug hinter mir eine Granate ein. Ein Splitter riß meinem Fahrrad das Hinterrad weg. Ich stürzte nach rückwärts und wurde außerdem noch von Splittern am Oberarm und an der rechten Hand getroffen. Lange besann ich mich nicht.

Ich kroch, so schnell ich konnte, vorwärts, und als ich nahe genug heran war, riß ich mein Gewehr an die Backe, und kopfüber stürzte der eine der beiden Pioniere in das Wasser; der andere lief davon und suchte mich durch eine Handgranate zu töten, als ich am Schleusentor angelangt war. Die fiel aber glücklicherweise ins Wasser. Ein Blick genügte, um den Mechanismus des Schleusentores zu verstehen. Ich riß den einen Hebel heraus, steckte ihn in ein anderes Loch, und langsam schloß sich wieder das Tor. Es war die höchste Zeit. Die Kugeln piffen nur so um mich, und gerade, als ich fertig

war, traf mich auch eine in den Oberschenkel. Auch ich fiel ins Wasser. Meine Kameraden hoben mich dann heraus und legten mich an den Rand des Kanals.

Sie waren sehr dankbar und winkten mir alle mit den Händen zu, als sie an mir vorüberzogen. Mein Oberleutnant umarmte mich und sagte: « Das werde ich dir nie vergessen, mein Junge! Du bist jetzt Unteroffizier und das Eiserne Kreuz ist dir auch sicher. Es hat mich gefreut! »

G. Büttner

\*

**M**an bettelt nicht um ein Recht! Für ein Recht streitet man!

Adolf Hitler

## Leutnant von der Linde

**D**as Fort Malonne von Namur von einem Leutnant mit vier Mann durch Handstreich genommen! So geschehen am 24. August 1914.

Leutnant im 5. Garderegiment zu Fuß, Otto von der Linde, Sohn des Amtsgerichtsrats von der Linde in Potsdam, war der Held. Er war wie die andern Kameraden in den Krieg gezogen, aber keiner hat wie er nach drei Wochen den Degen eines gefangenen feindlichen Fortkommandanten und die Fahne eines eroberten Forts seinen Eltern als Siegestrophäe schicken können. Keiner hat wie er seine jugendliche Brust mit dem ältesten preußischen Kriegsorden, dem Pour le mérite, schmücken dürfen.

« Ich mußte mit 500 Mann auf ungedecktem Gelände auf das Fort losgehen. Überall starrten mir Schießscharten entgegen, aus denen es jede Sekunde losknallen konnte, oder ich hätte auf eine der vielen Minen treten können, die ringsherum lagen. Von den Mannschaften, die sich freiwillig gemeldet hatten, sonderte ich aus. Ich nahm von meinem Zug nur vier Mann mit, und im Gänsemarsch näherten wir uns dem Fort. Hinein konnte ich selbst nicht, weil die Brücke über den großen Wassergraben hochgezogen war. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an und redete ihm vor, daß ein

ganzes Regiment und Artillerie draußen im Walde stünden und das Feuer sofort eröffnen würden, wenn noch einen Augenblick mit der Übergabe gewartet würde. Der Kommandant ließ die Brücke herunter, und wir betraten das stark befestigte Fort. Ich ließ jeden einzeln vortreten und untersuchte sie, die Waffen mußten sie im Fort lassen. Meine vier Leute hatten das Gewehr im Anschlag. Der Kommandant von Malonne übergab mir dann seinen Säbel. Dann ließ ich die Belgier in eine Ecke treten, damit sie nicht sehen konnten, wer hereinkäme. Neben dem Kommandanten nahm ich fünf Offiziere und 20 Mann gefangen; die übrigen 400 waren vorher schon geflohen. Ich ließ nun meinen kleinen Zug nachkommen.

Die Gesichter der belgischen Offiziere hätten ihr sehen sollen, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen. Ich holte die belgische Flagge herunter, und meine Leute verfertigten aus einer belgischen Hose, einem Hemd und einer roten französischen Leibbinde eine deutsche Fahne und hißten sie. Bis zur Ablösung mußte ich das Fort, das gänzlich unbeschossen war, besetzt halten. Ich erbeutete vier schwere 21-cm-Kanonen und eine Anzahl kleineren Kalibers, über 100 Gewehre und Pistolen, 500 Granaten und mehrere tausend Gewehrpatronen. Ich wurde erst am nächsten Morgen abgelöst. Wir taten uns inzwischen gütlich an den großen Mengen aufgestapelter Vorräte.»

E. Boerschel

## Drauf!

(August 1914)

**D**as Stettiner Grenadierregiment Nr. 2 war bei Moislains unvermutet in einen feindlichen Feuerüberfall geraten, hatte den Gegner aber sofort angegriffen und geworfen. Die 5. Kompanie, deren Führung nach der Verwundung ihres Chefs Leutnant Jordan übernommen hatte, sah sich beim Überschreiten einer Höhe plötzlich vor einer französischen Batteriestellung. Die feindliche Feldbatterie, die ihr letztes Stündlein gekommen sah, setzte sich erbittert zur Wehr und überschüttete die Linien der Grenadiere mit einem Kartätschenhagel, der tiefe Lücken riß.

Mehrere Gruppen wurden regelrecht niedergemäht. Der Angriff stockte. Aber Liegenbleiben bedeutete sicheren Untergang. «Vorwärts auf die Batterie!» rief Leutnant Jordan seiner Mannschaft zu, die sich eng in die Ackerfurchen gepreßt hatte. In dem Höllenlärm gingen jedoch alle Kommandos unter.

Hier konnte nur das eigene Beispiel wirken. Den Fahnen-träger und zwei Grenadiere an seiner Seite, stürzte der Leutnant vorwärts. Im Laufen brüllte ihm sein Entfernungsschätzer, Gefreiter Timm, der auch in diesen tollen Minuten scharf beobachtete, ins Ohr: «Herr Leutnant! Dort ein Offizier!», und er wies dabei auf das rechte feindliche Flügelgeschütz, hinter dem der französische Batterieführer aufrecht stehend das Feuer kaltblütig leitete.

Mit gezogener Pistole sprang Leutnant Jordan von der Seite her auf das im Schnellfeuer liegende Geschütz in langen Sätzen zu, so daß ihm seine beiden Begleiter mit dem schweren Tornister kaum zu folgen vermochten. Der Leutnant versuchte, das Geschütz zu erklettern, da schleuderte ihn der Luftdruck eines Abschusses wieder herunter. Aber sofort raffte er sich wieder auf, schwang sich auf den Rücksitz, sah hinter dem Schutzschild, das wie eine Trennwand wirkte, die Bedienung stumm und verbissen arbeiten und gab Feuer. Der erste Schuß warf den feindlichen Batterieführer zu Boden, mit den nächsten fünf Schüssen erledigte er die Bedienung. Das erste Geschütz war zum Schweigen gebracht.

Im Augenblick ist die Pistole neu geladen. Sofort geht Leutnant Jordan auf die gleiche erprobte Weise zum Angriff auf das in einiger Entfernung stehende zweite Geschütz vor und streckt auch hier, über das Schutzschild hinwegfeuernd, die Bedienung nieder. Damit war für die auf den Boden gebannte Kompanie Bresche geschlagen. Im Sturm wurden die übrigen vier Geschütze genommen. «Es war kein Kunststück», sagte der Leutnant sachlich in seinem Gefechtsbericht, «die Bedienungsmannschaften waren durch ihren Todeskampf derart in Anspruch genommen, daß sie die Vorgänge zu ihrer Rechten anscheinend nicht beobachten konnten und leicht ein Opfer meiner aus nächster Nähe abgegebenen Schüsse wurden.»

Das ist eine echt soldatische Meldung, die jedoch den rücksichtslosen Schneid, der zu einer solchen Tat erforderlich war, nicht zu verringern vermochte.

Der tollkühne Angriff des Leutnants Jordan von den 2. Grenadiern zeigt den Feldgrauen der ersten Kriegswochen, den Soldaten von 1914, dessen bedingungsloses « Drauf und Durch » keine Widerstände kannte.

Rolf Bathe (gek.)

## Der Meldereiter von Haute-Maison

(7. September 1914)

**E**s war Nachmittag geworden, als nach längerem Geplänkel mit feindlichen Kavallerievorhuten vor den Linien der Goslarer Jäger, der Halberstädter Kürassiere und Torgauer Husaren plötzlich Staubwolken sichtbar wurden, aus denen sich eine lange Kolonne marschierender Infanterie herauschälte. Hinter dieser etwa ein Regiment starken Kolonne, die im Dorf Haute Maison verschwand und von hier aus Schützenlinien zum Angriff entwickelte, tauchten am Horizont neue Staubwolken auf, die den Anmarsch weiterer beträchtlicher Kräfte ankündigten. Kein Zweifel, die britische Armee trat ihren Vormarsch in die Marnelücke an.

« Meldereiter! » — « Zur Stelle! » — « Meldung an die Division bei Pierre Levée », befiehlt der Adjutant, « reiten Sie drei Kreuze! » — Drei Kreuze auf der Meldung, das hieß: Schärfste Gangart! Der Meldereiter galoppiert ab. Er ist noch keine 600 Meter geritten, als in einem kleinen Gehölz an der Straße nach Pierre Levée einige Gestalten auftauchen. Der Reiter sieht scharf hin. Tellermützen... Khakibraune Uniformen... Engländer! Tief duckt sich der Reiter auf den Hals seines Pferdes, drückt ihm die Sporen in die Weichen und prescht vorbei. Zwei, drei Schüsse fallen, und einer hat gegessen. Der Reiter zuckt heftig zusammen. Ein bohrender Schmerz im Unterleib... Bauchschuß. Und einen Augenblick mögen sich wohl die Gedanken gejagt haben: Bis zur Division sind es über drei Kilometer, das schaffst du nicht, diese fres-senden, brennenden Schmerzen hältst du nicht aus! Kehrt und



die paar hundert Meter zum Regiment zurück, da bist du geborgen.

Aber in seiner Tasche brennt die Meldung, und in den Ohren klingt ihm noch das letzte Wort des Adjutanten: « Reiten Sie drei Kreuze! » — Und da beißt dieser Tapfere die Zähne zusammen und drückt seinem braven Pferd wieder und wieder die Sporen in den Leib, obwohl er bei jedem einzelnen Galopp-sprung vor grimmigen Schmerzen aufschreien möchte, und bei alledem weiß er, daß jede Erschütterung, jeder Sprung bei dieser Bauchverletzung den Tod bedeuten.

Endlos dehnen sich die drei Kilometer. « Aushalten, aus-halten! » hämmert es in dem wunden Mann. Da tauchen die roten Ziegeldächer von Pierre Levée auf, noch 500 Meter, mit Aufbietung seiner letzten Kräfte krampft sich der Meldereiter — im Sattel hin- und hertaumelnd — an der Pferdemaähne fest, da sieht er den Divisionsstab, sieht wie durch einen Nebel, daß einige Offiziere ihm entgegengelaufen kommen, dem Pferd in die Zügel fallen, und aus dem Sattel gleitend lallt der Reiter im Sterben: « Englische Kolonne... Haute Maison... erreicht. »

Name und Truppenteil dieses tapferen Mannes sind nicht erhalten geblieben. Der erschütternde Vorgang aber ist durch den beim Divisionsstab anwesenden Adjutanten des Fürsten-walder Ulanen-Regiments 3, Leutnant v. Prittwitz und Gaffron, verbürgt.

Jeder Junge und jedes Mädel in Deutschland kennt den Meldeläufer von Marathon. Die klassischen Helden brauchen nicht zu verschwinden, aber man sollte der heranwachsenden Jugend zu allererst die Söhne des eigenen Volkes als Vorbild hinstellen, die, wie dieser unbekannte Meldereiter von Haute Maison, ein hehres Beispiel von Selbstüberwindung und Auf-opferung im Sinne der « Pflichten des deutschen Soldaten » gegeben hat.

Rolf Bathe (gek.)

## Kriegsfreiwilliger Hermann Löns

(26. September 1914)

**U**nter den vielen Kriegsfreiwilligen war auch der Graukopf Löns. Aber er wurde nicht genommen. Immer dieselbe Antwort: zu alt! So eilte er ungeduldig von einem Truppenteil

zum andern. Und gerade einen Krieg, den hatte er sich doch gewünscht. «Einen Krieg, den möchte ich erleben, aber aktiv... Das ist das einzige, was uns helfen kann, damit wieder Männer, oder besser Kerle, an die Spitze kommen statt dieser Knechte, die sich Herren schimpfen.» So hatte er geschrieben. Und nun klagt er in einem Brief: «Ich habe Luchsaugen und kann schießen wie nur einer und soll nicht dabei sein!» Er sollte als Kriegsberichterstatter ins Feld gehen. Aber nein! Nur von fern zusehen, wenn Männer kämpfen? Den Krieg mit dem Federhalter führen? Das ist nichts für ihn.

Endlich nahmen ihn die 73er in Hannover. Wie lange aber würde er noch in der Heimat bleiben, um grüßen, marschieren und schießen zu lernen? Hermann Löns und schießen lernen! Vielleicht waren unsere siegreichen Truppen längst in Paris, und der Krieg war aus, ehe er an den Feind kam? Er muß ins Feld, und zwar sofort! Der Hauptmann schüttelt den Kopf. «Geht nicht, Sie haben ja nicht einmal gedient!»

Aber er schaffte es wieder und rückte nach zehntägiger Ausbildung ins Feld. Er kam in die Schützengräben vor Reims. Von dem langweiligen Schanzen und Postenstehen wurde er verschont, die Kameraden taten's gern für ihn. Er war doch einmal der Dichter ihrer Heimat, der stillen Heide und des alten Niedersachsenlandes. So schrieb er eifrig an seinem Kriegstagebuch; freilich wurden es nur kurze Notizen wie diese: «Abkochen auf Weide, Lagerfeuer, Rauch, Abendstern, Geschrei, heller Himmel mit schwarzen Windwolken und Rauchschwaden, dunkle Gestalten, helles Feuer, Funkenflug, Mond blutigrot über Horizont.» Daraus sollte einmal das große Buch werden, das von den Taten der grauen Männer spricht. Und was für ein Buch wäre es geworden!

In den tausend Gefahren des Grabens wachten die Kameraden heimlich über ihn, freilich durfte er es nicht wissen, denn Furcht kannte er nicht. Machten es die Franzmänner einmal zu arg mit ihrer Schießerei, dann kam er wohl aus seinem Erdloch hervorgekrochen; ein kräftiges Männerwort, ein hartes, kurzes Lachen, und die Stimmung war wieder hergestellt. Wenn er aber im Unterstand oder im Quartier zu erzählen begann, dann vergaßen sie alle den Plack und den

Dreck da vorn. Den Dübel ook, der war kein spitznäsiger und hochmütiger Federfuchser; der sprach wie ein Bauer, ein Jäger, ein Soldat, der war wie sie alle und doch noch anders. Auch die Offiziere luden ihn oft in ihren Unterstand ein, denn auch sie hörten ihn für ihr Leben gern erzählen. Lange Jahre war er einsam und allein gewesen; hier unter Männern und Kämpfern für die deutsche Sache fand er sich zu den Menschen zurück. Kamerad! Das war das neue Wort. Er hat es noch geschmeckt.

Löns bemerkte bald, daß man ihn schonen wollte. Zu keiner Patrouille wurde er befohlen, und meldete er sich freiwillig, so hieß es: « Löns darf nicht mit. Höherer Befehl! » Zum Teufel, er ist nicht besser als die andern, er will nicht geschont werden, er will dahin, wo es einmal richtig herangeht an den Feind! Der Hauptmann schüttelte wieder den Kopf, und als er nicht aufhörte zu drängen, schickte er ihn zum Regimentskommandeur. Der erlaubte ihm, daß er auf eigene Verantwortung am nächsten Sturmangriff teilnehmen dürfe.

Fünf Uhr morgens. Es dämmert fahl über den Bajonetten der Sturmtruppen. Der Kanonendonner verstummt jäh. Die Angreifer steigen auf die Deckung und stürzen über ein Stoppelfeld dem Feind entgegen. Löns ist in der ersten Linie. Da prasselt heftiges Gewehrfeuer von drüben in die Reihen, und ehe die Kompanie Deckung suchen kann, bricht Löns zusammen. Blattschuß! « Ich hab' eins gekriegt », haucht er noch. Dann war's aus.

Ein Kamerad kroch zu ihm hin, obwohl er selber verwundet war. Da lag er. Um seine schmalen Lippen blieb ein leises Lächeln. Beinahe wie ein schlafender Knabe sah er aus, so jung und schön war sein Gesicht wieder. Das war der Tod, den er sich gewünscht hatte...

Er ist nicht mehr. Und doch ist er aus dem großen Ringen heimgekehrt zu seinem Volke; denn seine Lieder klingen überall im deutschen Land, sein Wehrwolf macht den Jungen heiße Backen, und über die Heide geht sein Name von Mund zu Mund. Und so wollen auch wir seinen Namen in das Buch der Unvergessenen schreiben und in unser Herz. Weidmannsheil, du toter Jäger! Weidmannsheil, du unsterblicher Dichter!

O. Schnell (gek.)

# Sieg

**A**uf dem Feldherrnhügel bei Frögenau, das Dorf Tannenberg vor Augen, wo 1410 die Slawenübermacht den Deutschen Ritterorden schlug, nahm Hindenburg die Siegesmeldungen von allen Fronten der gigantischen Schlacht entgegen. Ruhig. In dem bescheidenen Selbstbewußtsein, das er von seinen Soldaten verlangte. Die Kerle haben gehalten, was er von ihnen erhoffte. Mehr als das. Welch prächtige Kämpfer vom ersten Offizier bis zum letzten Mann!

Er drückte dem Generalleutnant Ludendorff und dem Oberstleutnant Hoffmann stumm die Hand. Sie haben Tag und Nacht seine Anordnungen bis ins kleinste durchgearbeitet und zum Tatbefehl werden lassen.

Dann fuhren die Führer der Schlacht in die siegenden Truppen hinein. Mit ihnen hinter dem Feinde her!

« Das ist er! »

« Wer? »

« Unser General! »

« Wie heißt er? »

« Ich weiß nicht. »

« Der hat ja nicht einmal Zeit gehabt, Feldgrau anzuziehen. in seiner Offizierlitewka hat er die Schlacht geschlagen. »

« Wie heißt er? Hier — der weiß es. »

« Von Beneckendorff und von Hindenburg. »

« Ach — der Kommandierende vom IV. Korps. Von den Magdeburgern. »

« Den hat man doch vor ein paar Jahren spazieren geschickt? Mit Pension und so. »

« Der und spaziergehen. Der geht druff wie Blücher! »

« Der geht noch doller druff! Kinder! Kinder! Ich glaube, wir haben mindestens 10 000 Gefangene gemacht. » Noch ahnte keiner die Größe des Sieges...

93 000 waren gefangen! Gloria!

350 Geschütze erobert und fast alle Munitionskolonnen von drei russischen Korps! Viktoria!

Alfred Hein (gek.)

# Tannenberg

(1410/1914)

Über die dunkel bewaldeten Höh'n,  
über die masurischen Seen  
leuchtet brennender Dörfer Fanal,  
blitzt des Krieges Wetterstrahl.

Ringsum regnet's von Eisengeschossen;  
Reiter gleiten von stürzenden Rossen:  
deutsche Faust fällt dröhnend und schwer  
auf das flüchtende Russenheer.

Über den dunkel bewaldeten Höh'n,  
über den masurischen Seen  
mischt sich in den Wolkenflug  
reisiger, blitzender Heereszug.

Schilde krachen und Schwerter flammen;  
eiserne Reiter stoßen zusammen:  
Deutschritter, die in grauen Tagen  
hier von Tataren und Polen geschlagen!

Unten auf Erden, oben am Himmel  
Schlachtenrufe und Kampfgetümmel,  
aber diesmal hat deutsche Kraft  
alle Barbaren dahingerafft.

Diesmal war es deutscher Triumph.  
In den Wäldern, den Seen, dem Sumpf  
liegt begraben, stöhnend und schwer,  
das zertrümmerte Russenheer. Paul Enderling

\*

**H**indenburg — Hindenburg  
vorne oder hinten,  
irgendwo da kommt er durch,  
wo — das wird sich finden!

Aus einem nach der Tannenbergsschlacht  
entstandenen Soldatenlied

Soldat zu werden war für mich kein Entschluß,  
es war eine Selbstverständlichkeit. Hindenburg

## Das heilige Lied

(Langemarck, 21. Oktober 1914)

Um die Stunde des Frühnachmittags, da es bei den Stäben sicher war, daß der erste Schlachttag von Langemarck verloren sei, erstickt, erwürgt und erschlagen, um diese Stunde ist es dann in einem Winkel dieser erbarmungslosen Sterbelandschaft gewesen, daß mitten in den Seufzern der Verwundeten, angesichts der Toten, Hunderte und Hunderte von Toten, mitten im Jammern, mitten in der siedendheißen letzten Not — daß sich plötzlich eine Stimme erhob. Eine helle, klingende, vertrauende Stimme, ruhig und schön.

Im rasenden Brodeln und Rollen der Schlacht ist sie kaum zu vernehmen, zart wie ein Hauch schwebt sie zwischen wachsgelben Gesichtern, blutenden Gliedern und Sterbegebeten hoch. Der schnelle Hieb einer vorbeisurrenden Kugel könnte sie zertrümmern und zerstören.

Aber sie ist nicht zertrümmert und zerstört worden. Denn eine zweite Stimme kam zaghaft, zuerst ungläubig, dann mutiger hinzu. Eine dritte, zaghaft, dann fest und feierlich, und noch eine und noch eine. Und dann sind es zehn und fünfzehn und werden immer mehr.

Die Verwundeten horchen auf und heben sich hoch. Die Sterbenden versuchen noch, den Kopf dorthin zu wenden.

Und Stimme um Stimme findet sich ein.

Tiefe Stimmen und hohe, tapfere und verzweifelte, laute und leise, starke Stimmen und schüchterne Stimmen, hallende und brechende, klare und heisere, kindliche und männliche. Und ein Gesang löst sich los von der tödlichen, verfluchten Erde, aus Äckern und aus den Wiesen steigt es auf, das Lied, das Lied, das Lied!!! Offizier und Mann, Freiwillige und Landwehrleute — — — « Deutschland — — — Deutschland — — — über — — — alles — — — über — — — alles in — — — der — — — Welt — — — » Und die Übriggebliebenen, die

Unversehrten, denen bis jetzt noch nichts geschehen ist, klammern die erdverklebten Hände um ihr Gewehr, heben die Köpfe hoch, furchtlos, und singen die heiligen Worte. Manche haben Tränen der Wut und der namenlosen Erbitterung in den Augen, sie lassen die Tränen über die Wangen rinnen und singen. Verwundete vergessen ihre rotleuchtenden Verbände, heben sich auf und singen die heilige Melodie. Und wer unter ihnen nicht mehr imstande ist, sich zu bewegen, singt, die blassen Lippen dicht am Boden, in die Erde hinein.

« — — — wenn — — — es — — — stets — — — zu  
— — — Schutz — — — und — — — Trutze — — — »

Und das Wunder geschieht, das unvorstellbare Wunder. Schon steht, inmitten der neu heranwogenden Sturmflut von Knallen, Bersten, Aufflammen, Dröhnen und Splittern, inmitten des neu ausbrechenden Vulkans von Eisenklumpen und Stahlregen, steht einer aufrecht, und jetzt noch einer, und noch einer, ein Fünfter, Zehnter, da und dort, und noch mehr, manche ohne Helm, mit wehenden Haaren und freien Stirnen, manche mit durchbluteten Verbänden um die Hand, um den Arm, um den Kopf — und jetzt ist es eine dünne, ganz dünne, todesentschlossene Stürmerreihe geworden — ein Offizier, dem der Rock in Fetzen gerissen ist, reißt sich den hemmenden Verband von der Schulter, stürzt vorwärts und mit ihm die anderen, und mit allen — das Lied, das Lied: « — — — Brü — — — der — — — lich — — — »

Es sind keine Menschen mehr, keine Kinder, Jünglinge und Männer mehr, die da ankommen, mehr schwankend und fallend als laufend, mit dem Sturmgesang auf den Lippen, Schritt um Schritt, unaufhaltsam, unhemmbar — auf diesen gespenstigen, teuflischen, feuerspeienden Häuserrand zu, es sind unwirkliche Gestalten aus einer Sage, mit glühenden Gesichtern, mit brennenden Augen —

« — — — zu — — — sam — — — men — — — hält  
— — — ».

Und einen Augenblick scheint es, als ob Langemarck in eisigem Entsetzen den Atem anhalten würde vor diesem apokalyptischen Traum, der da angetaumelt kommt, dann aber bricht jäh aus allen Winkeln und Ecken der Landschaft ein vertausendfachtes Geklirr, Gefauche, Geschmetter; ein

brühheies Gewölbe aus Schrapnellwolken, Erdfontnen, Eisenzacken und Flammenbgen kommt auf die Stürmenden herunter und bricht über ihnen zusammen.

Das Lied stirbt.

Es stirbt, wie die sterben, die es gesungen haben und die es noch auf den Lippen haben.

Stimme um Stimme verdunkelt sich, verrchelt, schweigt. Mund um Mund klafft auseinander. Stirn um Stirn sinkt zu Boden.

Dort, dicht vor den Gärten der ersten Häuser von Langemarck, liegt nun die vorderste Reihe, stummer, grauer Hügel.

\*

Wer den Gesang zuerst begonnen hat, niemand weiß es. Wer ihn dann aufgenommen und weitergetragen hat, niemand weiß es. Wer zuerst aufstand und vorwärts stürzte, niemand kennt ihn. Verwundete konnten davon berichten. In der Schläfrigkeit ihrer Schmerzen haben sie mitgesungen, mitgebrummt und mitgesummt, bis die Ohnmacht und die Dunkelheit sie wieder in ihre Arme nahm.

Hermann Thimmermann

\*

**U**ngeachtet des Mangels an Offizieren stellten sich diese Knaben unseren Kanonen entgegen, marschierten unbeirrt gegen die Läufe unserer Gewehre und fanden furchtlos scharenweise den Tod. Das ist die Frucht eines Jahrhunderts nationaler Disziplin. Die Kraft der preußischen Kriegsmaschinerie schließt sie zusammen, damit sie sich für die nationale Existenz einsetzen, und ihr Vorgehen beweist, daß für sie « Deutschland, Deutschland über alles » kein leerer Schall ist.

Aus einem amtlichen englischen Bericht  
vom 12. November 1914

## Langemarck

**D**as war am Tage von Langemarck —  
da stürmten, ein Lied auf den Lippen,  
die gestern noch trugen das farbige Band;  
und tausend Tode ritten durchs Land  
und mhten mit sausenden Hippen ...



Das war am Tage von Langemarck —  
Es dampfte die flandrische Erde  
vom jüngsten, vom edelsten deutschen Blut —  
Du pfeifende Kugel, wie trafest du gut!  
O heilige Opfergebärde!

Das war am Tage von Langemarck —  
Da trugen am wallenden Kleide  
viel Mütter und Bräute den dunkelnden Flor  
und schluchzten zum herbstlichen Himmel empor  
in Trauer und brennendem Leide.

Und wieder Gedenktag von Langemarck,  
und Deutschland in Schmach und in Ketten...  
Es klagen die Toten die Lebenden an:  
« Was hast du, o deutsche Jugend, getan,  
die Heimat, die teure, zu retten? »

Und es hebt sich am Tage von Langemarck  
ein brausender Sturm in den Lüften.  
Dem Mann der Maschine, dem Bauer im Land  
reicht stumm der Student zum Schwure die Hand  
über unvergeßlichen Gräften:

« Ihr Toten, ihr bleichen, von Langemarck,  
wir treten in eure Spuren!  
Einst gellt über flandrische Erde der Schrei:  
Getilgt ist die Schande, und Deutschland ist frei,  
und frei sind die heimischen Fluren! »

Heinrich Anacker

## Batterie Heuß

(1. November 1914)

**U**nter dem Vortritt der Pioniere versuchten die Württemberger in Messines einzudringen. Sie reißen eine Bresche in die erste Barrikade und gewinnen 50 Meter Raum. Dann mäht Seiten- und Rückenfeuer die Stürmenden nieder. Da

werfen sie sich gegen die feuerspeienden Mauern, schlagen mit Beilpickeln Löcher und erobern in wütendem Gemenge die nächstliegenden Häuser. Weiterzudringen erweist sich als unmöglich. Dunkle, vom Mündungsfeuer der Geschütze rotgestriemte Nacht senkt sich auf Messines und die Geländewelle von Wytschaete. Der Engländer hält mit verbissenen Zähnen stand. Da wiederholt sich das Beispiel von Lille. Wie dort, wird auch in Messines ein einzelnes deutsches Geschütz vorgerissen und mitten in der Bresche aufgepflanzt.

Im Morgenrauen kracht der erste Schuß, kurz darauf jagen noch zwei andere Geschütze heran. Zuerst wird der Kirchturm zusammengeschossen, auf dem das Maschinengewehrnest der Verteidiger aufgebaut war, dann beginnt die zweite Barrikade einzustürzen. Die Kanoniere opfern sich, denn die Kugeln der britischen Schützen rafften sie, einen nach dem andern, weg. Da springt Hauptmann Heuß als Richtkanonier ein und feuert weiter. Die zweite Barrikade bricht zusammen, die Infanterie schwingt sich darüber hinweg und stürmt den Marktplatz.

Nun beginnen die Engländer den Ort zu räumen, werfen aber sofort Marinegeschosse herein. Eine Schiffsgranate schlägt in die deutsche Batterie und tötet Heuß, Oberleutnant Gundert und drei Kanoniere. Doch was tat's — der Schlüsselpunkt der Wytschaetstellung ist genommen. Hermann Stegemann

## Heeresbericht

Amtlich. Großes Hauptquartier, 22. Febr. 1915.

Östlicher Kriegsschauplatz.

Die Verfolgung nach der Winterschlacht in Masuren ist beendet.

Bei der Säuberung der Wälder nordwestlich von Grodno und bei den in den letzten Tagen gemeldeten Gefechten im Bobr- und Narewgebiet wurden bisher ein Kommandierender General, zwei Divisionskommandeure, vier andere Generale und annähernd vierzigtausend Mann gefangen, fünfundsiebzig Geschütze, eine noch nicht festgestellte Anzahl von Maschinengewehren nebst vielem sonstigen Kriegsgerät erbeutet.

Die Gesamtbeute aus der Winterschlacht in Masuren steigt damit bis heute auf:

7 Generale,  
über 100 000 Mann,  
über 150 Geschütze,

und noch nicht annähernd übersehbares Gerät aller Art, einschließlich Maschinengewehre.

Schwere Geschütze und Munition wurden vom Feinde mehrfach vergraben oder in die Seen versenkt; so sind gestern bei Lötzen und im Widminner See acht schwere Geschütze von uns ausgegraben oder aus dem Wasser geholt worden.

Die zehnte russische Armee des Generals Baron Sievers kann hiermit als völlig vernichtet angesehen werden.

Oberste Heeresleitung

## Der Erstürmer von Kowno

(18. August 1915)

**A**m 25. Dezember 1914 erhält Litzmann die erfreuliche und ihn doch betrübende Nachricht, daß er sich von seiner Division trennen müsse, da er laut allerhöchster Kabinettsorder zum General der Infanterie befördert und mit der Führung eines Reservekorps beauftragt worden sei. Er wird Kommandierender General des 40. Reservekorps.

Die Feuertaufe erhält sein Korps bei der Winterschlacht in Masuren. Sie wird nach langwierigen, schwierigen Kämpfen gewonnen. Die 10. russische Armee ist vernichtet, 110 000 Gefangene gemacht. « Was von den deutschen Truppen in der masurischen Winterschlacht » — so schreibt Litzmann selbst — « an Anstrengungen, Entbehrungen und Leiden überwunden, und was von ihnen an Ausdauer und Tapferkeit geleistet worden ist, wird man in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker kaum übertroffen finden. »

Die strategische Ausnutzung des Sieges der Winterschlacht in Masuren ist indes nicht möglich, da die Russen mit ihrem schier unerschöpflichen Menschenmaterial immer wieder nachdrängen, angreifen. Am 13. April 1915 besuchen Militärattachés

verschiedener neutraler Länder Litzmann. Er hält eine kleine Ansprache, in der er klar und offen zum Ausdruck bringt, daß dieser furchtbare Krieg Deutschland freventlich aufgezwungen worden sei, und daß dem deutschen Volke der ihm gebührende Platz an der Sonne eingeräumt werden müsse.

In den Maitagen 1915 wehrt Litzmann in dreitägigem Kampf einen gefährlichen russischen Vorstoß glücklich ab, so daß die ostpreußische Bevölkerung erleichtert aufatmet. Die langwierige Eroberung des Kownoer Waldes folgt. Der Gedanke einer Eroberung der Festung Kowno taucht auf und wird festgehalten. Wieder soll es dem nun 65½-jährigen General Litzmann beschieden sein, seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen!

Kowno hat fast 100 000 Mann Besatzung. Einschließung der Festung ist deshalb nicht möglich. Am 21. Juli beginnen Artillerie und Infanterie des 40. Reservekorps mit dem Angriff: Die am weitesten vorgeschobenen Stellungen des Gegners werden durchbrochen und genommen. Daraufhin beauftragt Generaloberst von Eichhorn am 23. Juli Litzmann in aller Form mit der Eroberung von Kowno! Litzmann läßt seine Angriffsartillerie aufmarschieren und beschleunigt die Durchführung des Angriffs.

Am 8. August beginnen die Angriffsbatterien sich einzuschließen. Das gewaltige Kriegskonzert, das ewige Donnern der Kanonen nimmt seinen Anfang. Die Infanterie greift zur Unterstützung ein, erringt erste Erfolge, macht Gefangene, bis der Artilleriekampf sich zum Erfolge, ja zum Siege neigt. Die Ereignisse vollziehen sich in rascher Folge. Der Fortgürtel wird durchbrochen. Überall dringen die deutschen Truppen vor; die Frontlinie wird von Litzmann in Besitz genommen. Die Russen sind entsetzt, verzweifelt, unfähig, energische Gegenmaßnahmen zu ergreifen.

Die Stadt brennt. Der Übergang über den Njemenstrom wird am 17. August erzwungen. Litzmann ist, wie stets, ganz vorn.

Der Augenblick der endgültigen Erstürmung und Besitznahme von Kowno ist gekommen! Litzmann, der Kommandierende General, leitet persönlich den Angriff. Er ist es auch, der als erster am Dünaburger Tor auf dem Hauptwall der Festung steht und sein brausendes « Hurra » in den Abend

hineinruft. Am Morgen des 18. August ist die gesamte Festung in seiner Hand. Litzmann zieht in Kowno ein! 20 000 Gefangene und 1558 Geschütze, Munition und Kriegsgerät und gewaltige Vorräte an Lebensmitteln hat er erbeutet. Der Sieg ist über Erwarten groß.

Litzmann empfängt folgendes Telegramm vom Kaiser: « In unwiderstehlichem Ansturm ist es den von Ihnen geführten Angriffstruppen gelungen, Kowno, das stärkste Bollwerk der inneren feindlichen Verteidigungslinie, zu überrennen. Diese Tat wird immer ein leuchtendes Beispiel dafür bleiben, was frisches Zugreifen mit deutschen Truppen zu erreichen vermag. Indem ich Ihnen meinen Dank und meine Anerkennung ausspreche, verleihe ich Ihnen das Eichenlaub zum Pour le mérite. »

Mit völlig unzureichenden Mitteln hat General Litzmann diese Erstürmung von Kowno durchgeführt. Sein und seiner tapferen Truppen heldenmütiger Angriffsgeist, der an die größten Taten deutscher Geschichte mahnt und erinnert, hat dieses schwere Werk zustande gebracht. Litzmann hat sich auch hier wieder, ähnlich wie in Brzeziny, als der alte Draufgänger und Feuerkopf gezeigt, der er stets gewesen ist. Brzeziny und Kowno sind nicht nur Marksteine im Leben eines Karl Litzmann, sie sind Marksteine der gesamten deutschen Nation!

Über die Eroberung von Kowno aber schreibt Ludendorff: « Die Erstürmung von Kowno war eine unerschrockene Tat. Mit geringeren Mitteln ist noch keine Festung angegriffen worden! »

\*

**M**it Jubel nahm Litzmann am 15. Juli 1870 die Mobilmachung Preußens gegen Frankreich auf. Am 1. August rückte er ins Feld. Der Abschiedsgruß seiner Mutter lautet: « Es ist nicht nötig, daß Du wiederkehrst, wohl aber, daß Du Deine Schuldigkeit tust. »

H. Kube

# Deutsche Infanterie

**A**uf sandigem Berg am Waldesrand  
steht ein hölzerner Unterstand  
halb im Schatten der Kiefern versteckt,  
hoch mit Erde und Gras bedeckt.  
Drinne zwischen den breiten Stützen  
Schreiber am Telephone sitzen,  
und über Karten und Papier  
beugt sich ein Generalstabsoffizier.  
Zeichnet und mißt mit ernstem Gesicht,  
alles andere kümmert ihn nicht!

Draußen aber im Sonnenstrahl  
steht der Führer, der General.  
Mütze und Mantel ein wenig zerschlissen,  
fest die Zähne zusammengebissen,  
straff die Haltung, die Faust geballt,  
eisgrau das Haar, doch die Augen nicht alt,  
die in stählernem Vertrauen  
in die Tiefe hinunterschaun!

Unten vor ihm am Bergeshang  
kracht es die ganze Front entlang.  
Platzende Granaten blitzen,  
haushoch Eisen und Erde spritzen,  
Wolken, giftig, gelb und grün,  
kriechen über den Boden hin,  
decken nun schon seit Tagen das Leben,  
das drunten liegt in den Schützengräben.

In den Gräben bei Somme-Py  
liegt die deutsche Infanterie,  
liegt seit Tagen, ohne zu weichen,  
zwischen Sterbenden und Leichen,  
nichts als Jammer und Not zu schauen,  
nichts als hartes Brot zu kauen;  
wenig Wasser aus schmutzigen Näpfen  
mit der mageren Hand zu schöpfen;

wehrlos in Wind und Wetterschloßen,  
halb verschüttet von Geschossen,  
unter des Rauches grauen Wogen  
schon seit Tagen dem Blick entzogen.

Aber weiter im Sonnenstrahl  
steht und wartet der General,  
sieht die Blitze und zuckende Flammen,  
preßt die Zähne noch fester zusammen  
wendet nicht den stählernen Blick  
von dem gewaltigen Schauspiel zurück,  
eisern der Wille, kühl das Blut,  
doch das Herz so warm, so gut.

Leise naht ein Offizier:  
«Anfrage aus dem Hauptquartier  
bringt soeben das Telephon:  
Wird sie halten, die Division?? — »  
Und der Alte mit ernstem Gesicht  
wendet sich leise um und spricht:  
«Nichts als die kurze Antwort gebt:  
Sie wird halten, solange sie lebt!! »

Abends, als die Sonne sank,  
las man zu Haus auf der Ofenbank:  
«In den Belgrader Konak schon  
drang ein deutsches Bataillon,  
und fünf Stürme bei Somme-Py  
wies zurück unsre Infanterie! » —

Die Geschichte weiß zu melden  
von gar vielen Tapfern und Helden;  
pries man doch mit Posaunenton  
uns in unserer Kindheit schon,  
wie die Griechen und Römer starben,  
die sich Ruhm und Ehre erwarben.

Niemals aber wird erreicht,  
was dem deutschen Fußvolk gleicht;  
Kennt nur seine harte Pflicht,

äußere Ehren kennt es nicht.  
ernst das Auge, blaß die Wangen,  
leise in den Tod gegangen.  
Wo des Vaters Leib verdorrt,  
folgt still der Sohn und spricht kein Wort.

Bunte Lappen, Ordensbänder,  
schön gestickte Schmuckgewänder  
sind gar mancherlei erdacht. —  
Aber nicht für euch gemacht!  
Aber wißt, in eurer Hand  
liegt das ganze Vaterland.  
Und zu hoch seid ihr gestellt  
für den eitlen Glanz der Welt.  
Unter denen, die stolzieren  
und geputzt einherschreiten,  
läßt sich auch nicht einer finden,  
wert, die Schuhe euch zu binden!

Schlicht und tapfer, spät und früh  
unverzagt in Stürmen,  
anspruchslose Infanterie:  
Möge Gott dich schirmen!

Erich von Linsingen

## Mein junger Leutnant

(Vor Brest-Litowsk, 16. August 1915)

Meinen jungen Leutnant sah ich lachen  
mit den Augen eines Liliencron,  
eine Zigarette schief im Munde,  
war ihm jeder Landsturmmann ein Sohn.

Meinen jungen Leutnant sah ich gehen  
in den Schützengräben hin und her.  
Kugelhagel. Gab er auf das Lachen?  
Strich er seine Flagge? Nimmermehr!



Meinen jungen Leutnant sah ich stürmen,  
in der Faust den weißen, blanken Stahl;  
zwar die Zigarette flog zu Boden,  
doch er lachte trotzig siebenmal.

Meinen jungen Leutnant sah ich fallen,  
eine Russenkugel traf sein Herz.  
« Weiter! » hörte ich ihn lachend rufen;  
eisern zwang er nieder seinen Schmerz.

Meinen jungen Leutnant sah ich liegen  
unter Birken fern im Polenland.  
Blumen lachen leuchtend auf dem Hügel;  
lachend grüß' ich meinen Leutnant.

Oder soll ich um den Leutnant weinen?  
Nein, mein Herz! Er hatte u n s e r n Sinn —  
denn wir lachen auch in allen Stürmen,  
geben auch das Leben lachend hin.

Gorch Fock

## Die befohlene Linie

**L**angsam steigt der junge Tag empor. Die blinkenden Sterne werden blasser und weniger am grünlichblauen Dämmerhimmel. Ein wunderschöner Tag kommt, ein schöner Morgen ohne Wolken. Ein richtiger Großkampftag beginnt mit bester Fernsicht für Flieger und Artilleriebeobachtung. Ein blutiger Tag wird es sein.

Das Jagen der Granaten wird immer dichter und heftiger. Zögernd beginnt das Trommeln. Abschüsse und Einschläge verwischen sich zu einem tiefen Brummen, und über unsern Köpfen ist es ein einziges langgezogenes Geheul der vorbeiflitzenden Geschosse. Gegen Ende der B.-Zeit<sup>1</sup> gehen dicht hinter uns einige Munitionshaufen der Minenwerferkompanie in die Luft. Die feindliche Abwehr nimmt ständig zu. Die Bataillone rechts von uns, hauptsächlich zwischen Chaume-Wald und

<sup>1</sup> Bereitschaftszeit

der Höhe 304, liegen schon im schwersten Vernichtungsfeuer, denn eine größere Entfernung von der französischen Linie gestattet dort der gegnerischen Artillerie, ohne Gefährdung der eigenen Leute die deutschen Sturmtruppen niederzuhämmern. Wir sind ja knapp fünfzig Meter vom Franzmann und daher verhältnismäßig sicher vor größerer Beschießung. Aber Gottes Erbarmen für die Meldegänger oder Munitionsträger, die jetzt durch die Ornesschlucht oder über den Grenadierweg müssen!

Fünf Uhr! Im Osten, über der fernen Heimat, steigt sieghaft die Sonne empor. Wir haben sie also doch noch gesehen. Morgenrot! Morgenrot! Mit der Helligkeit wachsen uns wieder Mut und Selbstvertrauen.

Der Vize liegt auf dem Bauch, hat die Arme auf der niedrigen Grabenböschung und beobachtet vorsichtig durch das Glas. Erforscht das dampfende Vorgelände.

Manchmal heulen Salven knapp über unsere Köpfe hinweg, gehen kaum zwanzig Meter vor uns in den Boden. Steine und harte Schollen prasseln auf uns herab. Der Geschoßqualm wird immer dichter, verdeckt die emporsteigende Sonne. Wir sind blutleer im Gehirn, haben keine Gedanken mehr, keinen eigenen Willen.

5.15 Uhr!

« Fertigmachen! »

Kientz hat sich erhoben, steckt das Glas ein, nimmt seinen Stahlhelm vom Kopf, trocknet sich die Stirn mit dem Rockärmel. Setzt den Helm auf. Zieht den Kinnriemen an. Holt eine Schachtel Zigaretten aus der hinteren Rocktasche. Verteilt die zwanzig Zigaretten, steckt sich selbst die letzte in den Mund, wirft die leere Schachtel feindwärts ins Niemandsland.

« Los, alles fertigmachen! »

Unser Zugführer raucht langsam, hängt seine Handgranatensäcke um, schnallt sein Koppel fest, nimmt die Gasmaske aus der Büchse. Befestigt sie griffbereit.

« Seitengewehr pflanzt auf! » schreit der Vize nach rechts und nach links.

Wir ziehen die blanke Waffe, stecken sie auf die Mündungen. Der Vize schiebt noch eine sechste Patrone in die Kammer seines Karabiners, pflanzt einen Stoßtruppdolch auf. Seine

Bewegungen sind gleichmäßig, ohne Hast. Ruhig und beherrscht schaut er auf seine Uhr.

« Los, erster Zug, folgen in den Sappenkopf! »

Vom Sappenkopf aus wird gleich, in wenigen Minuten, der Sturm losbrechen, werden wir uns in die rasende Hölle stürzen.

Wir gehen gebückt. Ich bin der dritte hinter dem Vizefeldwebel, und hinter mir, Mann an Mann, folgt der Stoßtrupp. Ganz zuletzt kommen die Sanitätsgefreiten Willems und Voß mit gutgepackten Verbandtaschen und einer zusammenklappbaren Bahre.

Es ist 5.21 Uhr.

Das Trommelfeuer rast.

Knapp über uns hinweg brausen die schweren Steilfeuer- geschosse, heulen die leichten Feldgranaten. Schwefeliger Qualm kriecht in Manneshöhe dahin, benimmt uns den Atem, verfinstert die Sonne. Rabenschwarze Nacht ist es plötzlich um uns. Die Hölle um Verdun ist los! Die Hölle — — !

Dazwischen reißen dunkelrote Stichflammen die schwarze Qualmwand in Fetzen.

Raketen schnellen empor.

Es ist nur noch ein einziges Brodeln, ein Malmen und Beben.

Kurzschüsse prasseln rechts von uns in die eigenen Linien. Manchmal ein Schrei, langgezogen, fürchterlich, ersterbend im Rasen der Schlacht.

Erde zittert.

Lungen keuchen nach frischer Luft. .

Heiße Stichflammen berstender Granaten lecken über gebückte Rücken, versengen Uniformen. Hierhin und dorthin wirft einen der Luftdruck.

Ein Ende! Ein Ende!

Minen steigen wie Feuerwerk empor, wuchten dumpf ihre Doppelzentner ins wankende Gelände vor uns. Wir spüren bei jedem Einschlag einen körperlichen Schmerz, einen Druck im Gehirn, einen Schlag unter der Fußsohle.

Keine Gedanken mehr. — Alles ist wirr im Kopf. — Raserei erfaßt uns. — Werden trunken vom Titanenlärm. — Kein Gefühl mehr im Körper. — Nichts mehr. — Alles erstarrt. — Glieder sind bleischwer. Man lebt und denkt nicht mehr an

den Tod, an gar nichts. Und in der Brust nur einen Drang, eine Lust, endlich Schluß zu machen.

Schluß! Schluß! Schluß!

Da zischt wie ein gewaltiges Ausrufezeichen die rote Signalarakete kerzengerade hinter uns empor, erhebt sich hoch über die Qualmdecke. X-Zeit! 5.30 Uhr! Sturm!

Gleichzeitig schlägt wie eine schwergewapanzerte Riesenfaust das feindliche Abwehrfeuer dröhnend in unsere Ausgangsstellung. Die Sturmzüge rechts und links neben uns werden zuerst erfaßt, niedergehämmt. Die Sappenköpfe füllen sich mit Leichen. Wir werfen uns flach in den Kot der Grabensohle.

Eine Minute lang stockt der Angriff. Dann springt der Vize kurz entschlossen auf die Böschung, dreht sich um, brüllt etwas zurück. Sein Schreien geht unter im Toben der Explosionen. Erde, Steine prasseln auf uns herab. Wir springen auf die Deckung, hinter Kientz her, Mann hinter Mann. — Sind im Niemandsland. — Kochende Erde, Steinregen, heiße Stichflammen, entfesselte Gewalten. Drahtfetzen greifen mit wippenden Enden nach Uniformen. Zu Knäueln geschossene Spanische Reiter werden überklettert. — Stiefel versinken tief in schlammigen Trichtern. — Wie Peitschenhiebe knallt uns ein Maschinengewehr entgegen. — Jetzt der feindliche Sappenkopf. Weiter! Weiter!

Zwei, drei Franzosen mit hochgehobenen Händen. Beachten sie nicht, rennen weiter. Da — — der Kampfgraben, gräßlich beschmutzt, aber ohne Besatzung. Nur Leichen liegen da mit seltsam verrenkten Gliedern in schwärzlichen Blutlachen. Steigen darüber hinweg.

Weiter! Weiter!

Hinter uns, vor uns, neben uns die trommelnde Hölle. Immer weiter, weiter!

Dringen durch bis zum dritten Kampfgraben, ohne Widerstand. Da, beim Umgehen einer Schulterwehr treffen wir die Besatzung. Die Leute haben sich vor dem deutschen Trommelfeuer in einen Stollen geflüchtet und finden nun keine Zeit mehr zum Widerstand. Kientz spricht sie menschlich an in ihrer Landessprache, und sie strecken die Gewehre, kommen aus dem Stollen- voran ein Offizier. Ein kriegsstarker Zug ist es mit drei Maschinengewehren. Weiter, weiter, nur keinen unnötigen

Aufenthalt! Jetzt noch einige knappe hundert Meter, und die befohlene Stellung ist erreicht. Wir dringen durch und stehen nun trotzig, blutig, atemlos auf der befohlenen Linie, auf Punkt R, so wie es im Armeebefehl vorgesehen war. Drei Tote und acht Verwundete unseres Zuges sind unterwegs im Sperrfeuer geblieben. Der Vize schaut auf seine Armbanduhr.

Es ist 5.46 Uhr.

P. C. Ettighoffer

## Der Pionier

**I**m Januar 1915 erhielt ein brandenburgisches Regiment an einem regnerischen Tage den Befehl, mittags zwölf Uhr die gegenüberliegende französische Stellung zu stürmen. Für die Mehrzahl der Soldaten war der angeordnete Sturm der erste ihres Lebens, denn das Regiment, das in den Kämpfen der vorhergehenden Monate schwere Verluste erlitten hatte, hatte einige ruhige Wochen hinter sich, und gerade in dieser Zeit war es durch inzwischen ausgebildete Kriegsfreiwillige aufgefüllt worden.

Die Kompanien standen schon lange vor der festgesetzten Zeit in den Ausgangsgräben bereit. Die jungen Soldaten, in dem ehrgeizigen Bestreben, sich endlich ihren soviel erfahreneren Kameraden gegenüber als gleichwertig zu erweisen, erlebten Stunden der Spannung, die nur wenige mit völligem Gleichmut zu überstehen vermochten. Die « Alten » unterhielten sich mit knappen Erzählungen aus früheren Gefechten, und der sachliche Gleichmut, mit denen sie von den schwersten und seltsamsten Verwundungen sprachen, erregte bei den « Neuen » Schauer und Bewunderung zugleich. Sie kannten den Frontbrauch jener ersten Kriegsmonate noch nicht genügend, um zu erkennen, daß sie hier auf eine erste Probe gestellt wurden. Doch bestanden sie diese Probe, auch ohne daß sie die Absicht in den Gesprächen der Kameraden erfüllten. In vielen Augen stand die Angst vor dem, was kommen sollte und mit dem Verrinnen der Minuten und Stunden unabänderlich heran-nahte, denn die Gelassenheit vor dem Kampf ist eine Frucht, die allzuschwer errungen werden muß, als daß sie jenen jungen Menschen schon hätte zu eigen sein können. Aber mochte auch

die Angst aus den unruhigen Augen und Händen sprechen, in allen Gesichtern stand dennoch zu lesen, daß jeder entschlossen war, tapfer zu sein und alle Kräfte der Seele einzusetzen, um vor sich selbst zu bestehen. Diese Kriegsfreiwilligen hatten so gut wie die «alten Soldaten» die eine Erkenntnis trotz ihrer jungen Jahre schon gewonnen — mochten sie auch nicht imstande sein, sie in Worte zu fassen —, daß der Mensch nur soweit verdient, den Namen Mensch zu tragen, als er imstande ist, Herr seiner Triebe zu sein. Nicht, daß wir die Angst der Kreatur und ihren blinden Willen zu leben in uns fühlen, erniedrigt uns; aber geschlagen wären wir, hätten wir nicht die Kraft, das Zittern in uns zu überwinden.

Die Gespräche im Graben waren längst verstummt, auch die «Alten» begannen das Gewicht der Stunde zu empfinden, regungslos saßen und standen oder lehnten die Männer an ihren Plätzen. Plötzlich lief eine Welle von rechts heran, erfaßte zur selben Zeit die stumpf Dahinbrütenden, die Gleichmütigen und die Aufmerksamen und war schon weiter geflossen; selbst die Schlafenden erwachten und erhoben sich, und überall sah man im immer noch rieselnden Regen den matten Stahl der Bajonette aufblinken. Wenige Minuten später schlug mit glühendem Schrei eine zweite, eine heißere Welle in den Graben hinein, schlug sofort wieder feindwärts hinaus und riß die Soldaten aus ihrer Deckung auf das ebene Feld hinauf, auf dem sofort der Tod in wilden Sprüngen zu tanzen begann. Aus dem Schutz der Erde brach die gestaute Kraft eines ganzen Regimentes hervor, ergoß sich in rasender Flut gegen die Gräben des Feindes, entlud sich in Schreien der Wut, der Erregung, im fanatischen Schwung eines dämonischen Willens — der braune Boden war überflammt von einem grauen, brüllenden, jagenden Sturm, einem donnernden Orkan von Männern und Waffen, der in den ersten feindlichen Graben hineinschlug und sofort darüber hinaus schwoll, der weiterfuhr in brausendem Toben und den zweiten Graben mit tausend glühenden, stählernen Spitzen erreichte, überrannte, der niederschlug, was sich verzweifelt, verbissen wehrte und nun zum dritten Sprung gegen die letzte Stellung des Feindes ansetzte.

Das Gebrüll der Geschütze, das Rasseln der Maschinengewehre hatten die Stürmenden und die zahllos Gefallenen

kaum vernommen und noch wanden sich selbst die Verwundenen in der knirschenden Wut, in der ersten Erschütterung des Angriffes, aber der Feind sah den Erfolg seiner Waffen, beugte sich über sie und jagte hinaus, was die Läufe nur fassen konnten.

Der Sturm der Brandenburger aber schwoll weiter, sie liefen — immer noch dichte Wellen — über das freie Feld, sie setzten in Laufgräben dem Gegner nach, fuhren in die Unterstände und um die Brustwehren — und da erblickte, im schwersten Abschnitt des Kampfes, ein junger Kriegsfreiwilliger, der oben auf der Deckung neben einem solchen Laufgraben vorlief — er ist später gefallen, doch hat er in einem Feldpostbriefe aufbewahrt, was wir nun berichten — den Mann, von dem wir zu erzählen haben.

In jenen Monaten war die Handgranate noch nicht zur alleinigen Waffe des Nahkampfes geworden wie in den späteren Jahren des Krieges; nur Pioniere wußten mit den noch unhandlichen, gefährlichen Wurfgeschossen umzugehen, und sie waren wegen dieser Waffe in besonderem Maße gefürchtet.

Ein Trupp von einigen Infanteristen wurde nun von einem mit Handgranaten bewaffneten Pionier in einem Verbindungsgraben vorgeführt, der von der zweiten zur dritten Stellung des Feindes lief. Der Mann warf von Zeit zu Zeit seine Geschosse gegen eine Gruppe von Franzosen, die kämpfend zurückwich und schließlich keine zehn Schritt vor ihm in einem Quergraben nach rechts flüchtete.

Der Pionier zog sofort eine neue Handgranate ab, um die Flihenden noch zu erreichen, und hob den Arm zum Wurf, als in dem Quergraben vor ihm eine Anzahl deutscher Soldaten sichtbar wurde, die offenbar weiter links schon in die feindliche Stellung eingebrochen waren und nun nach rechts aufrollten. Aber auch dort war die Welle der Stürmenden mit einem plötzlichen Aufbäumen nach vorn geschlagen, rechts und links von ihm liefen oben auf dem freien Felde überall die Kameraden nach vorn — und dicht hinter ihm drängten ungeduldig andere, die nicht später kommen wollten als die übrigen, die nicht sahen, was in dem Graben vor ihnen vorging und den unvermuteten Halt nicht verstanden.

Denn der Pionier stand da mit erhobenem Arm, als einziger unter den vielen urplötzlich herausgerissen aus seinem verbissenen, berserkerhaften Taumel und in die eisige Kälte eines unabwendbaren Schicksals gestellt, das sich in den nächsten Sekunden an ihm erfüllen mußte.

Die Handgranate war abgezogen, und wohin er sie auch werfen mochte, es war Tod für eigene Kameraden. Er stand und sah mit erstarrtem, bleichem Gesicht in die Runde von rechts nach links, und Bruchteile von Sekunden verlangten einen Entschluß. Hinter ihm schreit ein Offizier, warum es denn nicht weitergehe, und sie drängen und stoßen die vor ihnen Stehenden nach vorn, nur die beiden ersten, die direkt hinter dem Pionier stehen, erkennen auf einmal die Gefahr, sie schreien auf, sie stemmen sich verzweiflungsvoll mit Händen und Füßen in den Boden, in die Wände des Grabens, gegen die von hinten her Andrückenden. —

Das alles währt nur wenige, kurze Augenblicke, an einer winzigen Stelle der vorwärtsstürmenden Front bildet sich ein Widerstand, ein Wirbel, gleich wird er von der Sturzflut überannt sein. —

Der Pionier in seiner tödlichen Einsamkeit, während um ihn her der Rausch und Taumel die anderen alle in den gemeinsamen Bann schlägt, reißt die Handgranate herunter, legt sie, wie eine Mutter ihr Kind an die Brust drückt, mit inbrünstiger Bewegung vor den Oberkörper, preßt beide Hände darüber, empfiehlt seine Seele Gott dem Herrn und wirft sich auf die Erde, wühlt sich in den Graben hinein und deckt die Handgranate zu mit seinem Leibe.

Unter dem Druck der Explosion hob sich der Körper noch einmal leicht empor und sank dann, umhüllt von einer tief-schwarzen Wolke, wieder zurück auf die Grabensohle. Die Gefahr war vorbei, die Stockung überwunden. Die hinter dem Pionier gestanden hatten, gaben dem Drängen der anderen nach, sprangen über den Verblutenden hinweg, schrien zurück, die nächsten gaben den Warnungsruf noch weiter, sahen sich noch vor, nicht auf den zu treten, der da im Graben lag, aber dann stolperte einer, fiel auf den Toten, andere traten auf ihn, drückten ihn in den Lehm, und die Brandung schlug weiter.



Der Franzose verteidigte sich mit Kolben, Bajonetten, Messern, mit allem, was er hatte. Aber er wurde geworfen.

Den Namen des Pioniers meldet kein Bericht. E. Wittek

## Wettlauf mit dem Tode

(8./9. März 1915)

**D**er Minierkrieg unter der Erde stellte eine der härtesten und unheimlichsten Kampfarten dar, die der Stellungskrieg in Frankreich und an der italienischen Bergfront mit sich gebracht hatte. Nur wenige Einzeltaten sind uns aus diesem Krieg unter Tage erhalten geblieben, denn über das Kampfgeschehen, das sich hier beim Legen der Minen und Gegenminen, beim Vorarbeiten unter der feindlichen Stellung und beim Zusammenprall « vor Ort » abspielte, hat in den meisten Fällen der Bergtod seine dunklen Schleier gebreitet.

Mehr denn je kam bei diesem Krieg, der sich 50 bis 60 Meter unter der Erde abspielte, alles auf die Wachsamkeit, Zähigkeit und das entschlossene Zupacken des einzelnen Mannes an. Wie deutsche Pioniere durch todesverachtenden Einsatz hoffnungslose Lagen zu meistern verstanden und durch ihre Opferbereitschaft unabsehbares Unheil verhüteten, zeigt ein erregender Vorgang, der sich bei dem 1. Bayr. Pionierbataillon an der Sommefront abspielte.

Im Frühjahr 1915 war die 2. Reservekompanie dieses Bataillons zu Minierarbeiten bei La Boisselle eingesetzt. Es war in der Nacht vom 8./9. März 1915, als Unteroffizier Nagel, der mit seiner Gruppe « vor Ort » arbeitete, plötzlich einen frischen Luftzug feststellte, der in dem ganzen 35 Meter langen deutschen Stollen spürbar war. Er benachrichtigte sofort Offiziersstellvertreter Heinz, den Offizier vom Dienst, der sich in den Stollen begab, um den merkwürdigen Vorgang zu untersuchen. Er entdeckte eine nur wenige Zentimeter breite Öffnung zu einem Nachbarraum, der kühle, frische Luft enthielt. Kein Zweifel, man war auf einen vorgetriebenen französischen Stollen gestoßen.

Heinz machte sich sofort an die Arbeit, um die Öffnung zu vergrößern, so daß er den Raum vorsichtig mit der

Taschenlaterne ableuchten konnte, und entdeckte einen Haufen hochgeschichteter Pakete, die rücklings abgedämmt waren. Ein Paket wurde sofort mitgenommen und untersucht. Es war mit dem wohlbekannten französischen Sprengstoff «Geddite» gefüllt. Jetzt war jeder Zweifel behoben. Die Pioniere waren auf eine zündfertige französische Mine gestoßen. Da die Sprengung jeden Augenblick erfolgen konnte, befahl Offiziersstellvertreter Heinz sofort die Räumung des Stollens und der Nachbarstollen, die durch die Sprengung abgequetscht zu werden drohten, und alarmierte zugleich die in Stellung liegende Infanterie.

Alles wartete in höchster Spannung, aber keine Zündung erfolgte. Da faßte Heinz einen tollen Entschluß: Die Sprenggefahr muß durch Entfernen der Ladung beseitigt werden! Der Ruf: «Freiwillige vor!», geht durch die Reihen der Pioniere. Ohne mit der Wimper zu zucken, meldeten sich sofort: Unteroffizier Nagel, die Pioniere Amann, Bauer, Gottsmann, Hirn, Heinrich und Karl Hoffmann und — ein Beispiel echter Kampfgemeinschaft — Musketier Lanzen vom Reserveinfanterieregiment 119, der seine Pionierkameraden auf diesem gefährlichen Gang begleiten wollte.

Schweigend steigen die acht Feldgrauen — Mann hinter Mann — ihrem Führer in den finsternen Stollen nach. Im Laufschrift wird der 35 Meter lange Gang durchheilt. Schon sind sie «vor Ort» angelangt. Die Spitzhacke schlägt in das Gestein. Es bröckelt, rutscht nach... Jetzt ist die Öffnung groß genug, um durchsteigen zu können. Die Pioniere stehen vor der feindlichen Sprengladung. Unsichtbar hockt hier der Tod im Dunkel. Jede Sekunde kann ein französischer Pionieroffizier auf den elektrischen Knopf drücken, und von den neun Mann... Aber fort mit den schwarzen Gedanken. An die Arbeit...

Von Hand zu Hand wandern die Pakete mit dem Strengstoff. Kein Wort fällt. Schweigend und verbissen arbeiten die Männer. Kein Laut ist an dieser unheimlichen Stätte vernehmbar außer dem stoßweisen Atem der Feldgrauen. So geht es 15 Minuten ... 30 Minuten ... 45 Minuten ... Die Pioniere sind in Schweiß gebadet, aber der hochgeschichtete Haufen hat sich gelichtet. Da tauchen noch mehrere gefüllte Säcke auf und unter ihnen vier mächtige Holzkisten. Heraus mit ihnen.. Da stößt ein Pionier in höchster Erregung einen lauten Ruf aus: «Da! Die

Zündleitungen!» — Neun Augenpaare folgen dem ausgestreckten Finger. Im Blendlicht der Taschenlaterne blitzen die beiden kupfernen Zünddrähte auf. Kalt... tückisch... In ihnen sitzt der Tod... «Drahtscheren her...», und schon sind die beiden Drähte mit einigen schnellen Handgriffen zerschnitten. Die Gefahr ist gebannt. Lautlos huscht der Tod davon...

Tief atmen die erschöpften Männer auf. Jetzt erst kommt ihnen zum Bewußtsein, was sie hinter sich haben. Fünfundvierzig Minuten auf dem Pulverfaß, das sind einige tausend Sekunden, und der Bruchteil einer einzigen Sekunde hätte genügt, um keinen einzigen von ihnen wieder ans Tageslicht gelangen zu lassen.

Solche Taten schlichter, selbstverständlicher Opferbereitschaft deutscher Pioniere sah der Minenkrieg, Taten, vor denen die Kameraden aller anderen Waffengattungen nur schweigend salutieren können.

Rolf Bathé

## Der Sturm auf die Feste Douaumont

(25. Februar 1916)

**A**lle sahen den kantigen Rücken von Douaumont durch die laublosen Bäume starren: die vor dem Chauffourwald lagen, die im Gehölz von Hermitage und die auf dem Rücken von La Vauche. Der gefleckte Festungsberg schien unbelebt, doch brüllten die unsichtbaren Geschütze in den Panzertürmen, und von den deutschen Granaten leckten Stichflammen an seinem gewaltigen Bug. Und in der ersten Morgendämmerung sahen die vom Hermitagewald achthundert Meter weiter südlich Franzosen in graublauen Mänteln und niedrigen Stahlhelmen, die eifrig einen Graben ausstachen. Ihre Spaten rauchten, ihre Körper dampften, sie wollten dem Tag trotzen, der das Fort, ihr Fort, immer mehr vom Nebel entblößte. Doch der scharfäugige Deutsche hatte sie entdeckt; einige leichte Minen, aus den Infanteriestellungen abgeschossen, warfen sie auf die Sohle ihrer Gräben. Dort lagen sie und warteten.

In hoher Eile flitzten die Meldegänger durch den Geschößsturm. Erst gegen halb zwei Uhr war der Angriffsbefehl vom

Korps ausgegeben worden, und um vier Uhr sollte schon angegriffen werden. Es gelang nicht, die kurzgesteckten Angriffsziele überall rechtzeitig bekanntzugeben. So gingen die Leute, die in der Mitte lagen, am Rande des Waldes von Hermitage auf eigene Faust vor. Sie lagen weit, aber in gerader Richtung vor dem Fort. Der Befehl verlangte von ihnen nur die Einnahme einer feindlichen Stellung im Vorgelände, und dann sollten sie sich möglichst nahe an das Fort heranpirschen. Die gerade Stoßrichtung wurde ihnen umgebogen, der Sturm sollte sich östlich des Forts abdrehen.

Kurz vor vier Uhr krachten Lagen der eigenen schweren Artillerie in die deutschen Gräben. Die nächste Lage brachte beinahe den Artillerieverbindungsoffizier um. Es war höchste Zeit. Die Leute stürzten aus der plötzlichen Verwirrung vor. Die nächste Lage prasselte schon hinter ihrem Rücken in die verlassene Stellung.

Die Anschlußregimenter rechts und links verhielten sich totenstill. Sie hätten auch zur Minute vordringen sollen. Aber man konnte nicht mehr warten, die Wellen waren entfesselt. So stieß die stürmende Front aus ihrer rechten Flanke einen Zug hinaus, fast senkrecht zur Angriffsrichtung. Er entrollte sich blitzschnell ins Unbekannte, ein mächtiger Arm, der den Feind zurückhielt. Die Kompanien liefen über freies ansteigendes Gelände. Über ihren Häuptern rauschten die Züge der deutschen Granaten, zischten die Garben der Maschinengewehre vom Rücken her, die aus hohen Stellungen schräg auf den feindlichen Graben hämmerten und die Besatzung in der Tiefe hielten.

Die Stürmer gingen langsamer. Noch krachten die Salven der deutschen Artillerie auf den Zielgraben. Hell sangen die Kugeln dazwischen, die von den Leuten des Flankenzuges abgefeuert wurden; dessen vorderste Gruppen hatten in gewaltigem Laufe die Sturmkompanien überholt und schossen nun dem Feind in die Flanke. Einige Franzosen sprangen auf und griffen zu den Waffen; einer stürzte zum Maschinengewehr; doch der fand seinen Gegner. Ein Gefreiter hatte schon am Morgen fernher das tödliche Rohr gesehen; er hatte es sich eingeprägt und hatte es während des Sturmes nicht aus dem Auge verloren. So warf er sich blitzschnell hin, sein Karabiner

riß Funken, und ehe der feindliche Schütze noch den dritten Schuß durchzog, prallte er tot an die Rückwand des Grabens.

Die Sturmkompanien lachten in die Tiefe hinunter. Dort unten hockte Schulter an Schulter die Besatzung und rührte sich nicht. Erst allmählich gewannen sie Leben, und als sie aus dem Graben waren, wandelten sie mit wehenden Mänteln in die Gefangenschaft. Andere Abteilungen aber flohen den Hang hinunter gegen das Fort, bis Schüsse in ihren Rücken krachten. Da warfen sie Waffen und Patronentaschen fort und traten in Gruppenkolonne zur Gefangennahme an, eine letzte Huldigung vor den Deutschen.

Die aber waren nicht mehr zu halten. Sie stürmten dahin, das Fort vor Augen, ihren Hauptmann in der Mitte, mit offener Flanke. Doch fand sich ein Offizier, der die Gefahr erkannte. Er warf Gruppe um Gruppe in ungeheurerlicher Verlängerung, in lächerlich dünner Kette nach rechts, die Leute schossen wie besessen auf die endlos ausrückenden Gegner, die die schwache Stelle der Deutschen wohl erkannt hatten und nun aus dem Dorfe Douaumont ihre Zuaven gegen die Sturmflanke antanzen ließen — bis auf zehn Schritt vor den deutschen Gewehren. Und während sich hier die einzelnen Gruppen verwickelten, blitzschnell ihre Fronten wechselten und immer wieder vorwärts verlängern mußten, ein Schnell- und Wirbeltanz ohnegleichen, stürmte die Mitte unaufhaltsam gegen das Fort.

Sie nahmen eine zweite feindliche Stellung, sie schlugen jauchzend auf die Rohre mächtiger Marinegeschütze, die verlassen dastanden — immer wieder tauchten, wenn sie vor einem feindlichen Graben die Bajonette zum Sturm einlegten, andere Kompanien vor ihnen und schon im Rücken des Feindes auf, und ein doppeltes Hurra vereinigte sich über dem verwirrten und niedergedrückten Feind.

Doch plötzlich standen sie. Die Luft sauste und kochte, die Erde bebte und krachte. Sie standen vor der Mauer der deutschen Granaten, die das Fort abriegelten. Ihr Angriffsziel war längst erreicht, längst überschritten, doch ragte hinter der schwarzen Rauchwand das Fort. Es war groß wie ein Gebirge; sie rochen den Rauch, der aus den tiefen Abgründen wallte, sie blickten in die Feuerklüfte, die den Berg zerspalteten, sie sahen die feurigen Schlangen, die sich hoch bis zu den Panzertürmen

hinaufriegelten. Und nun bellten die Maschinengewehre vom Kirchturm des Dorfes Douaumont herab. Der Feind hatte sie gesehen, er warf sie zu Boden.

Unaufhörlich zuckten die Melder über das Gelände. Die Telephontrupps spulten galoppierend ihren Draht und meldeten selbständig, was sie sahen. Einer von ihnen lief mit den Granaten um die Wette zum Gefechtsstand des Bataillons. Dort brach er kniend zusammen und stammelte seine Meldung, die vordere Linie habe das Fort erreicht, leide aber sehr unter eigenem Artilleriefeuer. Der Major spricht durch den Draht mit der Front. Er beordert einen Leutnant von dort zu sich, der Leutnant hetzt heran, bestätigt. Das Regiment wird angerufen: Artilleriefeuer stoppen! Vergeblich. Man hält die Meldung für einen überreizten Irrtum, noch feuert ja das Geschütz aus dem Südostpanzerturm des Forts! So blitzen die deutschen Batterien weiter gegen den Berg, vor dem nun die nicht erkannten grauen deutschen Stürmer liegen, so nahe, daß sie ihn mit Händen greifen könnten, wenn sie nicht durch den Feuerwall hindurchlangen müßten.

Der Hauptmann überlegte nicht lange. Er rief im Sprunge zum Drahtverhau einem Leutnant zu: «Wir stürmen das Fort», und dann gab er ruhig seine Befehle. Die eigene Artillerie schoß weiter, vergeblich stiegen die grünen Leuchtugeln gen Himmel, die Beobachter sahen sie im hellen Tage nicht. Als die letzten Patronen verschossen waren und auch der Vorrat, den ein frisch eingeschwärmter Zug mitbrachte, keine Linderung des Feuers bewirkte, erhob sich der Hauptmann und deutete mit dem Stocke auf den feindlichen Graben jenseits des Drahtverhaus. Ein Gefreiter sprang auf, gab seinem Kameraden das Gewehr und schnitt mit der Schere eine Gasse in den Draht; auch die zugelaufenen Pioniere zückten ihre Scheren, und nun sprangen etwa vierzig Mann durch die Gassen in den unbesetzten Graben und dehnten sich nach beiden Seiten aus. Zuletzt sprang der Hauptmann hinunter.

Der Graben war nicht eben tief; doch sah nun der Hauptmann ein zweites breites und dichtes Drahthindernis vor sich, er sah die feurigen Einschläge auf dem Walle des Forts und hörte das dumpfe Poltern des jetzt unsichtbaren Panzergeschützes. Wenn der Franzose aus dem Innern des Forts

heraus die Wälle besetzte, war alles verloren. Da erhob sich der Hauptmann zum zweiten Male. Er deutete mit dem Stock auf das riesenhohe Fort, und die Leute hörten ihn sagen:

« Drauf, das Fort ist unser! Was fällt, fällt! »

Dieser Satz, sowohl auf den Berg bezogen als auch auf die Stürmer und über beiden auf das Schicksal selbst, dieses harte Gebet, das ein Befehl war, gab auch dem Letzten Mut. Alle erhoben sich. Noch einmal rief ein Leutnant, der plötzlich an der Rückseite der Pfähle die Glasisolatoren einer Hochspannung erkannt hatte: « Zurück! » Als ihm aber ein Pionier, da keine isolierte Drahtschere zur Hand war, eine Kreuzhacke reichte, mit der er nun in mächtigem Schwunge das Hindernis zertrümmerte, und als nun aus den leblosen Drahtenden kein Feuerstrahl zur Erde sprang, da kletterten die Leute, ohne das Durchschneiden abzuwarten, hinüber.

Mit zerfetzten Hosen und blutigen Schrammen standen sie vor dem Festungsgraben. Ein zweieinhalb Meter hohes Eisengitter, mit fingerdicken Drähten verspannt, trieb sie zurück. Hier halfen keine Scheren mehr. Einige blickten dennoch durch das Gitter. Sie sahen dahinter einen fünf Meter tiefen Graben, dessen Wände senkrecht abfielen, und der zum Knochenbrechen geschaffen schien. Der Grund des Grabens war dunkel. Und gelangte man auch heil unten an, dann wurde er zur Falle. Man kann nicht wieder heraus, und dann würden die versteckten Maschinengewehre auf die Gefangenen fetzen.

Die Leute zitterten. Plötzlich hörten sie die helle Stimme eines Unteroffiziers: « Hierher, Herr Hauptmann! » Die Männer sahen an der Nordwestecke des Forts ein mannsgroßes Loch, das eine Granate in das Eisengitter gerissen hatte; auch die Grabenwand war zertrümmert und abgeschrägt, und man konnte leichter hinunterklettern.

Die Spannung dauerte nur einen Augenblick. Dann wagte ein Reserveleutnant den ersten Sprung; ein Vizefeldwebel hielt ihn stützend an der Hand, und dann kollerten beide in die Tiefe. Die Leute folgten ihnen; einer nach dem anderen ging in die Bresche, die in Wahrheit einer Mausefalle glich, keiner zog seinen Kopf aus der Schlinge zurück.

Plötzlich rauschte eine Schwere heran, der Hauptmann, der noch außerhalb der Bresche stand, fiel auf sein Gesicht, ein

Ruf gellte: « Der Hauptmann ist gefallen! » Der Ruf pflanzte sich nach rückwärts fort, die Melder schnappten ihn auf, er kroch durch die schwarzen Drähte zu den Stäben, und man ernannte in der Ferne dem Toten einen Nachfolger. Noch im Sturze aber hatte der Hauptmann den Ruf gehört, und das verkürzte seine Ohnmacht. In ein paar Augenblicken stand er wieder auf den Füßen, fuhr dem Rufer übers Maul und sandte, von seinen Leuten unterstützt, ein paar kräftige Flüche gegen die Batterien. Eile tat not. Ein Mann hielt ihm seinen Gewehrlauf hin; er hielt sich daran fest und rutschte, noch halb betäubt, in die Tiefe, ergriff gleich Balken und Bretter, die da unten herumlagen, lehnte sie gegen die hohe Grabenwand, und nun rutschten und kletterten auch die letzten an dem eifertigen Gerüst ihrem Führer nach.

Dann standen alle in der halben Finsternis, unter dem Donner der schweren Granaten. Rechts und links drängte die Flut zu den Toren der Grabenstreichen, die in das Innere führten. Sie waren geschlossen. An der Rückwand des Grabens gliß im roten Feuer die glatte betonierte Wand des Festungssarges. Suchend kletterten die Blicke den ungeheuren Wall hinauf, der auf die Höhe des Forts führte. Man entdeckte einige zerschossene Rinnen. Wer will hinaufklettern?

« Ich stehe zur Verfügung! » Ein Leutnant, der von oben den fragenden Blick des Hauptmanns verstanden hatte, schnellte von der hohen Bresche mit einem Satz in den Graben und meldete sich. Einige Leute schlossen an. Der kleine Trupp, den Hauptmann in der Mitte, kroch auf allen vieren den feurigen Wall hinauf. Die Maschinengewehre auf dem Kirchturm des Dorfes Douaumont haben die Tollkühnen entdeckt und nehmen sie in die Zange. Garben von Kugeln fegen über die Kletterer, die sich am Hange festkrallen. Der Hauptmann hat das Gefühl, als kämme ihm einer die Haare. Der junge Leutnant, der sich vorhin gemeldet hat, bleibt tödlich verwundet liegen, einige Leute fallen aus. Die übrigen aber sehen plötzlich auf der höchsten Stelle des Forts, unmittelbar neben dem noch feuernden Panzerturm einen Musketier stehen, der aus Leibeskräften die Artillerieflagge zu den deutschen Batterien hinunterschwenkt, um sie zum Einstellen des Feuers zu drängen. Zugleich brüllt er zu der Gruppe hinunter, die am Walle



festhängt, sie möchte nicht so langweilig sein und endlich heraufkommen, es seien schon einige oben.

In der Tat verhielt es sich so. Einige Leute, auch von anderen Kompanien, sogar von den Pionieren, hatten den Befehl nicht abgewartet, sondern hatten tollkühn das Fort umlaufen, den Wall erklettert; sie waren, vom Fieber des Soldaten ergriffen, den jenseitigen Wall hinuntergerutscht und hatten Eingänge erkundet. Einer von ihnen schleppte einen Franzosen herbei, der vor einer Minute noch, die Taschenlampe in der Hand und unbekümmert ein Lied pfeifend, plötzlich an einer Ecke des Ganges auf den Boche gestoßen war, der den tödlich Erschrockenen gefangennahm, ihn auf der Stelle verhörte und von ihm erfuhr, die Festung sei von siebenundsechzig Mann belegt. Ein anderer brachte einen französischen Artilleristen, den er aus einem Beobachtungsstande herausgeholt hatte. Der Hauptmann stieg nun mit den wenigen Leuten den Wall hinunter und sammelte vor dem Südeingang der Kehlkasernen.

Das gewagte Spiel stand jetzt auf des Messers Schneide. Die Deutschen waren an jener Stelle zwölf Mann stark. Die übrigen waren durch die heftige Beschießung teils getötet und verwundet, teils abgesprengt; daß sie nicht irgendwo still in einem Trichter lagen, sondern daß sie sich tollkühn aufgemacht hatten und zu zweien oder dreien, wo sie gerade ein Loch fanden, schon ins Innere der Festung gedrungen waren, um sie auf eigene Faust zu erobern, das erfuhr man erst später. Die Gruppe um den Hauptmann herum hörte drohende Stimmen im Innern des Forts. Der Feind war wach geworden. Man rief ihm in die Finsternis zu, er solle sich ergeben, erhielt aber keine Antwort. Eine bedrohliche Stille entstand; ein französisches Maschinengewehr, ja eine einzige Handgranate hätte genügt, um den kleinen deutschen Trupp in alle Winde zu zerstreuen. Doch der Hauptmann verlor die Fassung nicht. Er verteilte Zigaretten an seine Leute und schickte dann den Artilleristen zu seinen Kameraden in das Fort: sie möchten sich auf der Stelle ergeben.

Der Franzose verschwand im Sarge. Würde er wiederkommen? Er hatte die wenigen Deutschen gesehen; wenn er seine Kameraden jetzt zum Widerstande aufrief, wenn es gelang, durch Blinkzeichen, durch einen unterirdischen Gang

Verstärkungen herbeizuholen, die unmittelbar am Fort lagen... Die Leute bissen die Zähne zusammen... dann würde es eben einen Kampf auf Leben und Tod geben.

Sie trauten ihren Augen nicht, als der Artillerist mit fünfundzwanzig Kameraden zurückkam, die sich wortlos ergaben. Nun, da der Franzose sich selbst aufgab, schien viel gewonnen. Die Gruppe setzte sich in Bewegung. Der Artillerist ging voran, der Hauptmann folgte ihm mit seinen Leuten. Eine Laterne erhellte den dunklen und kalten Gang. Dort kam ihnen ein deutscher Leutnant entgegen, der auf einer anderen Seite durch eine offene Kasematte in das Fort gedrungen war. Und nun traf man überall auf Deutsche, die eigenmächtig, die Wurfgranate in der Hand, das Fort durchzogen, um Gefangene zu machen. Am liebsten hätte man sich auf der Stelle umarmt. Doch das ging nicht. Der starkgewordene Zug ging von Kasematte zu Kasematte und holte die verschüchterten Franzosen heraus. Am Schluß ergab sich auch der Kommandant.

Der Hauptmann bestimmte eine Befehlsstelle, wo er selbst blieb. Er wies einen Raum an für Gefangene und sammelte eine Stoßreserve. Er ließ das Fort nach Minen absuchen und von den Pionieren alle Sprengdrähte durchschneiden und sandte Meldungen zurück.

Dann stand er still im Befehlsraum und sagte ein Gebet. Es war militärisch kurz und lautete: «Gott, du kennst deinen Hauptmann!»

J. M. Wehner (gek.)

## Zwei gegen achtzig

(11. Juli 1916)

**V**erdun!

Seit Wochen schon steht das Infanterie-Leibregiment in vorderster Linie. Es hat Fleury gestürmt und gehalten, hat mehr als zwei Drittel seiner Offiziere und die halbe Mannschaft schon verloren, aber noch einmal soll es vorgehen zu neuem Sturm. Nebenan sind frische Divisionen eingetroffen, und aus den Trümmern des Leibregiments wird nochmals eine Angriffstruppe von fünf Kompanien gebildet. 60, höchstens 80 Mann in

jeder Kompanie, viele Rekruten schon darunter, und mancher erst kürzlich Leichtverwundete. Im Morgengrauen des 11. Juli 1916 liegt alles zum Sturm bereit.

Die 11. Kompanie hat als besonderes Ziel ein Befestigungswerk — die « M.-Räume » nennen es die Karten. Man weiß, es sind tief unterirdisch betonierte Räume, in denen eine starke Besatzung jedem Angriff und jedem Artilleriefeuer trotzen kann. Da gibt es nur eins: Die Überraschung. Mit der letzten einschlagenden deutschen Granate muß der Angreifer an den Werkeingängen sein — nur dann kann es glücken.

Es hat bittere Verluste gegeben, aber die Elfte war im rechten Augenblick an den Eingängen, und den letzten wütenden Kampf haben Flammenwerfer entschieden. Ein paar hundert Franzosen, dabei ein Brigadestab, sind gefangen.

Und nun ist es ganz still hier geworden. Rückwärts tobt noch das französische Abwehrfeuer auf der Sturmausgangsstellung und auf Douaumont; rechts drüben auf der « Kalten Erde » bellen die Maschinengewehre und rauchen die schweren Einschläge; und links ist schwerer Kampf — da kam der Sturm kaum vorwärts.

Der Offiziersstellvertreter Himmelsdörfer hat die Führung der Kompanie übernommen, 40, vielleicht 50 Mann noch. Nach links und rechts ist die Verbindung abgerissen, und er weiß, er steht allein mit seinen Leuten.

Zwei Vizefeldwebel sind noch bei der Kompanie: Ferdinand Laufer aus Bamberg, ein altgedienter, kriegserfahrener Soldat, und Georg Graf zu Preysing, ein Kriegsfreiwilliger, zum erstenmal im schweren Angriffskampf. Die liegen nun zusammen in einem Trichter, und allmählich ist es ihnen zu still und zu ruhig. — « Angriff » war doch der Befehl, und nun, nach einer Viertelstunde Laufen, Keuchen, Schießen, Schreien, Kämpfen, kein Feind mehr? Da vorne liegt noch Souville, und dahinter brennt Verdun. Es muß da doch noch Franzosen geben — man muß nach — muß erkunden, wo die nächsten sind, ob sie wiederkommen, ob sie noch halten — man muß ganz einfach vorwärts, kämpfen, stürmen, feindwärts, solange es geht. —

Da führt ja auch irgend so ein Laufgraben der Festung zu. Also rasch hinein und vorwärts. Laufer kennt sich aus; man

muß immer wieder beobachten im Vorgehen, nach rechts und nach links, vorsichtig zwischen den Erdbrocken hindurch.

« Da — da sind schon welche, da drüben ganz rechts, auf fünfhundert Schritt, wieviel wohl? »

« Ganz gleich, wenn sie nur da sind, wir gehen sie an! » Und vorsichtig und gebückt gehen beide im Graben weiter vor, spähen oft nach der Stelle mit den blauen Blechhelmen, kommen immer näher, werden nicht bemerkt. Zwei Maschinengewehre haben sie drüben herausgestellt: 6 — 8 — 10 — « Himmelblaue » stehen dabei, beobachten, sehen auf die « M.-Räume » hin, haben Ferngläser am Auge, reden aufgereggt und hastig; aber von den zwei Leibern, die fast schon neben ihnen stehen, merken sie nichts. — Nun sind es 11, die man sieht, 2 Offiziere dabei, da werden wohl auch noch mehr im Graben sein.

« Ganz gleich, wir greifen an. »

« Schießen zuerst, gut drunterhalten », mahnt noch Laufer. — Dann fallen 10 Schuß aus zwei Gewehren, und drüben fallen 11 Franzosen vom Grabenauftritt und von den Maschinengestellten. — Nachladen jetzt, gedeckt im Graben — und dann? — Angreifen, angreifen, stürmen. — Seitengewehr aufpflanzen. Fertig? — Los. — Und die beiden springen aus der Deckung und auf die zwei verlassenen Maschinengewehre los. — Aber da kommen schon wieder welche durch den Graben gelaufen, schießen im Vorlaufen, brüllen, schreien. — —

« Ihr seid umzingelt, die Hände hoch », schreit Preysing die Franzosen an, und Feldwebel Laufer auf die sich Drängenden, und — so sinken drüben die Waffen zu Boden, und leere Hände winken über den Grabenrand.

« Heraus aus dem Graben; antreten und Hände hoch! » befiehlt Preysing auf französisch, und 10 Franzosen klettern aus dem Graben und lassen ihre Waffen drunten liegen. — Laufer stellt nun die beiden Maschinengewehre auf die Stolleneingänge ein, und Preysing läuft den Graben entlang, laut rufend:

« Die Deutschen sind da mit giftigen Gasen und Flammenwerfern. Wer nicht nutzlos sterben will, ergibt sich! »

Schon melden sich in guter Haltung zwei Sergeanten und erhalten Befehl, die ganze Besatzung ohne Waffen außerhalb des Grabens antreten zu lassen. Und nun kommen sie hervor,

15, 20, ein Offizier, 50, 60 Mann und treten an in Doppelreihen, wie es der Kriegsfreiwillige befiehlt. Laufer hat die Hand am Maschinengewehrabzug.

Graf Preysing gibt die Richtung auf die eroberten M.-Räume, und in voller Ordnung tritt der Gefangenenzug an und marschiert zurück zur Kompanie.

Die zwei Feldwebel der 11. Kompanie vom bayerischen Leibregiment waren die deutschen Stürmer, die dem Herzen von Verdun am nächsten gekommen — damals bei Fort Souville am 11. Juli 1916, als es ihnen zu still geworden nach gelungenem Sturm.

Bayer. Kriegsarchiv.

## Der Trägerzug

(Verdun 1916)

**A**uf deutscher Seite sind die Anmarschmöglichkeiten geradezu entsetzlich. Durch das ganze Gebiet führt keine einzige ausgebaute Straße. Die Feldbahnlinie ist so zertrümmert, zerfahren und vom Trommelfeuer in den Boden zerstampft, daß sie nicht benützt werden kann. Auch die am Maasufer entlangführende Chaussee von Verdun nach Mezières ist nicht mehr benutzbar. Stellenweise ist nicht einmal ihre Spur im Trichterfeld zu entdecken. Von allen Wäldern sind nur noch verkohlte Baumstümpfe übrig. Verschwunden die Dörfer. Kein Kirchturm, kein Haus, keine Mauer mehr, nichts ist zu finden, nichts. Der Krieg hat alles niedergewalzt, ausgewischt.

Weite Strecken dieses Trichtergeländes sind schon ohne Grasnarben, ohne Spur von Bepflanzung.

Es gilt, jede Kiste Munition, jede Handgranate, jedes Komißbrot über das durch Schneegestöber und Regenwetter grundlos gewordene Trichterfeld herbeizuschaffen.

Der Trägerzug ist die Seele der ganzen deutschen Verproviantierung. Wer singt das Lied des Trägerzuges bei Verdun? Der Mann des Trägerzuges ist ein tapferer Soldat wie jeder andere. Aber sein Haupt umstrahlt nicht die Gloriöle der Heldenhaftigkeit. Von ihm meldet kein Heeresbericht. Ihm ist es nicht vergönnt, als erster in befestigte Werke des Feindes

zu dringen oder mit der geballten Handgranatenladung die Stollen des Gegners auszuräuchern. Er schreitet nicht an der Spitze der stürmenden Kompanie, in der Faust die kupfernen Feuerlanzen des Flammenwerfers. Nein, er trägt nur Brot!

Den langen Fronttag verbringt der Mann des Trägerzuges vorne im Granatloch, in Frost, Kälte und Feuchtigkeit. Er hört die Verwundeten jammern, er vernimmt das ekle Quietschen der vollgefressenen Leichenratten nebenan im nächsten Trichter. Er liegt in der Kampflinie, das Gewehr in der Faust, den ausgemergelten Körper in Mantel und Decke gehüllt, den spitzenlosen Helm als Kopfkissen zwischen zwei Steine gedrückt.

Aber sobald die Abenddämmerung niedersinkt, erhebt sich der Mann des Trägerzuges. Er kriecht von Granatloch zu Granatloch und sammelt die Kochgeschirre und Feldflaschen seiner Kameraden ein. Mancher Leichtverwundete vertraut sich seiner Führung an. Zum Rücktransport der Schwerverwundeten steht er den Sanitätsmannschaften zur Seite, und sobald die Fernsicht verschwunden ist, hat sich der Trägerzug zusammengefunden und bewegt sich eiligst rückwärts.

Die Männer gehen hintereinander, in langer Reihe, mit weiten Abständen. Jetzt sind sie in der Zone des Störungsfeuers, das niemals abreißt, um diese Stunde der werdenden Nacht aber ganz besonders rücksichtslos anschwillt. Es rauscht und gurgelt ringsum, und die Stichflammen der berstenden Granaten tanzen über dem Gelände. Aber der Trägerzug geht unbeirrt seinen Weg. Er kennt nur seine Pflicht. Und auch hier heißt es unausgesprochen: « Wer fällt, der fällt! Vorwärts! »

Bald ist die Strecke des Sperrfeuers überwunden. Drüben in irgendeiner Schlucht sollen die Feldküchen warten. Sie haben sich herangearbeitet und müssen rasch, noch ehe wieder der neue Tag kommt, den Feuerbereich der französischen Geschütze hinter sich haben. In Eile werden die Kochgeschirre gefüllt. In die Feldflaschen gurgelt heißer Kaffee. Hoffentlich wird man dies alles, zusammen mit den köstlich duftenden Kommißbrotten und den Fleischbüchsen, den Leuten vorne in den Trichtern und Schlammlöchern bringen können. Warmes Essen ist fast so wichtig wie Munition.

Und dennoch gelingt oft dem Trägerzug die Rückkehr nicht mehr. Irgendwo erreicht ihn das Soldatenlos. Eine Granate wuchtet nieder. Ihre Splitter fetzen in die Gruppe der Essen-träger. Die gefüllten Kochgeschirre poltern blechern über das Trichterfeld, und der kostbare Inhalt, das heiße Essen, verspritzt, den Ratten ein willkommener Fraß. Still und einsam stirbt der Trägerzug im weit' und breiten Feld. Vielleicht findet man — nach Stunden oder Tagen — durch Zufall, die toten Männer vom Trägerzug. Wahrscheinlich wird man sie nie mehr sehen. Sie gelten als vermißt, werden dann, nach einiger Zeit, für tot erklärt.

Der Moloch Verdun hat sie verschlungen.

Ihr Erdenwallen verweht.

Still bleichen die Gebeine im Lauf der Jahreszeiten.

Über das nächtliche Trichterfeld hastet längst wieder ein neuer Trägerzug...

P. C. Ettighoffer (gek.)



**L**eiden und Sterben ist Männerlos; Leiden und Sterben für eine große Idee ist ehrenvoll; Leiden und Sterben fürs Vaterland ist heilig.

Werner Beumelburg

## Franz von Epp

**F**ür seine Leistungen in den Kämpfen vor Verdun erhielt Regimentskommandeur Epp den Militär-Max-Joseph-Orden. In der Begründung heißt es:

«In den einzigartig dastehenden Schwierigkeiten der Kampfverhältnisse vor Verdun, unter aufreibenden moralischen Eindrücken, gebührt dem Königlich Bayerischen Infanterie-Leibregiment der Ruhm, am tiefsten in die feindliche Stellung hineingestoßen zu haben. Als die Grundlage dieser Erfolge muß die Gesamttätigkeit des Kommandeurs, Oberstleutnants Epp, angesehen werden. Die Art, wie Oberstleutnant Epp bei der Vorbereitung und während der Kämpfe

seine Maßnahmen mit großer Voraussicht und Klugheit getroffen, insbesondere den Kräfteersatz, den Verteidigungsdienst in all seinen Teilen und die Erhaltung der Schlagfertigkeit seiner Bataillone organisiert und mit äußerster Tatkraft und Folgerichtigkeit unter Einsatz seiner Person wochenlang durchgeführt hat, trägt das Merkmal des Ungewöhnlichen an sich.»

Auf Fort Douaumont hat sich Franz Epp den persönlichen Adel errungen; den Adel der Leistung, den härtesten Adel, den die Geschichte kennt: den Adel des Schwertes<sup>1</sup>. W. Frank

## Unser Hauptmann

Das war drüben bei den Bayern. Da hatten die Franzosen einen Minenwerfer in vorderster Stellung eingebaut, und zwar so, daß wir ihn mit unseren Minen nicht erwischten. Tag und Nacht schoß der Kerl, so daß man keine ruhige Minute mehr hatte. Die armen Infanteristen wurden langsam nervös. Unser Hauptmann beguckte sich die Gegend gründlich. « Schirm », sagte er zu mir, « dem wollen wir heute nacht das Handwerk legen. Machen Sie mit? » « Selbstverständlich, Herr Hauptmann. » Abends rückte er mit zwei kleinen, aber ziemlich schweren Kistchen an.

In der Abenddämmerung stiegen wir zwei aus dem Graben hinaus und krochen hinüber zum Franzmann. Jeder schleppte ein Kistchen mit. Es war eine regnerische, stürmische Nacht. Wir hätten sie uns nicht besser wünschen können. Langsam und vorsichtig ging's hinüber. Vor jedem Schritt tasteten wir den Boden ab, damit kein dürerer Zweig knackte und uns den Franzosen verraten hätte. Bald waren wir am französischen Drahthindernis. Nun wurde die Sache brenzlich; denn wenn man zehn Meter vor dem Feind Stachel- und Spanndrähte abknipsen soll, ohne daß er es hört, muß man schon verdammt vorsichtig und wohl auch Fachmann sein. Jeder Draht mußte abgetastet werden, ob er nicht mit einer Alarmvorrichtung

---

<sup>1</sup> Franz von Epp stürmte mit seinen Leibern am 25. April 1918 auch den Kimmelberg. Ihm wurde hierfür der höchste deutsche Kriegsorden, der Pour le mérite, verliehen.



verbunden war. Dann setzten wir sachte die Zwickzange an und bogen damit den Draht so oft hin und her, bis er lautlos zu Boden fiel.

Wir brauchten wohl zwei Stunden zu diesen zehn Metern. Der feindliche Posten wurde inzwischen einmal abgelöst, wir hörten ihn leise mit seinem Nachfolger flüstern und vernahmen, wie er sich dann entfernte. Der neue hustete ab und zu; dann sahen wir ein Streichholz aufflammen, ein kleines rotes Pünktchen leuchtete manchmal durch die dunkle Nacht, und der Rauch einer Zigarette zog zu uns herüber. « Wenn wir Glück haben, ist das wohl deine letzte Zigarette », dachte ich. « Wenn nicht, geht's uns an den Kragen. » Immer weiter schoben wir uns vor, Zentimeter um Zentimeter, bis der Hauptmann dicht vor der Öffnung des feindlichen Schutzschildes lag. Als er sein Kistchen bis fast vor die Gewehrmündung gebracht hatte, schob ich ihm meines zu. Noch eine weitere bange Viertelstunde, dann lag auch dies so, wie es der Hauptmann haben wollte.

Behutsam krochen wir durch die Gasse im Drahhindernis zurück. Bald standen wir wieder im eigenen Graben. Der Hauptmann entzündete nun das hintere Ende der Zündschnur, die an dem einen Kistchen befestigt war. Zitternd lehnten wir an der Grabenwand. Wenn die Zündschnur abgerissen war, war alles umsonst! — In jeder Sekunde fraß sich der Funke einen Meter in die Zündschnur hinein. Es dauerte also beinahe zwei Minuten! — Die mußten doch längst vorüber sein? Mir kam's vor wie eine halbe Ewigkeit. Hatte sie der Hauptmann wohl auch richtig an dem einen Kistchen befestigt? Man konnte sich in der Eile und Aufregung auch einmal versehen! Schließlich war das sogar beim Hauptmann möglich!

Plötzlich — ein furchtbarer Knall, gleich darauf ein zweiter, ein Feuerschein erhellte blitzartig die Nacht, ein Fetzen des stählernen Schildes, hinter dem kurz zuvor noch der französische Posten gestanden hatte, flog bis zu uns herüber. Gleich darauf blitzte es drüben im feindlichen Graben auf, zehnmal, hundertmal, über unsere Köpfe surrten die Geschosse, die der Franzmann in seiner Aufregung verschöß. Da sprach der Hauptmann in dieser Nacht zum ersten Male ein Wort. Er legte mir die

Hand auf die Schulter: « So, Schirm, das wär' in Ordnung. Schlafen wir! »

Ich schlief wie ein Sack. Und der Hauptmann? Als ich am andern Morgen vor meinem Stolleneingang stand, kam er, besah sich unsere Arbeit und sagte so nebenbei vor dem Weggehen: « Der schießt nimmer. Der ganze Stand samt dem Minenwerfer flog in die Luft. » Ich sah ihn fragend an. « Ich war in der Morgendämmerung rasch nochmals drüben und hab' mich davon überzeugt. »

« Ja, ja », schloß mein Landsmann seine Erzählung, « das ist unser Hauptmann. »

O. Seitzer (gek.)

## Tiroler Standschützen am Cristallograt

**D**ie Schützen liegen hinter der Felswand, das Gewehr griffbereit in der Hand, das Bajonett aufgepflanzt, die Handgranaten am Gürtel, jeden Augenblick des welschen Angriffs gewärtig.

Keiner hat davon gesprochen. Aber alle wissen, es gibt nur eines: Sich wehren bis zum letzten. Mag das Abschnittskommando tiefer unten am Grat neue Riegelstellungen aussprengen und befestigen lassen, um den Vorstoß der Welschen dort abzufangen; die Kompanie geht nicht zurück, sie kämpft dort, wo ihre Leute gefallen sind.

So hat es ihr Hauptmann, der Hofbauer, dem Abschnittskommandanten gesagt: « Mier wölln da bleiben, wo mier sein, und uns wehren. Es soll nit sein, daß die Walschen umsonst ein Stück von unserm Land kriegen, und wann's ah nit mehr ist als ein armseliger, nackter Felsgrat, auf dem nit an einziges Almrosenstäudele wachst. Tirol ischt Tirol! Dös lassen mier nit! »

Der Kommandant hat nur die Achseln gezuckt: « Tiroler Schädel sind hart. »

Warten, warten...

Doch auch diese Nacht und die andere und die dritte bleibt alles ruhig. Kein Angriff erfolgt, nur das Maschinengewehr fegt über den Grat, als wollte es die Kompanie einzeln hernehmen, Mann für Mann.

Der Bauer Josef Burgstaller fällt, drei andere Schützen, die an der Sandsackmauer arbeiten, werden verwundet.

Und wieder warten sie, Nacht für Nacht.

Warten müssen ist das ärgste.

« Höllverdammte Sauerei! » flucht der Neuwirtsknecht, « nur so dahocken und passen, bis einer nach'm andern abg'schossen ischt! Wann sie lei kemmen täten, die Walschen... aber sie haben es ja nit not! Sie kriegen uns so ja viel billiger! Jede Nacht drei, vier. Es werden schon langsam weniger, bis sie nachher die ganze Feldwach' umsonst haben! »

« Halt's Maul, du! » gibt der Hofbauer zurück, « mit dem schlechten Gered' ischt nix g'richt! »

Aber er weiß, der Knecht hat nicht unrecht. Die Walschen denken gar nicht an einen Angriff. Auf dem schmalen Felsturm hart vor der Feldwache fühlen sie sich vor Artillerie und Minenwerfern sicher. Die Zielfläche ist klein, die Streuung viel zu groß. Sie können die Feldwache leicht von jedem Nachschub absperren. Das Spiel ist für sie so gut wie gewonnen.

Der Hauptmann kriecht, nur um nicht müßig zu warten und etwas zu tun, zum Posten vor.

Der Posten ruft ihn an, wie es Vorschrift ist, verlangt Feldruf und gibt Parole.

Es ist der Rungg, der alte.

Neben ihn kauert er sich hin unter das Schutzschild, das so steil nach oben eingebaut ist, fast wie ein Dach, um den Posten vor den Geschoßgarben des feindlichen Maschinengewehrs zu schützen.

« Wia ischt es, Rungg? »

« Wia's halt allweil ischt, Hauptmann! »

Eine Weile liegen sie still nebeneinander, horchen hinaus in die Bergnacht.

Da beginnt der Rungg zu sprechen: « Hauptmann, i will dir was sagen. I hab mir dös lang ang'schaut, die ganze Sach, in der mier da drinnen stecken. Es gibt da bloß eins: Mier müeßn den Turm nehmen! »

Da schaut der Hauptman auf.

« Den Turm nehmen, ischt leicht g'sagt, Rungg! »

Da erzählt ihm der Bauer, was er sich in vielen Stunden zurechtgelegt, bedachtsam, wie es seine Art ist, als ginge es um einen friedlichen Handel daheim im Dorf.

Stauend horcht ihm der Hauptmann zu. Der alte Rungg? Der Ruhigste, Besonnenste von allen, der nie ein Wort zu viel sagt, der alles vorsichtig abwägt, jetzt spricht er und spricht, einen Plan, verwegen, kühn — Wort für Wort stellt er hin, wie die selbstverständlichste Sache der Welt ...: «Und nachher steig' i auf den Turm und schmeiß den Posten ab und gib enk das Zeichen ... bin nit umsünst Bergführer gewesen in jungen Jahren...»

«Und wen nimmst mit?»

«Bloß einen! Den Hansele, mein Buben. I will nit, daß andre Leut' in meine Sach'n dreinkemmen!»

«Es ist nit deine Sach', Rungg, es ischt unsere!» meint der Hauptmann und lacht.

Es ist das erstemal, daß er wieder lacht seit vielen Tagen.

Noch in der Nacht schickt er einen Meldegänger ab, um das Abschnittskommando von dem Angriffsplan zu unterrichten.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Oktober wird der Plan ausgeführt, genau wie ihn der alte Rungg ausgedacht hat.

«Aldann, Rungg, mach dein Sach' guet!» meint der Hauptmann und schüttelt ihm die Hand, «und du ah, Hansele!»

Dem Rungg ist nur leid, daß er die Pfeife zurücklassen muß. Er gibt sie dem Hauptman zur Verwahrung. «Tue mir guet acht geben drauf, Hauptmann, und ball mier drüben sein» — er deutet mit dem Kopf gegen die welsche Stellung — «nachher bring sie mit, i möcht' a Pfeifl rauchen, wann alles vorbei ischt!»

Er bindet die Kletterschuhe zu, hängt die Handgranaten an den Gürtel. Dann wirft er den Stutzen hintüber.

«Hansele, kimm», sagt er, «hiez gehn mier's an in Gottes Namen!»

Etwa dreißig Meter hinter der eigenen Stellung seilen sie sich über die überhängende Gratwand ab. Nach zwei Seillängen erreichen sie das Felsband, das sich langsam, mit dem Grat gleichlaufend, zur welschen Stellung emporzieht. Auf allen Vieren tappen sie sich nach dem Felsband vorwärts; denn

überall liegt der Schotter, und rasch müssen sie mit den Händen zugreifen, wenn ein Stein ins Rollen kommt.

« Vater! » haucht der Hansele, « wie bei der Gamsbirsch! »

« Bscht, Bue, stad sein! » mahnt der Alte.

Das Felsband wird schmal, kaum mehr drei Fuß breit ist es. Über die Wand hinab ist kein Ende zu sehen, droht der finstere Abgrund.

Hart an den Felsen gepreßt, schieben sie sich vorwärts. Lautlos, unhörbar greifen die weichen Sohlen der Kletterschuhe ein, Tritt für Tritt.

Der Bauer zählt genau die Tritte, vierzig! Jetzt sind sie unterhalb der eigenen Feldwache. Weiter, vorwärts! Das Band zieht steil nach oben! — Sechzig, siebzig! Nun werden sie das welsche Verhau hinter sich haben und bald auch den Posten, der am Fuße des Turmes steht.

Wenige Schritte noch! Das Band läuft wieder waagrecht. Aber es ist schmal, gestattet kaum mehr einen sicheren Tritt. In der Tiefe lauert der Tod, und oben wartet der Feind!

Doch der alte Rungg denkt nur an seine Sache. Einen Augenblick verschnauft er, bis er die Hand des Buben in der seinen spürt. Die Hand ist ruhig und fest.

Das eigne Blut, denkt er, auf das ischt der beste Verlaß!

Weiter das Band! Er greift den Fels ab! Jetzt ... jetzt muß der Kamin kommen, wenn er richtig gezählt hat, der schräge Kamin, der aufwärts führt zum Grat, fünfzehn Meter empor, — Wie genau hat er sich Tag für Tag diese Stelle angesehen! — Die tastende Hand greift in eine Vertiefung, sucht einen Griff! Der Kamin! Das ist er. Aufwärts nun den Kamin!

Der Rungg, an den Fels gepreßt, kriecht empor, lautlos, Griff, Tritt, hart hinter ihm der Hansele.

Schöne, feste Griffe, trotz der stockfinsternen Nacht, leicht zu greifen, gute Tritte, die Sohlen der Kletterschuhe schmiegen sich in die kleinste Unebenheit. Es geht alles, wie er es erwartet hat.

Der Fels ist zu Ende.

Er steht am Grat.

Der hohe Turm, hart vor ihm aufragend, erleichtert es ihm, sich zurechtzufinden.

Er weiß: Die Stelle, an der er den Grat erreicht hat, liegt mehr als zwanzig Meter hinter der feindlichen Stellung. Er kann jetzt von der welschen Seite her zum Sicherungsposten kommen, der vor dem Turm steht.

Jetzt gilt es.

Kein Schuß darf fallen.

Der Posten oben auf dem Turm, beim Maschinengewehr, die italienische Feldwache hinter dem Gratabsturz — niemand darf hören, was geschieht.

Ein schmaler Steig ist in den Grat gesprengt, kaum erkennbar in der Finsternis rundum.

Er hastet vorwärts, lautlos, die Finger lösen das blanke Bajonett aus der Scheide — alte Jagdleidenschaft fällt ihn an wie ein jähes Fieber.

Der Turm — und dort der Posten!

Kaum kann er in der Dunkelheit die Umrisse erkennen. Die kecke Feder am Hut — ein Alpinisoldat, der ein Lied pfeift, irgendeine fremde Melodie. Es ist kalt. Der Posten tritt von einem Fuß auf den andern, sieht unverwandt vor sich hin, hinaus ins Vorfeld...

Wie ihm der Vater vorher gesagt hat, hart an die Wand des Turmes, ganz in die Finsternis geduckt, bleibt der Hansele stehen, das Gewehr schußbereit im Anschlag, den Finger am Zügel, bereit, im Notfall dem Vater beizuspringen.

Es ist nicht not.

Mit einem Sprung ist der Rungg über dem Posten.

« Gestern wir — heut ihr! » Das ist alles, was er denkt. Langsam nimmt der Hansele das Gewehr von der Wange. « Bischt fertig, Vater? »

Der Bauer steht auf, tappt zu seinem Buben hin.

« So mueß es sein! » stöhnt er, « und hiez — tue guet achtgeben, Hansele! »

Er faßt die Leiter an.

Der Bub weiß, jetzt kommt das Schwerste.

Er sieht den Vater über die Leiter emporsteigen zum Turm, Sprosse um Sprosse, bis seine Gestalt in der Dunkelheit verschwindet.

Es ist still, unheimlich still.

Er hält den Atem an.

Bange Minuten.

Jetzt, wo er allein ist, emporhorcht zum Turm, über den Steig horcht zur welschen Feldwache, allein mitten in der italienischen Stellung, spürt er das Herz heftig klopfen. Zu beten hebt er an, krampfhaft die Fäuste um den Schaft seines Gewehres gespannt.

« Gott im Himmel ... wenn nur ... wenn nur der walsche Posten oben .... allmächtiger ... wenn der Posten nur nit sieht, daß es...! Daß es ein anderer ist ... der ihn ablösen kommt...! »

Heiliger Gott ... jetzt muß ... jetzt muß er bald oben sein, der Vater ...

Steh ihm bei, in der Not ... heiliger ...! — Jetzt ... jetzt...! »

Ein unterdrückter Schrei über ihm in der Höhe, unwillkürlich reißt er das Gewehr in Anschlag ...

Gott...

Etwas rauscht durch die Luft, einen Augenblick nur, ein schwerer Körper fällt, schlägt hin über die Felsen...

« ... wenn das ... der Vater ... war? »

Nein! Das Licht, das Licht!

Gott sei Lob und Dank!

Das Licht blitzt oben auf! Das vereinbarte Zeichen...

Sie kommen, die Schützen kommen!

Er hört ihre Tritte auf dem Felsgrat, hört die Drahtscheren knacken im Verhau.

« Vorwärts, Mander! » Das ist der Hauptmann!

Vorwärts, vorwärts! Eine Ewigkeit, bis sie über das Verhau sind!

Da schiebt sich etwas Dunkles über den Grat vor. Die Welschen sind mißtrauisch geworden.

Ein Schuß schlägt durch die Stille!

Vorwärts, Schützen, vorwärts!

« Hauptmann », ruft er, « da ... sie kemmen...! »

Er zielt hin auf das Dunkle vor ihm, das sich bewegt ... drückt ab ... stößt wieder eine Patrone in den Lauf, zielt wieder...

Hell knallen die welschen Gewehre...

Kugeln pfeifen, ein Geller surrt breit ... und wieder ein Schuß.

Im Stürzen sieht er noch den Hauptmann, die ersten Schützen voranspringen, auf die Welschen hin ... sieht eine Gestalt die Leiter herabkommen ... hört:

« Hiez möcht' i mei ... Pfeifen ... ! »

Der Vater ... dann schwinden ihm die Sinne! —

Durch den gelungenen Überfall auf den italienischen Sicherungsposten und die Überrumplung des Maschinengewehrnestes auf dem Turme war der Einbruch in die feindliche Stellung gelungen. Fünfzehn Italiener wurden überwältigt und größtenteils gefangen. Telephonleitungen und Alarmvorrichtungen konnten rechtzeitig unterbrochen und damit ein unmittelbar einsetzender Gegenstoß verhindert werden.

Im Laufe der Nacht wurde der eroberte Stützpunkt, so gut es ging, « umgekehrt », Verhau nach vorne geschafft, Postenstände wurden ausgebaut und Kavernen<sup>1</sup> durch eingebaute Sandsacktraversen<sup>2</sup> geschützt. Die Pionierabteilung, die vom Abschnittskommando bereitgestellt worden war, hatte ganze Arbeit getan, und der am nächsten Tage einsetzende Gegenstoß der Alpiniabteilung konnte ohne eigene Verluste abgeschlagen werden.

Auch der Niemandsturm, der nun Runggturm hieß und jetzt ein Stück hinter der eigenen Linie lag, wurde « umgedreht » und von der dem Feinde abgewendeten Seite zugänglich gemacht.

Als sich der Abschnittskommandant den alten Rungg vorstellen ließ, sah er einen alten, bedächtigen Bauern, dem sozusagen der Acker noch an allen Fingern klebte, dem jedenfalls kein Mensch diese verwegene Tat zugetraut hätte.

« Es geht Ihrem Sohne bereits besser, Rungg », sagt der Oberstleutnant und schüttelt ihm die Hand. « Ein glatter Lungendurchschuß. Er ist noch jung, da heilt so etwas bald! »

Der Alte nickt bloß ein wenig. —

« Seltsame Leute, diese Standschützen », denkt der Kommandant. « Bauern, nichts als Bauern, so gar nicht das, was

---

<sup>1</sup> Höhlungen.

<sup>2</sup> Schulterwehren.



nach außen hin den Soldaten ausmacht. Sie sind wie ihr Land. Langsam, schwerfällig, das friedlichste Land der Welt, aber voll Kraft und Kühnheit im Augenblick der Gefahr! »

R. Springenschmid (gek.)

## Kaiserjäger

(18. April 1916)

**K**ilometerweit hallt die furchtbare Explosion, Tausende von entsetzten Soldatenaugen sind in dieser ersten Morgenstunde des 18. April 1916 Augenzeugen eines unerhörten Heldendramas, das im Zerschlagen und Zersprengen des Col di Lana-Gipfels seinen vorläufigen Abschluß findet.

Noch ziehen die Rauchschwaden der verbrennenden Sprenggase zwischen den aufklaffenden Rissen und schwarzen Steintrümmern über die Spitze des Col di Lana hin, und schon tost neuer Kampflärm über den Trümmern dahin. Dort, wo in den zerplatzten Steinmassen nun mehr der Tod und grauenhafte Verwüstung das Kampffeld zu beherrschen scheinen, liegen am Westgipfel des Col di Lana noch Kaiserjäger und kämpfen um die Steintrümmer.

Auch der « Intelligenzhansl »<sup>1</sup> liegt dort. Wie durch ein Wunder ist er beim Auseinanderspringen und Wieder-in-sich-Zusammensacken der Steinmassen nicht in die Tiefe gerissen worden. Auf einem Steinblock kauern hatte er mit zwei anderen Jägern das furchtbare Schauspiel miterlebt. Aber kaum, daß sich der Berg beruhigt hatte, tauchten schon die Gestalten feindlicher Stürmer vor ihnen auf.

Was tun ... hier, ohne Waffen?

Noch überlegen sie, da prasselt es schon rechts seitwärts von ihnen von der Westseite des Berges in den Gegner hinein.

Lebten noch Kameraden in den Trümmern?

Das gab neue Hoffnung.

---

<sup>1</sup>Ein Einjähriger.

Herunterklettern von dem Steinblock und nach der Richtung der Abschlüsse hinrasten war das Ergebnis eines Augenblicks gewesen.

Die feindliche Stürmerreihe da drüben kletterte höher und höher über die Geröllhalden heran. Bevor sie an die letzten Verteidiger oben herangelangt waren, mußten sie selbst bei jenen sein.

Endlich haben sie die Schützen erreicht. —

Jäger liegen da zwischen den Steintrümmern, die mit nichts mehr Soldaten gleichen. Die Gesichter verrußt und verbrannt, die Uniformen in Fetzen herabhängend, blutig, zerschunden.

Wie der Einjährige mit seinen zwei Begleitern herzuspringt, heben sich ein paar Köpfe aus dem Schutt. Einer lacht sogar rau und heiser auf: « 's Intelligenzhansl lebt noch! »

Der Einjährige schaut links und rechts. Kein bekanntes Gesicht ist unter den Jägern, die da liegen. Nur schwarze, verrußte Antlitze stieren zu ihm herüber, Gesichter, aus denen sich das Weiße der Augen merkwürdig scharf abhebt.

« Wer hat hier das Kommando? » fragt er im Hinschmeißen.

« Keiner, jeder für sich selbst! » ist die kurze Antwort, die zurückkommt.

« Gut, dann führe ich das Kommando! »

« Scho recht ... Intelligenzhansl ... ist eh dei letztes Kommando ... sollst 'n Spaß haben, uns zu befehlen! »

In diesem Augenblick tauchen italienische Stürmer nahe vor ihnen auf.

« Los, auf sie! » ruft der Hansl.

Eine wilde, entschlossene Wut hat ihn gepackt. Er selber springt als erster auf und wirft eine von den Handgranaten, die ihm ein Jäger zugeschoben hat. Wartet ihr! Ihr sollt den Sieg teuer genug erkaufen!

Dann springen auch die andern auf und werfen ihre Handgranaten. Ein Häuflein Todgeweihter, Tollkühner, die, eben dem Verschüttungstode entronnen, mit beispielloser Zähigkeit auch die Trümmerstätte dem Gegner nicht kampflös überlassen wollen, stürzt sich dem Feind entgegen.

Einen Augenblick stutzen die Italiener. Sind das Menschen, oder sind es die Geister der Toten, die da plötzlich wie ein

Spuk vor ihnen auftauchen und mit den Händen, ja mit den bloßen Händen auf sie losgehen wollen!

Nein, es sind keine Geister, es sind Kaiserjäger, die da auf sie losspringen.

Vorne ein ganz junger. Ja, der, der soeben die erste Handgranate geworfen hat...

Per Dio! wie der auf sie loskommt! Was schreit er?

« Heil Tirol! »

Sie hören es deutlich ... dann kauern sie sich nieder, die Infanteristen und Alpini des Königs von Italien, und warten mit vorgehaltenem Stoßbajonett auf den Ansprung der letzten Kaiserjäger von der Col-di-Lana-Besatzung.

Und tollkühn und verbissen, wie sie herangekommen sind, springen sie die Gegner an. Ein wütendes Ringen von Mann zu Mann beginnt. Wo den Tirolern die Waffen fehlen, packen die Hände zu und würgen und pressen, bis sie von irgendeinem Todesstahl getroffen erstarren und in die Leiber der Gegner verkrampft vom Drucke ablassen müssen.

So fällt Jäger um Jäger von der nach der Sprengung am Leben gebliebenen Restbesatzung des Col di Lana. Als letzter bricht der Einjährige Bacher unter einem Bajonettstich in die Kehle sterbend zusammen. Im Niederstürzen und Verröcheln hört er noch einmal das Auftacken österreichischer Maschinengewehre und das Rollen der Salven aus den Gewehren der zum Gegenstoß vorgehenden Kaiserjäger. Es ist die Kompanie des Hauptmanns Holm, die drüben am Grate, der vom Monte Sief herüberführt. Sie wird den Col di Lana zurückerobern.

Graf Bossi-Pedrigotti (gek.)

## Leutnant Halt, der Erstürmer des Madlessena

**D**rei Tage nach dem denkwürdigen Durchbruch durch die italienische Hochgebirgsfront bei Flitsch-Tolmein am 24. Oktober 1917 näherten sich die Spitzen der deutschen Armee von Below in unaufhaltsamem Vorwärtsdringen bereits den

Randbergen der Julischen Alpen. Hinter diesen lag das Ziel: die venezianische Ebene.

Der General der Artillerie erhielt den Befehl, eine Kampfgruppe Schwerer Artillerie heranzuführen, die gegen den stark befestigten Monte Madlessena zu wirken hatte, falls sich bei der Überwindung dieses Hindernisses Schwierigkeiten ergeben sollten. Aber noch bevor die ersten Haubitzen heran waren, war durch einen jener verwegenen Handstreich, an denen diese Durchbruchsschlacht so reich war, bereits alles entschieden.

In der Nacht vom 26./27. Oktober gegen 3 Uhr morgens hatte der stellvertretende Regimentsführer des Bayerischen Infanterie-Leibregiments, Major Graf Bothmer, von der Brigade den Befehl erhalten: «Die Gruppe Bothmer hat mit Handstreich Cividale wegzunehmen!»

Graf Bothmer befahl sofort seine Bataillonskommandeure zur Besprechung. In kurzen, knappen Strichen umriß er die Lage: «Das Vorgehen auf Cividale ist auf zwei Wegen möglich, entweder durch Erstürmung des anscheinend noch stark besetzten Accida und Vorgehen im Tal gegen die Stadt oder durch Überschreiten des Natisone bei San Pietro, Gewinnung der jenseitigen Höhen und Vorstoß von diesen Höhen nach Süden auf Cividale... Die Angriffsverhältnisse für diesen letzteren Weg sind gänzlich ungeklärt; Tiefe, Breite und Übergangsmöglichkeit des Natisone sind unbekannt, ebensowenig wissen wir, ob die Höhen und ihre Befestigungen besetzt sind. Trotzdem wähle ich den letzteren Weg, der immer noch aussichtsreicher erscheint als das Vorgehen im offenen Tal an dem sicherlich stark besetzten Monte Purgessino vorbei.»

Jeder Soldat, der diese nächtliche Kommandeurbesprechung auf sich wirken läßt, wird ermessen können, welche Anforderungen in einer solchen Stunde an die Verantwortungsfreudigkeit und Entschlußkraft eines Truppenführers gestellt wurden, und welches Maß von Selbstvertrauen und entschlossenem Kampfwillen die fechtende Truppe besitzen mußte, um — ohne die geringste Möglichkeit zur Erkundung — diesen Sprung ins Dunkle zu wagen, einen Sprung, der sie auf Forts, verdrahtete Felsenstützpunkte und starke feindliche Kräfte aufprallen lassen konnte.

Im ersten Dämmern des Morgenlichtes ist unten im dunstverhangenen Natisoneetal nichts von einer feindlichen Besatzung und auf der sich schwarz heraushebenden Masse des Madlessena nichts von Befestigungen zu erkennen. Aber der anbrechende Morgen duldet keinen Aufschub. Die Zeit drängt. Soll der Übergang über den Natisone gelingen, so muß das noch herrschende Halbdunkel ausgenützt werden. Während sich die Bataillone bereitstellen (der Gruppe Bothmer waren zugeteilt I./Leib, Res.-Jäger-Batl. 10 und Res.-Jäger-Batl. 14), soll eine Kompanie so schnell wie möglich das jenseitige Ufer des Natisone gewinnen, um dem Gros der Kampfgruppe den Übergang freizuhalten.

Major Graf Bothmer hat für diese ehrenvolle Aufgabe einen Kompanieführer bestimmt, dessen bisherige soldatische Leistungen auch die Ausführung der schwierigsten Aufträge gewährleisteten: Leutnant Karl Halt, den Führer der 3. Kompanie. — Als Kriegsfreiwilliger 1914 ins Feld gerückt, ein Jahr später zum Offizier befördert, schon im Sommer 1915 an der Tiroler Front als Führer des Hochtouristentrupps bei zahlreichen gefahrvollen Patrouillen erprobt, in der Hölle von Verdun dreimal verwundet und im rumänischen Feldzug wegen seiner vorbildlichen Führung von dem Regimentskommandeur, Oberstleutnant Ritter von Epp, wiederholt durch persönliche Anerkennung ausgezeichnet, stellte der ehemalige deutsche Zehnkampfmeister Karl Halt einen im Krieg herangewachsenen Frontoffizier besten Schlages dar. Seine Mannschaft ging für ihn durchs Feuer.

Der Regimentsführer befiehlt Leutnant Halt zu sich. « Eilen Sie, so rasch Sie können, diesen Berg hinunter und versuchen Sie, noch in der Dämmerung den Natisone zu überqueren! Der Fluß ist nicht erkundet. Ich kann Ihnen weiter keinen Anhaltspunkt geben. Die Sache ist außerordentlich eilig, höchste Geschwindigkeit ist erforderlich. Wenn der Übergang glückt, nehmen Sie im Walde jenseits des Natisone Deckung und warten auf weitere Befehle. » —

Wenige Minuten später ist Leutnant Halt mit seiner Kompanie in dem dunklen Schlund einer nach San Pietro abfallenden Schlucht verschwunden. Das Glück ist ihm hold. Er entdeckt eine schmale Hängebrücke, auf der die Kompanie den

Fluß überschreitet. Ohne einen Schuß zu erhalten, erreicht die Kompanie den Steilhang jenseits des Natisone und geht hier am Fuß des Madlessena befehlsgemäß in Deckung. Einige weiße Leuchtkugeln steigen auf und melden dem aufatmenden Regimentsstab: « Wir sind hinüber! »

Inzwischen ist es hell geworden. Das Gros der Kampfgruppe hat gerade mit dem Abstieg zum Natisoneufer begonnen, als es auf dem Madlessena lebendig wird. Heftiges MG.- und Infanteriefeuer knattert von den Hängen ins Tal. Es ist jetzt klar: Der Madlessena ist stark besetzt. Auch Artilleriefeuer faßt die nachrückenden Bataillone.

Leutnant Halt, der von den Italienern immer noch unentdeckt mit seiner Truppe in Deckung am Fuß des Madlessena liegt, faßt angesichts der starken feindlichen Gegenwirkung aus eigenem Antrieb — ohne weitere Befehle abzuwarten — den kühnen Entschluß, aus seiner im toten Winkel gelegenen Deckung heraus die feindliche Besatzung auf dem Berg anzugreifen und somit den nachfolgenden Bataillonen den Übergang über den Fluß frei zu machen.

Wie eine mächtige Felsenfestung erhebt sich über ihm im steilen Abfall der Madlessena. Der Feind ist, nach der Heftigkeit des Feuers zu urteilen, weit überlegen. Die eigene Truppe ist zahlenmäßig äußerst schwach. Die Kompanie zählt nur 50 Gewehre und vier Gruppen mit leichten Maschinengewehren, alles in allem 70 Mann. Aber jeder von diesen 70 « Leibern » ist ein erprobter Feldsoldat, ein erfahrener Hochgebirgskämpfer. Und Leutnant Halt weiß, was er von seiner Mannschaft erwarten kann, er weiß auch, wie in den letzten Tagen überraschendes Zupacken zu den verblüffendsten Erfolgen gegen den moralisch schwer erschütterten Gegner geführt hat. So wagt er den Gang, der mit einem glänzenden Sieg, aber auch mit der Vernichtung der Kompanie enden kann —

Der steile Aufstieg durch den dichten Wald am Abhang des Berges gelingt ohne Zusammenstoß mit dem Feind. Nach und nach lichtet sich der Wald, und jetzt erkennen die « Leiber » die in verdrahteten Felskanzeln verschanzte und heftig ins Tal feuernde Besatzung. Leutnant Halt läßt Seitengewehre aufpflanzen, setzt die Kompanie truppweise auf die verschiedenen

Ziele an — ein kurzer, rasender Feuerüberfall — und wie ein Ungewitter bricht der Angriff der Leiberkompanie über die völlig überraschte italienische Besatzung herein. Trotz tapferen Widerstandes werden die Italiener nach kurzem Kampf überwältigt. Einige ausgesuchte Stoßtrupps umgehen geschickt die nicht angegriffenen Teile der feindlichen Stellung und fallen sie im Handgranatenangriff im Rücken an. Auch hier wird jeder Widerstand schnell gebrochen.

Jetzt aber merkt die tapfere Kompanie, daß sie in ein Wespennest gefaßt hat. Der ganze Berg ist lebendig geworden. Stockwerkartig erheben sich über der genommenen italienischen Bergstellung weitere Linien bis zur höchsten Kuppe des Madlessena, aus denen den « Leibern » heftiges Feuer entgegenschlägt.

Aber die bayerischen Hochgebirgler bleiben nicht auf halbem Weg stehen. Ohne einen Augenblick auf Unterstützung rechnen zu können, setzt Leutnant Halt seine Kompanie nach kurzer Ordnung der Verbände zum entscheidenden Angriff auf die Gipfelstellungen an. Äußerst geschickt verteilt und dadurch die eigene zahlenmäßige Schwäche verschleiern, geht die in einzelne Sturmtrupps aufgelöste Kompanie dem Feind frontal und umfassend zu Leibe. Das Auftauchen der unter vorzüglicher Geländeausnutzung sich heranarbeitenden Umfassungsgruppen bringt an allen Stellen die Entscheidung. Der erschütterte Gegner streckt die Waffen. Schon sind Hunderte von Gefangenen zu Tal geschickt worden und werden dort von den nachfolgenden Kompanien in Empfang genommen.

Einen kritischen Augenblick gibt es noch unmittelbar vor dem Höhenkamm, als von drei Seiten gleichzeitig heftiges Feuer einer entschlossenen Besatzung in die Reihen der « Leiber » schlägt. Aber in rücksichtslosem Ansturm wird auch dieser letzte Widerstand gebrochen. Unteroffizier Engelbert Schmid, der immer dabei ist, wo es am wildesten zugeht, hat mit seinem Maschinengewehr als erster den obersten Grat erreicht und bekommt hier eine im Abfahren befindliche italienische Batterie zu fassen, die er — von feindlichen Geschossen umschwirrt — mit Bespannung und Bedienung zusammenschießt.

Das Unfaßbare war geschehen. Eine schwache Kompanie von 70 Mann hatte im überfallartigen Angriff ein stark befestigtes Bergmassiv erstürmt und eine vielfach überlegene Besatzung im schwierigsten Angriffsgelände niedergekämpft. 1000 Gefange waren die Beute, dazu eine Anzahl MG. und eine Batterie. So unaufhaltsam war dieser überfallartige Sturmangriff vor sich gegangen, daß der Bataillonsstab mit den vordersten nachdrängenden Kompanien der « Leiber » Leutnant Halt und seine Truppe erst auf dem Gipfel erreichte. —

Von der Kuppe des Madlessena bot sich ein unbeschreiblich schöner Anblick in die venezianische Ebene, die jetzt zu Füßen des Alpenkorps lag. Im nahen Cividale, das in den ersten Nachmittagsstunden besetzt wird, flammen brennende Magazine und Munitionsdepots als gigantische Siegesfackeln für diese schöne Waffentat auf, die der ehemalige Kommandeur des Alpenkorps, General Krafft von Dellmensingen, « eine hervorragende Kraft- und Kampfleistung » genannt hat. —

Leutnant Halt erhielt für diese Tat den bayerischen Militär-Max-Joseph-Orden, durch dessen Verleihung er in den Schwertadel erhoben wurde. Als Sportpionier und einer der führenden Organisatoren der Olympischen Spiele in Deutschland 1936 ist der verdiente Frontsoldat Karl Ritter von Halt der sportbegeisterten Jugend Deutschlands und der Welt auch im friedlichen Kampf der Nationen ein Begriff geworden.

Rolf Bathe (gek.)

## Pommersche Kürassiere in der Walachei

**A**m 14. November 1916 hatte die 9. deutsche Armee den Wall der rumänischen Gebirgsstellung am Vulkanpaß durchbrochen und nach wochenlangem schwerem Ringen das Tor zu der fruchtbaren Ebene der Walachei eingestoßen. Die Stunde der Verfolgung hatte geschlagen!

Das Kavalleriekorps v. Schmettow, das mit dem Fuß im Bügel ungeduldig auf den Durchbruch gewartet hatte, schwang sich in den Sattel und trabte an. Der letzte Riegel, den die Rumänen am Jiu-Fluß vor die Verfolger gelegt hatten, wurde in der zweitägigen Schlacht bei Targu Jiu von Ostpreußen,



Bayern und Schwaben bis zum 17. November in rücksichtslosem Ansturm aufgebrochen. Dann gab es kein Halten mehr! Wie ein Sturmwind fegten Schmettows Reitergeschwader durch die walachische Ebene hinter den flüchtenden Rumänen her, dicht hinter sich die in Gewaltmärschen folgende Infanterie.

In den Reihen des Kavalleriekorps v. Schmettow ritt auch das Pasewalker Kürassierregiment «Königin», in dem die Tradition der Ansbach-Bayreuther Dragoner, der Sieger von Hohenfriedberg, fortlebte. Es war am 20. November 1916, einem denkwürdigen Tage in der Geschichte der pommerischen Kürassiere, als die Aufklärungseskadron unter Rittmeister Alfred v. Borcke mit dem Auftrag abritt, gegen den Altfluß vorzufühlen. Die Eskadron zählte etwa 80 Säbel, außerdem war ihr ein Maschinengewehr und ein Geschütz von der reitenden Abteilung des Feldartillerieregiments 11 zugeteilt. Das war alles zusammengenommen keine überwältigende Kampfkraft, aber was der Eskadron v. Borcke an Kämpferzahl und Waffen fehlte, das ersetzten Führer und Mannschaften durch ihren Tatendrang und unbeschwerten Reitergeist.

Der Rittmeister hatte drei Fernpatrouillen abgeschickt und nur einen Stamm von 47 Kürassieren bei sich behalten, als er mit seiner Eskadron den Aufklärungsritt antrat. Er fand das ganze Gelände zwischen dem Alt und Jiu von den Rumänen bereits geräumt. Hier war also für die Kürassiere keine Gelegenheit mehr, ihren Tatendrang zu kühlen. — Der Rittmeister sah nachdenklich auf seine Karte. Da lag im Süden, schon außerhalb seines Aufklärungsgebietes, aber nur knapp 15 Kilometer entfernt, die alte Hauptstadt der Walachei, Craiova, die Stadt mit den sagenhaften Vorräten und Getreidemagazinen. Das wäre eine Sache, ein echter Reiterstreich, dort in den rumänischen Rückzug hineinzustoßen und dem Feind diese kostbaren Vorräte abzunehmen. Und schon steht bei dem Führer der Entschluß fest: Hinein nach Craiova! —

Auf der Karte sind am äußersten Stadtrand von Craiova Kasernen eingezeichnet. Wenn sich noch eine rumänische Besatzung in der Stadt aufhalten sollte, dann war sie ganz bestimmt hier und nirgends anders zu finden. Die Kasernen mußten daher zuerst genommen werden! Es ist etwa 9 Uhr morgens und immer noch neblig, als die Kürassiere nach scharfem Ritt

sich dem Stadtrand und dem massiven Häuserblock der Kasernen nähern. Der Rittmeister gibt das Zeichen, und in aufgelöster Ordnung reitet die Eskadron zur Attacke gegen die Kasernen an. Es ist ein tollkühnes Reiterstück, diese Attacke in eine Stadt hinein. Es findet in der ganzen deutschen Heeresgeschichte nur ein einziges Beispiel in dem Überfall der Derfflingerschen Dragoner auf die schwedische Besatzung der Havelfeste Rathenow. —

Im Galopp sprengten die Kürassiere heran. Die rumänischen Posten vor der Kaserne sind so fassungslos, daß sie gar nicht dazu kommen, Alarmschüsse zu lösen. Sie werden einfach über den Haufen geritten. Schon hallt Hufschlag auf dem Kasernenhof, wo zwei kriegsstarke rumänische Kompanien — fast 500 Mann — gerade zum Brotempfang angetreten sind. Sorgfältig ausgerichtet stehen neben den Kompanien die langen Reihen der Gewehrpyramiden. Auch hier erfolgt der Überfall so schlagartig, daß nicht eine einzige Gruppe, kein Offizier mehr Zeit findet, an die Gewehrpyramiden zu springen. Der Rittmeister mit geschwungenem Pallasch voran, reiten die Kürassiere beide Kompanien nieder, zersprengen sie und nehmen sie gefangen. In einem zweiten Kasernenhof hat Unteroffizier Hartung eine rumänische MG.-Abteilung entdeckt, die bereits fertig zum Abmarsch angetreten war. Auch diesem Gegner wurde keine Zeit zur Besinnung gelassen. Bevor die Maschinengewehre abgeladen und feuerfertig gemacht werden konnten, waren die Kürassiere schon wie eine Windsbraut zwischen die Gespanne gesprengt, hatten die Bedienungsmannschaften überritten und die ganze Abteilung einschließlich der Offiziere dingfest gemacht.

Kaum war hier reiner Tisch gemacht, als Rittmeister von Borcke die Stadtausgänge durch Pösten besetzen und die noch in der Stadt verborgenen Rumänen in ihren Schlupfwinkeln aufstöbern ließ. Reibungslos ging dank der Blitzartigkeit des Überfalls alles vonstatten, und sehr bald konnte der Rittmeister dem Kavalleriekorps die kaum glaubliche Meldung schicken, daß er mit knapp 50 Reitern Craiova, eine Stadt von 60000 Einwohnern, erobert habe.

Die Beute dieses verwegenen Handstreiches war gewaltig. Ganz abgesehen von den vor der Vernichtung bewahrten riesigen Getreidemagazinen und der Masse rollenden Eisenbahnmaterials, hatte die Eskadron v. Borcke 8 Offiziere und 503 unverwundete Gefangene und außerdem ein Feldlazarett mit 800 verwundeten Rumänen sowie sechs schwere Maschinengewehre und mehrere gefüllte Munitionswagen erbeutet. —

Rittmeister v. Borcke wartete nur das Eintreffen der Infanteriespitzen ab, denen er die Gefangenen übergab, dann ritt er mit seiner Eskadron, die sich durch ein kräftiges Mittagessen und einen wärmenden Satteltrunk gestärkt hatte, neuen Taten entgegen. —

Dieser Aufklärungsritt tief in Feindesland war kein Spazierritt. Bald erreichte die Eskadron durch versprengte Reiter die Meldung, daß von den drei ausgesandten Fernpatrouillen zwei vollständig aufgerieben waren. Aber auch diese bitteren Nachrichten konnten den Tatendrang des Rittmeisters nicht hemmen.

In scharfem Verfolgungsritt versuchte die jetzt 55 Reiter starke Eskadron wieder Fühlung mit den rumänischen Nachhut zu bekommen. Bald lief auch von der Spitze die Meldung ein, daß eine größere rumänische Marschkolonne in Sicht gekommen sei.

Der Rittmeister galoppiert zur Spitze vor, und hier bietet sich ihm ein überwältigender Anblick. Da zieht eine endlose Wagenkolonne von mindestens 150 Fahrzeugen mit Rinder- und Pferdeherden ihren Weg, und dieses an einen Wallensteinischen Heereszug erinnernde Bild wird durch den Anblick von zwei Batterien und etwa zwei Bataillonen Infanterie recht kriegerisch untermalt. Einen Überfall wie in Craiova wird es hier nicht geben. Der Feind ist auf seiner Hut. Trotz aller Vorsicht im Anpirschen pfeifen den Kürassieren schon sehr bald die ersten Geschosse um die Ohren. Der Rittmeister hält seine Eskadron in achtungsvoller Entfernung, läßt aber den Feind keinen Augenblick aus dem Auge. Wie der Wolf dem Elchrudel, folgt er der Spur der Rumänen.

Der kühne Reiterführer ist fest entschlossen, sich diese einzigartige Gelegenheit für einen Handstreich nicht entgehen zu lassen. Zwar weiß er, daß es eine Tollkühnheit ohnegleichen

ist, mit seinen 55 Kürassieren, dem einen Geschütz und dem einen Maschinengewehr diesen um das Zwanzigfache überlegenen Gegner anzugreifen, aber auf der einen Seite stehen pommersche « Königin »-Kürassiere und auf der anderen Seite durch Niederlagen und anhaltenden Rückzug zermürbte Rumänen. Und schließlich, so denkt der fromme Feldsoldat, kann sich auch der Alte Fritz einmal irren, und Gott ist nicht immer « bei den stärksten Bataillonen ». —

Schnell hat der Rittmeister seinen Plan gefaßt. Der verstärkte Zug des Leutnants v. Oppenfeld mit 32 Kürassieren hat den Feind anzugreifen, ihn zu umschwärmen und nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Der nur 15 Karabiner starke zweite Zug unter Leutnant v. Quast hat zum Fußgefecht abzusetzen und mit dem Maschinengewehr und dem einen Geschütz einen stärkeren Angriff vorzutäuschen. Die letzten acht Kürassiere müssen bei den Handpferden bleiben, um — falls die Geschichte schief geht — die Pferde sofort zur Hand zu haben.

Der Zug von Oppenfeld löst seine Aufgabe vorzüglich. Weit auseinandergezogen umschwärmen die Kürassiere die lange Marschkolonne von allen Seiten, dabei so geschickt auftauchend und wieder verschwindend, daß der Rumäne sie weder aufs Korn nehmen noch sich über die Stärke dieses so plötzlich aufgetauchten Gegners klar werden kann. Was Rittmeister von Borcke erhofft hat, tritt dann auch bald ein: die rumänische Marschkolonne stellt — durch die ständige Belästigung im Rücken und in beiden Flanken beunruhigt und verwirrt — den Marsch ein. In dem Dorf Ciuari drängt sich die Wagenkolonne auf engstem Raum zusammen und versucht in mehreren Reihen nebeneinander aufzufahren. Die beiden Batterien werden hierbei in dem Troß so festgekeilt, daß sie bewegungsunfähig sind.

Um sich von dem lästigen Störenfried endlich zu befreien, entwickelt der Feind mehrere Kompanien zum Angriff auf die Reiter des Leutnants v. Oppenfeld. Jetzt ist es für den Rittmeister Zeit, einzugreifen. Zu dem Artillerie-Oberleutnant gewandt, sagt er: « Zahn, nun zeigen Sie mal mit Ihrer Kanone, was Sie können. » — « Zu Befehl, Herr Rittmeister », entgegnete der Artillerist trocken. « Ich werde eine Batterie markieren! » — Bin neugierig, wie er das machen wird, denkt der Rittmeister, aber dann muß er hell auflachen, denn aus der gegen

Sicht gut gedeckten Geschützstellung kracht es plötzlich viermal blitzschnell hintereinander: Bum! Bum! — Bum! Bum! ... Eine famose Leistung der Kanoniere, diese Feuergeschwindigkeit. Das klingt wahrhaftig so, als ob dort eine ganze Batterie aufgefahren sei. Und diese Schüsse, auf 1200 Meter Entfernung in direktem Schuß auf die sich schwerfällig entwickelnden rumänischen Kompanien abgefeuert, sitzen. Die Rumänen stutzen. Da beginnt auf ein Winkzeichen des Rittmeisters das auf der Lauer liegende Maschinengewehr auf günstige Schußentfernung von 700 Meter zu hämmern. Die « Batterie » jagt Schuß auf Schuß aus dem Rohr. Und jetzt taucht, in einem weiten Halbkreis auseinandergezogen, die Abteilung des Leutnants v. Quast auf, der seine 15 Kürassiere in drei kleine selbständige Kampfgruppen eingeteilt hat. Mit wechselseitiger Feuerunterstützung arbeiten sich die Gruppen vor, feuern ... machen einen kurzen Sprung ... wieder blitzt es aus den Karabinern ... schon springt eine Gruppe ... alles klappt glänzend. Jeder einzelne Mann ist von der Jagdleidenschaft gepackt, jeder Kürassier weiß, daß er « starken Feind markieren » muß, und dementsprechend handelt er. Die frischen Sprünge, das blitzschnelle Auftauchen und Wieder-im-Gelände-Verschwinden, das kurze Schnellfeuer der einen und das flinke Vorarbeiten einer anderen, weit auseinandergezogenen Gruppe verwirrt die Rumänen vollends.

Feind von allen Seiten! Die rumänischen Kompanien machen schleunigst kehrt und flüchten ins Dorf zurück. Jetzt versucht der feindliche Befehlshaber seine drei Maschinengewehre ins Gefecht zu bringen. Ihre noch wenig kriegsgewandten Bedienungen gehen ungedeckt am Dorfrand in Stellung. Darauf hat Oberleutnant Zahn nur gewartet. Einige scharf gezielte Granaten krepieren zwischen den Gewehren und vertreiben die Bedienungsmannschaften, ehe sie noch den ersten Gurt eingezogen haben.

Soweit ist also das Unternehmen glänzend verlaufen. Jetzt kommt alles darauf an, die Ruhe zu bewahren und sich durch keine noch so verzweifelte Aktion der Rumänen verblüffen zu lassen. — Im Dorf ertönen Signale. Der Feind bläst zum Angriff. Ein Hornist nach dem andern nimmt das Signal auf. Weit hallt der Ruf der Hörner über das Land. Aber den Rittmeister

v. Borcke läßt das kriegerische Geschmetter kalt. « Solange sie mir nicht mit ihren beiden Bataillonen gleichzeitig auf den Pelz rücken, kann mir nichts passieren », brummt er vor sich hin. Das Horngeschmetter setzt sich noch eine Weile fort, aber erstaunlicherweise erfolgt kein Angriff. Keine Schützenlinie läßt sich sehen. Offenbar hat die rumänische Infanterie von der ersten Abfuhr genug ...

« Jetzt drauf! » befiehlt der Rittmeister. Während der Zug von Oppenfeld das Dorf näher und näher umschwärmt, setzen die 15 Schützen des Leutnants v. Quast mit einer unglaublichen Dreistigkeit ihren Angriff fort. Die Kosakentaktik der Oppenfeldschen Reiter und die hervorragende Geländeausnützung des zum Fußgefecht abgessenen Zuges v. Quast bewähren sich vortrefflich. Überall sehen die Rumänen Gespenster. Ihre Unruhe wächst. Ihr Widerstand ist regellos und schlaff. Und fröhlich legt jetzt der Artillerist, Oberleutnant Zahn, 300 Meter zu und setzt Granate auf Granate in das mit Truppen und Fahrzeugen vollgestopfte Dorf hinein. Um Treffer braucht er nicht besorgt zu sein. Jeder Schuß sitzt.

Plötzlich ertönte zur allgemeinen Verblüffung der Kürassiere das wohlbekanntes Signal: « Das Ganze halt! » Vom Dorf her näherte sich ein rumänischer Oberst in Begleitung eines deutschen Sanitäters, ging auf Rittmeister v. Borcke zu und bot die Übergabe an. Er gab freimütig zu, daß er alle Hornisten das Sturmsignal habe blasen lassen, um die Deutschen zu bluffen. Aber als er weder seine Infanterie vorbekam, noch die Deutschen sich einschüchtern ließen, im Gegenteil ihren Angriff energisch fortsetzten, da sei er überzeugt gewesen, von feindlicher Übermacht eingekreist zu sein. Um nutzloses Blutvergießen zu verhindern, habe er sich so schnell zur Übergabe entschlossen.

Einen kritischen Augenblick gab es noch, als den zu Hunderten dicht gedrängt auf der Dorfstraße stehenden Rumänen beim Anblick der jetzt gesammelten Eskadron zum Bewußtsein kam, daß sie dem tollen Handstreich einer winzigen Abteilung aufgesessen waren. Offiziere und Unteroffiziere, die noch nicht ihre Waffen niedergelegt hatten, begannen plötzlich mit verdächtigen Gebärden erregt auf die Mannschaften einzureden. Es war unverkennbar, daß sich auch unter der Mannschaft der

Widerstandsgeist neu belebte. Nur schärfstes Durchgreifen konnte die Kürassiere vor einer bösen Überraschung bewahren. So sprengten instinktiv mehrere Offiziere und Unteroffiziere mit gezogenem Pallasch mitten in die rumänischen Haufen hinein und brüllten die Verdutzten mit einer Stimmkraft an, daß die Masse widerstandslos die Hände hob. Ein rumänischer Offizier, der dem Befehl, die Waffen niederzulegen, nicht sofort nachkam, wurde von einem baumlangen Unteroffizier überritten. Diese drastische Art der Verständigung veranlaßt jetzt auch die übrigen rumänischen Offiziere, schleunigst abzuschnallen.

Der Erfolg dieses glänzend angelegten und mit rücksichtslosem Schneid durchgeführten Überfalls stellte sogar den Handstreich auf Craiova noch weit in den Schatten. Vor den etwa 50 im Gefecht eingesetzten Reitern der Eskadron v. Borcke, dem einen Geschütz und dem einen Maschinengewehr hatten 20 rumänische Offiziere — darunter drei Stabsoffiziere — und 1700 Mann die Waffen gestreckt. Zehn Geschütze, drei Maschinengewehre, 150 mit Kriegsbedarf aller Art vollbeladene Fahrzeuge, dazu 400 Stück Rindvieh und 250 Pferde bildeten die Beute dieses mit beispielloser Verwegenheit ausgeführten Reiterstreiches.

Es kennzeichnet den ritterlichen Sinn des Rittmeisters von Borcke, wenn er in seinem Gefechtsbericht schrieb: « ... Dank schulde ich meinen schneidigen Offizieren und vorzüglichen Unteroffizieren, vor allem den Unteroffizieren Manske, Vonhoff, Hartung, und meinen braven pommerschen Kürassieren. Sie nur machten mir diesen Erfolg durch ihren unermüdlichen Eifer, der trotz aller Anstrengungen nie erlahmte, und durch den rücksichtslosen Einsatz ihrer Person möglich ... » —

Der prächtige Kürassierittmeister hat den Feldzug nicht überstanden. Als Bataillonskommandeur im Infanterieregiment 336 fiel er wenige Wochen vor dem Waffenstillstand am 3. Oktober 1918 an der Westfront.

Rolf Bathe

# Der Held am Tigrisufer

Das Jahr 1916 ist heran, und Nixon<sup>1</sup> marschiert. Kilometer um Kilometer rückt sein gewaltiges Heer nach Norden. Durch das überschwemmte Tigris-tal geht sein Vormarsch und wochenlang waten die Engländer bis zum Leib durch die Schlammfluten. Wer nicht mehr marschieren kann, der ertrinkt in kniehohem Wasser.

Sein Nebenmann kann ihm nicht helfen, der hält sich selbst gerade noch auf den Beinen. Weiter, nur weiter...

Nixon treibt erbarmungslos, nachdem er wochenlang gezögert hat. Er sieht jetzt den Erfolg greifbar vor sich. Nur-addins<sup>2</sup> Armee ist in Gefahr, abgeschnitten und vernichtet zu werden, und dann ist vorläufig kein Hindernis mehr vorhanden auf dem Marsch nach Bagdad. Goltz ist noch lange nicht mit der Aufstellung der neuen Armeegruppen fertig. Bis jetzt hat sein genialer Bluff gewirkt, aber auf die Dauer kann man einem Heer feindlicher Agenten keine Armeen vorspiegeln, die einfach nicht vorhanden sind.

Nixon sieht schon den freien Weg nach Rußland, den gewonnenen Krieg, da scheidet er an einer Macht, die er nicht in Rechnung gestellt hat: am deutschen Soldaten.

Hier ist sie, die Geschichte vom unbekanntem MG.-Schützen von Nasriyeh. Der einstige Gegner selbst soll sie erzählen.

Unter dem Decknamen «Black Tab» hat ein höherer englischer Offizier noch während des Krieges ein Buch darüber veröffentlicht. Er berichtet darin:

«Nur-addin zog sich in Eilmärschen zurück. Vom hochgelegenen jenseitigen Ufer aus waren seine dichten Kolonnen zu sehen, wie sie am Horizont entlangzogen.

Artillerie her, und von dieser feindlichen Armee bleibt nichts übrig!

Die Artillerie kam rechtzeitig, aber es war unmöglich, sie über den Fluß zu bekommen. Nirgends war eine Furt zu entdecken.

Der Tigris ist an dieser Stelle nicht übermäßig breit, und unsere Pioniere wären auch noch zur rechten Zeit mit einer

---

<sup>1</sup> Englischer Befehlshaber.

<sup>2</sup> Türkischer Marschall.



Notbrücke fertig geworden, wenn sich auf dem jenseitigen Ufer nicht ein paar versprengte Leute der gegnerischen Abteilung von Nasriyeh mit einem schweren Maschinengewehr festgesetzt hätten.

Es mochten die letzten von der Rückzugsdeckung sein.

Die Burschen hatten sich so geschickt verschanzt, daß wir sie nicht entdecken konnten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die ungefähre Gegend ihrer Stellung mit einem Hagel von Schrapnellen abzutasten. Darüber aber verging kostbare Zeit.

Schließlich fanden wir durch einen Zufall eine Senke an der Flußböschung heraus, die offenbar im toten Winkel lag. Einer unserer Sepoys ging ins Wasser und versuchte, eine dünne Leine herüberzubringen. An dieser Leine sollte eine Stahldrosse zum anderen Ufer gezogen werden. Geplant war, eine Pontonbrücke zu schlagen, und an dieser Trosse sollten die Pontons verankert, also aufgehängt werden.

Ein tollkühner Versuch, denn abgesehen von dem feindlichen Feuer, wimmelt der Tigris von Haien, die vom Roten Meer heraufgezogen kommen, und die schon manches unserer Maultiere geholt hatten.

Es schien aber gut zu gehen, und wir sahen schon im Geiste unsere Batterien auffahren und ein Vernichtungsfeuer in die feindlichen Kolonnen fetzen, als am anderen Ufer plötzlich drei Mann erschienen, die ein MG. trugen und im Laufschrift einen Stellungswechsel vornahmen. Mitten im freien Gelände ließen sie sich nieder, und jetzt beherrschten sie tatsächlich die ganze Uferbreite.

Der Sepoy sank mit einem gellenden Schrei, und das Ende dieses wackeren Burschen hat wahrscheinlich eine Maschinengewehr- und nicht ein Hai verursacht. Jedenfalls war es uns unmöglich, auch nur einen Schritt vorwärtszukommen, solange dieses letzte Maschinengewehr noch feuerte.

Unsere Feldgeschütze ließen sich natürlich diese Frechheit nicht gefallen, und bald kochte der Boden um dieses todesmutige Maschinengewehr vor Einschlägen. Ich konnte mit dem Glase beobachten, wie erst einer und wie dann der zweite der Bedienungsmannschaft fiel. — Zuletzt schoß nur noch ein Mann, aber dieser Kerl hatte den Teufel in sich. Manchmal sah es so aus, als ob eine Granate Schluß mit ihm und seinem

Gewehr gemacht hätte, aber wenn sich dann der Dreck und der Staub und der Qualm verzogen hatten, dann hockte der Mann immer noch hinter seinem Maschinengewehr und schoß. — Dieses Maschinengewehr hat uns volle viereinhalb Stunden aufgehalten, und gute zwei Stunden davon schoß allein dieser Mann. — Die vielen Einschläge rings um ihn — das kam ihm zu Hilfe — machten schließlich das Gelände so unübersichtlich, daß ihm verschiedene natürliche Deckungen geboten wurden. Wie dem auch sei: der Mann hielt in einer Weise aus, die schon alle Grenzen der Selbstaufopferung übertraf und das Unmögliche wahr machte: daß nämlich ein einziger Mann für einige Zeit ein ganzes Armeekorps aufzuhalten vermochte.

Schließlich verstummte plötzlich das Feuer, und unwillkürlich griffen wir alle an den Mützenrand.

Als der Brückenschlag vollendet war, trabten wir zunächst zu der Stelle, wo das MG. zuletzt gefeuert hatte. Wir fanden die Waffe völlig zerschossen vor und darübergerbreitet die zersetzte Gestalt eines bärtigen Mannes, der in graues drillichartiges Leinen gekleidet war und am Kragenrand die Winkel eines deutschen Unteroffiziers trug.

Es war natürlich ein Deutscher . . . »

So haben sie gekämpft, die Männer an jener Front, von der die Heimat nichts wußte und nichts wissen konnte; so sind sie gestorben an dieser vergessenen Front.

Tausende von Meilen waren sie von der Heimat entfernt, ohne Verbindung mit ihr, ja, ohne die stärkende Nähe des Kameraden. Eine Handvoll Deutscher war ja oft genug über eine ganze türkische Division verteilt. Als Rückgrat waren sie gedacht; hineingestreut waren sie in die große Masse fremder Menschen, von denen sie nichts wußten, als daß sie für die gleiche Sache kämpften.

Einsam waren sie, wenn es zum letzten Aufbruch kam.

Kämpfer von der vergessenen Front, Männer, Soldaten.

Deutsche!

Clemens Laar (gek.)

## Dülz ist wieder da!

**D**ie Mouqueret-Ferme zwischen Thiepval und Pozières war im Besitz der Engländer. Beim Gegenstoß des 2. Infanterieregiments 68 waren sämtliche Offiziere verwundet. Vizefeldwebel Dülz führte die achte Kompanie. Der Feind trommelte besonders die linke Flanke. Das englische MG. dort muß weg! beschließt Dülz und kriecht abends mit zwei Unteroffizieren und einem Gefreiten vor. Er holt es samt dem Bedienungsmann herüber.

« Donnerwetter! » Der Major vom 2. Bataillon spendet eine Flasche Rotwein für dies MG. Er blickt Dülz auf die Brust. EK. I. — ordentlicher Mann. Die andern sollen es auch kriegen. « Wenn Sie nochmals 'rüberfaßten und den Tommy ein bißchen in die Flanke kitzelten? Ja, am besten gleich jetzt, lieber Dülz, wo man da drüben noch gar nicht bemerkt hat, daß der MG.-Posten samt Gewehr von Ihnen weggeschnappt wurde. Nehmen Sie Ihren ganzen Zug mit, ein leichtes MG. und ordentlich Handgranaten, geballte Ladung 'reinschmeißen! Mitbringen, was da ist! »

Vizefeldwebel Dülz nahm seinen ganzen Stoßtrupp mit und zog los. Man kroch den gleichen Weg, den man zurückgekommen war, immer langsam, Meter auf Meter. Hinten saß der Bataillonsführer mit gespitzten Ohren und hörte auf einmal einen Riesenkrach losbrechen. Das ganze Grabenstück vorn ging hoch — Donnerwetter nochmal, war das ein Spektakel!

Im frühen Augustmorgen stellte Dülz vor: über hundert gefangene Engländer, ein ganzer Regimentsstab darunter, elf Maschinengewehre, viel Munition und gewaltige Mengen an Verpflegung.

« Wir hatten nur zwei Verwundete, bringen auch verwundete Engländer mit. »

« Was haben Sie denn da in der Hand? »

Ein gefangener Engländer, dem Dülz unterwegs den Oberarm notdürftig verband, hatte ihm zum Danke eine Tafel Schokolade in die Hand gedrückt — die hielt er nun noch zwischen den Fingern.

Der Bataillonskommandeur meldete die wohlgelungene Überrumpelung, die ein Vortragen der deutschen Linie an jener

Stelle ermöglicht und viel Blutvergießen erspart habe. Er beantragte für Vizefeldwebel Dülz das erste Goldene Militärverdienstkreuz, den Pour le mérite des deutschen Unteroffiziers. Nach zwei Monaten kam die Verleihung heraus.

« Dülz! Wo ist Dülz? Er hat wahrhaftig das Goldene Kreuz gekriegt! »

Dülz war vor einer Stunde beim Auflassen von AOK.-Brieftauben<sup>1</sup> vorn in französische Gefangenschaft geraten.

Nach acht Monaten!

« Vizefeldwebel Dülz aus Gefangenschaft zurück! »

Da stand er wieder, leibhaftig und lebendig vor dem « Alten ».

Der Bataillonskommandeur sprang auf, lief ihm entgegen und drückte ihm freudestrahlend die Hände, beinahe wäre er ihm um den Hals gefallen, so freute er sich. Sein Auge leuchtete, als er verkündete: « Sie haben das erste Goldene Kreuz! Mensch... Sie waren in Vitry-le-François! Sagen Sie, wie sind Sie da bloß 'raus — und allein?! »

« Mit meinem Kameraden Heinrich Rauhkohl aus Erbshausen, vierhundert Gramm Brot und drei Tafeln Schokolade im Beutel, aber die genauesten Berechnungen im Kopfe, wie wir gehen mußten. Nach den ersten hundert Metern wäre ich beinahe zusammengebrochen vor Freude und Glück: sieben Monate gefangen und nun frei! Vitry — Eisenbahnlinie Châlons, immer auf den Eisenbahnschwellen, tausendmal im Dunkel auf die Nase gefallen. Ein Morgenbad in der Marne, dann frech durch die Stadt — wir hakten uns ein und taten, als wären wir bezechet. Vor Reims hatten uns schon die Verfolger mit ihren Autos eingeholt, aber in Ackerfurchen und Brennesselgestrüpp fanden sie uns nicht. Wir aber haben ihnen, während sie den Wald nach uns abstocherten, ein Auto abgeknöpft und sind damit schnell ein paar Meilen weitergekommen. Dann ein ordentlicher Marsch mit Hunger und Durst, ein Nachtlager und am Morgen vor dem nächsten Wegweiser die Erkenntnis: Ihr seid im Bogen marschiert und beinahe wieder an der gleichen Stelle!

---

<sup>1</sup> Brieftauben des Armeekommandos.

Wieder weiter. Die Front war schon zu hören und in der Nacht auch zu sehen, auch unsere Flieger im Rücken des Feindes, nur fünfzig bis hundert Meter hoch, ganze Staffeln. Meinen Freund Rauhkohl haben mir die Franzosen auf der Proviantsuche abgefangen und ins Zuchthaus gesperrt. Ich kam am neunten Tag in die Gräben bei Souain und blieb am letzten Drahtverhau hängen ... nun war man ja wieder zu Hause! Ich kroch in ein Granatloch, von da in den deutschen Graben.»

«Dülz, Sie müssen sofort zum AOK. nach Rethel, denn Sie haben gewiß wichtige Beobachtungen zu melden!»

«Dülz ist da! Dülz ist wieder da!» rief der «Alte» aus der offenen Tür — ein Freudenruf. B. P. Sch a u m b u r g (gek.)

## Artilleriesleutnant Müller als Stoßtruppführer

(1917)

**P**aul Müller aus Porz-Urbach, Leutnant in der dritten Batterie, war während der Aisne-Champagne-Schlacht als Artilleriesverbindungs-offizier zur Infanterie kommandiert worden.

Vom Bataillonsgefechtsstand aus sah er den Feind in dem Gewirr von Trichtern und Gräben zu beiden Seiten des Gefechtsstandes vorgehen.

Die Gefangennahme oder doch wenigstens die Überrennung war nur eine Frage weniger Minuten. Dann aber war der Weg nach hinten zu den Artilleriesstellungen frei. Der Durchbruch des Feindes hätte erheblichen Boden gewonnen.

Ohne irgendwie an eigene Gefahr zu denken, packte Müller einen Beutel Hand- und Eiergranaten, forderte seine zwei Melder und drei ihm gerade in den Weg kommende Infanteristen auf, ein Gleiches zu tun.

Alles das geschah mit einer derart zwingenden Führerwucht, daß niemand von den Leuten einen Augenblick in Zweifel geriet über das Wenn und Aber seines eigenen Handelns.

Müller, der das Gelände kannte, schlich sich in den Rücken der Angreifer, durch Gräben und Trichter gegen Sicht verdeckt.

Dann stand er urplötzlich zwanzig, dreißig Meter hinter den Franzosen und warf mit seinen fünf Mann Handgranaten, soviel die Fäuste wurffertig machen konnten. Die unheimlich krachende Detonation der Stielhandgranaten lähmte die Angriffskraft der Vorstürmenden auf der Stelle. Müller nützte diesen Augenblick jähren Entsetzens aus.

Die ersten Franzosen suchten ihr Heil in der Flucht, indem sie seitwärts auszuweichen strebten. Müller mit seinen Leuten hinterher, fortgesetzt, selbst im Laufen, Handgranaten werfend.

Als die schwereren Stielhandgranaten verworfen waren, griff er zu den Eierhandgranaten, die zwar nicht so laut zerkrachten, aber dafür mit einem scheußlichen «Huiiiss» und einer Unmenge von Sprengstückchen dem Gegner um die Ohren heulten.

Außerdem konnte man sie weiter werfen.

Dieser Leutnant Paul Müller, der Artillerist aus dem Feldartillerieregiment 108, der nie etwas von der Durchführung des Gegenstoßes gelernt hatte, der niemals nach militärischen Anschauungen die Verpflichtung gehabt hätte, mit fünf Mann der Führer eines Gegenstoßes zu werden, hat an jenem Tage buchstäblich Hunderte von Angreifern in die Flucht gejagt.

Erwin Zindler

## Walter Flex

geboren am 6. Juli 1887 zu Eisenach,  
gefallen am 16. Oktober 1917 auf Ösel.

**I**m September 1917 brach die deutsche Front gegen Riga vor. Flex war dabei. Am 12. Oktober setzte er mit der neunten Kompanie nach der Insel Ösel über und kam am 14. und 15. bei Peude ins Gefecht. Die Russen hatten sich auf das Gut Peudehof zurückgezogen, man sah, sie waren des Kampfes müde. Ein Offizierstellvertreter forderte sie auf, sich zu ergeben; als sie ihn gefangennehmen wollten, flüchtete er. Da befiehlt Flex Sturm auf das Gehöft, wirft sich auf ein Kosakenpferd und jagt mit gezogenem Degen voran. Der Offizierstellvertreter will ihn warnen — da stürzt er schon,

von einer Gewehrkugel getroffen. Ein Landsturmmann wollte den russischen Schützen mit dem Gewehrkolben niederschlagen, da rief ihm Flex zu: « Laß ihn, er hat auch nur seine Pflicht getan! » Die Russen ergaben sich.

Im Gutshofe wurde er verbunden. Die Kugel war durch die Degenhand in den Leib gedrungen. Er schickte die letzte Gefechtsmeldung ans Bataillon, diktierte eine Karte nach Haus, der Schreibfinger sei zerschossen; dann lag er lange Stunden mit geschlossenen Augen. Sein Bursche ging ab und zu, der Arzt kam mehrmals, der Divisionspfarrer besuchte ihn. Draußen standen die Kameraden und schwiegen. Gegen Morgen entschlummerte er und erwachte nicht wieder. — O. Schnell

\*

**D**ie Hand, mein lieber Junge! Still, du weißt  
so gut wie ich, was dieses Scheiden heißt.  
Zum Kampfe für die Heimat würdigt mich  
der deutsche Gott. Sei stolz, er braucht auch dich!

Kriegsfreiwilliger Walter Flex<sup>1</sup>

\*

**T**iefer soll keine Glocke je tönen über uns und unseren Erben  
als das Wort: Volk. Wie ein Glockenton soll ihm das Wort der  
Hingabe, das Wort Du vorausschwingen: Du, mein Volk! Du,  
mein Bruder! Du, mein Vaterland!

Walter Flex

## Artillerieleutnant Kuskop

4. April 1918. Moreuil, unweit Amiens. Weitest vorgeschobene Frontstelle der siegreichen Angriffsarmeen. Die Möglichkeit besteht, auf Amiens durchzudrücken, längs der Somme das Meer zu erreichen, Engländer und Franzosen zu trennen. Die weittragenden Geschütze nehmen schon den Bahnhof von Amiens unter Feuer.

---

<sup>1</sup> Hauslehrer bei Bismarcks in Friedrichsruh, seinem Zögling beim Abschied ins Stammbuch.

Um 6 Uhr morgens tritt die Infanterie an. Moreuil wird genommen. In gewaltigem Ansturm dringen die Regimenter vor. Die Infanteriebegleitbatterien folgen dichtauf.

Bei der Brücke über die Avre bratschen die Feindschüsse. Kuskops Erste rückt an. Ein Oberstleutnant der Nachbardivision verbietet ihm, in diesem rasenden Feuer den Bach zu überqueren. Kuskop erwidert nur:

«Nach meiner Felddienstordnung bahnt die Artillerie der Infanterie den Weg zum Siege. Ich gehöre zum gerade jetzt stürmenden I. Bataillon RIR. 90. Ich kann Herrn Oberstleutnant also nicht gehorchen.»

Sprach's, dreht sich im Sattel um: «Batterie ... mit zwanzig Schritt Abstand ... Mittel ... terrrab!»

Ohne Verlust ist er drüben. Unaufhaltsam gehen die Neunziger vor. Ihr Kommandeur, Hauptmann von Both, erhält für diese Leistung den Orden Pour le mérite.

Nacht wird es. Der Feind rennt an. Verzweifelte Lage. Seine Abwehrtruppen wirft er von allen Seiten gegen den Sturmkopf, den die 54. Infanteriedivision im Verband der Armee darstellt. Von drei Seiten bellt sein Feuer. Wenige hundert Schritte hinter der Infanterie steht die Erste. Sperrfeuer fordern die Leuchtzeichen. In Not ist die Infanterie.

Heiß werden die Rohre. Die Feindeinschläge bersten in der Stellung. Da zerschmettert ein Sprengstück dem frei hinter der Batterie kommandierenden Kuskop den rechten Oberarm. Er verbeißt den Schmerz, sagt keinen Ton. Mit der Linken packt er die zerschossene Rechte und steckt sie in die Rocktasche.

Er steht und kommandiert.

Das warme Blut rinnt.

Er steht und kommandiert.

Der Feind wird abgeschlagen. Die Gefahr ist beseitigt.

Erwin Zindler



## Einer allein hält die Stellung des Bataillons

**S**eitwärts liegen die verlassenen Schützenlöcher der sechsten Kompanie. Tornister und Lederzeuge, offene Mäntel und Zeltbahnen lassen erkennen, daß diese Stellung in einer Panik verlassen wurde. Kein Wunder, von drei Seiten überraschend — die meisten werden geschlafen haben — gefaßt. Einige Tote liegen, halb zurückgefallen, in den Löchern, die wohl beim Herausgehen erschossen wurden.

Wenn wenigstens meine Kompanie beisammen wäre. Ein schweres Gefühl der Verantwortung senkt sich mit Zentnerlasten auf mich. Die Folgen sind unabsehbar, wenn ich das Bataillon nicht halten kann, dessen Schicksal der Zufall in meine Hände gelegt hat. Das Regiment fiele über den Haufen, und dann stünde das Tal bei Charmois offen, das westwärts in den Rücken der Marnestellung führt. Diese Überlegung durchzuckt glühend mein Gehirn und treibt mir den Schweiß aus allen Poren. Wenn nur meine Meldung gut angekommen ist; denn ich bin ja allein — mutterseelenallein. Eigentlich sollte ich den Hauser vorholen mit seinen Leuten — und den Hansmeier, überlege ich; aber wie meine Handvoll Leute jetzt verteilt ist, besteht wenig Aussicht, einige Zeitlang die Gefahr für das Bataillon aufhalten zu können. Inzwischen müssen sie ja von hinten kommen.

Nur hinaus aus diesem unübersichtlichen Gestrüpp! Schußfeld! Wenigstens bis dorthin muß ich, wo das kleine Wäldchen an das wirre Gebüsch stößt. Ein aufgerissener deutscher Patronenkasten mit herausgeschleudertem Gurt liegt seitwärts. Der kommt mir wie gewünscht, her — — —! Waren das nicht Stimmen, und — das ist doch wie das Brechen von Ästen und Klirren von Waffen? Starr stehe ich und horche spähend. Sollten das — — —? Da — da kommen sie! Das ganze Wäldchen voll. Ein unglaublich dichter Haufen wälzt sich heran, Maschinengewehre schleppend, eines neben dem andern. Herrgott, jetzt steh mir bei!

Sie müssen das Poltern und Klappern meines hingeworfenen Gerätes trotz des Zischens und Donnerns der Artillerie gehört haben und stutzen. Jetzt schreien sie durcheinander und wollen ein Gewehr in Stellung werfen. Ich bin auf einmal eiskalt ruhig

geworden, habe ganz exakt einen Gurt eingezogen und durchgeladen. Und dann habe ich mich selbst vergessen; ich bin nur noch eine körperlich verlängerte Waffe und speie Feuer mit absoluter Sicherheit gegen dieses MG., das sich zu mir her auf seinem Dreibock spreizt. Rataatatata! Da stieben sie auseinander. Das wirft sie zu Boden und übereinander, ehe sie an Deckung denken können; das fegt eine Bahn in dem blaugrauen Gewurle und mäht entsetzlich gut — vernichtend gründlich bei dieser Entfernung von noch nicht einmal fünfzig Schritten. Heulendes, wütendes Schreien gellt. Wahnsinniges Peitschen und Knallen fegt über mich hin. Nur jetzt nicht ducken lassen, denn jetzt geht es um die Wurst! Einer allein gegen eine MG.-Kompanie der Franzosen. Hin bin ich so oder so.

Der erste Gurt ist durch, hastig den zweiten durchgeladen. Den letzten. Und geschwind den Dampfschlauch mit den Händen in die Erde verscharrt, daß mich der weiße Dampf nicht den lauern den Schützen drüben überflüssigerweise verriet. Natürlich haben sie drüben die Feuerpause erkannt, aber jetzt! Zwanzig Schritte vor mir wirft ein aus dem Wäldchen stürzender Trupp ein MG. auf den Dreibock, hastig, in knien dem Anschlag. Es steht noch nicht ruhig, da sackt das blaugraue Häuflein zusammen in meiner sprühenden Garbe wie ein umgeworfenes Kegelspiel, ohne zum Schuß gekommen zu sein. Verdammt — Hemmung! Gerade jetzt! Kruzifix! Wo fehlt's denn? Kasten auf! Eine zu weit vorstehende Patrone im Gurt klemmt sich am Zuführer. 'raus damit! Du Luder, gehst du nicht heraus! Endlich! Frisch durchgeladen, schnell! Da — halbrechts vor mir haben sie natürlich inzwischen ein MG. in Stellung gebracht. Sekunden des Wetteiferns, wer zuerst zum Schuß kommt. Da haut es schon vorbei — zu hoch! Der drüben hat sitzenden Anschlag auf seinem Dreibein, er müßte seinen Lauf vorne senken; aber ehe der Franzmann sich verbessern kann, wirft ihn meine funkenspritzende Garbe herab vom Sitz, und die daneben knienden Hilfsschützen fallen wie steife Puppen um.

Um die Ecke des Wäldchens, links, am Kornfeld draußen, rennt ein neuer MG.-Trupp. Aber dieses Mal! Einer, der vorausspringt, deutet zu mir her. Der sieht mich so gut, wie ich

ihn sehe, ein junges, bartloses Gesicht, den Helm tief im Genick. Sie werfen ihre Gewehre in Anschlag, daß der Sand davonspritzt, einer schiebt den Streifen ein. Blitzschnell habe ich mich seitwärts gerissen und meine Büchse herumgeworfen. Ehe sie drüben einen Schuß herausbringen, bricht der Haufen da draußen wie eine Pyramide über der Dreifußlafette zusammen, mit verzuckenden Leibern die Waffe verdeckend. Keiner entkommt. Mir aber ist, als hätte ich Leim geschwitzt aus glühenden Poren.

Tssinngg! Sakra — das war doch eine Handgranate. Fünf Schritte vor mir zieht eine leichte Wolke über den grasigen Boden. Schon wieder eine. Volle Deckung! Tssinngg! Sand rieselt und Blätter flattern. Woher kommt denn das? Da wirbelt schon wieder so ein eisernes Ei im Bogen daher und fällt neben mir rauchend auf. Gedankenschnell habe ich einen Patronenkasten dagegengestellt. Der Schlag der Explosion wirft ihn zwar um, aber er hält mir die Splitter vom Leib. Was einem nicht alles einfällt! — Ah — jetzt habe ich den Burschen, das kommt aus dem niedrigen Gestrüpp — dort drüben — zu kurz diesmal! Kopf in den Dreck! — tssinngg! Schnell den Schaft in die Schulter! Rasselnd jagt mein letzter Patronenrest hinüber, daß der Sand aufspritzt. Dann lauere ich hinter der leeren Büchse, es rührt sich nichts mehr dort drüben. Das hat gereicht — und genau bis zur letzten Patrone.

Hans Zöberlein

\*

Wenn ich Eiserne Kreuze austeilen soll, dann müßte jeder meiner Leute eins haben, weil sie alle Helden sind.

v. Hindenburg

## Meldegänger Rattinger

Meldegänger Rattinger steht drunten im Stollen, vor dem Hauptmann Walter. Wir stehen darum herum. Lang und hochaufgeschossen ist der schlanke, sehnige Körper, der Waffenrock ist ihm viel zu groß, er baumelt nur so an den Gliedern. Zuviel Platz ist im Tuch, zu mager der bewährte

Infanterist. Droben rast und donnert und hallt das schwere Trommelfeuer, von der Balkendecke, aus den verzimmerten Schalungswänden rieseln Erdlawinen, quellen Bäche von Regenwasser, vereinigen sich zu einer riesigen Drecklache am Boden. Auch Blut fließt mit dazu. Das Blut tröpfelt dem Meldegänger Rattinger aus dem zerfetzten Ärmel. Er sieht's nicht und Hauptmann Walter bemerkt es auch nicht. Die beiden starren sich an, fest und weit und offen ist der Blick.

Mann gegen Mann.

Trüb flackert das stinkende Carbidlicht auf der Munitionskiste, darauf die nervigen Fäuste des Häuptlings ruhen und über dem Kartenblatt liegen. Rechts und links herüber beugen sich unsere verdreckten Stahlhelme, über das entscheidende Stückchen Papier, in dem das Leben von 400 Mann verzeichnet ist.

Aus dem Stollen selbst bricht das Röcheln und Stöhnen von Verwundeten, das Schnaufen und Schnarchen todmüder Leute, die im Stehen, im Sitzen, im Kauern dem erlösenden Schlaf verfallen, die doch hellwach sein werden, wenn die Trillerpfeife schrillt.

Die Meldehunde sind tot, zerfetzt. Die Brieftauben verbraucht. Der Telephondraht längst zerschossen, Leuchtkugelsignale werden im Dunst und Granatrauch nicht erkannt hinten und das Blinken versagt auch. Es ist zum Verzweifeln, es muß ein Mensch eingesetzt werden.

Rundum ernste, harte, knochige, braune, jetzt fahle Frontgesichter, umrahmt vom kantigen Schatten der Stahldeckel, rundum brennende Erwartung auf das, was der Hauptmann zu sagen hat. Der schaut noch einmal dem Rattinger Sepp ins Gesicht, dem Rattinger, der die Goldene am Waffenrock trägt, der gibt ihm die Hand und jetzt erst sieht er, daß Blut daran vorbeischießt. Mehr, immer mehr. Schnell spritzt der Sanitätsgefreite her, der Samer Fritz, und schnell ist er verbunden. Ein saftiger Armschuß, ein Splitter. Jeder andere wäre ohnmächtig, käme ins Lazarett. Der Rattinger, der schüttelt den Kopf, er weiß, wenn er sich nicht einsetzt, wenn er nicht bleibt, hat der Hauptmann, haben alle Kameraden den sicheren Tod, die sichere Gefangennahme zum mindesten vor sich!

Nicht viel Worte gibt's an der Front in solchen Stunden der Entscheidungen des stahlharten Willens.

An die Helme fliegen die verkrusteten, schmutzigen Hände, der Kreis salutiert, der Kreis öffnet sich, zum Abschied reichen wir alle dem Mann da die Hände, im klammernden Druck. Denn, wenn's der Rattinger nicht schafft, dann sonst keiner im Bataillon. Eine Meldung ist's an das KTK<sup>1</sup>: « Dringend Verstärkung, Munition, Lebensmittel, Wasser, Artilleriefeuer 100 nach vorne, ausgeleierte Rohre, schwere Verluste im eigenen Feuer, noch 400 Gewehre, Franzose sammelt... »

Der Zettel wandert in die Gasmaskenbüchse, die Gasmaske selbst sitzt am Schädel. Noch einmal funkelt mich der Rattinger Sepp, der Teufelskerl, hinter den Maskenaugenscheiben an, dann reißt er die Hacken zusammen, klettert die blutverschmierten Holzstufen hoch.

Drunten warten wir, droben rast der Orkan. Packt den Rattinger im Luftdruck, schleudert ihn gleich hinaus, ins Trichterland. In tollen, kreiselnden Sprüngen, im Jagen, Stürzen, Fallen, Taumeln, Kreiseln, im Hetzen auf Leben und Tod erreicht der Meldegänger den Hohlweg, darinnen der Stab haust. Erreicht den Erdeinschnitt gerade rechtzeitig genug, denn auch ein Infanterieflieger, ein Kokardenteufel, hat ihn entdeckt und verfeuert seine Gurte auf das rasende Männlein. Und trifft nur zu gut. 5 Durchschüsse hat er, der Rattinger, doch er ist nicht umzubringen. Von der Stollentreppe herunter, zum Stab, fällt und kollert eine schwarzverbrannte, halbverkohlte Gestalt, zuletzt noch vom Einschlag einer Granate erreicht und zerfleddert. Er bricht noch immer nicht zusammen, der Sepp, er streckt den Gasmaskenbehälter hin, darinnen der Zettel liegt, dann erst haut ihn der Blutverlust, die Schwäche auf den Boden.

Droben beb't der Boden vor den Sprüngen der vorgehenden Verstärkung, drunten liegt ein bleicher Kopf im Schoß des Sanitäters, und brechende Augen, frohe Augen sprechen von erfüllter Pflicht.

Franz Franziss

---

<sup>1</sup> Kampftruppenkommando.

## Opfer

**F**allen müssen viele  
und in Nacht vergehn,  
eh am letzten Ziele  
groß die Banner wehn.  
Auch die übrigblieben,  
tragen all ihr Mal  
auf die Stirn geschrieben,  
flammend Notfanal.  
Euch, die nach uns kommen,  
hämmern wir es ein:  
Was zum Glück soll frommen,  
muß erblutet sein!

H. Anacker

## Von der Kraft der Seele

**M**ut ist mehr wert als der beste Stahl, im Heldenkampf siegt  
auch mit stumpfer Waffe der Kühnste.

Edda

\*

**D**as Element, in dem die kriegerische Tätigkeit sich bewegt,  
ist die Gefahr; welche aber ist in der Gefahr die vornehmste  
aller Seelenkräfte? Der Mut.

Clausewitz

\*

**W**enn etwas ist, das gewaltiger ist als das Schicksal, so  
ist's der Mut, der's unerschüttert trägt.

Geibel

\*

**M**angel an Willenskraft und Ehrgefühl muß zur Niederlage  
führen.

H. v. Metzsch

# Kriegsfreiwilliger Adolf Hitler

**D**er 2. August 1914, der Tag des Ausbruchs des großen Krieges, sah ihn unter den begeisterten Menschenmassen vor der Feldherrnhalle. Keinen sehnlicheren Wunsch kannte er, als den Krieg in einem deutschen Regiment mitmachen zu dürfen. Da er aus gesundheitlichen Gründen ein halbes Jahr vorher vom österreichischen Heeresdienst endgültig befreit worden war, reichte er ein Immediatgesuch an König Ludwig III. von Bayern ein und erhielt daraufhin die Erlaubnis zum Eintritt in die bayerische Armee als Kriegsfreiwilliger.

Am 10. Oktober 1914 rückte er ins Feld als Angehöriger des bayerischen 16. Reserve-Infanterie-Regiments, das sich durch seinen heldenmütigen Kampf in Flandern als « List-Regiment » einen unvergänglichen Namen erworben hat.

Mut, kaltblütige Unerschrockenheit, Pflichttreue bis zum äußersten und ein rücksichtsloser Einsatz der eigenen Person ist es vor allem, was den Soldaten Adolf Hitler auszeichnet und ihm die Liebe, Achtung und Bewunderung seiner Vorgesetzten und Kameraden erwirbt.

Wie oft hat er sich freiwillig erboten, schwierige und gefährvolle Meldegänge auszuführen, damit Kameraden, die Familienväter wären, sich dem mörderischen feindlichen Feuer nicht aussetzen mußten! Er selbst schien gegen jede Kugel gefeit zu sein, und wenn « dicke Luft » war, suchten die Kameraden in seiner Nähe Schutz, denn man sagte: « Wo der Hitler ist, schlägt's nicht ein. »

Einmal allerdings, es war am 7. Oktober 1916, wurde Hitler doch von einem Granatsplitter getroffen. Es ging aber glücklicherweise noch gut ab, und er konnte schon im März des nächsten Jahres wieder bei seiner Truppe sein.

Schon am 2. Dezember 1914 erhielt er das Eiserne Kreuz II. Klasse und weiterhin eine Reihe von Auszeichnungen, darunter eine Regimentsbelobigung für hervorragende Tapferkeit in den Kämpfen bei Fontaines, und 1918 das EK. I.

Gibt es ein glänzenderes Zeugnis für einen Soldaten als jenes, mit welchem sein Regimentskommandeur seinen Vorschlag

zur Verleihung des EK. I an Adolf Hitler begründete? Dieses Dokument lautet:

Bay. Res.-Inf.-Regt. Nr. 16

31. 7. 18

An

K. 12. Res.-Inf.-Brigade

Betreff: Vorschlag zum P. EK. I.

Gefreiter (Kriegsfreiwilliger) Hitler Adolf, 3. Komp.

Hitler ist seit Ausmarsch beim Regiment und hat sich in allen mitgemachten Gefechten glänzend bewährt. Als Meldegänger leistete er sowohl im Stellungskrieg als auch im Bewegungskrieg Vorbildliches an Kaltblütigkeit und Schneid und war stets freiwillig bereit, Meldungen in schwierigsten Lagen unter größter Lebensgefahr durchzubringen. Nach Abreißen aller Verbindungen in schwierigen Gefechtslagen war es der unermüdlichen und opferbereiten Tätigkeit des Hitler zu verdanken, daß wichtige Meldungen trotz aller Schwierigkeiten durchdringen konnten.

Hitler erhielt das EK. II für tapferes Verhalten in der Schlacht bei Wytshaete am 2. Dezember 1914.

Ich halte Hitler für vollends würdig zur Auszeichnung mit dem EK. I.

I. V.: Frhr. v. Godin.

Bei der großen Frühjahrsoffensive hatte er ein besonderes Bravourstück geleistet.

Auf einem seiner Meldegänge fand er sich als einzelner Mann plötzlich einer etwa 15 Mann starken französischen Patrouille unter Führung eines Offiziers gegenüber. Nach menschlichem Ermessen ist er verloren. Aber er handelt blitzschnell, kühn und geistesgegenwärtig. Er brüllt den verdutzten Feinden eine « Hände hoch! » entgegen, und sie ergeben sich in der ersten Bestürzung, weil sie sich von einer deutschen Übermacht überrumpelt glauben.

Ph. Bouhler



**W**ir streiten noch den alten Streit:  
Ein Mann verjaget vier.  
Wir fragen nicht, wie stark ihr seid;  
Wo stehn sie? fragen wir.

Karl Wilh. Ramler

## Kameraden Adolf Hitlers erzählen

### 1.

**E**ntsinnt ihr euch noch, am Silvester 1933 ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß Reichskanzler Adolf Hitler für einen alten Kriegskameraden, der in den schrecklichen Notjahren unseres Vaterlandes nach Amerika ausgewandert war, das Reisegeld für die Rückfahrt nach Deutschland bezahlt hat? erinnert ihr euch? Durch alle Zeitungen ging das Bild, wie der Führer seinen alten Kameraden in der Reichskanzlei willkommen heißt.

Ein Zeitungsmann vom «Völkischen Beobachter» hat den alten Frontkämpfer ausgefragt und hat sich von ihm aus Adolf Hitlers Kriegszeit erzählen lassen. Ignaz Westenkirchner heißt der Mann. In der Zeitung stand damals folgendes:

«Und nun erzählt Ignaz Westenkirchner vom Führer, vom 16. Reserve-Infanterie-Regiment List, vom Krieg, von 50 Schlachten und Gefechten, von Ypern, von der Somme, Flandern, Arras, von Not und Tod. Von hundert und aber hundert gemeinsamen Meldegängen durch feindliches Höllenfeuer!

Etwas Besonderes? — Nein, das weiß er nicht zu berichten: Wir taten ja nur unsere Pflicht!

Nur Hitler war es, der uns immer wieder hochriß, wenn wir verzagten.

Er war es, der uns immer Beispiel war. Er, Hitler, der Kamerad, der Führer!

Einmal, 1918, an der Marne, so berichtet Westenkirchner, da wurden wir beide schon als gefallen gemeldet. Aber es war Gott sei Dank nicht an dem.

Kurze Zeit danach wurden wir dann durch die gleiche Granate gasvergiftet.

So wie Adolf Hitler heute im Herzen des Volkes steht, unser Führer, so war er damals schon unser Bruder in der Kompanie, und unser Führer, wenn es uns oft verdammt dreckig ging, wenn wir schier den Mut verloren. Dann fragte wer: « Was moanst, Adolf? » Und Kamerad Hitler ging auf und ab, die Hände tief in den Taschen vergraben und sprach mit uns, daß wir weiter froh und gerne unsere Pflicht erfüllten.

Und dann steht vor ihnen jener unvergeßliche 27. Mai 1918, zwei Tage nachdem Adolf Hitler mit der Pistole in der Hand zwölf Poilus gefangennahm, die Kämpfe bei Soissons, als fast ein ganzes Bataillon der « Lister » vom Franzosen gefangen genommen wurde, und der Rest, gesprengt, verschüttet, verwundet, doch noch den Abend und die Nacht erlebte, als die Schlacht kein Ende finden wollte, bis in die ersten Junitage. Angriff auf Angriff, Kampf und Blut um jeden Meter Boden... »

Völkischer Beobachter 1933

## 2.

Gegen Mittag überbringen die Meldegänger den neuen Angriffsbefehl.

Wieder ist Adolf Hitler dabei, unerschrocken und unermüdet in der Ausübung seines gefahrvollen Dienstes. Oft übernimmt er freiwillig die schwierigsten Gänge für den einen oder andern Kameraden bis in die vom Geschoßhagel durchpeitschten vorderen Linien.

Um 1,30 Uhr wird der zweite Angriff mit Artillerieunterstützung vorgetragen. Furchtbar sind wieder die Verluste der über offenes Gelände Vorstürmenden. Nur wenigen gelingt es, mit dem Bajonett in der Faust in die ersten feindlichen Gräben einzubrechen, Gefangene zu machen. Weiter geht's nicht.

Vergeblich sucht das zweite Bataillon den vorausgeeilten Kameraden zu Hilfe zu kommen. Der Führer, Leutnant der Reserve Schubert, fällt schon beim ersten Ansturm.

Nun begibt sich der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Engelhardt, persönlich an den nördlichen Waldrand. Mit dem Feldstecher orientiert er sich über die Lage, nach der günstigsten Einbruchsstelle beim Feinde spähend. Doch schon haben

ihn wachsame Augen entdeckt. Prasselndes Maschinengewehrfeuer schlägt ihm entgegen, zerfetzt das Buschwerk rechts und links, klatscht in die Stämme, Querschläger surren durch die Luft.

Da springen Adolf Hitler und der Gefreite Bachmann vor und decken ihn mit ihren Leibern.

Der Kommandeur, in der Ausschau behindert, fragt Hitler erstaunt: « Warum das? » — « Wir wollen nicht zum zweiten Male unseren Regimentskommandeur verlieren », ist die bescheidene Antwort. Der Dank ist ein stummer Händedruck des Kommandeurs, als ob das etwas ganz Selbstverständliches wäre.

Völkischer Beobachter 1934

## Adolf Hitler über die Flandernkämpfe

**E**nde September kam meine Division zum drittenmal an die Stellen, die wir einst als junge Kriegsfreiwilligen-Regimenter gestürmt hatten.

Welch eine Erinnerung!

Im Oktober und November 1914 hatten wir dort die Feuer- taufe erhalten. Vaterlandsliebe im Herzen und Lieder auf den Lippen, war unser junges Regiment in die Schlacht gegangen wie in den Tanz. Teuerstes Blut gab sich da freudig hin im Glauben, dem Vaterlande so seine Unabhängigkeit und Freiheit zu bewahren.

Im Juli 1917 betraten wir zum zweitenmal den für uns alle geheiligten Boden. Schlummerten doch in ihm die besten Kameraden, Kinder noch fast, die einst mit strahlenden Augen für das einzige teure Vaterland in den Tod hineingelaufen waren!

Wir Alten, die mit dem Regiment einst ausgezogen, standen in ehrfürchtiger Ergriffenheit an dieser Schwurstätte von « Treue und Gehorsam bis in den Tod ».

Diesen Boden, den das Regiment drei Jahre vorher gestürmt, sollte es nun in schwerer Abwehrschlacht verteidigen.

In dreiwöchigem Trommelfeuer bereitete der Engländer die große Flandernoffensive vor. Da schienen die Geister der Verstorbenen lebendig zu werden; das Regiment krallte sich

in den schmutzigen Schlamm und biß sich hinein in die einzelnen Löcher und Krater und wich nicht und wankte nicht und wurde, so wie schon einmal an dieser Stelle, immer kleiner und dünner, bis der Angriff des Engländers am 31. Juli 1917 endlich losbrach.

In den ersten Augusttagen wurden wir abgelöst.

Aus dem Regiment waren einige Kompanien geworden; die schwankten schlammüberkrustet zurück, mehr Gespenstern als Menschen ähnlich. Allein außer einigen hundert Metern Granatlöchern hatte der Engländer sich nur den Tod geholt.

Nun, im Herbst des Jahres 1918, standen wir zum drittenmal auf dem Sturmboden von 1914. Unser einstiges Ruhestädtchen Comines war jetzt zum Kampffeld geworden. Freilich, wenn auch das Kampfgebiet das gleiche war, die Menschen hatten sich geändert; es wurde nunmehr in der Truppe auch « politisiert ». Das Gift der Heimat begann, wie überall, so auch hier wirksam zu werden. Der jüngere Nachschub aber versagte vollständig — er kam von zu Hause.

In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober ging das englische Gasschießen auf der Südfront von Ypern los; man verwendete dabei Gelbkreuz, das uns in der Wirkung noch unbekannt war, soweit es sich um die Erprobung am eigenen Leib handelte. Ich sollte es noch in dieser Nacht selbst kennenlernen. Auf einem Hügel südlich von Wervick waren wir noch am Abend des 13. Oktober in ein mehrstündiges Trommelfeuer von Gasgranaten gekommen, das sich dann die ganze Nacht hindurch in mehr oder minder heftiger Weise fortsetzte. Schon gegen Mitternacht schied ein Teil von uns aus, darunter einige Kameraden gleich für immer. Gegen Morgen erfaßte auch mich der Schmerz von Viertelstunde zu Viertelstunde ärger, und um 7 Uhr früh stolperte und schwankte ich mit brennenden Augen zurück, meine letzte Meldung im Kriege noch mitnehmend.

Schon einige Stunden später waren die Augen in glühende Kohlen verwandelt, es war finster um mich geworden.

So kam ich in das Lazarett Pasewalk in Pommern, und dort mußte ich — die Revolution erleben.

# Tapferer unbekannter Kamerad!

(1918)

**E**in Vorhang von Rauch, Schutt, Splitter und Erde fällt auf uns herab und verhüllt alles, was vor uns geschieht. Und wir wissen in dieser Minute, die sonst nur mit dem Brüllen, Peitschen, Bersten, Kreischen und Jaulen des tobenden Feuers unser Fühlen und Denken erfüllt:

Wir liegen im Sperrfeuer. Jetzt tritt der Engländer zum Generalangriff an.

Ein Vizefeldwebel ohne Stahlhelm, mit einem Leichten Maschinengewehr auf der Schulter, springt in unsern flachen Graben; in dem rauchgeschwärzten Gesicht flackert das Weiß seiner Augen. Das Haar klebt ihm auf der Stirn, über die dicke Schweißbäche schmutzige Furchen ziehen. Im Augenblick hat der das Maschinengewehr von der Schulter und feuert ins Vorfeld. Und wir sehen unter den stoßenden Schlägen der eigentümlich langsam feuernden Büchse, daß der Vize verwundet ist: aus einer Wunde zwischen den Schulterblättern sickert es rot. Kein Verband hemmt das unaufhörliche rote Sickern.

Nun schießt auch Hauff, und nun preßt auch Brandt den Daumen auf das Druckstück unseres Gewehres, aus dessen Mündung die tödliche Garbe prasselnd herausschlägt.

Da — da kommen sie — in dicken Haufen rennen sie auf uns zu und rechts und links davon — auf der ganzen Breite unseres Abschnitts! Sie sind schon hundertfünfzig Meter heran, nein, viel näher — vielleicht achtzig oder hundert Meter — und — oha — jetzt taumeln und purzeln sie durcheinander, hingemäht von unseren drei Maschinengewehren.

Aber neue und wieder neue Stürmer tauchen hinter ihnen auf, Schwarze in graublauen Uniformen, Senegalschützen — sie sind schon so nahe, daß wir die weißen Zähne in den schwarzen Negerfratzen erkennen können.

Jetzt kann nur eiskalte Ruhe helfen, sonst sind wir rettungslos verloren; denn wenn wir denen da in die Hände fallen, dann gnade Gott! Man hat noch nicht gehört, daß diese afrikanischen Truppen Gefangene machen...

Der Zuführer frißt Gurt hinter Gurt, der Boden unseres Grabens füllt sich mit Haufen leergeschossener Patronenhülsen, Ach, unser braves Maschinengewehr, wenn wir das jetzt nicht hätten in dieser Stunde schwerster Bedrängnis — brav und zuverlässig hält es die neue Gewaltprobe aus. Doch da — Hemmung! Brandt macht Schloßwechsel, ich gieße das letzte Kühlwasser aus dem Wasserkasten nach — und schon hackt das MG. erneut in die anstürmenden Haufen. Jetzt bringen sie auch drüben ein MG. in Stellung; aber ehe die Schützen sich schußfertig machen können, hat sie Brandts genau gezieltes Punktfeuer auseinandergespritzt.

Nun sind es nur noch einzelne, weit auseinandergezogene Gruppen, die mit verbissenem Mut auf uns zustürzen. Längst schießen Hansel, Mikosch, Ebert und andere Schützen mit Karabinern auf einzelne planlos herumirrende Gestalten, die neben den graublauen Haufen ihrer hingestreckten Kameraden niedersinken.

Dann ist plötzlich alles wieder still vor uns.

« Donner und Doria! » schreit Mikosch, « das ging noch mal gut. Aber wenn die öfter noch angreifen — — Nanu? — Was ist denn hier —? »

Wir blicken hin und sehen, daß der Vize, der vorhin mit seinem Leichten MG. zu uns gestoßen ist, bewegungslos mit seiner Büchse im Anschlag liegt, als mache er nur eine Feuerpause.

Mikosch stößt ihn an:

« He — Vize — hallo! »

Aber der Vize kann nicht mehr antworten, denn er ist tot. Er starb, während aus seinem Gewehr noch die tödlichen Schüsse in die schwarzen Haufen fuhren. Er hat sich unterm Schießen an seiner Wunde verblutet. Über seinen Rücken ist ein breiter Strom dunkelroten Blutes hingegossen.

Tapferer, unbekannter Kamerad — wer wird dein Heldenlied singen?

Erich Dietrich (gek.)

# Tankabwehr

(1918)

**N**och vor Tagesanbruch werde ich mit meiner MG.-Gruppe an den Rand der Ortschaft vorgeschickt. Ein gutes Stück draußen ist ein einzelner Steinhaufen, der ein enges Kellerloch hat voll Dreck und Morast. Feindwärts ist ein guterhaltenes Kellerfenster, von dem aus ein prachtvolles Schußfeld sich breitet.

Schnell herein, es wird schon heller und das graue Genebel bald lichter. Mit Feuereifer misten wir aus, damit wir in dem niedrigen, feuchten Gewölbe, das einige verdächtige Risse zeigt, auch Platz finden. Ein Posten wird an das Fenster gestellt, dann drängen wir uns auf vollen englischen Patronenkisten, die wir von einem Stapel an der Straße hereinschleppten, eng zusammen und rauchen. Der Tommy ist hier verflucht nahe.

Draußen hat sich jetzt der Brodem eines Infanteriegefechts erhoben und brandet, besonders weiter rechts, zu wahn-sinnigem Toben auf. Lauschend sind wir verstummt. Jede Orientierung ist uns genommen, denn von allen Seiten prasseln die Kugeleinschläge an unseren Steinhaufen, überbrüllt von dem Donnern und sprengenden Reißen des Artilleriefeuers.

Da — horch! Was ist das? Brummendes, pupperndes Stoßen und quietschendes Rasseln. « Tank! » Entsetzt schreie ich das Wort in die stumme Gesellschaft meiner Kameraden. Daher also dieses mörderische Gefetze. Da sehe ich ihn auch, wie der schütternde Kasten mit Getöse aus der Ortschaft hinter uns auf der Straße heranrasselt. Mir scheint, er sucht zu entkommen. Maschinengewehre pendeln an der Seite, von sprühendem Feuer aus ihren Läufen gerüttelt.

Und da — da ist, direkt vorne, eine Klappe offen, ein Gesicht schaut heraus — und verschwindet jetzt blitzschnell hinter der fallenden Klappe. Der Feind hat mich gesehen und erkannt. Gleich wird der Tank bei uns sein! Was tun? Das MG. herauswerfen? Unsinn, das zerhacken sie uns mit Leichtigkeit und uns damit. Diesmal sind wir geliefert, wir dürfen froh sein, wenn sie unser Leben verschonen. Gibt's nicht, Tanks machen doch keine Gefangenen! Blitzschnell schießt mir das durch den

Kopf. Ausreißen? Daß sie uns nur so abzuknallen brauchten? Also dableiben, möglichst wenig rühren! Ich wollte es wäre Nacht! Vielleicht geht er vorbei, hoffe ich mit kindlicher Einfalt.

Schon hagelt es oben in den Dreck. Das Gewölbe beginnt zu zittern, und Wände und Boden vibrieren mit unter der dröhnenden Wucht des eisernen Kastens. Wir haben uns an die Straßenwand gepreßt und sehen, wie am Deckeneinbruch oben der Mörtel aufstäubt und knallendes Blei zerspritzt. Ein Schatten schiebt sich am Kellerfenster vorbei. Der Gustl hat sich geduckt. Da spritzt es zum Fenster herein und hackt gegenüber roten Staub aus der Wand. « Wo hast deine Pulverkisten? » schreie ich plötzlich, vom einzigen rettenden Gedanken durchzuckt. « Da ! — Wenn ich nur 'nauskönnt! » « Laß ihn vorbei! »

Da werfen der Gustl und der Heiner voller Wut das MG. ins Kellerfenster, und ehe ich es verhindern kann, hämmert das Stoßen des Gewehres in das Getöse. Sie haben den Tank schräg von hinten und lassen die Funken nur so von seinem Panzer sprühen.

« Aufhören! » schreie ich. « Nix da! Weiter! » brüllt mich der Heiner an. « Und wenn ich hin bin! » Da, der Tank bleibt stehen — aber schon brüllt der Motor, fauchend wie eine wütende Katze, wieder an. Der Kasten fährt rückwärts! — Er dreht zu uns her!

« 'raus! Der zerdrückt uns! » schreie ich entsetzt und stürze an die Kellertreppe, der Schmied-Martl mit mir. Der Heiner aber schießt und brüllt. Das Hinterteil des Tanks steht zum Greifen nahe auf der Straße draußen. Jede Niete kann man sehen und einen Totenkopf über zwei Schwertern. Einen Totenkopf! Der Xari und der Anderl werfen Handgranaten, der Tank stockt. Jetzt! Jetzt! Ich klettere vollends ins Freie, umhagelt von Geschossen. « Kiste her! » « Laß mich, laß mich! » wehrt der Schmied-Martl. « Zu zweit! Los! Hooo —rruck! » Wir haben die Kiste mit vier Händen gefaßt, der Martl reißt ab und zählt: « Einundzwanzig ... », dann fliegt sie im Bogen mit rauchendem Stiel direkt auf den Tank, kollert herab und bleibt vor ihm liegen. Und jetzt faßt er mit dem linken Gurt unsere Kiste und zerdrückt sie. Vierundzwanzig ... fünf ...!

Ein fürchterlicher Blitz schlägt aus dem Boden, und ein furchtbarer Schlag wirft uns nieder. Fffrrt — frrut — frrut --



tschäng! surrt und zischt es vorbei. Eine ungeheure Rauchwolke verhüllt das Bild der Explosion. Wir sehen nichts mehr. So gewaltig habe ich mir die Wirkung dieser Holzkiste nicht vorgestellt. Alles im Umkreis muß vernichtet sein!

Meine singenden, tauben Ohren fangen ein schnurrendes Geräusch auf. Der Rauch zerfliegt und enthüllt das Bild der Zerstörung. Da dreht sich der Tank wie ein vertriebener Kreisel um die eigene Achse, ein Gurt liegt wie ein eiserner Bandwurm abgerissen auf der Straße, und mit dem andern Gurt schraubt sich der schwankende Kasten, im Kreise torkelnd, von uns weg über das Feld, wo er brummend und heulend wie ein wütender Elefant sich mit dem leeren, verbogenen Stumpf des Gurtrades in den Boden wühlt. Jetzt bleibt er rauchend und qualmend liegen. Das Geheul des Motors erstickt jäh abbrechend.

Hans Zöberlein (gek.)

## Nahkampf

(1918)

**G**ranateneinschläge ringsherum! Sie müssen was erspäht haben, die Artilleriebeobachter von drüben. Schwere Brocken krachen und splintern — Qualm verdeckt das Vorfeld...

Das Rattern der Tanks kommt immer näher. 200 Meter nur noch sind sie entfernt. Drei sind im Weizenfeld. « Soll ich? » fragt Storch. Der Leutnant nickt. Peitschend spritzt die Garbe gegen die Eisenpanzer der Maschinen. Der mittlere Tank steht still! Dampf sprüht aus dem Schlitze ... gerade hineinhalten! Die anderen beiden kommen immer näher. Jetzt erst fängt Wächters Gewehr an... Storch hört es voll heißer Freude! Er nimmt den Tank aufs Korn, der in gerader Linie herankommt... Einen ganzen Gurt leert er... die Einschläge sitzen gut... aber der Tank fährt weiter... unaufhaltsam in erschütternder Sicherheit. Die Raupenbänder klirren. Der Leutnant und Bandel schießen... Rocklage hat in der Faust drei gebündelte Handgranaten.

Ein Mensch springt heran — in mächtigem Satz ... mitten zwischen die Gruppe... Wächter! « Volltreffer ... alles tot! »

keucht er. Der Tank, der von links — ist 30 Meter weit. Rocklage starrt hin, blutunterlaufen sind seine Augen. Er packt die Handgranaten... 25 Meter... Jetzt ist er mit einem Satz aus dem Graben. Von unten kann er nicht schleudern... er steht frei... holt aus — da fliegt das Bündel... dicht neben das Ungetüm... donnerndes Krachen... getroffen! «Komm, Hein!» schreit Alfred... «Hein!» Aber der ist zusammengesunken, wortlos: der andere Tank!

Wächter sieht, wie der andere Teufelswagen noch immer feuert, er ist schon vorbei. Die anderen haben sich auf den Boden geduckt... «Bleiben Sie hier...», hält der Leutnant den Unteroffizier am Arm. Aber der hört gar nicht. Das Biest hat den Freund getötet... die Bestie wird weiter Kameraden erschießen — nur nach der Seite kann sie feuern — nicht nach hinten!

Wächter packt sich den Arm voll Handgranaten. Seine Zähne knirschen — die Wangenmuskeln zucken... er steigt aus dem Graben... in heiliger Entschlossenheit, barhaupt ist er, die Haare fliegen... er läuft hinter dem Kampfwagen — die anderen sehen es stockenden Herzens... Wächter schleudert! Eine... die zweite... der Tank fährt weiter... Da springt der Sturmtruppführer auf den Wagen hinauf, klammert sich fest, ein Bündel hat er noch, drei Stück! Durch den Schlitz damit! Wächter läßt sich herabgleiten... springt zurück: Krrumms! Stichflammen, Getöse, Wolken von schwarzem stinkenden Qualm... Splitter... Stahlfetzen. —

«Franz — Franz...!», brüllt Storch, «hierher Franz!» Niemand antwortet. Im grünen Feld liegt reglos der Leib des Sturmtruppführers Franz Wächter. Noch qualmt die Ruine des Kampfwagens. Dann ist Stille.

Totenblaß ist Storchs Gesicht. Er möchte den Körper des Freundes holen. «Achtung!» schreit der Leutnant. Das Feld wimmelt von braunen Uniformen. Weit hinter den Tanks erst kommen sie heran, die Amerikaner. Reihenweise... Welle auf Welle... Hunderte... aber Hunderte.

Storch hat den Daumen am Abzug. Das Gewehr tut seine Pflicht. Storch hält die Bügel mit eiserner Faust... in Reihen, wie sie kommen, sinken sie nieder. Noch ein deutsches MG. schießt, ganz allein sind die fünf noch nicht... die Amerikaner

liegen, warten ... lassen sich Zeit. Sie ... sie können sich Zeit lassen ...

Granaten über Granaten hageln ... Maschinengewehre lassen die Halme umsinken, so dicht sind ihre Eisengarben. Die fünf warten. Einen der Jungen packt ein Splitter. Er liegt am Boden ... regt sich nicht mehr. Kampfärm weit hinter den letzten der Kompanie. Braun uniformierte Kolonnen rücken vorbei ... die Reserven. Storch und der Leutnant feuern abwechselnd. « Noch ein Gurt ist da! » sagt der Leutnant — seine Stimme klingt, als käme sie aus dem Grabe. « Ich hole Munition ... », sagt Bandel. Er kriecht fort, will zu einem der anderen Stände. Die drei haben ihn nicht mehr gesehen ...

Am Abend des 18. Juli 1918 ist es gewesen. « Hier irgendwo können noch einige von den ‚germans‘ stecken », meint der amerikanische Offizier, der, begleitet von einem Trupp Soldaten, in aller Ruhe das Schlachtfeld abgeht. « Heute nachmittag soll hier noch ein MG. geschossen haben! » — Nichts lebt mehr. ... Andenken kann man hier sammeln. Das ist sehr interessant für die « daheim in Amerika ».

Da kracht es plötzlich! Was ist das? Eine Handgranate! Der Lärm hat andere Amerikaner angelockt. Von allen Seiten kommen sie heran. Noch einmal kracht es! Schreie von Verwundeten. Ei, gefährlich ist das ja! Dutzende von Gewehren ... schießen ... schießen, schießen immer wieder.

Niemand antwortet ihnen. « Einer lebt noch, bringt ihn ins Lazarett! » sagt der Offizier, als er zu dem Erdloch gerufen wird. Drei Männer liegen dort, ein zerschossenes Maschinengewehr und viele, viele leere Hülsen. Aber es ist auch nicht eine gefüllte deutsche Patrone als Andenken zu finden, nicht einmal eine Handgranate. —

18 Jahre später. An einem Sommertage des Jahres 1935 tagt die Musterungskommission.

« Haben Sie besondere Wünsche? » fragt der Major ... Er sieht in die Liste ... Wächter, Franz ... liest er ... Beruf: Uhrmacher ... « Jawohl ... Herr Major », antwortet der junge Mann ... « ich möchte zu den Kampfwagen ... » « Aber da nehmen wir eigentlich nur Motorenschlosser ... das wird wohl kaum gehen ... warum wollen Sie denn gerade zu den Kampfwagen? ... » Dem Jungen steigt das Blut ins Gesicht ... « Mein

Vater ... hat mit Tanks zu tun gehabt ... er ist dabei gefallen », sagt er.

Major Brandt springt auf. « Wächter heißen Sie ... Wächter ... da sind Sie der Sohn meines Sturmtruppführers ... meines tapferen Unteroffiziers Wächter! » Er ist um den Tisch herumgegangen, nimmt beide Hände des Jungen, drückt sie warm und sagt feierlich: « Werden Sie ein Soldat, wie Ihr Vater war! ... Wenn der Geist Ihres Vaters groß wird in der deutschen Jugend, dann braucht uns nicht bange zu sein um Deutschlands Zukunft! »

Fr. Wilh. Bruns

\*

Ob wir da sind oder nicht, ist gleichgültig. Aber notwendig ist es, daß unser Volk da ist.

Adolf Hitler

## Bekenntnis

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,  
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.  
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,  
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort  
Deutschland!

Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tief versteckt;  
nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hoch gereckt.  
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus,  
und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus,  
Deutschland!

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,  
stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.  
Alle schützen wir deiner Grenze heiligen Saum.  
Unser blühendes Leben für deinen dürrsten Baum,  
Deutschland!

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,  
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.  
Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr,  
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.  
Denk es, o Deutschland!

Karl Bröger

# Kampf gegen „farbige Franzosen“

(Marneschlacht, Juli 1918)

**W**er geht mit, wir müssen einen oder ein paar hereinholen zur Feststellung des Regiments! » Alle wollen mitgehen. So viele kann ich nicht brauchen, vier Mann höchstens! Ich gehe voran, die vier Mann dicht hinter mir, in den Büschen geduckt. Kaum zehn Schritte weit draußen liegen die ersten Toten, Bärenkerle, Riesenneger aus dem Sudangebiet. Ein paar Schritte weiter geben mir die Büsche den Blick ein kurzes Stück frei auf übereinandergeschichtete Haufen Toter, die Arbeit unserer Maschinengewehre. Drei, vier Lagen ineinander verschlungen und verkrampft.

Plötzlich schreien die Kameraden neben mir entsetzt auf und springen zurück. Ich stehe allein und bin erstarrt vor Schrecken. Rechts zur Seite hat sich das Gebüsch bewegt, und unten — weiße, rollende Augäpfel in dunklen Gesichtern. Genau wie vorgestern um diese Zeit blicke ich in gähnende Gewehrmündungen. Erst will mein Blut gefrieren bei der grausigen Überraschung, aber ich drücke die Pistole instinktiv in solch ein scheußliches Gesicht ab und lasse mich sofort zu Boden fallen. Das ganze Gebüsch wimmelt davon, diesmal gehöre ich ihnen. Feuer fliegt vor meinen Augen und schlägt sengend in mein Gesicht, doch drücke ich mit fiebernder Hast nacheinander in den Haufen dort drüben ab, stoße das zweite Magazin in die Pistole und knalle weiter. Grunzendes, knirschendes Heulen wie von wilden Tieren fährt mich an. Ich habe nur noch zwei Handgranaten, wenn die nicht helfen, dann —

Rasch hintereinander werfe ich sie in das düstere Buschwerk, kaum acht oder zehn Schritte weit. Tssungg — tssungg! Da bricht es schlagartig wie ein Rudel scheu gewordenes Wild auf und rumpelt durch brechendes Geäst. Erleichtert springe ich auf — ratatatatat — ich sehe sie durcheinanderpurzeln. Darauf hat ja der Peter nur gewartet. « Vorsicht — nicht zu mir her schießen! » Mit leeren Fäusten dringe ich ins Gebüsch ein, brüllend, als ob ich die Welt verschlingen wollte. Da liegen sie, die Opfer meiner Pistole. Ängstlich ducken sich ein paar gräusliche Gesichter vor mir, auf die ich mich brüllend

werfe, mit jeder Faust einen beim Krawattel würgend. « Capout, tu chien — capout! » « Egal — égal », sagt der eine, während der andere nach Luft schnappt. « Da geht's her, ich hab' ein Paar, daher! » schreie ich zurück, immer weiter droselnd an den Burschen, die nicht einmal versuchen, sich zu wehren. Sie haben meterlange Beilmesser an der Seite hängen. Das ist ja ein Paar Senegalneger, wie es im Buch steht. Aber da kommt schon der Hauser.

« San dös schierliche Bachratzen », meint er und nimmt mir den einen ab. Der Kerl, den ich noch in der Krallen habe, ist ein wahres Prachtexemplar für einen Zirkus. Er hat das ganze Gesicht tätowiert und mit seinen Kriegsfarben angeschmiert, gelb und rot. Vernarbte Wülste ziehen sich über die Stirne und Wangen, und in der herabhängenden Unterlippe steckt ein Stäbchen. Sogar das linke Ohrwaschel hat er über ein Stück Holz gerollt. Sein langes Messer reiße ich ihm von der Seite, halte es an seine Gurgel und brülle ihn an: « Capout — tout capout! » « Egal — tout égal », gibt er in staunenswertem Gleichmut kopfschüttelnd von sich. Der Kerl ist wert, daß man ihn leben läßt. Vermutlich ist er ein großer Krieger oder Häuptling gewesen; er trägt auch die Abzeichen eines Sergeanten der französischen Armee.

Grimmiges Lachen empfängt mich mit meiner Beute. « A so a Wildsau », sagt der Anderl, und ein anderer meint: « Na, ich dank' schön, wenn das lauter solche waren heut. »

Vom Häuptling, der nach einem Maul voll Wasser ganz zutraulich wird, erfahren wir, wie er französischer Soldat geworden ist. Er sagt, eines Tages wurde ihr Dorf überfallen und niedergebrannt, die Weiber wurden geschlachtet oder vertrieben und alle Männer zusammengefangen und nach Marokko gebracht. Dort habe man sie in Uniformen gesteckt und nach Frankreich herüberschafft, wo sie sehr gefeiert worden seien . . .

H. Zöberlein (gek.)

# Der General

(Endkampf 1918)

Plötzlich zurückgedrängt, stand die Kompanie mit einem Male unmittelbar vor dem Divisionsstabsquartier. Der Franzose war noch nicht da, er fühlte noch vor, er nahm sich in acht, er hatte selber genug.

Mitten im Eingraben ließen sie die Arme sinken.

Aus dem Hause trat ein General in Lederhelm und Mantel. Sie erblickten ihren Divisionskommandeur.

Da stand er. Er blickte auf die schanzenden Soldaten, den Graben, die vorderste Linie. Sein Gesicht wurde bei diesem Anblick sonderbar hart und verschlossen.

Hinter dem Hause surrte ein Auto. Es war allen klar, daß es das Auto des Divisionärs war, das auf ihn wartete, um ihn nach hinten zu tragen.

Der General blieb unbeweglich stehen und blickte nur auf diese verdreckten Soldaten, denen der Hunger und die Erschöpfung aus den kantigen Gesichtern schrie. Das Rot seiner Mantelaufschläge leuchtete. Und alle Soldaten stierten auf diese leuchtenden Aufschläge. Zum ersten Male sahen sie die so nahe vor sich. Jeden Augenblick konnte der Franzose kommen.

Das Auto surrte. Der Chauffeur kam um die Ecke und meldete den Wagen abfahrbereit. Der General nickte. Der Chauffeur ging.

Der General machte eine Bewegung, als wollte er sich zu seinem Wagen begeben.

Da erhob sich plötzlich ein Schrei: «General!»

Die Stimme war nicht zu erkennen, aber sie klang wie ein Ruf aus höchster Bedrängnis.

Der General blieb stehen, drehte sich um, winkte einem Soldaten und sagte: «Lassen Sie das Auto abfahren.»

Der Soldat verschwand, und gleich darauf hörte man den Wagen davonrattern.

Der General tat einige Schritte auf die Soldaten zu, und dann legte er sich plötzlich in ihre Reihen. Mit seinem neuen, teuren Mantel legte er sich mitten unter sie in den aufgewühlten Erdboden, wandte sich an den zunächst liegenden Soldaten

und sagte: « Mit dieser Deckung werden Sie keinen Schutz haben. Beeilen Sie sich! »

« Jawohl, Euere Exzellenz », antwortete der Soldat fassungslos.

Der General stand auf und ging zu Leutnant Albrecht, der aufgesprungen war und ihm entgegenlief.

Albrecht meldete die Kompanie.

« Fünfundvierzig Mann hat die Kompanie? » sagte der General.

« Aber sie sind alle zuverlässig, Euere Exzellenz », antwortete Albrecht.

Der General sah ihn von der Seite an, als wundere er sich über diese Antwort, aber er sagte nichts. Dann besprach er die Stellung mit Albrecht, fand sie gut ausgewählt, erkundigte sich nach dem Regiment und ging zu den andern Kompanien des Bataillons. Nach einer Weile kam er zurück und beobachtete nach vorn.

« Ich erlaube mir gehorsamst, Euere Exzellenz darauf aufmerksam zu machen, daß der Franzose jede Minute hier sein kann — », sagte Albrecht.

« Ich bleibe », sagte der General. « Kümmern Sie sich um Ihre Kompanie. »

Die Soldaten schanzten mit Wut. Sie blickten zu dem General ab und zu mit raschen Seitenblicken hinüber. Ein Soldat lief plötzlich auf ihn zu, nahm eine exakte Haltung an, reichte ihm einen Stahlhelm und sagte: « Euere Exzellenz haben keinen Stahlhelm. »

« Danke », antwortete der General. « Jetzt haben Sie keinen. »

« Ich habe einen. Der hier is vom Füsilier Lehmann II, und der is verwundet. »

« Danke », sagte der General und nahm den Helm.

Darauf nahm er den Lederhelm ab, während die Soldaten heimlich diesen Vorgang beobachteten. Im Sonnenschein glänzten für einen Augenblick seine Haare auf. Sie waren weiß wie der Kalk der Champagne. Er setzte den Helm auf und beobachtete weiter. Das Glas, das er hatte, war besser als jedes andere in der Kompanie.



Einige Minuten vergingen. Ein paar vereinzelt Granaten zogen suchend nach hinten. Rechts platzten drei Schrapnelle. Und mit einem Male rief der General: « Da sind sie! »

Er zeigte schräg rechts hinüber.

Wirklich — da traten sie in Kompaniekolonnen dick aus einem fernen Gehölz. Sie waren deutlich zu erkennen, Franzosen.

« Halbrechts schwenkt — marsch, marsch! » schrie der General, sprang über den Graben, und indem er mit weitgebreiteten Armen die neue Frontlinie angab, ging er in einem langsamen, weiten Bogen vor der Kompanie her.

Zugleich knallten Schüsse herüber, Geschosse zwitscherten vorbei, Querschläger trillerten hin. Der General ging langsam weiter. Er hielt die Arme ausgebreitet. Plötzlich schlug er sie zusammen, als wollte er jemand umarmen, und griff sich an die Brust. Er tat noch einen stolpernden Schritt, und dann fiel er lautlos in sich zusammen.

Albrecht stürzte zu ihm hin — der General war schon tot.

Fr. Schauwecker

\*

**D**as militärische Kräfteverhältnis zwischen den beiden Mächtegruppen im Weltkrieg:

Rechnet man allein die weiße Bevölkerung, so standen bei Beginn des Krieges 118 Millionen Menschen der Zentralmächte 278 Millionen der Entente gegenüber.

Im Jahre 1918 befanden sich 25 Staaten mit 1344 Millionen Menschen, also etwa drei Viertel der Gesamtbevölkerung der Erde im Kriegszustand mit den Mittelmächten.

O. Volkmann

\*

**E**in französischer Generalstabsoffizier schreibt: « Man glaubt zu leicht, daß unsere Erfolge der letzten Stunden errungen sind über einen Feind, der nicht mehr wollte. Das ist ein großer Irrtum. Die deutschen Maschinengewehrschützen z. B. sind treu auf ihrem Posten geblieben, und ich habe sie gesehen zu Dutzenden — tot über ihren Gewehren. »

Schneider und Haacke

## Ludendorffs Bekenntnis

**I**ch bin in meinem Soldatenleben nur einen Weg gegangen, den geraden Weg der Pflicht. Es hat mich nur ein großer Gedanke bewegt: das war die Liebe zum Vaterlande, zur Armee und zum angestammten Herrscherhaus. Ihnen hatte ich gelebt, auch diese letzten vier Jahre. Mein Streben war allein, den Vernichtungswillen des Feindes zu brechen und Deutschlands Zukunft vor neuen feindlichen Angriffen zu sichern.

Ludendorff

## Hindenburgs Glaube

**W**ir waren am Ende! Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmigen Hagen, so stürzte unsere ermattete Front; vergebens hatte sie versucht, aus dem versiegenden Quell der heimatlichen Kraft neues Leben zu trinken. Unsere Aufgabe war es nunmehr, das Dasein der übriggebliebenen Kräfte unseres Heeres für den späteren Aufbau des Vaterlandes zu retten. Die Gegenwart war verloren. So blieb nur die Hoffnung auf die Zukunft.

Heran an die Arbeit!

Kameraden der einst so großen und stolzen Armee! Könntet ihr vom Verzagen sprechen? Denkt an die Männer, die uns vor mehr als hundert Jahren ein innerlich neues Vaterland schufen. Ihre Religion war der Glaube an sich selbst und an die Heiligkeit ihrer Sache. Mit diesem Geiste und in ihm wollen wir aufs neue mutvoll wieder aufbauen.

Ich habe das sichere Vertrauen, daß es der Gedankentiefe und der Gedankenstärke der Besten unseres Vaterlandes gelingen wird, neue Ideen mit den kostbaren Schätzen der früheren Zeit zu verschmelzen und aus ihnen vereint dauernde Werte zu prägen, zum Heile unseres Vaterlandes.

Das ist die felsenfeste Überzeugung, mit der ich die blutige Walstatt des Völkerkampfes verließ. Ich habe das Heldenringen meines Vaterlandes gesehen und glaube nie und nimmermehr, daß es sein Todesringen gewesen ist.

Das Blut aller derer, die im Glauben an Deutschlands Größe  
gefallen sind, ist dann nicht vergeblich geflossen.

In dieser Zuversicht lege ich die Feder aus der Hand und  
baue fest auf dich — du deutsche Jugend!                      Hindenburg

\*

**W**er seinem Volke so die Treue hielt,  
soll selbst in Treue nie vergessen sein!

Adolf Hitler

## Den Soldaten des großen Krieges

**S**ie haben höher gelitten, als Worte sagen.  
Sie haben Hunger, Kälte und Wunden  
schweigend getragen.

Dann hat man sie irgendwo gefunden:  
verschüttet, zerschossen oder erschlagen.  
Hebt diesen Toten hoch zum Gruß die Hand!  
Sie sind so fern vom Vaterland gefallen,  
die Türme aber ihrer Treue ragen  
uns allen, allen  
mitten im Land.

Baldur von Schirach

## Gruß der Heimkehrer

**S**ei uns begrüßt in deiner heil'gen Schöne,  
Du unser Vaterland, du höchstes Glück,  
Wir kehren wieder, deine treuen Söhne,  
Und bringen dir ein liebend Herz zurück.  
Was du uns bist, wir haben's recht empfunden,  
So voll und ganz, wie's keiner noch empfand.  
Und wer dich schmätzt und sieht nur Fehl und Wunden,  
Die rauhe Fremde hat der nie gekannt.  
Nun nimm uns hin zu neuem Opferleben,  
Zu neuen Taten und gestrenger Pflicht.  
Dein Banner sank. Wir wollen neu es heben  
Aus Nacht und Schmach ins junge Morgenlicht.

H. Trenkel

**M**ögen Jahrtausende vergehen, so wird man nie  
von Heldentum reden und sagen dürfen,  
ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken.  
Dann wird aus dem Schleier der Vergangenheit heraus  
die eiserne Front des grauen Stahlhelms sichtbar werden,  
nicht wankend und nicht weichend.  
Ein Mahnmal der Unsterblichkeit.  
Solange aber Deutsche leben,  
werden sie bedenken,  
daß dies Söhne ihres Volkes waren.

Adolf Hitler

# B. Zur See

Vom jüngsten Matrosen zum Admiral  
eine Schar, geschmiedet aus deutschem Stahl.

v. Ostini

## Otto Weddigen

**E**s war eines der zwölf altmodischen Petroleumboote, mit dem der junge Kommandant Otto Weddigen hinauszog in den Kampf, und mit dem er seinen Weltruhm begründete. U 9 führte seine Erstlingsfahrt durch die Straße Dover—Calais aus. Kommandant und Besatzung waren schon mehrere Jahre hindurch zusammen gefahren.

Es war im ersten Kriegsjahre, am Morgen des 22. September 1914, kurz vor Sonnenaufgang, unweit des Maasfeuerschiffes bei Hoek van Holland in westnordwestlicher Richtung von Scheveningen. Das stürmische Wetter der letzten Tage hatte sich aufgeklärt, und eine leichte Dünung schaukelte das kleine Boot.

Der Kommandant geht in hohen Seestiefeln neben dem Chefindingenieur Schön an Deck auf und ab. Oben auf dem Turm steht die Wache — Wachoffizier Spieß und ein Maat. Weddigen geht ins Boot, um zu frühstücken. Die Luft ist sehr sichtbar, aber der gräßliche, weithin sichtbare weiße Petroleumqualm erschwert den Ausguck. Mit langsamer Fahrt schlägt U 9 deshalb Zickzackkurs ein. Nur ein paar holländische Fischerboote sind zu sehen. Plötzlich sieht Spieß einen hochragenden Schiffsmast, der von einem Kriegsfahrzeug herzurühren scheint. Rauchwolken steigen in der Nähe auf.

Da erschallt vom Turme der Ruf: « Rauchwolken voraus in Sicht! » Der Kommandant eilt auf den Turm und läßt das Boot auf die Rauchwolken zuhalten. Es scheinen feindliche Kreuzer

zu sein. — « Schnell tauchen! » Alle Mann stürzen auf Tauchstation. Dumpf klappen die Lukendeckel zu. Wasser rauscht in die Tanks. Das Boot beginnt zu sinken. Die Dynamos summen ihr helles Lied. Die Tiefenruder rasseln. Schon versinkt der Kommandoturm, und ungeduldig blickt der Kommandant auf den Zeiger des Tiefenmanometers, während seine Hände das Sehrohr umfassen. Zehn Meter Tiefe. — « Sehrohr ausfahren! »

### Die drei Kreuzer

Da, ein unterdrückter Ruf des Kommandanten! Auf der Leiter erscheint der Ingenieur. « Drei Kreuzer sind es — direkt auf uns zu! » « Sehrohr einfahren! — Alle Bug- und Hecktorpedos klar zum Schuß! »

Spieß eilt in den Bugraum, um die Bereitstellung der Torpedos selbst zu überwachen. Die Transparente melden von Bug- und Heckraum: « Torpedos klar! » Als alles in Ordnung ist, eilt Spieß wieder auf den Turm. Voller Freude klopft ihm Weddigen auf die Schulter und sagt in freudigster Erregung: « Spieß, es sind drei englische Kreuzer — Birminghamklasse! » Beide sehen sich an: Birmingham? — Hatte nicht der Kreuzer « Birmingham » nach einer kürzlich erfolgten englischen Meldung U 15 gerammt und versenkt? Und Spieß sagt: « Rache für U 15! » Zweimal schnellt das Sehrohr in die Höhe — nur für Sekunden; es darf sich bei der ruhigen See nicht durch den Schaumstreifen verraten. Dann: « Achtung, Torpedoschuß! » Spieß meldet: « Alle Rohre sind fertig! Wo wird der erste Schuß fallen? » Weddigen sagt: « Erstes Rohr Bugschuß. — Sofort nach dem Schuß auf 15 Meter gehen und nicht 'rauskommen — wir sind dicht dran. » Dann, 7 Uhr 20: « Sehrohr ausfahren! Tiefenruder, Achtung! »

### Der erste!

Tiefe Stille im Boot. Jeder hält den Atem an. Die Dynamomaschinen summen kaum hörbar bei kleinster Fahrt. Jetzt läuft der Bug des mittleren Kreuzers auf 500 Meter Entfernung in den Zielfaden des Sehrohrs. Vorderer Turm, Mast, Brücke — und jetzt — die Schornsteine — Mitte des Schiffes ... « Looos! » Im selben Augenblick drückt Spieß auf den

elektrischen Knopf für das erste Rohr. Das Boot erzittert leicht. Der Torpedo nimmt seinen unheilvollen Lauf!

« Sehrohr einfahren, Backbord 20! » — 50 Sekunden sind vergangen; das ist die Zeit, die der Torpedo für seine Fahrt braucht, dazu der Weg zurück für den Schall der Explosion. Da — 51 — ein harter, metallischer Ton, wie wenn ein schwerer Hammer auf Stahl schlägt. Ein einziger Schrei der Mannschaft: « Hurra » — Das Sehrohr fährt aus. Der Kreuzer, es ist « Aboukir », liegt hinten über. Seine vier Schornsteine blasen weißen Dampf ab. Inzwischen läuft die gesamte Mannschaft, soweit sie nicht an den Maschinen oder Torpedorohren tätig ist, auf die Kommandos « Alles voraus! », « Alles achteraus! » im Innern des Bootes vor und zurück, um das Boot waagrecht zu halten.

Auf der « Aboukir » weht die englische Kriegsflagge. Weit liegt das Schiff nach hinten über, um nach wenigen Sekunden zum größten Teil in den Wellen zu verschwinden. Auf der « Hogue », die ihre Fahrt gestoppt hat, gibt man Flaggen-signale zum dritten Kreuzer hinüber.

### Der zweite!

Die Matrosen stehen an den Geschützen bereit. Boote werden zu Wasser gelassen. « Die müssen da drüben wahnsinnig sein, gestoppt neben dem sinkenden Schiff zu liegen! » sagt Weddigen. Sicher vermuteten die Engländer Minen; an Unterseeboote dachte man nicht. Spieß blickt einen Augenblick durchs Sehrohr und sagt: « Herr Kapitänleutnant! Das sind keine Kleinen Kreuzer, sondern Panzerkreuzer. Ich erkenne ganz deutlich die doppelten Kasematten<sup>1</sup>. » Weddigen will es nicht glauben, läßt aber zur Vorsicht doch zwei Torpedos für die « Hogue » fertig machen. « Sehrohr einfahren! » — Das Boot geht auf 15 Meter. « Achtung! Erstes Rohr — — loos! Zweites Rohr — — loos! » Kurz nacheinander verlassen beide Torpedos die Rohre. Wieder hört man ein metallisches Klingen und unmittelbar darauf ein zweites. Beide Torpedos haben getroffen. Innerhalb weniger Minuten, gleich der « Akoubir », sinkt die « Hogue » in die Tiefe.

---

<sup>1</sup> Gepanzerte Räume zur Aufstellung von Geschützen.

## Der dritte!

Infolge der ungeheuren Anstrengung beim Hin- und Herjagen im Boote und nach der gewaltigen Arbeitsleistung an Tiefensternen und Torpedorohren sind alle Mann aufs äußerste erschöpft. Außerdem ist nur noch wenig Strom in den Akkumulatoren; aber Weddigen will auch auf den letzten Kreuzer zum Schuß kommen. Vom Heck aus werden zwei Torpedos kurz hintereinander abgefeuert. Kein Schall einer Detonation. Schon glaubt man im Boot, daß beide Schüsse vorbeigegangen sind — da hört man, daß einer der Torpedos getroffen hat. Wieder erschallt in allen Räumen ein begeistertes Hurra! Auf Sehrohrtiefe erkennt Weddigen, daß der Panzerkreuzer wohl schwer beschädigt ist, aber von dem einen Schuß nicht sinken wird. Er entschließt sich, den letzten vorhandenen Torpedo für die « Cressy » zu opfern. Der Torpedo trifft genau. Langsam fällt das Schiff nach Backbord über.

Drei große englische Panzerkreuzer sind in den Wellen der Nordsee verschwunden. Von der gesamten Besatzung konnte nur ein Drittel gerettet werden.

Bei der Rückkehr in die Heimat wurde die Mannschaft von U 9 und besonders ihr siegreicher Kommandant mit überschwänglichem Jubel empfangen. Niemand hätte vordem geglaubt, daß ein solcher Erfolg überhaupt möglich sei, und selbst der Flaggoffizier des Führers der U-Boote zweifelte zuerst an der Richtigkeit des Funkspruchs. Die englische Admiralität aber erließ strengste Weisung zur besseren Sicherung der Kriegsschiffe; doch der Ehrgeiz der deutschen U-Boot-Kommandanten war durch die kühne Tat Weddigens angespornt, und sicher ist mancher spätere Erfolg dadurch begünstigt worden.

## Und noch einmal!

Noch einmal gelang es Weddigen, auf einen englischen Kreuzer zum Schuß zu kommen. Am 22. September versenkte er das englische Panzerschiff « Hawke » durch einen Bugtorpedoschuß auf 400 Meter Entfernung. Das Schiff sank in acht Minuten. Zwei in der Nähe befindliche britische Panzer-



kreuzer führen in schnellster Fahrt davon, ohne einen Versuch zur Rettung der Überlebenden zu machen.

Schon zweifelte man in der Heimat an der glücklichen Rückkehr des jungen Seehelden; da erschien er überraschend wieder. Die gesamte Mannschaft erhielt das Eiserne Kreuz, der Führer das Eiserne Kreuz erster Klasse und später den Orden Pour le Mérite und für U 9 das Recht, ein Eisernes Kreuz an den Turm zu malen.

W. Baumgart (gek.)

## Der Ruhmestag von Coronel

**A**m 1. November 1914 erreichte die Nachricht den Grafen Spee, daß ein englischer Kleiner Kreuzer im Hafen von Coronel eingelaufen sei, um zu kohlen. Da Graf Spee sich der chilenischen Küste genügend genähert hatte, um mit Erfolg einen Vorstoß machen zu können, ließ er seinen Troß auf hoher See zurück und eilte mit seinen Schlachtschiffen der chilenischen Küste zu, um nun seinerseits dem Engländer den Weg zu verlegen.

In toller Fahrt geht es an der Küste entlang südwärts. Von der «Nürnberg» und «Dresden» können einige Dampfer angehalten und auf Kriegsgut untersucht werden. Dem kleinsten Schiff des Geschwaders, der nur mit einer 6-cm-Bootskanone bewaffneten «Titania», gelingt der erste Erfolg: sie kann nördlich von Valparaiso einen mit englischen Kohlen beladenen norwegischen Segler kapern — eine hochwillkommene Beute.

Von Stunde zu Stunde wächst die Spannung. Der Admiral zieht sein Geschwader auseinander. Die «Gneisenau» bekommt den Befehl, die südliche Durchfahrt zwischen der Coronel vorgelagerten Insel Santa Maria und dem Festlande den Engländern zu verlegen. Der Uhrzeiger weist auf 4 Uhr 15, als mehrere feindliche Schiffe gesichtet werden. Nun heißt es handeln. Die Feuerklingeln tönen durch die Decks, und das Hornsignal «Klarschiff zum Gefecht!», verbunden mit dumpfem Trommelwirbel, bringt im Handumdrehen alles auf die Beine. Sekunden später sind schon alle Gefechtsposten besetzt. Die

Augen der Offiziere an Deck sind nach Westen gerichtet, wo sich die Schornsteine und Masten dreier Kreuzer am Horizont abzeichnen. Knatternd steigt die deutsche Kriegsflagge als Toppflagge hoch. Und gleichzeitig steigt am Masté des Flagg-schiffs « Scharnhorst » das Signal auf: « Dem Führer folgen! » Die « Scharnhorst » setzt sich an die Spitze, und mit Volldampf voraus bricht das ganze Geschwader in südwestlicher Richtung vor.

Nun taucht auch noch ein vierter Kreuzer auf, der die Führung der drei feindlichen Fahrzeuge übernimmt. Plötzlich hat Graf Spee den Eindruck, daß die Engländer bestrebt sind auszuweichen, um die chilenischen Hoheitsgewässer zu erreichen. Aber er weiß diesem Schachzug zu begegnen und schneidet den Engländern den Weg zur Küste ab. Dieses Manöver hat genügt, um auch dem Gegner klarzumachen, daß nun ein Kampf unvermeidlich ist. Jetzt erst setzt auch dieser seine Toppflaggen, das Zeichen, daß er den Waffengang annimmt.

Von Minute zu Minute verringert sich der Abstand zum Gegner. Es sind die englischen Großen Kreuzer « Good Hope » und « Monmouth », der Kleine Kreuzer « Glasgow » und der Hilfskreuzer « Otranto », die in Gefechtslinie aufmarschieren. Die Lage ist nun so, daß die deutschen Schiffe in Kiellinie hintereinander, gleichlaufend zur Küste und außerhalb der chilenischen Hoheitsgewässer dahinjagen, während die Engländer ebenfalls hintereinander nach Südwesten steuern, durch die Deutschen aber von der Küste abgeschnitten sind. Fast zwei Stunden lang geht so die Jagd in südlicher Richtung bei ungefähr 12 Kilometer Abstand.

6 Uhr 30 weist der Zeiger, als der Abstand sich auf 10 Kilometer vermindert hat und « Scharnhorst » und « Gneisenau » mit ihren 21-cm-Geschützen das Feuergefecht eröffnen. Die Kleinen Kreuzer können noch nicht eingreifen, da bei dieser Entfernung ihre kleineren Geschütze wirkungslos bleiben müssen. Aber auch der Engländer läßt sich mit dem Antworten Zeit. Erst als sich der Abstand auf 6 Kilometer verringert hat, greift die « Good Hope », der in der Hauptsache die eisernen Grüße der « Scharnhorst » und der « Gneisenau » geglolten haben, in das Feuergefecht ein und ballert mit ihren

24-cm-Geschützen los. Aber zu spät, die Deutschen sind schon eingeschossen, und gerade als der dritte Schuß des Engländers das Rohr verläßt, erhält er von den deutschen Kreuzern eine wohlgezielte Lage. Sofort hört er auf zu feuern, und aus dem Rauch und den emporschießenden Flammensäulen ist ohne weiteres zu erkennen, warum. Durch die deutsche Salve ist er in Brand geraten. Auch der Hilfskreuzer « Otranto » scheint eine Einundzwanziger-Granate abbekommen zu haben, denn er verliert die Lust an diesem Spiel, biegt scharf in nordwestlicher Richtung ab und verläßt so schnell wie möglich das Schlachtfeld.

Sofort wurde das deutsche Feuer auf den « Monmouth » verlegt, und schon die ersten Schüsse saßen mit bewundernswerter Sicherheit. Ein Hauptverdienst daran hatten die hervorragenden Entfernungsmesser, die die Entfernung fast auf den Meter genau richtig geschätzt hatten. Immer weiter ging dabei die Jagd nach Süden. Es war inzwischen dunkel geworden. Während bei Beginn des Gefechtes — die Sonne war gerade untergegangen — auf dem rotglühenden Horizont die Engländer haarscharfe Umrisse abgegeben hatten, kennzeichneten nun die Brände die Stellung der feindlichen Schiffe. Das Feuer der Engländer war unglaublich unsicher, so daß die deutschen Schiffe keinen einzigen ernsthaften Treffer erhielten.

Noch immer stand die « Monmouth » im Mittelpunkt des Gefechtes. Aber bald war auch dieser Kreuzer erledigt, und die lodernden Flammen bewiesen zur Genüge, daß die deutschen Granaten ihren Zweck erfüllt hatten. Schließlich gab der Kreuzer den Kampf auf und versuchte abzdrehen und zu entkommen. Aber selbst dabei hatte er Pech, denn er geriet der « Nürnberg » in die Arme, die einen Sonderauftrag ausgeführt hatte und im Begriffe war, wieder zu dem Geschwader zu stoßen. Da es Nacht geworden war, war man an Bord der « Nürnberg » in einiger Verlegenheit, denn man konnte nicht feststellen, um welches Schiff es sich eigentlich hier handelte. Man hielt den Engländer zunächst für die « Dresden » und fragte drahtlos bei dem Flaggschiff an. Aber die Antwort blieb aus. Auch die Verständigung durch Lichtsignale versagte durch den stürmischen Seegang. Da blieb der

«Nürnberg» nichts anderes übrig, als sich langsam heranzupirschen und mit dem Scheinwerfer des Rätsels Lösung zu suchen. Endlich hatte man den Union Jack entdeckt. Es war allerdings ersichtlich, daß der Kreuzer kampfunfähig war. Zehn Minuten wartete die «Nürnberg», daß der Engländer die Flagge niederholen würde. Nichts geschah. Da blieb dem Kommandanten nichts anderes übrig, als noch ein paar Breitseiten auf den Kreuzer zu feuern, die auch ihren Zweck erreichten und den Kreuzer zum Sinken brachten.

Auch dem vierten Gegner, der «Glasgow», erging es nicht besser, denn als die Entfernung zwischen den Engländern und den Deutschen sich auf 5 Kilometer verringert hatte, griff auch die deutsche Mittelartillerie (also die 15-cm-Geschütze) in den Kampf ein, und sie schoß nicht schlechter als die Einundzwanziger. Auch die «Glasgow» mußte schwer beschädigt das Schlachtfeld räumen und verschwand im Dunkel der Nacht. Die Engländer wollten den Verlust der «Glasgow», die nach amerikanischen Berichten kurz nach der Schlacht gesunken ist, verheimlichen und bemalten ein anderes Schiff mit diesem Namen.

Es war stockfinstere Nacht und stürmischer Seegang, als das Gefecht zu Ende war. Der erste große deutsche Seesieg war damit erfochten. Unbeschreiblich war der Jubel an Bord der deutschen Schiffe, denn dieser stolze Seesieg hat auf deutscher Seite nicht einmal einen Toten gekostet, lediglich zwei Leichtverletzte. Mit vollem Recht konnte am Morgen des 2. November Graf Spee an alle Schiffe seines Geschwaders signalisieren: «Mit Gottes Hilfe ein schöner Sieg, für den ich den Offizieren und Mannschaften herzlichen Dank und Anerkennung ausspreche.»

Das war bei Coronel, wo zum erstenmal der Ruhm der englischen Flotte verdunkelt wurde. Der Ruf ihrer Unbesiegbarkeit, seit den Tagen Nelsons und seit Trafalgar von jedem Engländer als selbstverständlich angesehen, war erschüttert worden.

F. H. Chelius (gek.)

# So starben die Seehelden bei den Falklandinseln

(8. Dezember 1914)

**D**er Erste Offizier des Panzerkreuzers « Gneisenau », Fregattenkapitän a. D. H. Pochhammer, schreibt:

Von drei Seiten eilten die Engländer heran. Manche geballte Männerfaust reckte sich da aus der Menge, und in derben Seemannsflüchen schaffte sich die Wut der Leute Luft. Dann brachte der Kommandant, der mit der ihm eigenen Ruhe bis zuletzt seine klaren Befehle gab, drei Hurras aus für Seine Majestät den Kaiser und « Unsere gute, tapfere ‚Gneisenau‘! » und ließ die Versenkung des Schiffes einleiten. Unsere Mannschaft, die an Ausdauer und Kampfesmut wirklich das Letzte hergegeben hatte, fiel begeistert in das Hurra ein, und « Deutschland, Deutschland über alles! » klang es mit alter Kraft über das Schiff, und danach erscholl das Lied auf die Flagge Schwarz-Weiß-Rot, die zerschossen an Großmast und Gaffel wehte.

Auf den Befehl: « Alle Mann von Bord! » rutschten und sprangen die Leute an der Außenseite ins Wasser. Die See war bewegt. Rings um mich waren etwa 400 Menschen im Wasser. Viel treue Kameradschaft wurde da bewiesen, wie mir auch die Offiziere später berichteten.

Was mich am meisten fesselte, war die Stimmung um mich her. Rang da die halbe Besatzung eines glückhaften Schiffes mit dem Tode? Zwar hier hielt sich einer mit Mühe, suchte einen Halt zu gewinnen, schnappte nach Luft und Leben; dort ging ein anderer abwärts, ein kurzes Schlagen der Arme, und er sank in die Tiefe. Aber all die vielen, denen die eisige Kälte noch nicht die Glieder hatte erstarren lassen, deren Herz noch stark war, noch arbeiten konnte, was machten sie da? Es war ein Jubeln in der Luft, als wenn's zum Feste ginge! « Unsere alte ‚Gneisenau‘ Hurra! » scholl es vielfach über das Wasser, wieder leicht untermischt mit kräftigen Verwünschungen auf die jetzt nähergekommenen Engländer. Dies Hurra-Rufen wurde so laut und griff so um

sich, daß ich befürchtete, die Leute würden vorzeitig ihre Lungenkraft verbrauchen, die sie doch so dringend nötig hatten. Ich rief ihnen zu: «Nun seid doch endlich mal ruhig!» Worauf eine laute Stimme erscholl: «Befehl vom Ersten Offizier: ‚Ruhig sein!‘»

Hans Pochhammer (gek.)

## Kamerad Leutnant Dose

**I**n den ungeschützten Schiffskörper des bald bewegungsunfähigen Hilfskreuzers «Greif» schlugen zerstörend die Salven des Gegners ein. Geschütze, Torpedoausstoßrohre und Maschinen sind zerschossen, der Kommandant, Korvettenkapitän Tietze, gefallen, das Schiff geht mit wehender Flagge unter. Im eisigen Wasser schwimmen die wenigen noch Lebenden, viele erstarren und versinken. An einem Floß hält sich mit einigen Mannschaften Leutnant zur See Dose fest. Da kommt ein Verwundeter herangetrieben, und ohne Besinnen macht Leutnant Dose für ihn an dem schon überlasteten Floß Platz, läßt sich wegtreiben und gibt versinkend sein Leben für seinen Kameraden hin.

P. H. Kuntze

## Pumpenmeister Heidkamp

(Doggerbankschlacht, 24. Januar 1915)

**H**eiß geht es her auf dem Schlachtkreuzer «Seydlitz», dem Flaggschiff des Kreuzeradmirals Hipper. Um 10 Uhr 09 vormittags wehte von der Rahe das Signal «Jot Dora», der Befehl zum Feuereröffnen, und dazu das Signal für Feuerverteilung von links. Um 10 Uhr 19 hat «Seydlitz» ihre erste Salve auf den englischen Flaggkreuzer «Lion» gefeuert. Auf 170 Hektometer, eine damals ungeheuer große Entfernung.

Nach Steuerbord achteraus feuern die deutschen Schlachtkreuzer auf Beattys, des englischen Schlachtkreuzerführers, große «cats»<sup>1</sup>). Vor dem deutschen Verband fahren die eigenen

<sup>1</sup> Katzen.

Kleinen Kreuzer und Torpedoboote, ihr Rauch und der Qualm der eigenen Salven hindert das Schießen sehr: oft ist der Gegner, fünf schwere Schlachtkreuzer, verschwunden im Rauch, der auf seine Linie zutreibt. Die deutschen Artillerieoffiziere leiten ihr Feuer aus den achteren Ständen, da der Feind, trotzdem er es an Hand seiner überlegenen Geschwindigkeit könnte, nicht näher heranzukommen wagt.

Eine halbe Stunde schon krachen die schweren Salven, donnern die Treffer, brüllen die Detonationen der feindlichen Aufschläge himmelhoch neben und hinter den deutschen Kreuzern. Ruhig, sachlich arbeiten sie in den 30,5-Zentimeter-Türmen der «Seydlitz». Pulverqualm und stickige Luft beengen das Atmen: einerlei, sie wissen, daß es heute der Ehrentag der Schlachtkreuzer ist, daß sie die ersten der Hochseeflotte sind, die gleichstarken Gegnern gegenüberstehen. Und sie handeln danach.

Turm Cäsar und Dora, die beiden achteren Türme, tragen die Hauptlast des Kampfes. Munitionsaufzüge rattern, in den Umladekammern arbeiten die Männer, schweißtriefend mit krebsroten Gesichtern hinter den Geschützen, hallen die Tritte der Bedienungsmannschaften auf den Eisenplatten. Es riecht nach heißem Metall, nach Pulver und schwer arbeitenden Männern in den beiden Türmen. Wenn die großen Verschlüsse dichtschiessen, knackt es, und befriedigt grinsen die Männer, wenn wieder eine Turmsalve die rauchenden Rohre verläßt. Die Turmkommandeure in ihren Hauben geben zuweilen kurze, abgehackte Meldungen herunter in den Turm, sie sind die einzigen, die etwas sehen können vom Gegner. Blind arbeiten die andern, sie hören nur den Krach des Feuerlärms, die Zahlen, die von den Befehlsübermittlern im Kopftelephon empfangen, ausgerufen und von den Einstellnummern eingestellt werden, sie hören das Rasseln der Aufzüge, die Rufe der Munitionsmänner, das harte Klingen, wenn die großen Messingkartuschen in die Ladeschalen rollen, das dumpfe Geräusch, mit dem die hydraulischen Ansetzer die schweren Granaten ins Rohr pressen, das Scharren der nägelbesetzten Sohlen der Seestiefel auf dem Eisen und zuweilen das Jaulen und Poltern, wenn die englischen 34-Zentimeter übers Achterschiff wegheulen. Auf

eins sind ihre Ohren besonders eingestellt: auf die wenigen Worte, die der Turmoffizier hinuntersagt:

« Verdammt Qualm! Nicht zu sehn — nein, jetzt, eben hat die « Lion » gefeuert! Turmsalve — deutlich zu sehn, weg ist sie wieder! Verfluchter Rauch! » —

Dann zählen sie die Sekunden, in denen die feindliche Salve durch die Luft saust, warten auf den Einschlag und hören das gewaltige Krachen der auf dem Wasser detonierenden Aufschläge, das Sirren und Kreischen der großen Sprengstücke und —

Treffer auf « Lion »! Flammen auf « Tiger »! « Lion » scheint auszuscheren aus der Linie — nein, jetzt ist sie wieder drin — immer noch Flammen auf « Tiger » — aber sie hält die Linie.

Dann erschüttert ein dumpfer Schlag das ganze Schiff, einen Augenblick sehen sie sich an, die Männer, lauschen auf den ruhigen Gang der mächtigen Maschinen, die hier wie ein beruhigendes, brummtiefes Summen deutlich durch den Gefechtslärm zu hören ist — aha, da spricht der Turmkommandeur wieder:

Treffer im Vorschiff — keine Gefechtswerte ausfallen! Donnerwetter, « Moltke » feuert jetzt mit auf « Lion », die wer'n wir bald haben!

Die Schlacht ist auf ihrem Höhepunkt. Wie die Reiterführer, deren Namen die vordersten deutschen Schlachtkreuzer tragen, brausen die schweren, schlanken Schiffe dahin, wühlen die ruhige, grüngraue See auf, daß sie vor ihrem Bug in weißen Schaumkaskaden dahinstiebt, lassen breite, wirbelnde Schaumstreifen zurück und verqualmen mit ihren kurzen, gedrunghenen Schornsteinen das ganze Gefechtsfeld.

Da ist der Turmoffizier wieder:

« Hier! ‚Derfflinger‘. Treffer Steuerbord achtern, scheint aber nicht — — ».

Die letzten Worte verschlingt ein ungeheurer Krach, flammende Hitze, blendender Feuerschein, die Hölle selbst ist im Turm...

In einer einzigen Sekunde sind 165 Menschen verbrannt, zwei Türme vernichtet. Keiner aus Turm Cäsar und Dora überlebte diesen Treffer, der 10 Uhr 43 donnernd einschlug.



Schwarz, stumm und seltsam tot ragen die vier mächtigen Geschützrohre gen Himmel, als die Flamme der Vernichtung, die bis zur Masthöhe loderte, zusammensinkt.

Vom Leitstand vorne rufen sie an:

« Turm Cäsar! Turm Dora! Hecktorpedoraum! Turm Cäsar! Cae—sar- Dooooo-ra! »

Keine Antwort, alles Leben dort ist ausgelöscht.

Sie eilen bis zur Unglücksstelle, die Leckgruppen, der Erste Offizier, der Pumpenmeister Heidkamp, der Feuerwerker Müller. In die Abteilung III stürzen sie zu den Flutventilen. Giftige Gase, unerträgliche Hitze, es hilft nichts; wenn die Munitionskammern nicht geflutet werden können, fliegt der ganze Kreuzer in die Luft — ein Wunder, daß er nicht überhaupt schon in Atome zersprang.

Glühend sind die Eisenwände der Kammern — Uniformen, Unterzeug, alles versengt, verkohlt; vorneweg, allen voran läuft der Pumpenmeister Willi Heidkamp. Dies hier ist seine Sache, seine Arbeit, ihm unterstehen all die Flut- und Lenz-einrichtungen<sup>2</sup>, wer sollte hier wohl besser Bescheid wissen! Schneller, schneller — jede Sekunde, jeder Bruchteil einer Sekunde ist wichtig, die Munition, die Kartuschen, die Granaten mit den Zündern und der Sprengladung, mein Gott — und er rast durch die Decks, die Gänge, nun reißt er die Schotttür auf. Völlig vergast ist der Raum, verqualmt, eine Hitze wie in einem brennenden Hochofen schlägt ihm atem- und sinnberaubend ins Gesicht. Einerlei — dies ist Pumpenmeistersdienst — Herrgott im Himmel, laß mich bloß die Ventile finden, die großen Stahlräder, die tief unten im Schiff die Flutventile der Munitionskammern öffnen — wo sind sie — hier, Gott sei Dank, das ist das erste; er sieht nichts, er atmet Rauch, Hitze, Feuer, er fühlt sich vor, nun fassen die Hände das weißglühende Eisen, einen Augenblick zuckt er zurück, dann preßt der Mann die Zähne zusammen, keuchend, schweißüberströmt fassen die Fäuste zu, so fest, so krallend und klammernd wie er irgend kann, vielleicht gelingt es, vielleicht merkt er so den stechenden, glühenden Schmerz nicht — und er dreht, dreht mit der

---

<sup>2</sup>Lenzen = Bezeichnung für das Herauspumpen von Wasser aus dem Schiffsraum.

Kraft der Verzweiflung. Das Rad geht auf, schlägt an — nun müssen unten die Fluten des Seewassers in die Kammer stürzen — so schnell, da ist noch ein Rad, hier — und wieder fassen die blutenden, zerfetzten Hände zu; atmen kann der Mann nicht mehr, er röchelt, hört noch, wie Stimmen näherkommen, dreht und dreht — auch dies Ventil ist auf — irgendeiner hilft — der Feuerwerker Müller. Dann bricht er zusammen.

Seine Hände sind blutende, verquollene, arme, zerrissene Fleischklumpen ohne Haut — er fühlt es nicht mehr, als Kameraden den Bewußtlosen zum nahen Verbandsplatz tragen.

Pumpenmeister Heidkamp und Feuerwerker Müller haben den Schlachtkreuzer gerettet. Feuerwerker Müller war Heidkamp gefolgt und hatte ihn nach Kräften unterstützt.

Dann bemühen sich der Stabsarzt Fischer und der Marinepfarrer Fenger um die beiden Verbrannten. Am schlimmsten ist der Obermaschinenmaat Willi Heidkamp zugerichtet.

Später wird folgendes festgestellt: Eine 34-Zentimeter-Granate hatte, schräg von achtern kommend, die Schanz durchschlagen, war bei einem Plattenstoß des Zitadellpanzers von Turm Dora in den Turm eingedrungen und im Innern explodiert. Die Wirkung der Detonation zeigte sich hauptsächlich in den Räumen außerhalb des Turmes, aber die glühenden Teile der ausgestanzten Barbette<sup>3</sup> fuhren in die Umladekammer und entzündeten dort die auf den Gleitbahnen liegenden Haupt- und Vorkartuschen. Stichflammen loderten durch die Aufzugschächte nach oben, schlugen durch die Zwischenkammer und die geöffnete Schotttür in den Kartuschaufzugsraum des Turmes Cäsar.

6000 Kilogramm Pulver brannten ab und hüllten das ganze Achterschiff des Schlachtkreuzers in eine einzige lodernde Feuerflamme.

Auf dem achteren Leitstand befahl der Erste Artillerieoffizier, Korvettenkapitän Richard Foerster, der jetzige Flottenchef, Schnellfeuer. Er sah den Brand, hielt es selbstverständlich für ausgeschlossen, daß das Schiff diesen Treffer, ohne in die Luft zu fliegen, überleben würde, und wollte wenigstens den Feind so viel wie irgend möglich schädigen.

---

<sup>3</sup> Geschützbank.

In Abständen von zehn zu zehn Sekunden — eine unfaßbare Feuergeschwindigkeit für 28-Zentimeter-Turmgeschütze der damaligen Zeit — donnerten die Salven der schweren Artillerie aus dem brennenden Schiff. —

Auf den Brücken der hinter dem Flaggschiff dreinfahrenden Schlachtkreuzer hatte man die Flammen gesehen und erwartete ebenfalls das Aufliegen der « Seydlitz ». Als das in Rauch und Feuerschein gehüllte Schiff unbeirrt seinen Kurs an der Spitze der Linie durchhielt und als in schnellster Salvenfolge Breitseite auf Breitseite aus den Rohren schlug, brachen Offiziere und Mannschaften, die dies Beispiel ungebrochenen Kampfwillens sahen, in jubelnde Hurras für das Flaggschiff aus.

Die rettende Tat zweier tapferer Männer hatte das Schlimmste verhütet.

Im Jahre 1926 starb Heidkamp an den Folgen der Gasvergiftung, die er sich am 24. Januar 1915 zugezogen hatte.

v. Cochenhausen

## Skagerrak

(31. Mai 1916)

**D**ie Schlacht. Der Feind ist mit höchster Geschwindigkeit nach Norden davongefahren, und es dauert nicht lange, so ist er im Dunst und Rauch den Blicken der deutschen Flotte entschwunden. Aber die größere Schnelligkeit der englischen Schlachtkreuzer ermöglicht es ihnen, unser nach Norden steuerndes Geschwader in großem Bogen nach Osten zu umgehen und unsere Spitze zu umfassen. Durch ihr vereinigttes Feuer auf die Spitze nötigen sie unsere Flotte, ebenfalls allmählich nach Osten abzdrehen, führen sie aber dadurch der englischen Hauptflotte unter Jellicoe entgegen, die, von Nordosten kommend, nun in den Kampf eingreift. So entwickelt sich jetzt allmählich die Hauptschlacht des Tages.

Die achte Abendstunde ist herangekommen. Zwischen den beiden Linien toben Kreuzer- und Torpedobootskämpfe. Dabei richtet sich das feindliche Feuer mehrerer Schlachtschiffe gegen

den Kleinen Kreuzer « Wiesbaden », der fast ständig in Rauch gehüllt ist. In grausamer Gleichmäßigkeit und Sicherheit hämmert es auf die allmählich wehrlos gewordene « Wiesbaden » Treffer auf Treffer. Ein Torpedoschuß hebt explodierend den Kreuzer. Aber die « Wiesbaden » sinkt nicht — ein Triumph deutscher Schiffbaukunst! Die Geschütze sind zertrümmert, die Bedienungsmannschaften liegen tot davor. Nur dort am Heck steht noch ein feuerbereites Geschütz. Heizer und Matrosen stürzen herzu, reißen den Verschuß auf, die Patrone fliegt ins Rohr, und nun feuern sie, bis der letzte Mann der Bedienung umsinkt und das Rohr für immer schweigen muß. Alle haben ihre Treue mit dem Tode besiegelt, auch der Dichter Gorch Fock, der das Meer über alles liebte<sup>1</sup>.

Immer weiter stürmen unterdessen die Großkampfschiffe. Dampf und aufbrüllend rollen die Donner über die Nordsee. Die « Lützow », das Admiralschiff Hippers, hat ein neues Ziel gefunden, einen englischen Panzerkreuzer, die « Defence ». Salve auf Salve kracht auf das Schiff. Plötzlich erfolgt etwas Ungeheuerliches: die « Defence » wird in tausend und aber tausend Stücke zerrissen und verschwindet im nächsten Augenblick in die Tiefe. Nur eine riesige Rauchsäule bezeichnet noch die Stelle, wo vorher ein stolzes Schiff gekämpft hat. Kein Mann kann gerettet werden. — Doch auch unsere Schlachtschiffe erhalten schwerstes Feuer. Mehrere Treffer hauen mit ungeheurer Wucht in die « Derfflinger » ein und explodieren mit gewaltigem Getöse. Besonders schlimm wird dem Flaggschiff « Lützow » zugesetzt. Schwer sind Vor- und Achterschiff beschädigt, viele Geschütze sind vernichtet; Brände schlagen überall heraus, starker Rauch hüllt das Schiff ein. Groß ist die Ernte, die der Tod unter den Tapferen gehalten hat. Immer schwächer wird das Feuern des Schiffes. Kaum kann es sich noch in der Linie halten. Alle Anlagen zur Befehlsübermittlung sind unbrauchbar geworden. Daher entschließt sich Admiral

---

<sup>1</sup>Drei Monate später wird seine von einem Korkgurt getragene Leiche mit mehreren Kameraden an die weitentfernte Schärenküste Schwedens getrieben. Fischer senken die Helden in die brandungumtoste schwedische Erde zur ewigen Ruhe. (Das Ersatzschiff für das 1932 untergegangene Schulschiff « Niobe » trägt jetzt seinen Namen.)

Hipper, mit seinem Stabe das Führerschiff zu wechseln. Ein Zerstörer kommt längsseits der «Lützow». Aber erst nach vier Stunden ist es dem Admiral möglich, bei der rasenden Fahrt der dauernd im schweren feindlichen Feuer liegenden Schlachtkreuzer an Bord der «Moltke» zu gehen.

Zur selben Zeit trifft die britische Flotte ein neuer schwerer Schlag. Die «Invincible», die «Unbesiegbare», ein gewaltiges Großkampfschiff, fliegt mit derselben Schnelligkeit wie vorher die «Defence» in die Luft. Als der Mannschaft der Derfflinger der Untergang ihres Gegners bekanntgegeben wird, erschallt mitten im Gebrüll der Geschütze ein begeistertes «Hurra!» durch das Schiff. Die Leute im Schiff sind auf die Nachrichten von oben angewiesen, sie sehen ja nichts von dem furchtbaren Schauspiel, das sich über dem Meere abspielt. Seit Stunden bedienen sie die Geschütze mit einer bewundernswerten Hingabe, nicht achtend auf das, was um sie vorgeht. Obwohl sie vollständig durchgeschwitzt und überarbeitet sind, lehnen sie und die ebenfalls auf schwerstem Posten stehenden Heizer ihre Ablösung ab. — Jeder ein Held, der seine Pflicht bis zum Höchstmaß erfüllt!

Der Höhepunkt der Schlacht. Die Kehrtwendung der deutschen Flotte. Aber trotz aller Erfolge hat sich doch die Gesamtlage und Stellung unserer Flotte mehr und mehr verschlechtert. Die starke Krümmung der Spitze wird unter dem Druck der gewaltigen, von Nordosten vorstoßenden britischen Schlachtflotte immer bedenklicher, die Gefahr der Einkreisung durch die riesige, der unsrigen fast doppelt überlegenen britischen Flotte wächst und droht verhängnisvoll zu werden. In dem inneren Bogen der Gefechtslinie der deutschen Flotte drängen sich Torpedoboote und Kleine Kreuzer zusammen, zum Teil auch schon Panzerkreuzer, die sich an der Spitze nicht mehr halten können. In diese Anhäufung von Schiffselibern schlagen feindliche Weitschüsse, ohne vorläufig Schaden anzurichten.

In dieser ernsten Lage gibt Admiral Scheer nun 19.33 Uhr das Signal: «Gefechtskehrtwendung nach Steuerbord (rechts) bis zur Herstellung der Kielwasserlinie in entgegengesetzter Richtung!» In einigen Minuten ist das Manöver beendet, das schwierigste, was es überhaupt in einer Seeschlacht gibt —

ein hervorragender Beweis für die vorzügliche Schulung unserer Flotte! Kaum ist durch die Kehrtwendung die Lösung vom Feinde geglückt, da stehen die deutschen Spitzenschiffe erneut in einem Feuerorkan der gewaltigen englischen Linie. Daher wirft der Flottenchef mit einer neuen Gefechtswendung die Gefechtslinie auf östlichen Kurs zurück, um überraschend gegen den Feind vorzustoßen. Doch schon nach kurzer Zeit prallt unsere Spitze gegen die Mitte der mit südlichem Kurse steuernden gesamten englischen Schlachtflotte, die, ohne es selbst im dicken Qualm zu merken, unsere Spitze umfaßt und mit ihren Breitseiten ein verheerendes Feuer eröffnet.

Nun schreitet Scheer zu einer letzten Kehrtwendung, um aus dem Hexenkessel herauszukommen. Zu gleicher Zeit will er einen entscheidenden Schlag gegen die Engländer führen: Mit einem überraschenden Massenangriff der Schlachtkreuzer und Torpedobootsflottillen will er die englische Front erschüttern. So erfolgt das berühmte Signal: « Schlachtkreuzer 'ran an den Feind, voll einsetzen! »

Todverachtend, mit höchster Fahrt laufen die Schlachtkreuzer gegen den fast rings um sie stehenden Gegner, der sie aus allen Kalibern mit entsetzlichem Feuer überschüttet. — Gleichzeitig ruft auf den Führerkreuzern die blutrote, gezackte Flagge die Torpedobootsflottillen zum Angriff, wie einst der blutrote Kampfschild die Wikingerboote rief. Der Höhepunkt der Schlacht ist gekommen. Ein dichter Rauchsleier breitet sich vor den Torpedobooten aus, nichts ist zu sehen als das unablässige Aufblitzen schwerster Geschosse am Horizont und ein Wald von turmhohen Wassersäulen. Ein ungeheurer Donner tobt. Und nun preschen die Boote davon. Sie laufen an der Linie der Schlachtkreuzer vorbei. Jetzt bleiben die Führerkreuzer zurück, die Torpedoboote rasen allein weiter wie eine Meute grauer Wölfe, hinein in die Rauchwand, dem Tode in den Rachen. Es ist der Augenblick, in dem Admiral Scheer die Hochseeflotte durch die erwähnte letzte Kehrtwendung herumwirft.

Noch immer jagen die Torpedoboote in der undurchsichtigen Rauchwand dahin. Wen werden sie antreffen, wenn sie hindurch sein werden? Werden sie überhaupt auf Torpedoschuß-

weite an den Gegner herankommen, oder werden sie vorher schon zerschossen liegen bleiben? Jetzt wird es lichter, und plötzlich erblicken sie die Linie der Riesenschlachtschiffe vor sich. Aber auch sie sind entdeckt. Sofort hämmert ein ungeheurer Hagel von Geschossen auf sie nieder, denn der Gegner kennt die furchtbare Torpedowaffe. Doch mag auch die Hölle um die Boote los sein, nichts kann sie aufhalten, nichts kann die Männer in ihrem wahrhaft eisernen Willen wankend machen. Nur heran an den Feind, auf nächste Nähe heran, um die Torpedos abfeuern zu können. Und nun fahren diese klatschend aus den Rohren, ihren Zielen entgegen. Im nächsten Augenblick schon jagen die kleinen grauen Boote zurück, einen künstlichen Nebel hinter sich legend.

Der englische Flottenchef ist durch den plötzlichen Massenangriff der Boote so überrascht, daß er gar nicht schnell genug Kreuzer und Zerstörer zur Hand hat, um die Angriffe abzuwehren zu können. Die englische Schlachtflotte aber erhält den Befehl, sofort abzudrehen und mit höchster Fahrt aus dem Schußbereich der abgefeuerten Torpedos zu laufen. Daher verfehlen diese zwar ihr Ziel, denn sie treffen in die Lücken, aber die Wirkung des Massenangriffs der Torpedoboote ist doch durchschlagend, sein Zweck ist vollständig erreicht. Die Übermacht der englischen « Großen Flotte » ist restlos gebrochen. Bald ist vom Feinde nichts mehr zu sehen, der Schlachtenlärm ist verstummt: die deutsche Flotte hat den Ring, der sie zu umklammern drohte, gesprengt.

**D a s N a c h t g e f e c h t.** Außerhalb der Sicht der deutschen Schiffe sammelt sich die britische Flotte, um den Rückmarsch in südlicher Richtung anzutreten. Auch die deutsche Flotte steuert Südkurs, bereit, am Morgen grauen die Schlacht wieder aufzunehmen. So fahren beide Flotten in Kiellinie nebeneinander, ohne es zu merken, die englische weiter östlich. Da sie rascher fährt, stößt die deutsche Spitze gegen 23 Uhr auf den Schluß der englischen Gefechtslinie, die sich nach Westen gewendet hat. Es sind englische Zerstörer und Kreuzer, die für die Rückendeckung des Gros zu sorgen haben. Nochmals entwickelt sich so ein heftiger Kampf. Fünf feindliche Zerstörer und ein großer Schlachtkreuzer werden durch das rasende deutsche Artilleriefeuer vernichtet, und brennend,

gleich lodernden Fackeln, säumen sie den Weg der Flotte durch die Nacht. Doch auch die deutsche Flotte muß hier noch größere Opfer bringen, nachdem die Verluste den ganzen Tag über verhältnismäßig gering waren. Die drei Kleinen Kreuzer «Frauenlob», «Elbing» und «Rostock» gehen verloren — die «Rostock» infolge eines Zusammenstoßes mit der «Posen» — und die ältere «Pommern» erhält einen schweren Torpedoschuß in die Munitionskammer, durch den sie innerhalb einiger Minuten sinkt, mit ihr alle Tapferen, Treuen. — Leider ist es auch unmöglich, die im Heldenkampf schwer beschädigte «Lützow» in den rettenden Hafen zurückzubringen. Nachdem die Besatzung von Bord gegangen ist, wird sie von uns versenkt, damit sie nicht in die Hände des Feindes fällt.

Der deutsche Sieg. Als am Morgen des 1. Juni die Sonne aufgeht, steht die deutsche Flotte westlich von Horns Riff, also auf derselben Höhe wie die dänische Stadt Esbjerg. Hier auf diesem neuen Kampfplatz erwartet sie den Gegner, um die Schlacht fortzusetzen. Aber weit und breit ist von der englischen Flotte nichts zu sehen, obwohl ihr die Stellung der deutschen bekannt ist. Es ist eine große Enttäuschung für die deutsche Flotte und vor allem für Admiral Scheer, als unsere ausgesandten Luftschiffe die Meldung übermitteln, daß die zerstörten englischen Verbände sich sammeln und Kurs nach Norden haben. Da gibt auch Scheer der deutschen Flotte den Befehl zum Einlaufen.

Ruhiger und langsamer als zur Schlacht steuert sie heute heimwärts. Nicht alle Schiffe, die gestern hinauszogen zum langersehnten großen Ringen, kehren zurück, andere tragen Ehrenwunden und Ehrenmale aus der Heldenschlacht. Mancher brave Kämpfer und treue Kamerad fehlt; er gab das Höchste, sein Leben, für das Leben des Vaterlandes. Aber stärker als das Gefühl der Trauer um die lieben Toten ist in den Lebenden das Gefühl des Stolzes, der Freude und der Zuversicht, denn sie kommen als Sieger heim, als Sieger über die bis dahin für unbesiegbar geltende britische «Große Flotte». Jubelnde Begeisterung empfängt sie in Wilhelmshaven; alle Glocken der Stadt läuten, und tausende von Fahnen grüßen sie von den Häusern und Masten.



Gewaltig ist der Eindruck des Sieges im In- und Auslande. Man hatte es überhaupt nicht für möglich gehalten, daß die junge deutsche Flotte es wagen würde, sich mit der die See seit Jahrhunderten beherrschenden englischen Flotte in einen Kampf einzulassen. Die Schlacht am Skagerrak hat den Engländern das Gefühl der Unbesiegbarkeit geraubt. Die Weltstellung Englands hat durch diesen Heldenkampf einen Stoß bekommen, wie ihn das Weltreich noch nie gespürt hat; hatte doch die fast doppelt so große britische Flotte beinahe doppelt so viel Verluste als die deutsche.

Die Schlacht am Skagerrak, die größte Seeschlacht der Weltgeschichte, ist nicht bis zum Ende durchgekämpft worden — es war nicht unsere Schuld. Es wäre das größte Glück für unsere Flotte und unser deutsches Volk gewesen, wenn es damals zu einer Entscheidungsschlacht gekommen wäre. Nach den Erfahrungen der Schlacht zu urteilen, hätte sie die Engländer noch manches Großkampfschiff gekostet! Aber sie sind der letzten Entscheidung ausgewichen. Immer und immer wieder bewies unsere Flotte, und vor allem ihr hervorragender Führer Admiral Scheer, in der Schlacht am Skagerrak einen den Engländern weit überlegenen Angriffsgeist — so berichtet ein hoher russischer Offizier, der auf der Seite der Engländer am Kampfe teilgenommen hatte. Das beste und schönste Urteil aber darüber, wie meisterhaft Admiral Scheer die deutsche Flotte geführt hat, fällten die Feinde, die Engländer, selbst: « Was Admiral Scheer erreicht hat, ist Ruhmes genug, um ihn den großen Flottenführern aller Zeiten ebenbürtig zur Seite zu stellen!

G. Vogel

\*

**W**ir verschossen in der Skagerrakschlacht rund 3600, die Engländer 4600 schwere Geschosse. Einem Verlust von etwa 61 000 Tonnen auf deutscher Seite steht ein amtlich zugegebener von 118 000 Tonnen auf englischer Seite gegenüber. Von den Engländern sind 6094 Mann gefallen, 177 wurden gefangen; die deutschen Verluste: 2250 Mann gefallen, keiner gefangen. Die Ausbildung und der Geist unserer Flottenbesatzung standen unerreicht. Der Ruhm englischer Unbesiegbarkeit war dahin. Der finnische (damals russische)

Konteradmiral Schoultz, der an Bord der englischen Flotte eingeschifft war, schreibt: «Die englische Flotte versuchte nicht mehr, dem Feinde entgegenzutreten... Sie bleibt an der eigenen Küste. Das war das Ergebnis der Skagerrakschlacht, und darum ist die deutsche Marine berechtigt, den 31. Mai als Gedenktag eines Waffenerfolges zur See zu feiern, wie er seit dem holländischen Krieg (vor 300 Jahren) keiner anderen Marine beschieden war.

P. H. Kuntze (gek.)

## Obermatrose Neddenriep

(31. Mai 1916)

**S** kagerrakschlacht! Auf «Derfflinger» durchschlägt ein 38-cm-Geschoß den Panzer vom Turm «Cäsar» und explodiert mit furchtbarer Gewalt im Innern. Sprengstücke entzünden eine Haupt- und eine Nebenkartusche. Die Flamme fährt in die Umladekammer, entzündet weitere Kartuschen, erfaßt die Kartuschenkammer und brennt mit riesiger Stichflamme ab, haushoch aus dem Turm schlagend. Gleich darauf trifft ein 38-cm-Geschoß die Decke des Turmes «Dora», durchbricht sie und reißt auch hier im Innern des Turmes mit ungeheurer Explosionswirkung alles auseinander. Der Luftdruck hat den Obermatrosen Neddenriep durch ein Einsteigloch aus dem Turm geschleudert.

Da liegt nun Neddenriep auf Deck, bewußtlos — aber unverwundet. Allmählich kehrt dem Obermatrosen die Besinnung wieder. Er schaut auf: beide Türme des «Derfflinger» brennen wie fürchterlich rotgelbe Fackeln. Neddenriep reibt sich die Augen: ... wie war das doch eben? ... Mit einem Male weiß er, welches entsetzliche Unglück geschehen ist, geschehen sein muß. Fassungslos starrt er umher: da brennt eine der mächtigen Buchsen vor ihm, in denen die Kartuschen stecken! Ein ganzer Stapel dieser Buchsen liegt auf dem schwelenden Feuer! Wenn eine der Kartuschen Feuer fängt, müssen sich die Pulverladungen, die den schweren Granaten nachgeschoben werden, entzünden..., dann sprengt eine Explosion grauenerregenden Ausmaßes alles Lebende des

« Derfflinger » in die Luft! Dann ist der modernste deutsche Schlachtkreuzer in Bruchteilen von Sekunden ein Haufen Trümmer wie vor einigen Stunden die « Queen Mary ».

Der Obermatrose Neddenriep springt auf, taumelt, steht. Er reißt sich die Kleider vom Leibe und versucht, damit die Flamme zu ersticken.

Vergeblich!

Sie züngelt weiter, leckt gierig an der Kartusche.

Neddenriep nimmt seine Hose, die Unterhose, das Hemd.

Brandwunden bekommt er an den Fäusten. Er achtet es nicht, wenn nur der Brand erstickt wird.

Aber gerade jetzt schlägt die Flamme hoch, fährt über die Kartusche! ... Noch Sekunden, und alles ist verloren! ...

Da wirft sich der Obermatrose mit seinem bloßen Leib auf die Kartusche ... dann schwinden ihm die Sinne — zum zweiten Male, aber unter unmenschlichen Qualen.

Noch einen Lebenden löst man nachher gewaltsam von den kohlenden Sprengkörpern; seine ganze Vorderseite ist eine unbeschreiblich fürchterliche Brandwunde. Die Muskeln liegen vom versengten Fleische frei zu Tage, der Kopf ist wie eine Fratze, die Augen sind tote Sehschlitze, die Arme nur noch Stümpfe. Von den Knien bis zu den Haaren war das einmal ein Mensch — und ist nun ein Held, ein deutscher Held der selbstverständlichen Pflicht und Treue, die den Kameraden das Leben und das Schiff dem Vaterlande gerettet hat.

W. Loeff (gek.)

## Wie deutsche Blaujacken kämpfen

(Vor dem Skagerrak, 31. Mai 1916)

**U**nunterbrochen, ohne Rücksicht auf die allmählich auch immer öfter in die eigenen Schiffe einschlagenden feindlichen Granaten, hauen nun die Salven der 30,5-cm- und 28-cm-Geschütze heraus. Alle 20 Sekunden verläßt eine wie ein einziger Donnerschlag klingende Salve der « Schweren » die Türme. Dazwischen fallen nun auch in schnellster Salvenfolge die 15-cm-Kasemattgeschütze ein, alle sieben Sekunden

erschauern die Schiffe unter dem Rückstoß der gleichzeitig abgefeuerten Kanonen. Wie im Frieden arbeiten I. und II. Artillerieoffizier, die Entfernungs- und Aufschlagmesser in den Türmen und Marsen, die Befehlsübermittler, die Geschützmannschaften an den Turm- und Kasemattgeschützen, und tief unten im Bauch des Schiffes schleppen die Munitionsmänner keuchend Geschoß nach Geschoß und Kartusche nach Kartusche heran und werfen sie in die rasselnden Aufzüge.

Schweißtriefend und keuchend arbeitet alles. Stumm und verbissen, scharf auf die Befehle achtend, aber alle mit leuchtenden Augen: « Gib ihm! » — Hin und wieder fällt ein Fluch, ein saftiger Ausdruck von der Wasserkante bewirkt ein vernünftiges Grinsen. Hier und unten bei den Heizern, vor den Maschinen und Kesseln und in den kohlenstauberfüllten Bunkern gibt es keine Militärkapellen, keine befreienden Sturmangriffe mit « Marsch, marsch, hurra! » — hier heißt es wie im Trommelfeuer: « Durchhalten! » Denn nun schlagen auch die feindlichen Geschosse immer häufiger ein. Ganze Türme mit ihren 80 Mann Besatzung schweigen in Todesstarre, nachdem die lohende Flamme der Explosion mit ungeheurem Donner Schlag den schweren Panzer der Turmdecke 70 Meter hoch geschleudert hat. In ständigen Stößen der Treffer erzittert das Schiff, so daß die Verwundeten fast von den Operationstischen fallen. Dort auf dem Gefechtsverbandsplatz häufen sich auf dem mit Ruß, Blut und Wasser bedeckten Boden die Verwundeten, Verbrannten und Gasvergifteten. Es ist heiß, über 40 Grad Celsius. Wieder haut ein Knall, ein Schlag folgt, ein Krachen und Dröhnen, ohne daß man weiß, was überhaupt los ist. Und nebenan hält der selbst schwer verwundete Pfarrer mit Sterbenden Andacht! —

Alle Räume im Schiffe sind durch die Panzerluken abgeschlossen, und tief unten unter dem Panzerdeck stehen Hunderte von Heizern an ihren Schiffsmaschinen und Dynamos, schippen vor den Feuern der Kessel in glühender Hitze, arbeiten schwer im stickigen Bunker. Rudermaschinen werden bedient; Luftpumpen, Lüftungsanlagen, Schaltstellen usw. Leckstopf- und Reparaturgruppen, Rauch- und Gasgruppen, Feuerlöschgruppen, alle arbeiten, ohne den Gegner während der ganzen

Schlacht auch nur einmal zu Gesicht zu bekommen, entsagungsvoll in stillem Heldentum.

Um die brennende Munitionskammer eines Schiffes unter Wasser zu setzen, zu fluten und durch Verhinderung einer Explosion das ganze Schiff zu retten, muß das Rad des Flutventils geöffnet werden. Es ist von der ungeheuren Hitze schon glühend. Einen Augenblick überlegt der Maschinist. Die Hände gehen zum Teufel, werden steif. Aber es muß getan werden. Auf ihm ganz allein ruht jetzt das Schicksal des Schiffes mit seinen 1100 Mann. Er reißt sich zusammen, wilder Schmerz brennt in den Händen, die Haut bleibt kleben, aber verbissen dreht er weiter, bis das Rad geöffnet ist; das Wasser strömt brausend durch, das Schiff ist gerettet, ohnmächtig bricht er zusammen.

Der Unterwasser-Torpedoraum ist schon halb voll Wasser gelaufen; auf dem Boden des Raumes ist ein Ventil, das geschlossen werden muß, sonst läßt sich der Raum nicht retten. Der Ingenieur-Applikant schwimmt nach der Stelle, taucht, dreht das Ventil, kommt hoch, holt Luft, taucht, dreht und kommt hoch, bis das Ventil geschlossen ist. — Das Ruder im Kommandoturm und in der Zentrale ist schon ausgefallen; jetzt wird mit dem Handruder im Ruderraum tief unten im Schiff am Heck unter dem Panzerdeck, durch wasserdichte Schotten von den anderen Räumen abgeschlossen, mit der Hand gesteuert. Ein Obermatrose und vier Mann bedienen das Ruder. Daß das Schiff schon schwer beschädigt ist und ganz auf der Nase im Wasser liegt, ist bekannt. Da wird plötzlich die Schotttür aufgerissen, zwei Heizer kommen hereingestürzt, hinter ihnen rauscht das Wasser. Sofort ist die Schotttür wieder geschlossen. Nun ist der Ruderraum ganz von Wasser umgeben, eine Hoffnung, aus diesem Raum jemals noch das Licht des Tages zu erblicken, besteht nicht mehr. Aufgeregt stellt ein jüngerer Mann fest, daß nun Schluß ist. «Halt's Maul, du Waschlappe», fliegt ihm an den Kopf. Und als wenn nichts passiert wäre, wie im Frieden, steuern die Matrosen stundenlang noch das Schiff weiter, so selbstverständlich ist ihnen die Pflichterfüllung bis zum Tode! Nie darf Deutschland das Heldentum all dieser Söhne seines Volkes vergessen! —

P. H. Kuntze

Und wo im Winde rauscht das Meer,  
da gaben sie freudig ihr Leben her — für uns!

H. Knobi

\*

Der einzelne diene dem Stamm, der Stamm dem Volke,  
das Volk der Welt und den Zielen der Welt. Aber der  
einzelne soll nicht losgelöst von seinem Stamm etwas leisten  
wollen. Er ist nur eine Sprosse und kann nur in der Leiter  
wirken.

Die tiefsten Wirkungen sind den Toten vorbehalten.

Das ist mir wie eine Offenbarung, daß ich die Gestorbenen,  
die im Leben mein gewesen sind, ersetzen, daß ich fortan für  
sie mitleben muß.

Wir müssen leben, damit unsere Toten leben.

Wer seine Ewigkeit verliert, verliert damit seine Toten!  
Und was ein Mensch ohne Ewigkeit ist, das habe ich hier  
im Felde jeden Tag spüren können. Das will ich kniend aus-  
sprechen: der Lebenden sind wir ungewiß, aber nicht der  
treuen Toten, die unwandelbar bei uns bleiben, und in diesem  
Heilsgedanken steckt etwas, das uns tiefste Freudigkeit gibt,  
das uns aller Tränen und aller Klage entrückt und uns unser  
Leben leben und lieben lehrt. Mir ist das ein Hauptstück meines  
Edda- und Bibelglaubens.

Gorch Fock

\*

## Letzter Wunsch

Sterb' ich auf der solten See,  
gönnt Gorch Fock ein Seemannsgrab!  
Bringt mich nicht zum Kirchhof hin,  
senkt mich tief ins Meer hinab!

Segelmacher, näh mich ein!  
Steuermann, ein Bibelwort!  
« Junge, nimm die Mütz' mal aff! »  
Und denn sinnig öwer Bord!

Gorch Fock,

gef. am 31. Mai 1916 in der Seeschlacht am Skaggerrak

# Kapitänleutnant von Stenger und die Mine

(1915)

« U 32 » hatte — nördlich Ostende — zwei große Minenfelder glücklich durchfahren und mit noch mehr Glück die schmale Fahrrinne zwischen den Sandbänken gewonnen. Ein feindlicher Zerstörer kam in Sicht. Ein Patrouillenboot! Himmelkreuzsakrament!

Die hohe Brandungssee kam quer und ließ das U-Boot fürchterlich schlingern. Den U-Boots-Leuten war es egal. Wenn sie nur Wasser unterm Kiel hatten und schnell aus der Nähe der Sände kamen.

Das Patrouillenfahrzeug war wieder im Zudrehen, als die Fahrwasserboje passiert wurde und « U 32 » in der rettenden Tiefe verschwinden konnte. Gerade wollte Kapitänleutnant v. Stenger Schnelltauchen befehlen, als der Steuermann, der durch das Guckfenster im Turm nach achtern geblickt hatte, aufschrie: « Im Tiefenruder hängt eine Mine! »

Der Kommandant stieß ihn beiseite. Wahrhaftig! Eine meterdicke schwarze Kugel dicht neben der glitzernden Fläche des steuerbordachteren Tiefenruders. Eine Gänsehaut überlief den Offizier.

« Beil herauf! » Er riß das Turmluk auf, ergriff ein Beil, das ihm aus der Zentrale zugereicht wurde und stürzte mit dem Steuermann an Deck und nach achtern. Die Mine schlug mit dumpfem Krach immerfort gegen die Bordwand. Eine ihrer gefährlichen Bleinasen, die bei der leisesten Berührung zerbrechen und die Detonationen hervorrufen, blieb bei jedem Bums nur wenige Zentimeter von der Bordwand entfernt. V. Stenger warf dem Steuermann das Beil zu: « Schlagen Sie das Ankertau durch, ich setze die Mine ab! » Blitzschnell war er auf das Ruderblatt gesprungen, ließ sich darauf niederfallen, stemmte beide Beine gegen die unheimliche Kugel und drückte sie mit aller Kraft ab. Über ihm ertönten Axthiebe, die Mine drehte sich, ein Ruck — und sie trieb ab.

Völlig durchnäßt kamen Kommandant und Steuermann in den Turm zurück. Es war die höchste Zeit. Der Zerstörer, der

das U-Boot, das groß und breit in der Fahrrinne lag, natürlich gesehen hatte, kam mit höchster Fahrt heran. Gleich würden seine Geschütze sprechen. Der Turm von « U 32 » war soeben im Unterschneiden, als die ersten Granaten angesaut kamen und rings um das Sehrohr herum kreperten. E. v. Spiegel

## Ich hätte das nicht getan!

**E**inen besonders bezeichnenden Vorfall erzählt ein britischer U-Boot-Kommandant<sup>1</sup>: Der deutsche U-Boot-Kommandant Steinbrinck sieht vier britische U-Boote auf sich zukommen, von denen der Erzähler selbst eins führt. Steinbrinck greift das eine der Boote an, aber dessen Führer entgeht dem Torpedo durch schnelles Beidrehen, und er versucht, Steinbrincks Boot zu rammen. Dieser taucht unter dem britischen Boot hindurch und torpediert das Boot von der andern Seite. Es sinkt, und nur zwei Überlebende schwimmen auf dem Wasser. Die andern drei Boote nahen in schnellster Fahrt.

Plötzlich aber taucht Steinbrinck trotz der ungeheuren Gefahr auf, der Lukendeckel öffnet sich, Leute steigen heraus und machen sich daran, die beiden Engländer zu retten. Erst nachdem dies gelungen ist, taucht das Boot in die Tiefe.

Der englische Erzähler fügt hinzu: « Ich riskiere sonst auch allerhand, aber das hätte ich nicht getan. Doch ich wünschte, ich könnte einem Mädcl erzählen, daß ich es getan hätte. »

W. Baumgart

## Freiwillige vor!

(21. Juni 1918)

**D**reihundert warten auf Achterdeck,  
dreihundert trotz'ge Gesellen  
schauen mit Ingrim über das Heck  
nach Südwest, wo aus sicherem Versteck  
britische Kläffer bellen.

---

<sup>1</sup> Thomas, Ritter der Tiefe.



Stillgestanden! Der Kapitän! —  
Schnurgerade die Reihen stehn,  
regungslos. Er sieht sie an:  
« Jungen, ich brauche einhundert Mann!  
Fahren bis unter das feindliche Fort!  
Befohlen wird niemand! — — Freiwill'ge vor! »

Wie ein Blitz durch die Wolken bricht,  
zuckt es in jedem jungen Gesicht —  
dröhnt ein Schritt, ein einziger nur:  
ausgerichtet wie eine Schnur  
dreihundert Mann auf Achterdeck stehn!

Leuchten die Augen dem Kapitän.  
« Jungen, bedenkt! » — ein verhaltenes Beben  
klingt durch die Stimme — « es gilt euer Leben;  
wer sich meldet, kehrt nicht zurück! »

Straffen im Ruck sich die jungen Glieder,  
stockt das Herz einen Augenblick:  
« 's geht in den Tod! — Ich frage wieder! »  
Keiner blickt den andern an,  
ein Schritt vorwärts — dreihundert Mann  
ausgerichtet wie eine Wand!

Dreht sich zur Seite der Kommandant;  
ist ihm ein Staubkorn ins Auge gedrungen  
mitten auf See? — « Ich danke euch, Jungen! »  
Auf dem Deck dreihundert Matrosen  
mit geballter, bebender Hand  
um das große Vorrecht lösen:  
Sterben für das Vaterland!

E. Edert

# C. In der Luft.

Ohne Flieger kein Tannenbergr.

Hindenburg

## Obermaschinist Luickhardt

(1914)

**L**uickhardt gehörte zu der Besatzung eines Zeppelin-Luftschiffes. Er war in einem unserer schreckenerregenden Luftkreuzer gleich zu Anfang des Krieges losgefahren und war mit dabei, als über Lüttich und Namur deutsche Kriegergrüße herabsanken. Er hat dann bei der Eroberung von Antwerpen seine Umsicht und Unerschrockenheit neu bewährt und sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse erworben.

Es war bei einer der letzten Fahrten über Antwerpen, als sein Luftschiff in eine üble Lage geriet. Die belgischen Scheinwerfer hatten es entdeckt, verfolgten es und gaben der Antwerpener Festungsartillerie einen deutlichen Zielpunkt an. Sogleich richtete sich das Feuer der belgischen Geschütze auf das Luftschiff; Granaten, Schrapnelle und Flintenkugeln zischten ringsherum. Da, ein Krachen. Ein Schrapnell hatte das Gerüst des Ballons an der Stelle des hinteren Propellers zertrümmert. Die schwere Luftschraube neigte sich nach innen und drohte in die Gondel zu stürzen. Die Lage war sehr kritisch, denn Besatzung und Motoren wären unter dem Propeller begraben gewesen; der Ballon hätte niedergehen müssen.

Es galt nun, während der Fahrt das beschädigte Gestänge abzusägen, damit der Propeller, ehe er sich zu weit der Gondel zu gesenkt hätte, herunter zur Erde fiel. Luickhardt meldete sich freiwillig zu der verantwortungsvollen und gefährlichen Aufgabe. Mit Metallsäge und Feilen ausgerüstet, kletterte er außen an dem Luftschiff entlang und entfernte inmitten des feindlichen Feuers und bei rasender Fahrt den drohenden Propeller. Die

Arbeit hatte mit den unzureichenden Werkzeugen und bei der hängenden Stellung im Netz des Luftschiffes fast eine halbe Stunde gedauert. Aber der Zeppelin war wieder vollständig flott geworden und konnte sich für den empfangenen belgischen Schrapnellschuß seinerseits erkenntlich zeigen.

Bei seinem Sägewerk zwischen Himmel und Erde hatte Luickhardt bemerkt, daß die Hülle des Ballons an einer Stelle weit aufgerissen war und dadurch starken Luftwiderstand bot. Er ging zum zweiten Male an die Arbeit und besserte die Hülle aus, was bei dem scharfen Luftdruck durch die schnelle Fahrt ein sehr schwieriges Unternehmen war.

Doch dem Mutigen winkt das Glück. Es gelang; die Leistungsfähigkeit des Zeppelins war wieder ungemindert und trug viel zu dem Erfolge von Antwerpen bei.

Der tapfere Obermaschinist Luickhardt erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

E. Boerschel

## Der olle Krischan

**O**bermatrose Friedrich Christiansen aus Wyk auf Föhr, wetterharter Friese, mit fünfzehn Jahren Schiffsjunge, mit zweiundzwanzig Zweiter Offizier auf dem stolzen Fünfmaster-Segelschiff «Preußen», dem größten der Welt. Im Jahre 1911 Kieler Torpedobootmatrose, später auf Dampfschiffen Steuermann und Kapitän für große Fahrt, befahren auf allen Weltmeeren, versucht es Anfang 1914 mit der Fliegerei, bleibt zehneinhalb Stunden in der Luft, wird Fluglehrer in Holtenau. Ganze sieben Flugzeuge besitzt die große deutsche Kriegsmarine bei Kriegsausbruch; man muß sich also 'ranhalten!

Frühjahr 1916 geht Staffelführer Leutnant Christiansen, mit Bomben an Bord, gegen die flinken kleinen englischen Luftschiffe los. Eins davon holt er sich aus dem Verbande heraus und herunter: C 27. Der Kaiser gibt dem «ollen Krischan» dafür den Pour le mérite. Er läßt sich den forschenden Seemann ins Große Hauptquartier kommen.

«Nun sagen Sie bloß, wie Sie das gemacht haben!»

Der Friese sieht seinem obersten Kriegsherrn grad in die Augen und berichtet, die Engländer seien ihm, dem Stationsleiter der Seeflugstation Flandern I, geradezu eine Landplage

geworden. Seit Februar 1915 habe er vierhundertvierzig Flüge mit eintausendeinhundertvierundsechzig Flugstunden machen müssen — da könne er schon mal die Geduld verlieren.

« Sie waren auch über Dover? »

« Jawoll, Majestät! »

« Und dann haben Sie siebenundzwanzig Schiffbrüchige mit ihrem gewässerten Geschwader so lange an der Unfallstelle über Wasser gehalten, bis Rettung kam, haben noch sieben Treibende aufgefischt und drei davon selber in Ihrem Flugzeug nach Hause gebracht? »

« Jawoll, Majestät ... das wird dann woll so sein. »

« Das ist famos, Christiansen! Und nun sagen Sie mal, wie das Zusammenarbeiten mit den U-Booten war! »

« Großartig war das! Wir haben zusammen fünf Prisen-dampfer und einen Segler eingebracht, haben fünf beschädigte Flugzeuge mit Besatzungen gerettet. »

Aber daß er eben erst wieder an der englischen Küste ein englisches Luftschiff angegriffen und vernichtet hatte, verschwieg der bescheidene Friese.

Im nächsten Sommer flog er mit seiner Staffel über England. Der Tag war hell, und die Themse lag selten deutlich sichtbar unter ihnen. Auf ihr scharf erkennbar das englische Unterseeboot C 25.

Wie ein Habicht stößt Christiansen aus der Staffel hinab darauf zu und schießt die auf Deck sich sonnende Besatzung zusammen. Der Kommandant antwortet aus dem Turm mit dem Karabiner, aber die ganze Staffel Christiansen stößt wie ein Mückenschwarm nach ihm und seinem Schiffe, das nicht mehr tauchen kann, weil alle Besatzung an den Maschinen ausfiel. Das Boot ist ein Wrack — man läßt es liegen und fliegt heim.

Unterwegs denkt Christiansen: Wozu das schöne Boot liegen lassen? Er kehrt also um und findet ein neues U-Boot vor, das eben den wundgeschossenen Kameraden abschleppen will. Bomben drauf! Sie schießen auch das zweite Boot zusammen, bis ein englischer Zerstörer auftaucht, beide Wracks abzuschleppen.

Der « olle Krischan » ward inzwischen Kapitänleutnant. Als solcher hat er nach dem Kriege gegen die Bolschewisten

gekämpft, ist wieder Schiffskapitän geworden und hat schließlich das Riesenflugzeug Do X im Herbst 1929 mit einhundert-siebzig Personen an Bord über den Ozean geführt. Er ist im Dritten Reich als Fliegergeneral eine der besten Stützen Hermann Görings geworden, der einstige Obermatrose Friedrich Christiansen aus Wyk auf Föhr. B. P. Schaumburg (gek.)

## Hauptmann von Cossel im Rücken der Russen

(2./3. Oktober 1916)

**M**einem Flugzeugführer Rudolf Windisch kam, ebenso wie mir, der Gedanke: « Wie wär's, wenn wir einmal hinter der Russenfront eine Landung riskierten? »

Bei den täglichen Aufklärungsflügen erkundeten wir drüben als Landeplatz ein Stoppfeld etwa 100 Kilometer hinter der russischen Linie, derart in einen Wald eingeschnitten, daß das Flugzeug bei der Landung wenigstens von drei Seiten der Fernsicht entzogen war. Das Feld lag zehn Kilometer abseits der Bahn, so daß der russische Bahnschutz auf die Landung des bekreuzten Flugzeuges kaum aufmerksam werden würde. Das Gelände zwischen Landeplatz und Bahn hatte ich fotografiert. Zu Hause fertigten unsere trefflichen Lichtbildner danach eine Bildkarte 1:5000 an, die mir vorzügliche Dienste leisten sollte. Selbst jeder größere Wildwechsel im Walde war zu erkennen. Beim Kommandeur der Pioniere der Armee besorgten wir uns Sprengmunition und Zündkabel. Im nahen Walde machten wir uns durch Probesprengungen mit dem Gerät vertraut; den hilfsbereiten Monteuren sagten wir, um die Sache geheim zu halten, wir wollten — Fuchsbauten sprengen.

Unser Flugzeug war ein Roland-Walfisch, wegen seiner Kopplastigkeit nicht bei allen Fliegern beliebt. Wir bauten alle entbehrlichen Schwerteile, Bombenabwurfvorrichtung usw. aus und fertigten ein Laufgewicht an, um die nach Entlastung des Flugzeuges von der Sprengmunition entstehende Kopplastigkeit

aufheben zu können. — So waren alle Vorbereitungen getroffen, das Armee-Oberkommando unter der Hand von unserer Bereitschaft unterrichtet, und lange brauchten wir nun auch nicht mehr zu warten. Die Russen wurden wieder lebhafter: wahrscheinlich hatten die Franzosen ihren Alliierten einen Wink gegeben, die an der Somme steckenbleibende Schlacht durch erneuten Angriff im Osten wieder in Gang bringen zu helfen. Bei Brody griffen die Russen an, um auf Lemberg durchzubrechen. Da kam vom Armee-Oberkommando Litzmann auch schon der Befehl:

« Die Flieger haben mit allen Mitteln die Bahn Kowno-Brody zu unterbrechen. »

Windisch und ich trafen unsere letzten Anordnungen. Sprenggerät, Lebensmittel und Landezeichen wurden im Rucksack verstaut, unserem Abteilungsführer gab ich zwei Bildkarten, auf denen ein roter Kreis die Stelle bezeichnete, wo wir uns im Falle einer Bruchlandung aufhalten würden und wo uns dann zwei je nur mit dem Führer bemannte Flugzeuge abholen sollten. Zeitig krochen wir in die Federn, um Vorrat zu schlafen.

In stockfinsterer Nacht weckt mich mein Bursche. Schnell in die Sachen. Am Frühstückstisch sitzt schon Windisch. Unser Koch, dem « was ahnt » — er ist ein fixer köll'scher Jung' —, hat für einen vorhaltenden Imbiß gesorgt. Dann geht's mit Wasserstiefeln durch den Dreck der dunkeln Dorfstraße zum Flugplatz. Werkmeister und Monteure haben unseren « Wal-fisch » bereits aus seinem Zelt in die feuchte Nacht hinausgezogen. Windisch und ich verstauen alles, der Rucksack allein wiegt einen Zentner. Der Motor läuft noch einmal Probe. — « Klötze weg! » und « frei! » —

Kurz vor der Platzgrenze erst hebt der schwere Kahn sich ab; träge schwimmt er durch die Nacht. Wir steigen fast gar nicht. Über der 40 Kilometer entfernten Front sind wir noch keine 1000 Meter hoch. Doch die Nacht deckt uns. Vorsichtshalber überfliegen wir aber die Front da, wo sie durch einen großen Wald verläuft. Im Osten erscheint langsam über dem Horizont der rosenfingrige Tag. Als wir uns dem erwählten Landeplatz nähern, steigt aus den Morgennebeln der wolhynischen Sümpfe der feuerrote Sonnenball. Vor uns erspähen

wir die vom Reif des zweiten Oktobertages bedeckte Waldblöße.

Gashebel zurück! Leise surrend gleiten wir; Windisch vollführt eine Musterlandung. Federnd setzt der « Walfisch » auf und rollt über die Hirsestoppeln zum Waldrand. 'raus aus dem Kahn! Die Sachen in den Wald geschleppt! Das Laufgewicht hinten festgeschnallt, jede verlorene Minute kann uns die Kosaken auf den Hals hetzen. Jetzt noch durch Festhalten einer Tragfläche das Flugzeug mit Vollgas gewendet. Ein Händedruck. Weidmannsheil! Und ab! Windisch fliegt nach Hause —. Beim Start sehe ich noch, wie er auf einen des Weges fahrenden Muschik lossteuert, ihn durch kurzen Steueranzug überspringt. Das Pferd geht durch, der Bauer fällt rücklings in sein Gefährt. Er hat vor Schreck sicher die schwarzen Kreuze unter den Tragflächen nicht gesehen und wird uns nicht verraten.

Nun ziehe ich meine Wollsachen aus, verstecke sie mit einem Teil des Mundvorrats im Walde und maskiere mich; d. h. ich bin in voller Uniform. Schlappe Wasserstiefel und ein halblanger Pelz sind auch die Kleidung der wolhynischen Bauern. Die Achselstücke werden mit Erde blind gemacht, die Mütze vorn heruntergedrückt, damit die kleinen Kokarden nicht zum Verräter werden. Auf dem Rücken den Rucksack, vor der Brust den elektrischen Zündapparat, Messer und Pistole in den Mufftaschen, einen frischgeschnittenen Knotenstock in der Hand, wandere ich los. An Hand der Bildkarte durchquere ich glücklich den großen Wald, ohne mich zu « verfranzeln ».

Etwa vier Kilometer von der Bahn entfernt hört der Wald auf. Ich beschließe, am Rande zu frühstücken und, bis die Dämmerung kommt, von dort aus den lebhaften Zugverkehr und die Tätigkeit des Landvolks zu beobachten. Während ich so friedlich bei meinem Picknick im Walde sitze, höre ich Flugzeuge brummen, und richtig ziehen zwei Flieger, an Kreuzen und Wimpeln als Bundesbrüder erkennbar, über mich weg. Bald höre ich ihre Bomben platzen, die sie nicht weit von mir auf den Eisenbahnknotenpunkt Zdobunowo werfen. Die Russen schießen recht gut nach ihnen, und ich bin froh, einmal ohne Einwirkung feindlichen Artilleriefeuers mich betätigen zu können.

Gegen 4 Uhr läßt mir's keine Ruhe und, da bisher alles programmäßig verlief, breche ich auf, ohne die Dämmerung abzuwarten, und steuere querbeet auf die Bahn zu. Kinder, die Vieh hüten, nicht weit davon Bauern, die ihre Bohnen ernten, lassen mich ruhig ziehen; sie mögen mich mit meiner schweren Last für einen Handelsjuden halten. An einem kleinen Gehölz an der Bahn angelangt, stelle ich fest, daß an der in Aussicht genommenen Sprengstelle (Kurve in einem Einschnitt) nichts zu machen ist, da sich dort eine Blockstation befindet. Vor ihrer Tür lassen Beamte und Soldaten die Wutkiflasche kreisen. — Also ein paar hundert Meter rechts heraus auf freies Feld. Hier muß ich die Dunkelheit abwarten. An einem Heuhaufen mache ich mir's bequem, tue es den Russen gleich und greife zur Flasche.

Sobald es dunkel ist, schleiche ich nach Art der Siouxindianer an die Bahn und benutze die Pausen in der Zugfolge, um fachgemäß die Sprengpatronen unter den Schienenstößen zu verkeilen und die Zündkörper anzubringen. Immer wenn ein Zug kommt, muß ich meine Arbeit unterbrechen und mich in dem dünnen Gras verbergen. Zum Schluß befestige ich die beiden Kabel und rolle sie auf 150 Meter ab. Hier grabe ich mit meinem Handspaten ein Loch zum Sitzen und schalte den Zündapparat an. — Noch ist es zur Sprengung zu früh: die Russen sollen bis zum nächsten Morgen nicht allzuviel Zeit haben, mich aufzustöbern. — Ich verzehre mein Abendbrot und wärme mich an der Rumflasche. Leider muß ich so noch manchen Zug mit wertvoller Last passieren lassen.

Um Mitternacht wird es Zeit. Der nächste Zug muß dran glauben! Aus dem Dunkel der Nacht — der Mond ist noch nicht aufgegangen — leuchten die Augen einer Lokomotive auf. Ein langer Zug naht, mit Autos, Feldbahnmaterial und anderen schönen Dingen beladen. — Die Telegraphenstange ist mein Richtpunkt. Die Hand habe ich am Schalter, der Zug kommt heran. Als die Lokomotive die Telegraphenstange erreicht, schalte ich den elektrischen Strom ein — —. Eine gewaltige Feuergarbe erhellt wie ein Blitz die Nacht — — krachend donnert die Detonation durch das Land! Im Feuerstrahl sehe ich, wie die Maschine über den berstenden Schienen hochspringt und entgleist. Zehn Wagen etwa reißt sie mit sich, dann



liegt der Zug still — —. Die Bahn ist auf mindestens 24 Stunden gesperrt. Solange brauchten die Russen wenigstens, um die Trümmer zu beseitigen und den Bahnkörper wiederherzustellen.

Jetzt muß ich mich aber schnell « dünne » machen. Denn schon hört man von der Blockstation Rufe. Die Wache dort ist alarmiert und kommt eiligst heran. Schnell die abgesprengten Kabel eingezogen, damit die Rußkis an ihrer Lage nicht die Richtung feststellen können, aus der das Attentat geschah. Dafür hinterlasse ich eine « Times » neuesten Datums. Die Russen sollen sich den Kopf zerbrechen! Ich aber nehme den Wanderstab und strebe dem Landeplatz zu.

Unterdessen haben die Sterne sich hinter Wolken versteckt, es fängt an zu regnen. Mir wird ungemütlich bei dem Gedanken, daß der Regen die verabredete Wiederkehr meines Flugzeuges vielleicht in Frage stellen könne. Für den Rückmarsch wähle ich den kürzeren Weg, gehe auf der Landstraße durch das Dorf Spasow, wo ich — die Hand fest am Pistolengriff — wortlos an dem erstaunten Nachtwächter vorübergehe. Man läßt mich in Ruhe.

Vorsichtig pirsche ich durch den Wald an den Landeplatz. Die Luft ist rein! Die Landung gestern hat sich also nicht herumgesprochen, der Bauer nichts verraten. Ich lege das Landezeichen aus in der Hoffnung, daß jenseits unserer Front eine bessere Wetterlage Windisch den Start ermöglicht haben wird. — — Und wirklich! Kaum vernehmbar noch, aus weiter Ferne, bald verstummend, bald deutlicher ein fernes leises Summen. Es wird stärker. Mit dem scharfen Zeißglas sehe ich unter den Wolken, von schweren Böen geschüttelt, den « Walfisch » nahen. Windisch hat mich nicht im Stich gelassen. Er sieht mein Zeichen, drosselt, und gleich darauf schütteln wir uns die Hand. — « Drei Züge liegen an der Stelle fest! » Windisch hat sich die Sache also trotz des Regens schon angesehen. Gemütlich brennen wir uns eine Zigarre an. Windisch gibt mir Briefe und Zeitungen, damit ich auf dem Heimflug lesen kann. Wir packen ein und geben Vollgas — — — heimwärts.

M. v. Cossel (gek.)

# Einer, der den letzten Flug wagte

(Champagne-Herbstschlacht)

**I**n den ersten Kriegsjahren waren die feindlichen Flieger den unsern gewaltig überlegen. Nicht nur an Zahl. Auch die Bauart unserer Flugzeuge gestattete nicht, so sicher den Feind aufs Korn zu nehmen wie dieser die Deutschen.

In der Champagne-Herbstschlacht kam täglich auf die Minute ein wirklich tollkühner französischer Flieger über unsere Linien geflogen und lud, in aller Ruhe seine Ziele suchend und — treffend, dicke Bomben ab.

Keiner der deutschen Flieger, die ihm nachjagten, konnte ihm etwas anhaben; wohl aber hatte er schon diesen und jenen mit dem erlahmten Propeller hinab zur Erde geschickt.

Da flog ein junger preußischer Leutnant bewußt seinen letzten Flug, auf daß auch der Feind mit ihm das letztmal durch die Lüfte kreiste.

Sein Flugzeug trug schon viele ehrenvolle Daten auf den Kautschukpflastern, mit denen er die Schußlöcher in den Tragflächen verklebt hatte.

Jetzt kam endlich der Pionier mit der Dynamitladung.

Vorsichtig wurde der Explosionsstoff unter dem Flugzeug festgeknotet. Die Zündschnur zum Steuer geleitet — —

«Damit können Sie eine ganze Kirche sprengen, Herr Leutnant!» sagte der Pionier.

Die Kameraden des Fliegerleutnants eilten herzu: «Was hast du vor? Befehl? Sprengung? Wo?»

«Lebt wohl!» Fort flog er schon. Dem Feind entgegen, denn es war dessen gewohnte Bombenstunde.

Der Deutsche kletterte.

Überrundete den Franzosen.

Umkreiste ihn geiergleich.

Schoß nieder.

Stieß mit dem Feind zusammen!

Zog die Zündschnur!

Und beide Flugzeuge zerbarsten in dem wilden Gewitter einer gewaltigen Explosion, die nichts übrigließ als einen sanften Aschenregen, der alle das Haupt beugen ließ drunten in den Linien, für die jener sich geopfert hatte...

Der Saat und Segen ward für neue namenlose Heldentat.

Alfr. Hein

## Leutnant Voß

(Ende März 1917)

**I**n den Tagen, in denen wir uns gegen die Siegfriedstellung zurückzogen, gab es natürlich in der Luft auch eine rege Tätigkeit. Der Gegner hatte zwar unser verlassenes Gebiet auf der Erde bereits besetzt, die Luft dagegen überließen wir den Engländern nicht so bald; dafür sorgte Jagdstaffel Boelcke. Nur ganz vorsichtig wagten sich die Engländer aus ihrem bisherigen Stellungskrieg in der Luft hervor.

Bei einem Landflug der Jagdstaffel Boelcke hatte Leutnant Voß einen Engländer im Luftkampf besiegt. Er wurde von seinem Bezwinger auf die Erde gedrückt und landete in dem Gebiet, das man wohl als neutrales Gebiet bezeichnen kann. Wir hatten es zwar schon verlassen, die Gegner aber noch nicht besetzt. Nur Patrouillen, sowohl englische wie deutsche, hielten sich in dieser unbesetzten Zone auf. Das englische Flugzeug stand zwischen den Linien. Der brave Englishman hatte wohl geglaubt, daß dieses Gebiet bereits von den Seinen besetzt wäre.

Voß war aber anderer Meinung. Kurz entschlossen landete er neben seinem Opfer. Mit großer Geschwindigkeit montierte er die feindlichen Maschinengewehre und sonst noch brauchbare Teile aus der Maschine ab und verfrachtete sie in der seinen, griff zum Streichholz, und in wenigen Augenblicken stand die Maschine in hellen Flammen.

Eine Minute später winkte er den von allen Seiten herbeiströmenden Engländern aus seinem sieggewohnten Luftroß freundlich zu.

M. Frhr. v. Richthofen (gek.)

# Immelmanns Erster

(Aus einem Bericht an seine Mutter  
vom 3. August 1915)

**F**ür den 1. August hatte ich mit meinem Beobachter einen Fernauftrag. Wir sollten um 4 Uhr mit dem Auto abgeholt werden. Das Auto wurde aber abgesagt, weil kein Flugwetter sei. Also konnte man weiterschlafen.

« Um  $\frac{3}{4}$  5 Uhr französischer Zeit ( $\frac{3}{4}$  6 Uhr deutscher Zeit) erwache ich von einem wüsten Geknalle. Ich eile ans Fenster, und da sehe ich den Scherz: etwa zehn feindliche Flugzeuge schwirren in etwa 2500 bis 3200 Meter Höhe über unserem Platz herum und lassen fortwährend Bomben fallen. Dazu das Schießen der Fliegerabwehrkanonen. Es war ein Lärm und ein Krachen wie seit länger Zeit nicht mehr. Also muß doch wohl Flugwetter sein. Ich lasse sofort nach einem Auto telefonieren, ziehe mich an und fahre ins Kasino, um zu frühstücken. Unterwegs treffe ich Boelcke, der auf dem Motorrad 'rausfährt, um die Feinde mit seinem Kampfeindecker zu vertreiben. Nach etwa zehn Minuten fahre ich auch 'raus. Mein Beobachter sagt mir, er hielte es für aussichtslos, aufzusteigen, die Fernsicht sei zu schlecht. Das ärgerte mich, denn nun war ich einmal draußen, nun wollte ich auch fliegen.

Es waren noch mindestens zehn Feinde in der Luft. Boelcke sah man in der Ferne einen anderen Eindecker verfolgen. Ich, nicht faul, ziehe den andern Fokker aus dem Stall und brumme ab. Als ich 2000 Meter hoch bin, ziehen über mir zwei Feinde dahin, etwa 2600 Meter hoch. Sie fliegen in Richtung Arras, ich komme von da. Ich war froh, daß sie mich nicht angriffen, denn 600 Meter tiefer wäre ich wehrlos gewesen. Als ich fast in Douai war, war ich 2400 Meter hoch, als ich abermals zwei Feinde und außerdem Boelcke traf. Sie waren 3200 Meter hoch. Alle drei flogen in Richtung Arras. Ich flog nun auch nach Arras, in der Hoffnung, bis dahin ebenso hoch zu sein, um Boelcke zu helfen, denn ich hörte das Knattern der Maschinengewehre.

Plötzlich sah ich Boelcke steil 'runtergehen. Wie ich später erfuhr, hatte er eine schwere Ladehemmung, so daß er nicht

mehr schießen konnte. Ich war gerade halbwegs zwischen Douai und Arras, als ich weit vor mir einen dritten Flieger sah. Wir waren etwa in gleicher Höhe. Ich konnte nicht sehen, ob es ein feindlicher oder ein eigener war. Ich flog auf ihn zu. Da sah ich, daß er über Vitry Bomben abwarf. Nun war es klar: Ein Feind. Ich stieg noch etwas und flog auf ihn zu. Etwa 80 bis 100 Meter war ich höher, in der Geraden etwa 50 Meter entfernt. Groß und deutlich sah ich die französischen Abzeichen: blau-weiß-rote Ringe. Nun war kein Zweifel mehr. Die beiden anderen kamen jetzt auch auf mich zu, wiewohl sie auch noch viel höher waren. Ich mußte also schnell handeln. Wie ein Habicht stürzte ich mich auf ihn und schoß mit meinem Maschinengewehr. Für einen Augenblick glaubte ich, in ihn hineinzufiegen. Ich hatte etwa 60 Schuß verfeuert, als ich eine Ladehemmung hatte. Das war recht unangenehm, denn zum Beseitigen brauchte ich beide Hände, ich mußte also völlig freihändig fliegen, ohne die Steuerhebel bedienen zu können. Dies war mir noch neu und fremd, aber es gelang. Das ist mir im Laufe des Kampfes dann noch zweimal passiert.

Inzwischen hatte der Feind Richtung Arras genommen. Schnell setzte ich mich neben ihn und schnitt ihm den Rückweg ab, indem ich ihn zwang, eine Linkskurve zu machen, d. h. Richtung Douai zu nehmen. Dabei waren wir über 400 Meter tiefer gekommen. In meinen Feuerpausen hörte ich nur noch leise das Maschinengewehrknattern der über mir befindlichen Feinde. Ich hielt mich beständig möglichst senkrecht über meinem Opfer, weil kein Doppeldecker senkrecht nach oben schießen kann. Nach 450 bis 500 Schuß, der Kampf hatte etwa 8 bis 10 Minuten gedauert, ging der Feind in steilem Gleitflug 'runter. Ich ihm nach. Schießen konnte ich nicht mehr, das Maschinengewehr versagte. Als ich sah, daß er gelandet war, landete ich sofort neben ihm, stieg aus und ging auf ihn zu. Kein Mensch war in der Nähe, ich ohne jede Waffe. Werden die Insassen Widerstand leisten? Es war ein unangenehmer Augenblick. Schon von weitem rief ich: ‚Prisonniers (Gefangene)!‘ — Erst jetzt sah ich, daß nur einer drin saß. Er hatte die rechte Hand erhoben, zum Zeichen, daß er keinen Widerstand leisten wolle. Ich ging zu ihm hin. Ich gab ihm die Hand

und sagte: ‚Bon jour, monsieur!‘ (Guten Tag, mein Herr!) — Er antwortete englisch.

Ich: ‚Ah, you are Englishman?‘ (Sie sind Engländer?) — ‚Yes.‘ — (Ja.) — ‚You are my prisoner.‘ (Sie sind mein Gefangener.) —

‚My arm is broken, you shot very well.‘ (Mein Arm ist gebrochen, Sie schossen sehr gut.)

Jetzt sah ich erst, daß er am linken Arm schwer verwundet war. Ich half ihm beim Aussteigen und legte ihn ins Gras, zog ihm die Handschuhe aus und schnitt ihm die Ärmel von Lederrock, Uniform und Hemd auf. Der Unterarm war durchschossen.

Schon kamen von allen Seiten Autos an, denn man hatte den Kampf von Douai aus beobachtet, Deutsche und Franzosen. Ich schickte sofort nach einem Arzt. Allerseits wurde mir herzlichst Glück gewünscht. Nun hatte ich endlich Zeit, die Maschine anzusehen. Ich hatte gut geschossen. Im Propeller zwei Schuß, im Motor keiner. Im Benzinbehälter drei Schuß, im Rumpf vier bis fünf, in den Tragflächen sechs, die ganzen Meßapparate, wie Höhenmesser, Windmesser, Tourenzähler, alles war zerschossen. Mehrere Drahtseile, die die Maschine versteifen, einige Seile, die die Steuerorgane betätigen, die Bombenabwurfvorrichtung, das linke Laufrad — fast alles war kurz und klein geschossen. Es waren etwa vierzig Treffer im Apparat.

Als ich den erbeuteten Apparat unter militärische Bewachung gestellt hatte und den Verwundeten in ärztlicher Behandlung und Obhut wußte, flog ich wieder ab, um meine Maschine nach Hause zu bringen. Ich fuhr dann nochmals mit dem Auto zu meinem erbeuteten Flugzeug, weil der Hauptmann inzwischen dorthin gefahren war. Er freute sich riesig und war sehr stolz, daß nun schon drei Maschinen von seiner Abteilung heruntergeholt waren.

Der verletzte Führer des erbeuteten Flugzeuges, ein junger englischer Leutnant, William Reid mit Namen, war ins Lazarett gebracht worden.

Auf dem Platz wieder angekommen, stieg ich gleich noch einmal auf, diesmal mit einem 150-PS-Doppeldecker, und warf

über St. Pol eine Mitteilung ab, daß wir einen heruntergeholt haben.

Im Kasino war ich nun der Held des Tages. Die Glückwünsche der Kameraden waren neidlos. Boelcke, der den Kampf von unten beobachtet hat, ist auf dem Platz herumgelaufen und hat gerufen: ‚Die schießen uns den Immelmann kaputt.‘ Sie haben ihn aber nicht kaputtgeschossen. Meine Kurven und Gleitflüge, überhaupt mein ganzes Fliegen soll ausgesehen haben, als flöge ich schon wochenlang auf Fokker, nicht erst drei Tage.

Als Auszeichnung habe ich gestern das EK. I. erhalten. Nun habe ich den schönsten Orden, den überhaupt ein junger Offizier bekommen kann.»

F. Immelmann (gek.)

## Boelcke erzählt

**S**ivry, 9. Mai 1916. Von meinem « Fünfzehnten » habe ich euch ja noch gar nicht erzählt. Am 1. Mai gegen Abend sah ich vom Platz aus einen feindlichen Doppeldecker über dem Pfefferrücken. Ich startete gleich und fand den Burschen noch in etwa 1500 Meter Höhe 'rumkreisen. Anscheinend hatte er mich nicht gesehen, sonst wäre er beizeiten ausgerissen. Ich nahm ihn von hinten oben an und begrüßte ihn in der üblichen Weise. Da machte er schnell eine Kurve und — denkt euch die Frechheit! — schießt wieder. Lange hat er das aber nicht getan. Ich hatte ihn gleich ordentlich beim Wickel — das Geschäft war kurz und bündig. Er drehte und wand sich noch ein paarmal, dann kippte er um und fiel südlich des Pfefferrückens hinter die französischen Linien, worauf ich befriedigt nach Hause flog. Die ganze Sache war in höchstens zwei Minuten erledigt.

\*

Mittags (21. Mai 1916) flog ich auf beiden Seiten der Maas Sperre. Jenseits der Linie flogen in großer Höhe zwei Nieuports, doch kam ich nicht 'ran. Ich wollte schon nach Hause

fliegen und ging über dem « Toten Mann » im Gleitflug 'runter, da sehe ich unten zwei Caudrons 'rumkutschen, die mir bis dahin entgangen waren. Als ich an dem einen 'ran bin und gerade zu schießen beginne, da sehe ich einen von den Nieuports auf mich stoßen. Dem wollte ich gern einen Denkkzettel geben. Ich lasse von den Caudrons ab und fliege nach Norden weg, der Nieuport im Glauben, ich hätte ihn nicht gesehen, hinter mir her. Ich behielt ihn immer im Auge, bis er sich auf etwa 200 Meter genähert hatte — dann warf ich plötzlich meine Maschine 'rum und flog auf ihn los. Da hättet ihr aber mal sehen sollen, was der für einen Schreck bekam! Er riß seine Maschine 'rum und kniff nach Süden aus. Durch meinen Angriff hatte ich etwa 100 Meter gewonnen, so daß ich ihm nun auf '100 Meter den Laden vollschießen konnte; er machte mir die Arbeit auch nicht schwer, sondern flog stur geradeaus. Er fing dann auch bald an zu torkeln, doch habe ich ihn nicht so lange verfolgen können, bis er unten aufschlug. Erst am Abend hörte ich vom Stabsoffizier der Flieger, daß schon mittags die Infanterie vom « Toten Mann » das Flugzeug als abgestürzt gemeldet hatte.

Am Abend ging ich nochmals ohne bestimmtes Ziel auf Jagd und hatte nach mehreren vergeblichen Versuchen nach etwa zwei Stunden Flugzeit Erfolg. Ich flog nördlich Hessenwald — da sehe ich über diesem einen Franzmann 'rumkutschen. Ich tat so, als ob ich fortfliege, und siehe da, der Franzmann fällt darauf 'rein und kommt mir nach bis über unsere Front. Jetzt stürze ich mit kolossaler Schnelligkeit — ich war viel höher — auf ihn. Er macht sofort kehrt, doch er entkommt mir nicht. Dicht hinter seinen Linien fasse ich ihn und fange an zu hämmern — immer gut gezieltes Dauerfeuer. Er ist auch so dumm, immer geradeaus zu fliegen. Den Burschen wollte ich durchaus haben. Ich hämmerte so lange, bis auch dieser Apparat wieder Feuer fing. Mitten im Schießen sehe ich ihn explodieren, in sich zusammenbrechen und hinunterstürzen. Unterwegs montierte er gleich noch den einen Flügel ab, der hinterherflatterte und in den Hessenwald fiel. So hatte ich an dem einen Tage Nummer 17 und 18.

J. Werner (gek.)



# Bœlckes Bursche erzählt vom letzten Kampftag seines Hauptmanns

(28. Oktober 1916)

**E**s war noch nicht 7 Uhr, als schon Meldung vom Platz kam: «Flieger über uns.» — «Was die können, können wir auch!» — In zehn Minuten war er schon hoch. Nach einer Stunde kam er zurück mit ganz schwarzem Kinn vom Niederschlag der Pulvergase: «So, denen habe ich's gezeigt, daß ich noch da bin.» Ich hatte ihm kaum das Frühstück gebracht, da ging's schon wieder hoch. So ging es den ganzen Morgen; viermal ist er am Vormittag gestartet. Nach Tisch wollten wir eigentlich mit dem Auto nach Douai — da kamen schon wieder sechs von diesen Kerls, und der Hauptmann stieg wieder auf. Die Herren waren noch nicht lange zurück, und ich wollte meinem Hauptmann gerade die Schokolade bringen, da kam nach  $\frac{1}{2}$ 5 Uhr ein Anruf von der Front, sie möchten zu Hilfe kommen. Wir wollten den Hauptmann, weil alle so erschöpft waren, zurückhalten, aber er, 'rein in die Maschine: «Alles fertig? — Los!» Trotz dem schlechten Wetter ging er hoch — die Staffel hinter ihm her, als wenn sie sagen wollten: «Wo du hingehst, da sind wir auch.»

Nach einer Viertelstunde sahen wir unseren Hauptmann im Gefecht. Das ging so zehn Minuten, dann sah man den Feind kollern. Da auf einmal: ein Deutscher und noch einer — was ist das, daß sie trudeln? Immer tiefer! O weh! Es verging eine Viertelstunde, da kam der Leutnant Höhne zu mir und sagte: «Wo ist dein Hauptmann?» Ich schaute ihn groß an. «Komm», sprach er, «er ist abgestürzt — tot!» — «Das ist nicht wahr, das glaube ich nicht», sagte ich, «denn das hat er selbst nicht geglaubt.» Es war aber doch wahr. Als ich den Leutnant Böhme sah und sein Gesicht und seine Maschine, wie die war — da mußte ich es wohl glauben. J. Werner

\*

Was das gesamte deutsche Heer verlor, das sprach auch der Tagesbefehl an die I. Armee aus:

« Es fiel ein großer Held, ein edler Kämpfer,  
Ein reiner Mensch, unser Boelcke.  
Seine Taten sind unsterblich! Sein Name unvergänglich!  
Sein Geist sei unser Geist!  
Unbesiegt ist Oswald Boelcke gefallen! »

## Der Gegner erzählt

**D**er englische Fliegerhauptmann Robert Wilson, den Boelcke besiegt und zur Landung hinter unserer Front gezwungen hat, schreibt in einem Briefe aus dem Kriegsgefangenenlager Osnabrück nach England:

« Ich tröste mich damit, daß ich von dem größten aller deutschen Flieger, dem Hauptmann Boelcke, heruntergeholt worden bin, und daß mein Leben auf eine fast wunderbare Weise erhalten geblieben ist.

Wie Du weißt, fliege ich eine schnelle einsitzige Vickers-fighting-Maschine. Auf einem Erkundungsflug sah ich, wie ein deutscher Jagdflieger eben eine unserer alten langsamen B.E.-Maschinen erledigen wollte, und kam gerade zurecht, um diese zu retten. Nachdem ich ein paar Schüsse auf den Deutschen gelöst hatte, machte er kehrt und wandte sich scheinbar heimwärts. Ich Tor verfolgte ihn und merkte nicht, daß er mich nur weiter auf sein Gebiet locken wollte. Als ich ihm bis etwa 15 (englische) Meilen hinter die deutschen Linien gefolgt war, machte er kehrt und griff mich an, indem er dabei mit einer fabelhaften Schnelligkeit über mich stieg. Er flog einen Flugzeugtyp, wie ich ihn noch nie gesehen und von dessen Schnelligkeit und Steigfähigkeit ich keine Ahnung hatte. Kaum hatte ich ein paar Schüsse gelöst, da versagte plötzlich mein Maschinengewehr, so daß ich keinen Schuß mehr herausbekam.

Unter solchen Umständen tat ich das einzige, was mir übrigblieb, und wandte mich zur Flucht, um einer viel schnelleren Maschine und einem überlegenen Flieger zu entgehen. Durch Anwendung aller erdenkbaren Kniffe suchte ich ihm zu entkommen, aber er folgte jeder meiner Bewegungen in hervorragender Weise und blieb mir immer im Nacken. Er durchschob mir alle Kontrollvorrichtungen bis auf zwei, die auch

eingeklemmt waren, durchschob die Maschine, schoß den Benzinkontrollhahn in meiner Hand durch, dann den Benzinbehälter, durchlöcherte auch meinen Mantel, der mit Benzin überschwemmt war, an zwei Stellen. Natürlich hatte ich jede Gewalt über meinen Apparat verloren, der mit der Spitze nach vorn hinuntersauste — ein wenig angenehmes Gefühl! Ich saß da und wartete, halb schwindlig, mit welchem Krach ich unten aufschlagen würde. Ungefähr 50 Fuß über dem Boden riß ich verzweifelt das Steuer hin und her und erhielt auf irgendeine Weise im letzten Augenblick genügend Steuerfähigkeit, um den Aufschlag zu vermeiden und eine Art Landung zu vollziehen, bei der aber die ganze Maschine und auch mein Mantel in Flammen gerieten. Es gelang mir, herauszuspringen und meinen Mantel abzuwerfen, ohne daß ich Brandwunden davontrug. Der Deutsche kam bis tief herunter und flog, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ich erledigt war, davon.

Am nächsten Tage hat mich Boelcke zu seinem Flugplatz eingeladen und mich in seinem Kasino bewirtet, sich auch mit mir photographieren lassen. Ich habe von ihm nicht nur als Flieger, sondern auch als Persönlichkeit einen ganz großen Eindruck erhalten, und dieser Kampf mit ihm wird mir, wenn er auch für mich ungünstig ausgefallen ist, die größte Erinnerung meines Lebens bleiben. » —

Nach Boelckes Tod hat Captain Wilson einen Lorbeerkranz für seinen Besieger gesandt.

J. Werner

## Ich will ein Boelcke werden!

(Wunsch eines deutschen Knaben)

Ich will ein Boelcke werden,  
ein Boelcke, so wie er!  
Dann flög' ich ob der Erden  
im Luftmeer hin und her;  
und kreuzte meine Wege  
ein Feind, den ich entdeckt,  
nicht ruht' ich, bis er läge  
von mir dahingestreckt.

Ich will ein Boelcke werden,  
ein Boelcke, so wie er!  
Und stürzt' ich ab zur Erden  
jählings von ungefähr,  
ich wollte gerne sterben!  
Was hätt' es denn für Not?  
Nichts Schön'res als zu werben  
um hohen Heldentod!

Ich will ein Boelcke werden,  
ein Boelcke, so wie er!  
Kein schöner Glück auf Erden  
mir dann beschieden wär'.  
Mein Sterben und mein Leben,  
es gält' dem Vaterland,  
dem Land, dem all mein Streben  
und Lieben zugewandt.

Rudolf Flex

## Manfred Freiherr von Richthofen

**D**er 2. April 1917 war wieder einmal ein heißer Tag für meine Staffel. Von meinem Platze aus konnten wir deutlich das Trommelfeuer hören, und gerade heute war es mal wieder sehr heftig.

Ich lag noch im Bett, da kommt mein Bursche zu mir mit dem Ausruf: « Herr Leutnant, die Engländer sind schon da! » Noch etwas verschlafen gucke ich zum Fenster 'raus, und tatsächlich, da kreisen über dem Platz bereits meine lieben Freunde. Ich 'raus aus meinem Bett, die Sachen angezogen, war eins. Mein roter Vogel stand zur Morgenarbeit am Start. Meine Monteure wußten, daß ich diesen günstigen Augenblick wohl nicht ungenützt vorübergehen lassen würde. Alles war fertig. Schnell noch die Wärmepelze, dann geht's los.

Ich war als letzter gestartet. Meine anderen Kameraden waren dem Feinde viel näher. Da plötzlich fällt einem der frechen Kunden ein, auf mich herunterzustoßen. Ich lasse ihn ruhig herankommen, und nun beginnt ein lustiger Tanz. Bald

fliegt mein Gegner auf dem Rücken, bald macht er dies, bald jenes. Es war ein zweisitziges Jagdflugzeug. Ich war ihm über, und so erkannte ich denn bald, daß er mir eigentlich nicht mehr entgehen konnte. In einer Gefechtspause überzeugte ich mich, daß wir uns allein gegenüberstanden. Also, wer besser schießt, wer die größere Ruhe und den besseren Überblick im Augenblick der Gefahr hat, gewinnt.

Es dauerte nicht lange, da hatte ich ihn 'runtergedrückt ohne ihn wirklich ernstlich angeschossen zu haben, mindestens 2 Kilometer von der Front entfernt. Ich denke, er will landen, aber da habe ich mich in meinem Gegner verrechnet. Mit einem Male sehe ich, wie er, nur wenige Meter über dem Erdboden, plötzlich wieder geradeaus fliegt und mir zu entkommen sucht. Das war mir doch zu bunt. Ich griff ihn nochmals an, und zwar so niedrig, daß ich fast fürchtete, die Häuser eines unter mir liegenden Dorfes zu berühren. Der Engländer wehrte sich bis zum letzten Augenblick. Noch ganz zum Schluß spürte ich einen Treffer in meiner Maschine. Nun ließ ich aber nicht mehr locker, jetzt mußte er fallen. Er rannte mit voller Fahrt in einen Häuserblock hinein. Viel war nicht mehr übrig. Es war wieder ein Fall glänzenden Schneids. Er verteidigte sich bis zum letzten.

Sehr vergnügt über die Leistungen meines roten Stahlrosses bei der Morgenarbeit kehrte ich zurück. Meine Kameraden waren noch in der Luft und waren sehr erstaunt, als wir uns beim Frühstück trafen und ich ihnen von meiner Nummer Zweiundreißig erzählen konnte.

Ich hole meine versäumte Morgentoilette nach. Da kommt ein guter Freund — Leutnant Voß von der Jagdstaffel Boelcke — zu mir, um mich zu besuchen. Wir unterhalten uns. Voß hatte am Tage vorher seinen Dreiundzwanzigsten erledigt. Er stand also mir am nächsten.

Wie er nach Hause fliegt, wollte ich ihn noch ein Stückchen begleiten. Wir machen einen Umweg über die Front. Das Wetter ist eigentlich sehr schlecht geworden, so daß wir nicht annehmen konnten, noch Weidmannsheil zu haben.

Unter uns geschlossene Wolken. Voß, dem die Gegend unbekannt war, fing es schon an, ungemütlich zu werden. Über Arras traf ich meinen Bruder, der gleichfalls bei meiner Staffel

ist und sein Geschwader verloren hatte. Er schließt sich uns auch an. Er wußte ja, daß ich es bin (roter Vogel).

Da sehen wir von drüben ein Geschwader ankommen. Sofort zuckt es mir durch den Kopf: «Nummer Dreiunddreißig!» Trotzdem es neun Engländer waren und auf ihrem Gebiet, zogen sie es doch vor, den Kampf zu meiden. (Ich werde nächstens doch mal die Farbe wechseln müssen.) Aber wir holten sie doch ein. Schnelle Maschine ist eben die Hauptsache.

Ich bin dem Feind am nächsten und greife den hintersten an. Zu meinem größten Entzücken merke ich, daß er sich gleich in den Kampf mit mir einläßt, und mit noch viel größerem Vergnügen, daß ihn seine Kameraden im Stich ließen. Ich habe ihn also bald allein vor. Es ist wiederum derselbe Typ, mit dem ich es vormittags zu tun hatte. Er machte es mir nicht leicht. Er weiß, worauf es ankommt, und besonders aber: der Kerl schoß gut. Das konnte ich zu meinem Leidwesen noch ziemlich genau feststellen. Der günstige Wind kommt mir zu Hilfe und treibt uns beide Kämpfenden über unsere Linien. Der Gegner merkt, daß die Sache doch nicht so einfach ist, wie er sich wohl gedacht hat, und verschwindet in einem Sturzflug in einer Wolke. Beinahe war es seine Rettung. Ich stoße hinter ihm her, komme unten heraus und — Anlauf muß eben der Mensch haben — ich sitze wie durch ein Wunder genau hinter ihm. Ich schieße, er schießt, aber kein greifbares Resultat. Da — endlich habe ich ihn getroffen. Ich merke es an dem weißen Benzindunst, der hinter seinem Apparat zurückbleibt. Er muß also landen, denn sein Motor bleibt stehen.

Er war aber doch ein hartnäckiger Bursche. Er mußte erkennen, daß er ausgespielt hatte. Schoß er nun noch weiter, so konnte ich ihn sofort totschießen, denn wir waren mittlerweile nur noch 300 Meter hoch. Aber der Kerl verteidigte sich genau wie der von heute morgen, bis er unten gelandet war. Nach seiner Landung flog ich nochmals über ihn hinweg in zehn Meter Höhe, um festzustellen, ob ich ihn totgeschossen hatte oder nicht. Was macht der Kerl? Er nimmt sein Maschinengewehr und zerschießt mir die ganze Maschine.

Voß sagte nachher zu mir, wenn ihm das passiert wäre, hätte er ihn nachträglich noch auf dem Boden totgeschossen. Eigentlich hätte ich es auch machen müssen, denn er hatte

sich eben noch nicht ergeben. Er war übrigens einer von den wenigen Glücklichen, die am Leben geblieben sind.

Sehr vergnügt flog ich nach Hause und konnte meinen Drei- unddreißigsten feiern.      Manfred Frhr. v. Richthofen (gek.)

## Lothar von Richthofen im Zweikampf

**E**in herrlicher, heißer Aprilmorgen! Wir stehen gerade vor unseren Vögeln und warten auf Meldung. Da rattert das Telephon. Reger Flugbetrieb südlich Arras! Ein Wink dem Startunteroffizier, die Alarmglocke ertönt, und plötzlich kommt Leben in die Bude. Die Monteure eilen aus allen Ecken zu den nebeneinander aufgestellten Maschinen, um sie laufen zu lassen. Auch die Piloten eilen herbei.

Welches Führerflugzeug? — Mein Bruder! — Los! Südlich Arras in etwa dreitausend Meter Höhe angekommen! Nichts zu sehen! Doch da sind drei Engländer. Und nun unser Staunen! Die drei greifen uns an, indem sie aus großer Höhe auf uns herunterstoßen. Mein Bruder nimmt den ersten vor, Wolf den zweiten, und mich greift der dritte an. Solange der Engländer über mir ist, schießt er. Ich muß warten, bis er in meine Höhe kommt, um überhaupt schießen zu können. So, jetzt ist er an mich heran. Gerade will ich schießen, da will er mir was vormachen und läßt sich abtrudeln. Ich denke: Das kann ich auch! Zehn Meter seitwärts lasse ich mich gleichfalls abtrudeln. Jetzt fliegt er wieder geradeaus. Schon sitze ich hinter ihm. Kaum merkt er das, als er anfängt, wie wild Kurven zu drehen. Wir haben Westwind, also muß sich der Kampf, der an der Front anfang, immer weiter diesseits abspielen. Ich folge ihm also. Sobald er versucht, geradeaus zu fliegen, gebe ich einige Schreckschüsse ab. Schließlich wird mir die Sache langweilig. Ich versuche, ihn in der Kurve zu treffen, und schieße und schieße.

Inzwischen sind wir in etwa fünfhundert Meter Höhe hinter unseren vordersten Linien angelangt. Ich zwingen den

Engländer, weiterzukurven. Beim Kurven kommt man im Luftkampf immer tiefer, bis man landen muß, oder, es bleibt nur noch der Versuch, geradeaus nach Hause zu fliegen. Mein Engländer entschließt sich zu letzterem.

Blitzschnell kommt mir der Gedanke. Jetzt hat für dich die Stunde geschlagen! Ich sitze hinter ihm. Auf die nötige Entfernung, etwa fünfzig Meter, heran, ziele ich sauber und drücke auf meine MG.-Knöpfe. Nanu! Es kommt kein Schuß heraus. Ich denke: Ladehemmung, lade durch, drücke wieder auf die MG.-Knöpfe: Kein Schuß! Verzweifelt! Dem Erfolg so nahe! Ich sehe mir nochmals meine Maschinengewehre an. Donnerwetter! Ich habe mich bis auf den letzten Schuß verschossen. Die leeren Gurte habe ich in den Händen. Tausend Schuß! Soviel habe ich noch nie gebraucht.

Den darfst du unter keinen Umständen fortlassen, war mein einziger Gedanke. Beinahe eine Viertelstunde mit einer roten Maschine gekämpft zu haben und dann entronnen zu sein, das wäre ein Triumph für den Engländer gewesen!

Ich fliege immer näher und näher heran. Die Entfernung von meinem Propeller zum Seitensteuer des Engländers verringert sich ständig. Ich schätze: Zehn Meter, fünf Meter, drei, jetzt nur noch zwei Meter! Schließlich kommt mir ein verzweifelter Gedanke: Soll ich ihm mit dem Propeller das Seitensteuer abschlagen? Dann fällt er, aber ich wahrscheinlich mit ihm. Eine andere Theorie: Wenn ich nun in dem Augenblick, wo ich ihn berühre, den Motor abstelle, was passiert dann? Da sieht sich mein Engländer um, sieht mich direkt hinter sich, wirft mir einen entsetzten Blick zu, stellt seinen Motor ab und landet im Sturzflug, ungefähr bei unserer dritten Stellung. Unten auf der Erde läßt er den Motor langsam weiterlaufen.

Wenn man beim Gegner landen muß, versucht man, sein Flugzeug durch Verbrennen zu vernichten. Um dies als Verfolger zu verhindern, schießt man in solchen Fällen in die Nähe des gelandeten Flugzeuges, bis die Insassen vom Apparat weglaufen. So fliege ich ihm so dicht um den Kopf herum, daß er merkt, daß ich aufpasse. Der Engländer springt aus seiner Maschine heraus, winkt mir noch zu, hebt dann die Hand hoch und läßt sich von unserer herbeieilenden Infanterie festnehmen.



Wie ich an einem andern Fall später gesehen habe, wäre ich übrigens sicher abgestürzt, wenn ich den Engländer mit meinem laufenden Propeller in der Luft berührt hätte. Zu seiner Entschuldigung muß ich sagen, er konnte nicht wissen, daß ich keine Patronen mehr hatte. Eine Patrone hätte genügt, um ihn aus so unmittelbarer Nähe sicher treffen zu können. Er selbst hätte nur kehrt zu machen brauchen, dann hätte ich ausreißen müssen. Er hatte höchstens fünfzig Schuß auf mich verfeuert, und ich war ohne Patronen vollkommen wehrlos. Aber die Sache war gelungen, das bleibt die Hauptsache.

Lothar Frhr. v. Richthofen (gek.)

## In dreitausend Meter Höhe blindgeschossen

**D**er Morgen des 6. Juli dämmert herauf, es wird einen fast wolkenlosen, schönen Sommertag geben. Und wie täglich, so ist auch heute in aller Frühe schon erhöhte Startbereitschaft.

Die Maschinen stehen ausgerichtet, die Führer vollständig angezogen daneben, die Monteure bereit, in jeder Sekunde den Propeller anzuwerfen. Kommt der Startbefehl, kann die Staffel innerhalb einer Minute abbrausen.

Gegen 10.30 Uhr läuft die Meldung des Luftschutzoffiziers ein: Infanteriefieger!

Jagdgeschwader 11 mit dem Kommandeur fliegt an die Front.

Zunächst entdeckt der Rittmeister, bevor er sich mit den Infanteriefiegern beschäftigt, ein Geschwader von Vickersflugzeugen. Es sind Bombenflieger mit zwei bis drei Mann Besatzung. Und das sind gerade die Wespen, die Richthofen liebt, sie kommen ihm genau zurecht. Er weicht mit der Staffel weit aus, um sie erst einmal vorbeizulassen. Er tut ihnen noch nichts, sie sollen sich ruhig ins Hinterland begeben, er belästigt sie nicht.

Und die Engländer brummen gemütlich und sauber ausgerichtet ins deutsche Hinterland. Bis sie plötzlich zwischen sich

und ihrem Heimweg ein leuchtend rotes Gefunkel entdecken. Der Rückweg ist ihnen abgeschnitten.

Und der Tag beginnt, ein böser Tanz in dreitausend Meter Höhe.

Der Rittmeister nähert sich dem hintersten Flugzeug, setzt sich auf die unsichtbaren Geleise, auf denen jenes dahinschwebt. Er hat Zeit sich zu überlegen, wie es diesmal zu machen sei, denn er ist noch über dreihundert Meter entfernt. Er braucht noch nicht einmal sein Maschinengewehr zu entschleunigen. Er sieht, daß der Engländer abdreht und daß der Beobachter zu schießen beginnt. Aber das macht weiter keinen tiefen Eindruck auf ihn, denn auf diese Entfernung kann er ja nicht ... und in diesem Augenblick bekommt er einen Hammerschlag auf den Kopf. Innerhalb einer Sekunde, wie von einem elektrischen Schlag gerührt, wird sein ganzer Körper bewegungs- und empfindungslos. Er spürt sich nicht mehr, er spürt keine Arme, keine Beine, nichts, er schwebt in einer schrecklichen unbegreiflichen Leere, und gleichzeitig wird es dunkel um ihn her, eine schreckliche, unbegreifliche Dunkelheit. Er kann nichts mehr sehen, er ist blind geworden. Der Schuß hat seinen Sehnerv gestört.

Und damit ist es wohl aus. Der Rittmeister von Richthofen braucht in dieser Welt nichts mehr zu tun. Aber er tut doch etwas. Mit der gesammelten Seelenstärke, die er zur Verfügung hat, überwindet er zunächst einmal den katastrophalen Eindruck, den der unerwartete Schuß, die Lähmung und die plötzliche Erblindung in ihm ausgelöst haben. Er überwindet mit zusammengebissener Energie den Schock. Und nach einer Ewigkeit fühlt er wieder seine Finger, seine Hände, tastet um sich, stellt das Gas ab und nimmt die Zündung heraus, zerrt sich die Brille von den Augen, reißt die Lider auf, so weit er kann. Aber er sieht nichts, nicht einmal die Sonne.

Dagegen spürt er, wie die Maschine stürzt, sich wieder fängt, wieder stürzt, es ist nichts zu machen. Er zwingt sich, zu überlegen, wie tief er schon gestürzt sein kann, und er schätzt, daß er bis auf zweitausend Meter heruntergekommen ist. Er kann nicht sehen, daß die Staffel 11 etwas verwundert den merkwürdigen Kapriolen des Kommandeurs zusieht und dann etwas beunruhigt wird, und daß zwei Flugzeuge der

Staffel, die Leutnants Niederhoff und Brauneck, mit ihm heruntergehen und sich in seiner Nähe halten.

Das Gemeine ist diese Blindheit ... es ist einfach nichts zu sehen ... aber auf einmal beginnen schwarze und weiße Punkte vor seinen Augen zu tanzen, und er reißt wieder die Lider in die Höhe, es wird besser. Er kann schon in die Sonne sehen. Geradewegs in die Sonne. Er sieht das blitzende Gestirn wie durch eine schwarze Brille. Das genügt ihm. Er zwingt seine Augen zu sehen. In einer furchtbaren Anstrengung zwingt er sie, ihm zu gehorchen, sehen müssen sie, sehen, sehen! Sie gehorchen. Er kann jetzt den Höhenmesser ablesen. Achthundert Meter noch. Er kann die Maschine fangen. Er geht im Gleitflug nach unten. Die Augen sind soweit wieder in Ordnung, daß er das Gelände überschauen kann. Es ist eine einzige Kraterlandschaft von Granatlöchern. An Landen nicht zu denken. Sein Kopf ist so hundemüde, daß es eine Erlösung für ihn wäre, jetzt einfach einzuschlafen. Er starrt in die Gegend, er erkennt an der Form eines Waldstücks, daß er sich innerhalb der deutschen Front befindet. Und dann grübelt er einige Sekunden darüber nach, warum der Engländer, der ihn angeschossen hat, nicht hinter ihm herkommt, es wäre eine Kleinigkeit gewesen, den verwundeten Deutschen abzuschießen.

Der Rittmeister kann nicht sehen, daß in seiner Nähe die beiden Maschinen von Niederhoff und Brauneck sich aufhalten, sie haben ihn beschützt und gedeckt. Und nun könnte man ja landen. Er geht auf 50 Meter herunter. Es ist nicht möglich, Trichter neben Trichter. Und der halbgelähmte und halbblinde Mann gibt noch einmal Gas und fliegt weiter nach Osten, sehr niedrig, und das geht auch eine ganze Weile gut, bis er merkt, daß wieder die Dunkelheit über seine Stirne gekrochen kommt und eine Schwäche durch seine Glieder zieht, die er nicht mehr überwinden kann.

Es ist die höchste Zeit.

Einige Meter über der Erde rennt er einige Telephonleitungen und Pfähle um, und dann setzt dieser wunderbare Flieger seine Maschine so sanft und leicht wie einen Schmetterling auf den Boden.

Es ist geschafft. Er steht auf und will aussteigen, aber er fällt aus dem Sitz heraus, er will sich wieder aufrichten, aber

er bleibt doch lieber liegen. Neben ihm sind die beiden anderen Maschinen gelandet, die beiden Leutnants springen heraus, sausen hin, und die leisen Flüche, die sie ausstoßen, sind sozusagen Dankesflüche, wenn es so etwas gibt. Der Kommandeur hat nur einen tüchtigen Streifschuß am Kopf, Himmelsakrament, Gott sei Dank, verdammt nochmal.

Ein Verband, nach dem Sanitätswagen telephonierte...

Auf dem Flugplatz in Marckebeeke stehen zu der Zeit, da die Staffel von ihrem Flug zurückkommen soll, einige Herren am Scherenfernrohr.

« Da sind sie », sagt der Adjutant, « eins, zwei, drei, vier ... sechs ... », dann hört er auf zu zählen, schweigt. —

« Wieso sechs...? » murmelt ein anderer.

« Ja, wieso sechs? Neun sind weggefliegen. Wo sind die drei anderen? »

« Der Kommandeur dabei? » fragt einer.

Er bekommt keine Antwort. Und weiter fragt auch keiner, aber als die erste Maschine aufsetzt, jagen sie hin. Es ist der Leutnant Wolff, der von oben den ganzen Vorgang beobachtet hat. Er berichtet rasch. Sie starren auf seinen Mund.

« Niederhoff und Brauneck sind bei ihm », schließt er. Der Oberleutnant Bodenschatz eilt zum Telephon. Kaum ist er dort eingetroffen, ruft schon Niederhoff an und berichtet, daß der Rittmeister weggeschafft worden sei, wohin wisse er nicht. Um 12 Uhr ruft das Feldlazarett 76 St. Nikolaus aus Kortryk an. Der Rittmeister sei dort eingeliefert worden. Am Nachmittag klemmen sich Bodenschatz, Dostler, Doering und Wolff in ein Auto und fahren hin.

« Den Herrn Rittmeister können Sie nicht sprechen », sagt die Schwester.

« Warum denn nicht? » rufen alle vier beinahe gleichzeitig und werden unruhig.

« Weil er Ruhe braucht », erwidert die Schwester ungeduldig.

« Ach so! » sagt der Oberleutnant Bodenschatz erleichtert, « also dann können wir ja wohl mal 'reingehen. »

Die Schwester starrt die unverständigen Besucher ergrimmt an, dann geht sie ins Haus. Als sie wiederkommt, dürfen die vier hinein.

Mit dem schneeweißen dicken Verband um den Kopf empfängt sie der Rittmeister etwas niedergeschlagen.

«Es tut mir so leid», sagt er, «mitten drin jetzt wegzu- bleiben, aber ich komme bald wieder, sehr bald.»

Er hat eine zehn Zentimeter lange Wunde am Kopf, man hatte sie zwar zusammennähen können, aber an einer Stelle seines Haares sah man später immer den blanken, weißen Schädelknochen herausglänzen.»

Bodenschatz (gek.)

## Ein Ruhmestag des Jagdgeschwaders I

Schon am frühen Morgen waren im Frühlingshimmel weit jenseits der Front starke Einsitzer- und Zweisitzer- geschwader umhergeschwirrt. Das Jagdgeschwader I stand startbereit. Aber zunächst traute sich kein Engländer über die Front.

Dann, gegen halb elf, kamen sie.

In großer Höhe zogen sie geschlossen ihren Weg, dicht massierte Geschwader, auf Biegen und Brechen den Befehl auszuführen, die deutsche Front zu überfliegen und endlich Einblick in das zu bekommen, was da hinten rumorte, zu erkunden, was die vielen nächtlichen Geräusche zu bedeuten hatten, die man abhörte, was überhaupt los war. An der ganzen Front in Frankreich, vom Marschall herunter bis zum letzten, kleinen Poilu, hatte das Gemunkel nicht mehr aufgehört.

Jetzt sollte es aufhören.

Die stärksten Geschwader der englischen Armee marschieren in über 5000 Meter Höhe zur deutschen Front.

Die Funkmeldungen der deutschen Luftschutzoffiziere waren rechtzeitig in Avesnes-le-Sec eingetroffen, der Kommandeur startete mit drei Staffeln im geschlossenen Verband. Es war ein wunderbarer und ernster Anblick.

Weit voraus an der Spitze seiner Staffel der Kommandeur, hinter ihm links, 500 Meter höher gestaffelt, die Jagdstaffel 6 und rechts die Jagdstaffel 10; es waren 30 Flugzeuge, besetzt mit den verwegenen und berühmtesten Fliegern der deutschen

Armee. In 5300 Meter Höhe entdeckte der Kommandeur mehrere englische Geschwader, die soeben die deutschen Linien in Richtung Le Cateau überflogen. Der Freiherr warf sein Geschwader herum und folgte den Engländern. Das letzte Flugzeug des schließenden Geschwaders, ein Bristol-Fighter, brach unter dem Maschinengewehrfeuer Richthofens und des Leutnants Gußmann, die ihn zugleich angriffen, auseinander und stürzte ab.

Damit hatte der Kommandeur den Einbruch in das englische Gros begonnen, er sammelte seine 30 Flugzeuge wieder und raste jenen beiden Geschwadern nach, die schon bis nach Le Cateau durchgebrochen waren. Die Engländer bogen sofort ab, um schleunigst wieder hinter ihre Front zurückzukommen, aber es war zu spät. Das Jagdgeschwader I griff an.

Nach wenigen Minuten waren die beiden englischen Geschwader völlig auseinandergerissen und aufgelöst, in zahlreichen Einzelkämpfen knatterten die Gegner umeinander, und innerhalb 25 Minuten war die Entscheidung gefallen. Um 11 Uhr hatte der Leutnant Gußmann seinen Gegner erledigt. Um 11.05 holte der Leutnant Kirschstein den ersten Engländer seines Lebens aus der Luft, ein bis dahin unbekannter Offizier, der mit diesem Abschuß eine sehenswerte Liste innerhalb des Geschwaders zu schreiben begann. Um 11.10 Uhr schoß der Leutnant Loewenhardt einen Breguet in Fetzen, in derselben Minute vernichtete Oberleutnant Reinhard einen Bristol-Fighter, der in der Luft zerplatzte und mit seinen brennenden Teilen in die verwüstete Landschaft stürzte. Um 11.15 Uhr wurde der Leutnant Wolff, ein Namensvetter zweier schon bekannter Wolffs, in den ersten Siegeskampf seines Lebens verwickelt, er schickte den Einsitzer zur Erde hinunter, wo dieser zu Staub auseinandersprang.

Um dieselbe Minute stürzte sich der Kommandeur auf einen Sopwith-Camel, der gar nicht zum Schuß kam, trotz der respektablen Führerwimpel an seinen Tragflächen; er ging sausend nach unten und mußte bei Moulain landen.

Fünf Minuten später schoß Vizefeldwebel Scholz einen Sopwith herunter, es war sein vierter Luftsieg. Zwei Minuten später, genau um 12.22, setzte sich derselbe Vizefeldwebel

hinter den nächsten Sopwith, der ihm vors Gewehr kam, und sah ihn nach wenigen Minuten brennend abstürzen.

Um 11.25 zerplatzte unter den Schüssen des Leutnants Friedrich wieder ein Sopwith. Als sich nach diesen heißen fünfundzwanzig Minuten die 30 Jagdflugzeuge umsahen, entdeckten sie zuerst, daß die Engländer verschwunden waren, und zweitens stellten sie ungefähr fest, daß keiner vom eigenen Geschwader fehlte. Ein Rudel von feindlichen Geschwadern innerhalb einer knappen halben Stunde verjagt, mitten aus diesem Geschwader neun Flugzeuge herausgeschossen und keinen einzigen Mann und keine Maschine als Verlust ... Sie hatten dem toten, überlegenen Material an sich, der zahlenmäßigen Überlegenheit überhaupt etwas entgegengesetzt, was eben nicht mit Geld, weder mit englischem, noch mit amerikanischem, noch mit irgendeinem Geld der Welt zu bezahlen ist, noch zu liefern: ihre bewundernswerte Fähigkeit, mit weniger guten Maschinen, mit weniger gutem Material, mit weniger gut ernährten Besatzungen die heißesten Kastanien mit Eleganz aus dem Feuer zu holen. Bodenschatz (gek.)

## Richthofens Vermächtnis

(21. April 1918)

**E**ine Depesche geht nach Schweidnitz, an Mutter und Bruder: « Manfred vom Fluge nicht zurückgekehrt und nach eingegangenen Meldungen wahrscheinlich unverwundet jenseits der Linien gelandet. »

Hauptmann Reinhard wandert unaufhörlich auf und ab und fährt zusammen, als der Adjutant sich hundemüde in einen Stuhl wirft, plötzlich wieder aufsteht und aus dem Geheimschrank die eiserne Kasette holt.

Er schließt sie auf und entnimmt ihr einen grauen Dienstumschlag, verschlossen mit den Dienstsiegeln des Geschwaders. Es ist nun soweit. Schon einmal dachte er, es sei soweit, damals bei Le Cateau.

Er öffnet den Umschlag.

Ein nicht mehr ganz sauberer kleiner Zettel liegt darin; der Adjutant überfliegt ihn und reicht ihn dem Hauptmann.

Von der Hand Richthofens, mit Bleistift geschrieben, steht da ein Satz:

Den 10. 3. 18.

Sollte ich nicht zurückkommen, so soll Oberleutnant Reinhard (Jasta 11) die Führung des Geschwaders übernehmen.

Frhr. v. Richthofen, Rittm.

Es ist sein ganzes Testament und sein ganzes Vermächtnis. Es gilt nur und allein seinem Geschwader. Ein wahrhaft soldatisches Vermächtnis. Nichts steht darin, was sein persönliches Dasein betrifft, nichts was etwa in seinem privaten Leben geordnet werden müßte. Kein weicher Blick nach rückwärts, zur Mutter, zum Vater, zu den Brüdern. Es braucht nichts geordnet zu werden in seinem privaten Leben. Er hatte kein privates Leben. Sein Leben gehörte ohne Umstände, ohne Vorbehalt, ohne Rücksicht dem Vaterland. Sein Leben gehörte dem Geschwader.

Frei und ohne jegliche Belastung stieg er zu jedem Fluge auf.

Daß, wenn ihn das dunkle Los traf, sein Geschwader in die richtigen Hände kam, dafür hatte er gesorgt.

Um mehr zu sorgen, bedurfte es nicht für ihn.

Bodenschatz (gek.)

\*

**D**as höchste Gut des Mannes ist sein Volk.

Wahlspruch Richthofens

## Bruno Lœrzer

**B**runo Lœrzer war einer der drei Getreuen von Bohain. So nannte man an der ganzen Westfront, bei Freund und Feind, die drei Männer, deren Kameradschaft sich in zahllosen Luftgefechten bewährt hatte wie keine andere, und die Not und Tod an der Front zu untrennbarer Einheit zusammen-



schweißte — das Kleeblatt: Hermann Göring, Bruno Loerzer und Fritz Loerzer, der «Fliegende Pfarrer». — Sie waren die gefürchtetsten Gegner der Feinde und in der Zeit schwerster Not die Hoffnung der Heimat. Im Hexenkessel der Leuchtspurgeschosse, in der Hölle der englischen Flakbatterien, gegen erdrückende französische und englische Übermacht der Luft hielten sie wie die Kletten zusammen.

Bruno Loerzer war der erste des «Fliegenden Kleeblatts», der einen Luftsieg gegenüber einem überlegenen Gegner erfocht. Es war am 16. März 1916, als um Verdun die Artillerie-schlacht aufs heftigste tobte. Damals kannte man noch keine Unterscheidung zwischen Jagd- und Erkundungsflieger, damals flog man noch nicht in Staffeln oder in Geschwadern, sondern nur einzeln. Bruno Loerzer war mit seinem 100-PS-Fokker zu einem Aufklärungsflug gestartet, der ihn weit hinter die französischen Linien führte. Als er über die Front zurückkehrt, taucht unmittelbar vor ihm eine französische Staffel auf. Ein Nieuport-Zweisitzer, der in 500 Meter Höhe in aller Seelenruhe und völlig ungestört die unter heftigem französischen Feuer liegenden deutschen Stellungen photographiert und von drei französischen Kampfeinsitzern gedeckt wird. Angesichts der erdrückenden Übermacht zaudert Loerzer einen Augenblick, dann siegt das Pflichtgefühl, die Aufnahmen deutscher Stellungen dürfen nicht in französische Hände kommen. Zum Glück befindet sich seine Maschine 500 Meter über dem Franzosen. Im Sturzflug, daß jeden Augenblick die Spannung zu reißen und die Tragflächen wegzubrechen drohen, stößt er herunter, bis seine Maschine unmittelbar neben dem Doppelsitzer liegt.

«Kaltblütig nimmt Bruno erst den Beobachter unter Feuer — mit Erfolg», schreibt sein Bruder Fritz an jenem Tage in seine Erinnerungen, «dann schießt er den Franzosen Motor und Tank entzwei. Sie müssen sofort notlanden und machen dabei restlosen Bruch. Die Photos sind vernichtet, die drei Kampfeinsitzer derart verduzt, daß sie Bruno ungehindert entkommen lassen.»

Vier Monate später, am 10. Juli 1916, wird Bruno Loerzer durch eine Maschinengewehr-kugel des französischen Gegners schwer verwundet und ringt im Lazarett drei Monate lang mit dem Tode. Als er im Herbst 1916, kaum genesen, wieder an

die Front zurückkehrt, da bekommt er einen Kampfzweisitzer, und sein Beobachter bei der neuen Jagdstaffel 25 ist der alte Kamerad von den Hundertzwölfen in Mühlhausen, Hermann Göring. General-Anzeiger Wuppertal-Elberfeld, 1933

## Göring gegen zwanzigfache Übermacht (Herbst 1915)

**A**n einem dunstigen Novembertage fliegt Göring mit zwei anderen Jagdfliegern Patrouillenflug. Es ist diesige Sicht. Er hat kurz vorher von einem englischen Großflugzeug gehört, mit mehreren Mann Besatzung, das sich erst wenige Tage an der Somme-Front befand. Plötzlich sieht er dieses Großflugzeug jenseits der feindlichen Front: 'ran an den Feind! Der lohnt!

Im gleichen Augenblick biegen die beiden Begleitflugzeuge ab und machen kehrt. Göring versäumt, den Grund festzustellen, sonst hätte er sehen müssen, daß sich etwa 1000 Meter über ihm eine Staffel von feindlichen Jagdfliegern befindet, mindestens 20 Stück. Aber Göring will durchaus das Großflugzeug näher besehen und attackiert es im Sturzflug. Er kommt dicht heran und kann erkennen, daß das Flugzeug vier bis fünf Mann Besatzung hat. Er schießt den Schützen im hinteren Maschinengewehrstand nieder, aber gleich darauf kommt ein zweiter und eröffnet wieder das Feuer. Auch dieser fällt, ein dritter versucht in den hinteren Stand einzukriechen. Das seitliche Maschinengewehr hat Göring ebenfalls zum Schweigen gebracht, und er schießt nun dem Feind den linken Motor in Brand. Das Flugzeug drückt im stillen Gleitflug heimwärts.

In diesem Augenblick wird Göring gleichzeitig von einem Dutzend englischer Einsitzer angegriffen. Die tödlichen Maschinengewehrgarben prasseln, mehrere Schüsse reißen den Benzintank auf, die berühmten weißen Benzinstrahlen spritzen heraus. Göring schaltet Falltank ein. Eine neue Garbe zerfetzt die Tragfläche, mehrere Treffer schlagen an den Motor, ein Streifschuß trifft sein Bein, und wenige Sekunden

später erhält er einen furchtbaren Schlag in die rechte Hüfte. Schwer getroffen! Er hat kaum mehr Munition und versucht durch Kurven zu entkommen. Bei einem heftigen Törn<sup>1</sup>, der fast ein Looping ist, fallen die wenigen Patronen, die ihm noch geblieben sind, aus dem Ladekasten heraus, jede weitere Gegenwehr ist zwecklos. Letzter Versuch zur Rettung: Göring geht im tollsten Sturzflug seines Lebens auf ganz niedrige Höhe herunter.

Das ist sein Glück. Der Gegner, zu zahlreich, stört sich gegenseitig bei der Verfolgung, und infolge des starken Bodendunstes verschwindet der Deutsche aus der Sicht. Die Verfolgung hört auf. Gleichzeitig aber setzt feindliches Bodemaschinengewehrfeuer ein, da er sich jetzt nur etwa 200 Meter über der feindlichen Linie befindet. Er « drückt » weiter im Gleitflug über die Linien weg, immer in Sorge, daß der Fallbenzintank nicht reichen oder das auslaufende Benzin in Brand geraten könnte.

Als er jenseits der feindlichen Linien ist, will er den Motor abstellen, aber im gleichen Augenblick wird ihm schwarz vor den Augen, und erst wieder Gasgeben und Rattern des Motors bringen ihn zur Besinnung. Notlandung ist neue Lebensgefahr, zurück muß er — zurück! Mit der letzten Energie landet er neben einem Friedhof, in dessen Mitte eine Kirche steht, die das Rote Kreuz auf dem Dache trägt. So landet er sozusagen auf dem Operationstisch. Wenige Minuten später liegt er auch bereits unter Narkose und wird operiert.

Die Maschine weist über 60 Treffer auf. Göring hat einen Streifschuß und einen schweren Hüftschuß durch einen Querschläger, von dem heute noch eine Narbe von 24 Zentimeter Länge zeugt. Die Rückenlehne des Sitzes war abgeschlagen und stak in der aufgerissenen Hüfte. Blutverlust naturgemäß außerordentlich stark, und es war dem Arzt unfaßbar, daß Göring mit dieser schweren Verwundung noch zurückfliegen konnte.

M. H. Sommerfeldt

---

<sup>1</sup> Wendung.

## Aus Görings Tagebuch

**A**m 8. Juni 1917 war es. Noch immer lastete die unnatürliche Hitze des Frühsommers 1917 lähmend auf dem Land. Hell stand die Sonne am Himmel, doch war es erst 6 Uhr und daher noch so einigermaßen frisch. Das wollte ich ausnutzen. Wenige Minuten später flog die ganze Jagdstaffel dicht geschlossen unter meiner Führung gegen Nordwest. Unsere eigentliche Front ließ ich links liegen; denn wir hatten Auftrag, zur Unterstützung der IV. Armee in Flandern zu fliegen. Dort war der Kampf im Wytschaete-Bogen entbrannt und damit der Beginn der großen englischen Offensive in Flandern, die unter gewaltigen Kämpfen bis in den Winter hinein währen sollte.

In Sonnenglut gebadet, lag Lille vor uns. Klare Sicht, soweit wir blicken konnten, nur im Süden bei Arras starker Dunst. Es war ein herrliches Gefühl, durch den strahlenden Morgen dahinzufiegen, voller Spannung, was die nächsten Stunden bringen würden. Hinter mir folgten im Geschwaderverband zehn Flugzeuge meiner jungen Staffel. Noch stand ich erst wenige Tage an ihrer Spitze und hatte die Piloten noch nicht genügend erprobt. Um so schärfer galt es aufzupassen, damit der Gegner nicht hinterrücks einen von ihnen packte und abwürgte, bevor ich ihm zu Hilfe eilen konnte; denn als Jagdflieger waren sie alle noch jung. Doch ich war guten Mutes und voller Eifer, aus dem guten Material eine schneidige, kampftüchtige Staffel zu erziehen.

Wir waren etwa 4000 Meter hoch, als wir die Lys überflogen und damit unser Jagdgebiet erreichten, das rund 60 Kilometer von unserem Flughafen entfernt lag. Unten auf dem Schlachtfelde wilder Kampf, schwerstes Minen- und Trommelfeuer lag auf den zerwühlten Stellungen. Doch ich hatte nicht Zeit, den Riesenkampf zu beobachten, ich hatte den Gegner in der Luft zu suchen und zu schlagen, brauchte auch nicht lange zu warten: über uns erschien ein Nieuport-Geschwader von zwölf Einheiten. Sie waren schwer zu sehen, die kleinen silbergrauen Jagdmaschinen; geschickt setzten sie sich in die Sonne und stießen von dort aus auf uns herab.

Der Angriff war eröffnet, der Kampf begann! Zu schnell war mein Geschwader auseinandergekommen und konnte nicht mehr einheitlich zusammen fechten. Ich paßte auf wie ein Luchs, wo irgendeiner der Meinen in Gefahr war, und preschte hin, um ihm Luft zu machen. Bald mußte ich auf diesen, bald auf jenen Gegner stoßen, um Bedrängte zu unterstützen. Doch meine Piloten schlugen sich gut und warfen den Gegner hinter seine Linie zurück.

Während dieses Gefechts war alles tiefer gekommen. Ich schöpfe gerade Luft von dem wilden Gekurbel, da sehe ich plötzlich einen Gegner über mir. Vorsichtig pirschte er sich aus der Sonne heran, um mich zu überraschen und von hinten oben abzuschießen. Ich merke seine Absicht, lasse ihn herankommen und weiß, daß es zu einem Entscheidungskampf kommen wird. Er hatte die taktisch bessere Lage, ich die stärkere Maschine und den günstigeren Wind. Das Duell kann beginnen. — Jetzt glaubt er, den günstigen Augenblick erfaßt zu haben, und stößt wie ein Habicht auf mich herunter. Darauf hatte ich gewartet: ein wenig drücke ich meine Maschine abwärts, um kräftig Schwung zu holen, reiße sie dann blitzschnell herum und ziehe gegen ihn hoch, gleichzeitig das Feuer aus beiden Maschinengewehren eröffnend. Statt daß der Engländer mich im Rücken faßt und überrascht, packe ich ihn von vorn und, seinen Stoß auffangend, überrasche ich ihn. Aus dem Angreifer ist der Angegriffene geworden. Meine Garbe liegt gut; denn sofort läßt er sich abtrudeln, um aus ihr herauszukommen. Er trudelt an mir vorbei, und nun setze ich mich ihm in den Nacken und drücke ihn durch mein Feuer abwärts. Eine wilde Kurbelei beginnt. Alle Finten und Kniffe werden angewandt; jeder versucht, dem anderen in den Rücken zu kommen, um eine zielsichere Feuergarbe anzubringen. Oft sausen wir so dicht aneinander vorbei, daß man glaubt, wir stoßen zusammen.

Der Engländer fliegt glänzend, gewandt und schneidig; ich sah ihn deutlich in seiner Maschine sitzen. Der Kampf ist rasend, aufregend und anstrengend, keiner will ablassen, jeder hofft bestimmt auf den Sieg. Ich rutsche in einer Kurve ab, und schon hat mein Gegner seinen Vorteil erspäht und hämmert wütend mit seinen Gewehren auf mich los. Mehrere

Treffer schlagen dicht hinter mir in mein Flugzeug. Wieder bäume ich meine Maschine kerzengerade auf und feure auf den Engländer, auch er hat einige Treffer bekommen. Im Sturzflug stößt er an mir vorbei und sucht frontwärts zu entkommen. Ich stelle meinen Vogel ebenfalls auf den Kopf und jage hinter ihm her. Erneut beginnt er, wild zu kurven, um aus meinem Feuer zu kommen. Jetzt sind wir nur noch 2000 Meter hoch. Noch einmal nimmt er den wütenden Kampf auf und versucht, mich anzugreifen. Ich habe nur noch wenige Patronen, die müssen sorgfältig angebracht werden. Die Entscheidung muß schnell kommen; denn schon wird es mir schlecht von der blödsinnigen Dreherei. Doch er wehrt sich verzweifelt; ich muß mich aufs äußerste anstrengen. Mit letzter Entschlossenheit werfe ich mich auf ihn, und aus nächster Nähe jage ich ihm meine Schüsse in die Maschine. Er stürzt sich überschlagend ab, sein Motor steht, er ist zerschossen. —

Dicht über dem Boden fängt er nochmals seinen Apparat und versucht zu landen, doch die Landung mißglückt, seine Maschine zertrümmert. Er selbst wird herausgeschleudert, doch bleibt er unverletzt. Der Sieg ist endlich mein, der Engländer gefangen, seine Maschine liegt zerschellt am Boden. Doch auch meine Kraft ist zu Ende, die Knie zittern, die Pulse jagen, klatschnaß am ganzen Körper, so mußte ich während des Kampfes arbeiten. Es war ein heißes Ringen. —

Zehn Minuten hatte der aufreibende Kampf gedauert. Der Engländer war ein ebenbürtiger Gegner. Eine Minute später landete ich bei meinem Freund Loerzer, um mich etwas zu erholen und durch ein kräftiges Frühstück zu stärken. Das Telephon meldete von der Front, daß mein Gegner gefangen sei. Er sei ein erfahrener Jagdflieger, der schon fünf deutsche Flugzeuge abgeschossen hätte. Ich konnte ihn selbst einige Stunden später sprechen, und wir sagten uns hierbei gegenseitig einige Schmeicheleien über diesen harten Kampf. Am Nachmittag kehrte ich in meinen Flughafen zurück. Dankbaren Herzens sagte ich mir, daß es besser sei, Mister Slee stehe auf meiner Siegesliste als der achte, statt ich auf der seinigen als Nummer sechs!

(gek.)

# Göring erhält die Nachricht von seiner Auszeichnung mit dem Pour le mérite

(Mai 1918)

**W**ieder will Göring zum Feindflug starten. Mit Mühe ist er seinem Adjutanten entronnen. Zum Teufel mit den Geschäften, vorn ist der Feind. Endlich sitzt er in der Kiste. Schon braust der Motor sein starkes Lied, der Propeller peitscht heulend die Luft. Da kommt, weiß Gott, der brave Adjutant noch über den Flugplatz nachgerannt.

« Lassen Sie mich in Ruh'! » brüllt Göring.

« Wichtige Nachricht! » brüllt der Adjutant.

« Ist mir ganz egal! » brüllt Göring.

« Herr Oberleutnant! » brüllt verzweifelt und mit letzter Lungenkraft der Adjutant, « soeben kommt vom Großen Hauptquartier die Meldung, daß der Kaiser Ihnen den Pour le mérite verliehen hat! »

« Deswegen brauchen Sie doch nicht so zu schreien », grient Göring vergnügt und rollt über den Platz, neuen Kämpfen, neuen Siegen entgegen.

M. H. Sommerfeldt

## Jagdflieger gegen Tanks

**E**s war am 23. August 1918 zwischen der Somme und der Römerstraße in Höhe von Foucaucourt.

Das schwere feindliche Trommelfeuer gegen unsere Front, das am Abend vorher eingesetzt und die ganze Nacht ununterbrochen angehalten hatte, hatte sich gegen die frühen Morgenstunden noch ganz erheblich gesteigert. Wir waren seit Tagesgrauen trotz des unsichtigen Wetters in Bereitschaft. Eben kam die telephonische Meldung, daß ein starker englischer Angriff bevorstehe und feindliche Infanteriepanzerflugzeuge bereits hie und da aufgetaucht seien. Im Nu waren wir im Start. Ein kurzes Abbremsen — und in rascher Fahrt hoben sich die Maschinen vom Boden ab und verschwanden

in den grauen Nebelschleiern über den feuchten Sommeniederungen.

Nach wenigen Minuten waren wir über den Linien. Dicke Schwaden künstlichen Nebels krochen und wälzten sich über dem zerrissenen Trichterfeld, vermischten sich mit den dunklen Rauchwolken der krepierenden Geschosse und wurden wieder jäh aufgewirbelt von mächtigen Erdfontänen neuer Einschläge.

Wir flogen zur Somme, wir flogen nach Süden, wütend begrüßt von zahllosen englischen Maschinengewehren und Revolverkanonen. Aber nirgends tauchte ein Gegner auf.

Eben hielt ich mit Hilfe meines getreuen Kameraden, des Vizefeldwebels Pütz, wieder aus fünfhundert Meter Umschau nach lohnenden Zielen — da, was ist das? Aus einer dichten Staubwolke da unten wälzt sich, einer riesigen Raupe gleich, über die Trichter hin ein eigentümliches Wesen, unbehindert durch die einschlagenden Granaten, alles zermalmend, was sich ihm in den Weg stellt: ein Tank! Und schon schiebt sich ein zweiter aus dem Rauch und Qualm. Blitzschnell jagen die Gedanken: Wie ihn angreifen? Von vorn, von hinten, von der Seite? Wo liegt die stärkste, wo die schwächste Seite der Panzerung? Ist nicht jeder Versuch zwecklos? Denn bisher ist aus der Luft noch keines dieser Ungetüme zur Strecke gebracht worden. Patronen habe ich ja noch reichlich im Gurt, Leuchtspur- und Panzermunition. Drum sei's gewagt!

Zum ersten Angriff wählte ich mir die Breitseite. Pütz hat meine Absicht bemerkt und nimmt sich den zweiten Tank vor. Vorerst nur mit Panzermunition aus einem Gewehr schießend, rasen wir auf die beiden Riesenwürmer herunter. Erst auf nahe Entfernung lasse ich beide Gewehre spielen. Doch fehlgeschossen! Die ungeschlachteten Gesellen setzten ihren Weg unbeirrt fort. Wesentlich fühlbarer ist der Kampf schon für uns: Ein verheerendes Maschinengewehrfeuer aus den Tanks war die Antwort, Grund genug, um meinen Einsitzer mit flatternden Tragdeckfetzen in scharfer Kurve wieder hochzureißen.

Diese Art der Bekämpfung führt also nicht zum Erfolg. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit wälzen sich die Ungetüme vorwärts. Wie aber, wenn ich den Tank senkrecht von oben zu fassen bekäme? In wenigen Sekunden haben wir die



fünfhundert Meter wieder erklettert. Also noch einmal drauf! Gas weg — die Maschine auf den Kopf gestellt — in rasendem senkrechtem Sturz aus beiden Gewehren feuernd stoße ich hinunter. Knapp über dem Tank fange ich die Maschine ab; wohl ächzen die Streben und Holme, aber sie halten aus. Und siehe da, diesmal habe ich kein Maschinengewehrfeuer bekommen. Oder habe ich es in dem sausenden Flug überhört? Doch — nein — der Tank stand. Auch der zweite, den Pütz in gleicher Weise angenommen, lag regungslos. Mißtrauisch beobachtete ich noch längere Zeit die beiden. Aber keinerlei Bewegung verriet mehr Leben. Befriedigt flogen wir ab. Kaum waren wir gelandet, da traf auch schon die Meldung von der vorderen Linie ein, die unseren Erfolg bestätigte: Die beiden Tanks waren und blieben erledigt!

Rob. Ritter v Greim (gek.)

## Luftschlacht

Nachmittags gegen 5 Uhr trafen sich in Flandern die deutschen und englischen Jagdflieger regelmäßig zwischen dem Houthoulster Wald und dem Zillebecker See zum « Fünf-Uhr-Tee ». Da gab's harten Zwieback. Das Stellidichein wurde so beliebt, daß man schließlich geradezu von Massenbesuch reden konnte: fünfzig bis sechzig Flugzeuge beiderseits in geschlossenem Verband. Wie auch sonst an der Front ließen sich gegenüber den starken feindlichen Kräften nur dann Erfolge erringen, wenn es gelang, die eigenen Flugzeuge in eine günstige Angriffsstellung über die feindlichen zu bringen. Das wußte man beiderseits. Jedes Geschwader versuchte daher das andere zu überhohen: so sah man ein fortwährendes Hinundherwogen zweier gewaltiger Schwärme die Front entlang, ein Listen und Ringen um Höhe, ohne daß bei diesem Sport viel herauskam. Man bekam den geschmeidigen Gegner nicht richtig zu fassen. Das Jagdgeschwader III bestand damals aus den Jagdstaffeln 27, dessen Führer Oblt. Loerzer, zugleich Geschwaderchef war; Jasta<sup>1</sup> 26, Führer Oblt. Göring;

<sup>1</sup> Jasta = Jagdstaffel.

Jasta Boelcke, Führer Oblt. Bolle; Jasta 36, Führer Lt. Bongartz.

Wir alle waren es satt, mit dem Engländer weiterhin die Front entlangzuwalzen. Da rückte Göring mit einem schneidigen Plan heraus: Wir wollten dem Engländer einen Lockvogel vor die Nase setzen und ihn dann in die Zange nehmen. Das Geschwader teilte sich: die eine Gruppe kreuzte vom Houthoulster Wald zum Zillebecker See, die andere umgekehrt, so daß man sich mitten zwischen Wald und See in verschiedener Höhe begegnete. Ich hatte damals die neueste und schnellste Maschine und übernahm deshalb das Anlocken. Nach dem Start holte ich in großem Bogen auf Nieuport zu aus und stieg in bedeutende Höhe. Dann flog ich den Zillebecker See so an, daß ich für die Engländer unter mir aus der grellen Sonne kam, die ich im Rücken hatte. Sie mochten mich zuerst für einen Landsmann halten, erkannten mich aber, als ich näher heran war. Ich bemerkte eine gewisse Unruhe beim Feind, Unordnung bei einzelnen Schwärmen des Geschwaders. Man versuchte, zu mir emporzukreisen.

Während dieses Zirkusfliegens stieß ich zweimal, ohne zu schießen, auf den englischen Führer, der jedesmal auswich. Als ich dann aber eine unserer Gruppen schon gefährlich nah unter den Kokardenmaschinen durchgleiten sah, setzte ich plötzlich zum dritten Angriff an, und der glückte. Ich stellte mein Flugzeug, das wie eine Säge abriß, fast auf den Kopf und « rotzte » dem Englishman aus beiden Gewehren den Laden so voll, daß er genug kriegte. Er « montierte » brennend ab. Dabei glückte es mir, während die englischen Propeller und Maschinengewehre mich wie auf Kommando zum Ziele nahmen, mit meiner schnellen Maschine durch die Lücke, die der abgeschossene Gegner gelassen hatte, hindurchzuflitzen. Die Engländer hinter mir her. Sie schossen wie unsinnig, ohne zu treffen, waren sich selbst jedoch gefährlicher als mir. Zugleich wurden sie von unserer Zange erfaßt, und da wir glücklicherweise auch noch « Joffre-Wind » aus Frankreich herüber hatten, so wurden sie fast wie von selbst hineingeblasen.

Unsere Staffeln bissen sich ihnen im Nacken fest, allen voraus Göring, der Führer der Jasta 26, nach seinem taktischen Grundsatz: « Immer 'ran auf Meter! » Nach den ersten Ab-

schüssen löste sich die Ordnung beim Feind, alles stob wie Spreu auseinander, um die eigenen Linien zu erreichen. Schwelende und flammende Klumpen lösten sich aus dem Getümmel. Tragdecks flatterten brennend nieder. Wir versuchten, dem Gegner den Rückzug abzuschneiden, und dabei gelang es uns, zwischen Wald und See noch achtzehn englische Flugzeuge auf deutschen Boden niederzudrücken.

Als ich nach der Landung meine Maschine besah, fand ich keinen einzigen Treffer, trotz des Hexenkessels, in den ich geraten war.

Hch. Bongartz

## Unsere Treue wird unser Licht sein

(November 1918)

**D**er Feind verlangt, daß Göring die Maschinen des Jagdgeschwaders Richthofen ausliefert. Göring weigert sich. In Ruhe und Ordnung führt er sein Geschwader in die Heimat zurück. Ein Offizier der Obersten Heeresleitung reist ihm von Flugplatz zu Flugplatz nach, um ihn zur Übergabe der Flugzeuge an den Feind zu bewegen. Er bleibt bei seiner Weigerung. Einen Teil der Flugzeuge läßt er schließlich in Darmstadt stehen, mit dem Geschwader rückt er weiter. Die Übergabe an den Feind vollzieht Hermann Göring nicht. —

Demobilmachung des Geschwaders in Aschaffenburg. Aus Würzburg erscheint ein Soldatenrat, um die Mannschaft gegen die Offiziere aufzuhetzen. Einige Worte von dem Kommandeur jedoch genügen, den roten Spuk wieder zu vertreiben.

Im Stiftskeller von Aschaffenburg nimmt dann Göring Abschied von den Kameraden. Was seine Seele durchwühlt hat in jener furchtbaren Novembernacht, bricht jetzt hervor in leidenschaftlicher Sprache. Das ist kein Abschied, das ist ein zorniger Aufschrei und zündender Aufruf an seine Getreuen:

«Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters! — Wir haben noch einen weiten, schweren Weg zu gehen. Unser Weg ist dunkel, Kameraden!

Aber unsere Treue wird unser Licht sein. Wir müssen stolz sein auf das, was wir getan haben, weil wir es ganz taten und bis zuletzt. Wir müssen wollen, daß ein neuer Kampf sich erhebe! Wir müssen immer daran denken.»

M. H. Sommerfeldt

\*

**D**er heroische Gedanke muß stets bereit sein, auf die Zustimmung der Gegenwart Verzicht zu leisten, wenn die Wahrfhaftigkeit und Wahrheit es erfordert.

Adolf Hitler

\*

**H**eroismus ist nicht nur auf dem Schlachtfelde notwendig, sondern auch auf dem Boden der Heimat.

Adolf Hitler

\*

**W**ir toten Flieger blieben Sieger durch uns allein.  
Volk, fliege wieder, und du wirst Sieger durch dich allein.

Mahnworte am Fliegerdenkmal auf der Wasserkuppe

# D. In den Kolonien

Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten.

Meyer-Waldeck

## Die Helden von Tsingtau

(1914)

**I**n der Festung geht ein Tag von Mund zu Mund, der 31. Oktober: «Paßt auf, am 31. Oktober kommen sie mit Gewalt, am 31. Oktober wollen sie Tsingtau haben. Am 31. Oktober ist der Geburtstag des Mikado. An diesem Tag werden sie ihrem Kaiser Tsingtau als Geschenk vor die Füße legen wollen.

Tsingtau muß japanisch werden.»

Und als nun der japanische Oberkommandierende seine Offiziere versammelt, sind das im Augenblick gar nicht mehr moderne Offiziere einer sehr modernen, gut bewaffneten Armee, nein, das sind — trotz aller modernen Uniformen und Waffen — in tiefster Seele Samurais, Gefolgsleute, Lehnsleute des Mikados, im schwarzen japanischen Panzer, das leicht gebogene, altertümliche Schwert in der runden Scheide, das Knie beugend, todesbereit.

Das ist, ganz maskenlos, ganz fern von allem Wissen und Fühlen angelernter europäischer Zivilisation, das zweite, das ist das wahre Gesicht Japans, seine wirkliche Macht und sein Urquell aller Siege, allen Strebens, allen Wollens, das in jedem einzelnen dieses Inselvolkes lebt, von Samurai bis zum allerletzten Bauern, bis zum Bettler hinab!

Und es beginnt die große Beschießung, der restlose Einsatz der Gewalt. Flüsterte man früher hier und da, Japan arbeite behutsam gegen Kiautschou, weil es das kostbarste Pfand

möglichst unversehrt in die Hände bekommen wolle, so wird das jetzt anders.

Die Feuermäuler brüllen gegen Tsingtau. Unablässig rollt es aus den Bergen und von der See her, wo Achtundzwanziger und Dreißigeinhalber bis zum Bersten hergeben, was sie nur können.

Die Küstenforts, die Hügel, die Kasernen, die Hafenanlagen, das Drahthindernis und die Infanteriewerke liegen unter Stahl und Eisen begraben.

Schuß auf Schuß, Einschlag um Einschlag.

Die deutschen Werke antworten, wehren sich zäh gegen die übermächtige Artilleriewaffe des Gegners.

Halbnackt arbeiten die deutschen Matrosenartilleristen an den Geschützen. Schweiß trieft von ihren Gesichtern. Sie aber arbeiten verbissen weiter, laden, richten, schießen, laden, richten, schießen, immer weiter, solange nur die Munition reicht.

Vorn liegen sie still wie die Mäuse, Dreck und Sand in den Gräben, in den Infanteriewerken, Sand in der Uniform, in den Kochgeschirren, Sand im Munde, Sand, Sand.

Dicht vor den Eingängen liegt schon General Kamios Sturm-Infanterie, sprungbereit. Sie hat sich unter schweren Verlusten in den letzten Stunden emsig herangearbeitet.

Aber auch mancher deutschen Mutter Sohn ist für immer stumm geworden, fällt in der Hölle dieser hämmernden, unaufhörlichen Beschießung durch Sprengstücke und Querschläger. Die Infanteriewerke sind nur noch Fetzen von Befestigungen, zerwühlte Trümmerhaufen. Jede, auch nur die geringste Möglichkeit, die kleinste Feuerpause benutzt die Besatzung zum Ausbessern, zum Wiederaufbau, zur letzten Bildung von Widerstandsnestern.

Und trotz dieser schweren Kanonade, trotz dieses Gewitterregens von Stahl gaben die deutschen Geschütze nicht Ruhe und benutzten jede Feuerpause zur Antwort. Eine leichte Fünfzehn-Zentimeter-Feldbatterie spielte sogar noch nach alter Weise mit den Japanern Versteck. Diese Wackeren hatten sich schon seit geraumer Zeit eine wundervolle, «naturechte» Bergkulisse gebaut. Hinter dieser bemalten Leinwand schossen sie nun brav auf die Japaner, bis die Gelben nach einigem

Mühen die Stellung der vertrackten Batterie 'rauszuhaben glaubten und, die Bergkulisse als Richtungspunkt nehmend, eifrig auf Vernichtung der deutschen Feldgeschütze strebten.

Es war vergebliche Liebesmühe; denn sobald es brenzlich wurde am Ort, brach der Batterieführer Feuer, Stellung und Kulisse ab und verschwand mit seinen leicht beweglichen Kanonen und Mannen rasch in eine andere Gegend, um dort mit der fabelhaften Kulisse das Spiel aufs neue zu beginnen.

Der Feuerkampf ging bis in den sinkenden Abend hinein. Dann schwieg er langsam. Die Verteidiger hinter Verhau und Graben, in Kasematte und Geschützstand, auf den Beobachtungspunkten, in den Befehlsstellen hielten unwillkürlich den Atem an. So grauenhaft und schmerzhaft wirkte diese Stille nach dem dröhnenden Lärm, dem Splittern, Zischen und Krachen, an das sich Ohren und Nerven schon gewöhnt hatten.

Doch es war keine Zeit zum Grübeln. Der einfachste Matrose konnte sich ausrechnen, was nun kam.

In dieser Nacht kamen sie — sechstausend Japaner, die geschworen hatten, daß Tsingtau dem Mikado gehören sollte an dem Tage, da er geboren worden war.

Die sechstausend brachen gegen die deutsche Linie, diese dünne, schwach verteidigte, von Granaten zerfetzte Linie vor.

Sie liefen an, blind begeistert, nicht, als ginge es gegen eine Feldstellung im zwanzigsten Jahrhundert, nicht, als ob Geschütze, Maschinengewehre und Gewehre dort lauerten, geführt von kampfproben Soldaten — nein, als ob es gegen eine mittelalterliche Burg ginge; Schwert gegen Schwert, Lanze gegen Lanze.

Die Fahne mit dem roten Sonnenball weht im Nachtwind.

Vorwärts, vorwärts!

Still ist es da drüben in der deutschen Stellung. Das große Atmen geht unter in dem hellen Geschrei der Japaner.

«Bansai! Bansai! Tsingtau den Japanern, dem Mikado!»

Hart knatternd antwortet es von drüben, hämmert es los: Takatakatakatakatakak!

Der Todessang der Maschinengewehre, das Knattern der Achtundneunziger-Gewehre. Scheinwerfer flammen, Raketen steigen in die Nachtluft, grün, gelb, rot. Darauf haben sie gewartet da oben auf dem Iltis, dem Moltke, dem Bismarckberg.

Und es rast und grollt aus den deutschen Haubitzzschlünden, was nur hinaus will. Jetzt zahlen wir heim!

Und sie fallen, wie sie kommen, reihenweise, die kleinen Männer in den braunen Uniformen. Das « Bansai » bricht auf den Lippen zum Todesschrei. Erstarrte Hände krampfen sich um Samuraischwerter, um Gewehrkolben. Weiter, weiter, was lebt, Tsingtau muß noch in dieser Nacht dem Mikado gehören!

Immer wieder werfen sie sich gegen den deutschen Drahtverhau, hinein in das Hämmern der Maschinengewehre, hindurch durch das deutsche Granatfeuer, beseelt von dem großen, todesmutigen Glauben: Japan und der Mikado!

Aber die dort in den Gräben, die wenigen Männer in der deutschen Uniform, tragen dieselbe Stärke eines Glaubens im Herzen, wissen, daß in dieser Stunde nur die letzte Patrone, der letzte Einsatz an Willen und Kraft sie rettet vor dem Überranntwerden.

Fällt einer, steht schon der andere am Maschinengewehr. Offizier und Mann, Matrose und Freiwilliger, Maat und Gefreiter, kein Unterschied mehr. Ein Wollen, eine Gemeinschaft, ein Glaube.

« Sie sollen es nicht haben, das deutsche Tsingtau, sollen es nicht haben, solange wir noch aufrechtstehen, solange die letzte Kugel nicht verschossen ist! »

Die Lippen werden trocken, die Augen brennen, heiß sind die Läufe und Rohre. Aushalten, aushalten! Schon liegt ein Totenwall im Vorgelände, ein Ächzen und Stöhnen ist in der Luft.

Feuerpause. Der bärtige Landwehrmann teilt den letzten Schluck aus der Feldflasche mit einem blutjungen Freiwilligen. Schweres Aufatmen geht durch die Reihen. Gerade hat man Zeit, nach den Toten zu schauen, nach den Verwundeten, einen neuen Streifen Patronen in die Kammer zu schieben. « Da kommen sie schon wieder, diese Irrsinnigen », sagt jemand heiser.

Wieder flutet die Welle heran. Wieder zersplittert sie am deutschen Feuerwall. Wo kleine, verwegene Gruppen durch dieses Höllenfeuer hindurchkommen, sehen sie nicht viel von der deutschen Stellung.



Keiner verläßt sie lebend. Spaten und Pistole, Beilpicke und Kolben räumen auf. Aber Sturmwelle auf Sturmwelle kommt, Sturmwelle auf Sturmwelle bricht zusammen. «Für Japan und den Mikado!»

«Für Deutschland!» denken die andern still.

Das Morgenlicht findet die Verteidiger in den halbverschütteten, zerfetzten Stellungen. Erschöpft, hungrig, todesmüde, aber stolz. Sie tragen ihre Toten und Verwundeten nach hinten. Ihre Blicke streifen den Bismarckberg, in dessen Kasematten die Matrosenartilleristen bleiern schlafen. Ja, sie weht noch, die deutsche Flagge.

Die Sturm- und Blutnacht der Samurais ist zu Ende — nutzlos — erstickt im Blut.

Tsingtau ist immer noch deutsch. —

Die letzte Munition wird nach den Forts auf dem Iltis-, Bismarck- und Moltkeberg gebracht, auch das Werk Hsiau-niwa bekommt die letzten Granaten.

Lange haben die deutschen Geschütze geschwiegen. Man hat mit der Munition gespart.

«... bis zum Äußersten...»

Ist das Äußerste schon da?

Die Japaner scheinen es anzunehmen. Sie frohlocken. Die Deutschen haben sich verschossen, ihre Geschütze sind zerstört.

Neuer Sturm wird befohlen. Zwanzig zu eins stehen die Belagerer gegen die deutschen Verteidiger jetzt, zwanzig Japaner auf einen Deutschen.

Es wäre nicht gerade gut für Japans Waffenehre, wenn man jetzt nicht im Sturm die Festung nähme. Aber plötzlich — man schreibt die Nacht vom 4. auf den 5. November — liegt heftiges Artilleriefeuer auf den vordersten japanischen Schützengräben. Die angeblich toten deutschen Kanonen beginnen wieder zu brummen und zu speien, tragen wieder Tod und Verderben in die japanischen Reihen.

Noch ist der Widerstandsgeist nicht erloschen. Und wieder brechen sich die erneut vorprellenden Sturmkolonnen der Söhne des Mikados an der deutschen Verteidigungslinie, die nun wirklich nicht mehr ist als eine Linie.

Zwanzig gegen einen. Die folgende Nacht bringt neuen Sturm und neue Niederlage der Angreifer. Endlos lang sind schon die Verlustlisten auf japanischer Seite. —

Der letzte Akt des Heldenkampfes von Tsingtau beginnt. Die Kräfte der Verteidiger sind erschöpft, die Bestände an Munition sind winzig klein. Da draußen gibt es keinen Drahtverhau mehr, keine Gräben, keine Infanteriewerke. Alles ist eingeebnet, zerschossen, zerfetzt. —

Die Nacht zum 7. November. Der letzte Sturm beginnt und der letzte Widerstand.

Langsam, ganz langsam weichen die deutschen Verteidiger, allmählich schweigt Geschütz auf Geschütz. Bis zur letzten Patrone, bis zur letzten Granate; nun sind sie verfeuert.

Kann man mit dem nackten Gewehrkolben, mit Seitengewehr und Spaten gegen zwanzigfache Übermacht kämpfen? Auch das wird noch versucht.

Mann gegen Mann ringen sie. Einzelne deutsche Formationen leisten Übermenschliches. —

Der Morgen leuchtet über Tsingtau auf, der letzte Morgen über einem deutschen Tsingtau.

Gouverneur Meyer-Waldeck ringt mit einem schweren, einem bitteren Entschluß, und die Männer, die für die Verteidigung der deutschen Festung verantwortlich sind, sehen stumm auf das zertrümmerte, zerfetzte Tsingtau, auf seine Verteidiger, die sich wehren ohne Munition, ohne Verpflegung.

Es ist zu Ende! Die weiße Flagge der Übergabe steigt empor!

Am 9. November ziehen die Japaner in die Stadt ein. Mit leisem Grauen sehen die japanischen Offiziere auf die kleine Schar der erschöpften Deutschen.

Niemand weiß genau, wie schwer die Verluste der Japaner waren. Es heißt hier und da, daß sie 10 000 bis 12 000 Mann vor Kiautschou gelassen haben. Von amtlicher japanischer Seite allerdings sind diese Verluste nie veröffentlicht worden. Vermutlich wird das auch nie geschehen. Die deutschen Verluste betragen 199 Tote und etwa 500 Verwundete. —

Das Heldenlied von Tsingtau, es ist nicht verklungen, in Asien nicht und nicht in der Welt und nicht in den deutschen Herzen, wo immer sie auch schlagen mögen.

H. Steinmann (gek.)

\*

**B**rüder, nun erhebet euch!  
Laßt den Schwur uns schwören,  
daß wir diese Heldenschar,  
die des Deutschtums Blüte war,  
ewig wollen ehren!

Ludwig Ganghofer,  
geschrieben nach dem Fall von Kiautschou

\*

**E**in Mann, der bereit ist für eine Sache einzustehen, wird und kann niemals ein Schleicher und charakterloser Kriecher sein.

Adolf Hitler

## Das war „Made in Germany“

(3. und 4. November 1914)

**I**ch schätzte die Summe der bis zum Mittag bei Kap Rasakone gelandeten Feinde auf 6000. Aber auch bei dieser noch niedrigen Schätzung des Feindes mußte ich mir die Frage vorlegen, ob ich wagen dürfte, bei meinen 1000 Gewehren einen Entscheidungskampf aufzunehmen. Ich habe die Frage aus verschiedenen Gründen bejaht.

Da der Feind am ersten Tage schon mit seinen vielen Truppen nicht verstanden hatte, unsere schwachen Kräfte zu umgehen, und diese mit ihrem schneidigen Angriff das moralische Übergewicht errungen hatten, warum sollte es am zweiten Tage nicht ebensogut gehen, auch wenn der Feind da bedeutend stärker war?

Schon fing ich an zu zweifeln, daß der Feind am 4. November überhaupt noch angreifen würde, als um 3 Uhr

nachmittags ein Askari mir in seiner einfachen und strammen Art die unvergeßliche Meldung machte: « Adui tajari! » (Der Feind ist da!) Im nächsten Augenblick ging das Gewehrfeuer gleichzeitig auf der ganzen Front los, und man konnte auf den raschen Verlauf des Gefechtes mit seinem Hin- und Herwogen Schlüsse ziehen. Man hörte, daß das Feuer sich vom Ostrande Tangas her in die Stadt hineinzog. Hier war also die 6. Kompanie von der Übermacht zurückgeworfen.

Das britische, nur aus Europäern, langgedienten Mannschaften, bestehende Lancashireregiment, 800 Mann stark, wurde mit schweren Verlusten zurückgeworfen. Von unseren Maschinengewehren sind ganze Kompanien reihenweise niedergemäht worden.

Nach etwa einstündigem Gefechte beobachtete ich, wie die Askari durch die Palmen bis an die Straße Tanga-Pangani zurückgingen. Im ganzen war der Druck, der gegen unsere Front ausgeübt wurde, so stark, daß ich glaubte, mit der Herbeiführung der Entscheidung nicht mehr länger warten zu können und den Gegenstoß herbeiführen zu müssen. Hierzu stand allerdings nur eine einzige Kompanie zur Verfügung, aber es war die gute 13. Feldkompanie. Die 4. Kompanie, deren Ankunft ich von Minute zu Minute sehnsüchtig erwartete, war noch nicht eingetroffen, so mußte es mit der 13. allein geschehen. Diese bekam den Befehl, sofort den Feind an seiner Flanke zu packen! An seiner ungesicherten Flanke mußte ihn der Gegenstoß vernichtend treffen. Jedem Teilnehmer wird der Augenblick unvergeßlich sein, als die 13. Kompanie mit ihrem Dauerfeuer einsetzte und den sofortigen Umschwung des Gefechtes herbeiführte. Die ganze Front löste sich auf und stürzte mit jubelndem Hurra vorwärts. Da kam auch die 4. herbei und half der 13. bei ihrem vernichtenden Verfolgungsfeuer. In wilder Flucht floh der Feind in dicken Klumpen davon, und unsere Maschinengewehre, aus Front und Flanke gesammelt auf ihn wirkend, mähten ganze Kompanien Mann für Mann nieder. « Wana kimbia, wana kimbia! » (sie laufen, sie laufen!), schrien die Askari und tobten mit lautem Geschrei hinter den Feinden her.

Das ganze Gefechtsfeld war übersät mit Toten. Mehrere Askari kamen freudestrahlend heran, über den Rücken ganze

Bündel erbeuteter englischer Gewehre und in jeder Faust einen oder mehrere gefangene Inder. Die Handfesseln aber, die wir bei diesen vorfanden zum Gebrauch für deutsche Gefangene, wandte niemand von uns ihnen gegenüber an.

Im Laufe des andern Tages wurde uns allen klar, daß die Niederlage des Feindes eine gewaltige gewesen war. Zwar wußten wir zunächst nicht, wie hoch die Verluste sein konnten, aber die vielen Stellen, wo Hunderte und wieder Hunderte von gefallenem Feinden lagen, gaben uns einen Begriff von der Masse der Toten. Es waren, wie wir später erfuhren, weit über 2000 Mann.

Der Feind fühlte sich vollständig geschlagen und war es auch. In wilder Aufregung waren seine Truppen geflohen, Hals über Kopf in die Leichter und Boote gestürzt. Die Möglichkeit eines erneuten Kampfes wurde überhaupt nicht erwogen. Aus Gefangenenaussagen und amtlichen englischen Schriftstücken ging hervor, daß das gesamte englisch-indische Expeditionskorps, 8000 Mann stark, von unseren wenig über 1000 Mann starken Truppen vernichtend geschlagen war. Ein englischer Parlamentär, der abends erschien um über die Verwundeten zu verhandeln, gratulierte uns zu diesem Siege mit den Worten: Das war «Made in Germany».

Auch die Materialbeute war erheblich. Außer den 600 000 Patronen hatte der Feind sein gesamtes Fernsprechgerät sowie Bekleidung und Ausrüstung liegen lassen, so daß wir auf mindestens ein Jahr unseren eigenen technischen Anforderungen und denen an Bekleidung von Europäern und Askari sowie deren Ausrüstung mit warmen Mänteln und wollenen Decken genügen konnten.

v. Lettow-Vorbeck (gek.)

## Der Sturm auf den Bahnhof

(3. Juli 1918)

**D**er Feind war stark verschanzt, und im dichten Busch waren seine Stellungen noch nicht erkannt. Für einen Sturm auf den Bahnhof war die Lage augenblicklich noch nicht günstig. Der Gegner lag gut eingegraben rings um den Bahnhof. Unsere Kanone war entzwei, und der Tag neigte

sich seinem Ende zu. Also warteten wir auf den nächsten, und die Abteilung Poppe hielt den Gegner am Bahnhof diesen Tag und die Nacht durch in steter Spannung.

Am nächsten Tag, den 3. Juli morgens, gelang es unserem tüchtigen Artilleristen, dem Oberleutnant zur See Wenig, unsere Kanone mit vieler Mühe wieder zusammenzuflicken. Von der erbeuteten portugiesischen paßte der Verschluß so tadellos, daß er an unserer Kanone verwendet werden konnte, und durch Auswechslung der einzelnen brauchbaren Teile wurde aus drei Kanonen ein verwendungsbereites Geschütz hergestellt. Nun war gute Gelegenheit, dieses neue Geschütz mit den erbeuteten 200 Schuß gleich auf die englische Stellung am Bahnhof einzuschießen und auszuprobieren. Auf wenige 100 Meter Entfernung wurde es herangeführt, und ein anderes kleines von 4 Zentimeter Kaliber wurde in die vorderste Gefechtslinie bei der 21. auf knapp 50 Meter Entfernung vor dem Feind in Stellung gebracht, so daß es mit dem anderen Geschütz sein Feuer kreuzen konnte. Alle Maschinengewehre standen bereit, und von den hohen Termitenhügeln hatten gute Schützen mit leichten Maschinengewehren und auch mit Einzelfeuer den Gegner in den Gräben schon so zusammengesossen, daß kaum jemand mehr es wagte, den Kopf herauszustrecken.

Da dröhnten die Einschläge des Geschützes krachend in die Bahnhofsgebäude. Schuß auf Schuß saß mitten im feindlichen Lager. Manche auch genau in den Schützengräben, daß Köpfe, Arme und Beine umherflogen. Das kleine 4-cm-Geschütz wetterte aus nächster Entfernung, rechtwinklig dazu, auf die Maschinengewehrstände des Gegners, um diese zum Schweigen zu bringen. Die 21. Feldkompanie blies zum Sturm. Die Feuerüberlegenheit war erkämpft. Jeder sah auf wenige Schritte voraus, inmitten des feindlichen Lagers, die große Menge an Munition und die gefüllten Magazine. Also drauf und dran!

Wie Reiter ihre Pferde, so hielt der Kompanieführer seine Kompanie, so hielten die Zug- und Gruppenführer die sprungbereiten Leute und warteten auf den Befehl zum Sturm. Da ertönte unser schönes deutsches Signal: « Zum Sturm, marsch, marsch, hurra! » Mit gellendem Hurra sprang Ruckteschell mit

seinen Leuten in die feindlichen Gruppen, den erschütterten fliehenden Feind vor sich hertreibend und aus den Stellungen werfend. Kempner mit der 11. brach von der anderen Seite ein. Poppe drang von der dritten Seite vor, und flott trieben die Kompanien — ein Teil der 4. unter dem tüchtigen Feldwebel Braun war auch dabei — den Gegner in den Nhamakurafluß. Am Ufer des Flusses hatten die 100 Mann, die den Fluß noch erreichten, die Stiefel ausgezogen, um besser hinüberzukommen. Als sie aber das Hurra unserer Truppen hinter sich hörten, stürzten sie sich in die Fluten, und was nicht zusammengeschossen wurde, ertrank. Darunter auch der Führer, der Major Gor-Brown. Nur einzelnen gelang es, flüchtend nach Quelimane zu kommen und dort Nachricht zu geben von der vollständigen Niederlage.

Die Engländer behaupteten, die Portugiesen wären zuerst davongelaufen und hätten sie angesteckt; die Portugiesen beklagten sich, die Engländer hätten sie nicht richtig unterstützt. Uns konnte es gleich sein; wir hatten den Vorteil davon. Wir konnten kaum übersehen, was wir alles erbeutet hatten, so unendlich viel lag da umher. 7 schwere, 3 leichte Maschinengewehre und 2 Geschütze fielen in unsere Hand. Immer neue Lasten erbeuteter Munition trafen im Lager ein. Der Intendant war verzweifelt, weil er nicht wußte, woher er die Träger nehmen sollte, um das alles fortzuschaffen. Dazu kamen über 300 000 Kilogramm Verpflegung und die Bestände der Zuckerfabrik Kokosani. Jeder konnte an Kleidern so viel erhalten, wie er haben wollte. Mein Boy Serubili belobte mich mit den Worten, das wäre doch noch eine ganz andere Sache als bei Tanga, hier bekäme jedermann so viel Zucker, daß er für sein Leben lang genug hätte. Solch ein Gefecht ließe er sich gefallen. Tatsächlich war der ganze Lagerplatz mit Zucker besät. Jeder der Schwarzen wurde so reichlich mit Verpflegung aller Art und Kleidung versehen, daß etwas ganz Besonderes eintrat, ein Fall, wie er vorher und nachher nicht wieder gehört wurde: die guten Mohren hörten auf zu stehlen. Auch viel Europäerverpflegung und Konserven wurden erbeutet. Jeder unserer Europäer konnte auf Monate hinaus versehen werden.

v. Lettow-Vorbeck (gek).

# General von Lettow-Vorbeck

Der Gegner erzählt:

**W**ir erhielten endlich die Meldung: «Die Deutschen überschreiten den Rovuma, knapp an Munition und Verpflegung, kriegsmüde und niedergeschlagen.» Wir frohlockten! Wir sagten: «Nun endlich werden wir sie bekommen!» Wir bauten Stacheldrahtzäune, um die gefangenen Deutschen einzuschließen, und brachten unsere Kameras in Ordnung, um das Bild des Generals v. Lettow-Vorbeck, dieses Wunder von Gerissenheit und teuflischem Witz, auf die Platte zu bannen.

Und richtig! Eines Tages erschienen an unsern Fronten einzeln und in Gruppen waffenlose Soldaten in der in der Farbe der Wildnis gefärbten, uns aus den Kämpfen bekannten, arg mitgenommenen Kleidung der Deutschen. Sie ließen sich willig gefangennehmen. Aber es waren Portugiesen, die in Lumpen steckten! Die angeblich kriegsmüden und niedergeschlagenen Deutschen hatten die portugiesische Festung in Ngomano, die von 1000 Soldaten besetzt war, gestürmt und eine Viertelmillion Patronen und alle Gewehre erbeutet. Sie schlugen ihre englischen, früher bei uns erbeuteten Waffen, zu denen ihnen im Augenblick die Patronen fehlten, um die Baumstämme, daß die Schäfte zersplitterten und die Läufe knickten, bewaffneten und kleideten sich neuzeitlich portugiesisch, indem sie mit den Portugiesen die Kleidung tauschten und entließen die gefangengenommenen portugiesischen Soldaten mit ihrer eigenen alten, zerrissenen Kleidung. Die Portugiesen, in den Lumpen der Deutschen, suchten uns auf, die Deutschen aber wandten sich landeinwärts, ins Innere der portugiesischen Kolonie, in einem ununterbrochenen Siegeszuge alle befestigten Plätze erobernd. — (Ich erstand für meine Kriegsbeutesammlung von einem Portugiesen eine deutsche Ausrüstung. Drei Schilling sechs Pence! Sie bestehen aus hunderttausend Flickern. Es ist fabelhaft!)

Seit der Wegnahme der Festung Ngomano hatte der deutsche General seine Tätigkeit von Rovuma bis zum Zam-besi, vom Nyassasee bis zum Meere ausgedehnt. Dieses Gebiet ist kaum kleiner als Frankreich. In ihm bewegte er sich mit



einer fabelhaften Geschwindigkeit hin und her. Werden wir ihn endlich erwischen? So dachten wir, während wir marschierten.

Niemand macht sich einen Begriff, welche Strecken wir hinter diesen Deutschen hergelaufen sind. Und die Deutschen fanden noch Zeit, uns anzugreifen, befestigte Plätze zu über-raschen und kleine Streifen in alle Windrichtungen tage-, ja wochenlang auszuschicken. Sie unternahmen Jagdzüge, fischten in den Flüssen, gaben sich mit den Eingeborenen ab, stampften in Ermangelung von Mühlen in Holzmörsern Korn, bereiteten Medikamente, heilten ihre Kranken und Verwundeten — und marschierten!

Dies ging Tag um Tag und Woche um Woche und war um so bemerkenswerter, als die Grippe in bösartiger Weise unter den Deutschen und ihren Schwarzen hauste und die Kranken in Ermangelung genügender Transportgelegenheit, wofür im weglosen Urwald nur Träger in Frage kommen konnten, selbst bei hohem Fieber das Marschtempo einhalten mußten.

Wir hatten es trotz großer Truppenaufgebote nicht verhindern können, daß die Deutschen nach einer Abwesenheit von fast einem Jahr von ihrer eigenen Kolonie, welche wir ganz in Besitz genommen hatten, dorthin zurückkehrten. Als einzige Hoffnung nun blieb uns der Plan, alle Wege, die der deutsche Kommandeur möglicherweise dort einschlagen konnte, durch eine Übermacht von Truppen zu sperren. Aber wenn drei Wege für den Feind offen sind, so nimmt er gewöhnlich den vierten. — Nachdem der deutsche General das Livingstonegebirge umschritten hatte und den gewaltigen Sümpfen des Ruckwasees sich näherte, in die wir ihn zu jagen hofften, war nur anzunehmen, daß er das Gebiet nördlich zu gewinnen strebte, denn südlich im Rhodesiagebiet gab es nur geringe Verpflegung. Aber gerade dort ging er hin! Er rollte mit seiner Gruppe unsere neu errichteten Etappenlinien auf, griff den von uns stark befestigten Ort Fife an, nahm Kijamb und Kasama und kämpfte in den Tagen des November 1918 bis zwei Tage nach dem Waffenstillstand in Europa mit dem stets treugebliebenen Siegereglück. Der Krieg ging zu Ende. Wir haben die Deutschen nicht besiegt. Sie haben sich selbst besiegt, d. h., sie haben auf Grund der

Bedingungen des Waffenstillstandes, den die deutsche Regierung in Europa mit uns schloß, unter Protest die Waffen niedergelegt. Ich sah den deutschen General und seine Soldaten nun von Angesicht zu Angesicht. Es war kaum einer unter ihnen, der nicht krank, elend und abgemagert aussah. Aber alle gingen sie aufrecht und stolz! —

Leutnant Wilson

## Lettow-Vorbeck

**H**eule, afrikanische Nacht!

Einer sitzt da und wacht —

ein deutscher General,

geschmiedet aus Erz und Stahl.

Sucht die Heimat in der Ferne,

grüßt die milden, weichen Sterne.

« Deutschland ruft uns, seine Ehre!

Auf, ihr Schläfer, an die Gewehre! » W. Crüwell

## Das letzte Geschütz der „Königsberg“

**D**ie « Königsberg »! erinnert ihr euch noch, wie wir sie lassen mußten im Geschlei — wie hieß er — des Rufidji<sup>1</sup>? Auf der See hatt' sie genug verdient. Ich war dabei, als sie das Meer durchfloh, den « Pegasus » — war Englands schnellstes Schiff — jäh überrascht und es zu Grus zerschloß. Wie sie im Roten Meer als Kaper fuhr. — Dann hat's auch uns ghascht. Die Bunker waren leer, wir bargen uns im Fluß Rufidji zwischen Schlamm und Priel<sup>2</sup>. Der Engelman kam nach, sechs Schiffe schossen sich ein auf unsere « Königsberg ». Zuviel!

<sup>1</sup> Rufidji (sprich: Rufidschi), größter Fluß Deutsch-Ostafrikas.

<sup>2</sup> Zu- und Abflußrinne für den Gezeitenstrom.

Sie wehrt sich einen Tag, dann war's zu End'. —  
Zur Nacht gab's Ruh'. Befehl vom Kommandant:  
« Geschütze und Granaten über Bord,  
auf Flöße, und im Dunkel unter Land! »

Das macht dem Lettow Spaß, er hatt's nicht leicht;  
kriegt achtzig Kanoniere. Nun, wir sind  
durch Afrika gezogen, kreuz und quer,  
schleppten Geschütze weit durch Dreck und Wind,  
zerlegt als Last. Verloren dies und das  
und hatten schließlich eines noch. Dem hat  
ein jeder alle Lieb' gezollt. Es war  
uns Trost und Schatz und Zeuge letzter Tat.  
Ward nie ein König noch so gut gehütet!  
Wir sparten die Granaten, wie am End'  
der Durstige noch mit dem Tropfen geizt,  
wenn ihm der ausgedorrte Schlund verbrennt. —

Heut ging's hart her! Wir lauerten dem Feind  
in einer Sperre auf. Sein General  
versuchte dreimal unsre Reih' zu stürmen,  
bis Lettow dem Geschütz zu feu'rn befahl,  
Wir seufzten, zehn Granaten gingen drauf,  
die wir ein Jahr durch Afrika geschleppt.  
Die letzten zehn! Nun ja, wir siegten heut,  
und Lettow lobt uns, hat « Hurra geheppt ». —  
Wir waren still. Wir freuten uns des Siegs,  
doch sah'n wir immer das Geschütz, dem nun  
das Ende kam. Dem Freund, dem Kamerad!  
Wir sollten's sprengen. Ja, was blieb zu tun?  
Uns war's, als lebt's und wußt von seinem Tod  
und sah' uns an — bät' um ein ehrlich End',  
wollt' nicht dem Feind verfall'n und macht' uns Mut:  
« Muß jeder einmal hin! Daß keiner flennt! » —

Füllt Pulver ein und stopft das Rohr mit Erde  
und eine Lunte her! Richtkanonier,  
dein letzter Dienst! Die Zündschnur glimmt. Zurück!  
Fahr wohl, Kam'rad — Das lebt' wie Mann und Tier.

Zurück! In Deckung! Wie die feige Lunte ihm gierig nach dem Rohr brennt. Achtung, decken! Da donnert's auf. Das letzte Bordgeschütz der « Königsberg » hat ausgedient. — Sie trecken einsamer, weiter durch die Hochlandsteppen von Deutsch-Ostafrika. — Ein Freund, der blieb! Mitunter seufzt ein Mann, und jeder weiß, es ist um das Geschütz — man hatt's sehr lieb!

Hans Friedrich Blunck

\*

## Über vier Jahre lang

legte dieses deutsche Volk ein geschichtlich noch nie gefordertes Zeugnis seines inneren Wertes ab.

Regimenter traten an und verbluteten, ohne zu wanken. Batterien feuerten bis zum letzten.

Offizier und Mann, Schiffsbesatzungen hielten die zerfetzte Flagge in ihren Fäusten und gingen mit dem Liede des deutschen Glaubens auf den Lippen in die Tiefen der Flut.

Über vier Jahre lang bewährte eine Heldenfront in tausendfachem Einsatz ihren Wert.

Adolf Hitler, Reichsparteitag 1938

# Frontgeist in trüber Zeit

Die Nachwelt vergißt der Männer,  
die nur dem eigenen Nutzen dienen,  
und rühmt die Helden,  
welche auf eigenes Glück verzichten.

Adolf Hitler, Mein Kampf



## Mahnung

**N**un schweige ein jeder von seinem Leid  
und noch so großer Not!  
Sind wir nicht alle zum Opfer bereit  
und zu dem Tod?

Eines steht groß in den Himmel gebrannt:  
Alles darf untergehn!  
Deutschland, unser Kinder- und Vaterland,  
Deutschland muß bestehn! Will Vesper

## Treue

**E**he Hindenburg den Oberbefehl niederlegte, wandte er sich im Juli 1919 in einem offenen handschriftlichen Brief an Marschall Foch, in dem er sich den Feinden statt des Kaisers, den die haßerfüllten Gegner vor ihr Gericht ziehen wollten, anbietet: «Um diese schimpfliche Erniedrigung von unserm Volk und unserer Armee fernzuhalten, bin ich bereit, jedes Opfer zu bringen. An Stelle meines kaiserlichen und königlichen Kriegsherrn stelle ich mich daher den alliierten und assoziierten Mächten mit meiner Person voll und ganz zur Verfügung. Ich bin überzeugt, daß jeder andere Offizier der alten Armee bereit ist, das gleiche zu tun.»

Hindenburg hat nie eine Antwort darauf erhalten!

Als das Schreiben Hindenburgs bekannt wurde, kam eine Abordnung der Göttinger Studenten, 1500 Kommilitonen vertretend, zu ihm und bot ihm Göttingen als Wohnsitz an, um ihn bei einem Auslieferungsgesuch der Feinde mit Leib und Leben zu schützen. Ihnen sagte Hindenburg: «Wenn die Feinde mich alten Mann, der ich weiter nichts getan habe als meine Pflicht und Schuldigkeit meinem Kaiser und König und meinem Vaterland gegenüber, an die Wand stellen wollen,

sollen sie mich haben, sie werden damit nur einen neuen Schandfleck auf sich laden! »

Generalleutnant a. D. Mand

## Hindenburgworte

**A**ufrecht und stolz gehen wir aus dem Kampfe, den wir vier Jahre gegen eine Welt von Feinden bestanden. Aus dem Bewußtsein, daß wir unser Land und unsere Ehre bis zum Äußersten verteidigt haben, schöpfen wir neue Kraft.

Aus dem Heerestagesbefehl Hindenburgs zum 11. November 1918

\*

**S**o viele gingen: ich habe gedacht, da stehen zu müssen. Ich bin ein alter Mann; wenn die Jungen sehen, daß so ein alter Mann seine Pflicht tut, werden sich doch manche besinnen. Ich bin todmüde, aber ich werde stehen, bis ich umfalle, solange dieser alte Körper noch zu etwas gut ist: für ein Beispiel!

Hindenburg

\*

Amerikanische Zeitung zum 80. Geburtstag  
Hindenburgs:

**U**m Hindenburg ist eine Achtung, eine Festigkeit, eine Schlichtheit, die Vertrauen aufzwingt. Wenn ein Granitblock mit Leben beseelt werden könnte, würde er gleich Paul von Hindenburg sein.

## Ludendorffworte

**U**nerschrockenes Denken und männliches Handeln jedes einzelnen und doch selbstloses Unterordnen durch Zurückstellen des eigenen Ichs in nationaler Manneszucht sind Erfordernis. Sie allein können uns die völkische Würde wiedergeben, deren Rückgewinn Vorbedingung deutschen Auferstehens sind. Sie sind das erste Gebot!



Lernen wir nach diesem tiefen Sturz in Erinnerung an unsere im Glauben an Deutschlands Größe gefallenen Helden, die dem Vaterlande jetzt so fehlen, wieder Deutsche zu werden und stolz zu sein, daß wir es sind!

## Graf Luckners Heimkehr

(1919)

**E**isenbahnabteil. Ich fahre, Sehnsucht in der Seele, rhein-aufwärts. Ich fahre durch Städte an der Ruhr, und ich sehe überall das gleiche erschütternde Bild. Blasse Kinder, verwehrte Erwachsene.

Revolte über Deutschland! Das ist die erschütterndste Erkenntnis meines ganzen Lebens geworden. Nicht meine Erlebnisse als Seemann, nicht meine Erlebnisse als Freibeuter, auch nicht meine lange Zeit als Kriegsgefangener haben meine Seele aus dem Gleichgewicht bringen können, aber der Gedanke: Deutschland ein Spielball internationalen Irrwahns! Dieser Gedanke ließ mich erst nach der Vollendung der Wandlung in Deutschland, nach dem Siege der deutschen Freiheitsbewegung, also erst im März neunzehnhundertdreißig wieder los. Vierzehn lange Jahre hat er mich gequält, aber auch vierzehn Jahre lang mein Handeln bestimmt.

Meine Augen sind müde des Schauens. Sie wenden sich ab von einer Landschaft, die ihren tiefsten Sinn für mich zunächst verloren hat. Ich lehne mich in meinem Abteil weit zurück. Nur nicht denken müssen!

Auf der nächsten Station steigen zwei Männer in mein Abteil. Mein müder Blick streift sie kaum. Sie sind verwehrt wie alle! Von ihnen geht von Anfang an ein unglaublich brutales, hinterhältiges Wesen aus. Mich kümmert das nicht. Bis mein träumendes Ohr aus ihren Tuscheleien einzelne Worte auffängt. « Degradieren! », « Offiziersschwein! », « Menschen-schinder! », « Totschlagen! » Hallo, da bin ich sofort innerlich ganz wach, da ist alles vergessen, was mich betrübte und bedrückte. Jeder Muskel spannt sich, jede Sehne ist gestrafft, meine Nerven angefüllt mit Energien. Sie gingen zum offenen Angriff auf mich über.

« Wagen Sie es, einen deutschen Seeoffizier anzutasten! »

« Mensch, red hier keene Töne von wegen Offizier! »

« Der scheint vom Mond zu kommen. Hast du noch nichts davon gehört, daß in der Republik Deutschland alle Gewalt vom Volke ausgeht? Also, mein Junge, wir sind das Volk! 'runter mit dem Zauber! »

Und sie stürzen sich beide auf mich, greifen mit schmierigen Händen nach meinen Achselstücken, fassen nach meinen Auszeichnungen. In ihren Augen ist ein ungeheurer Triumph. Sie sehen sich im Glanze des Heldentums. « Heldenstücke » wurden damals doch die Absetzungen der Offiziere genannt. Aber sie hätten sich ganz sicher nicht gemuckst, wenn sie von meinen Armen, von meinen Muskeln auch nur eine blasse Ahnung gehabt hätten. Wie zwei Eisenhämmer fahren meine Fäuste in ihre Gesichter. Mit Tonnendruck jagt Schlag auf Schlag auf ihr Kinn. Alle Gewalt geht vom Volke aus. Ihr Weg führte sie jedenfalls über meine Gewalt zum Krankenhaus und zum Strafrichter. Lieblich sahen die Gesichter nach der Schlacht jedenfalls nicht gerade aus, auch nicht mehr sehr menschenähnlich.

Mir selbst ist dieses Zwischenspiel zum tiefsten Erlebnis gereift. Ich bringe meine Uniform in Ordnung. Zärtlich streichen meine Hände über Auszeichnungen und Achselstücke. In Ehren getragen, in Ehren verteidigt! Hinterhältigkeit kann nur durch offene Gegnerschaft, durch die gerade Kraft bekämpft werden. Meine Pip brennt nach diesem Erlebnis doppelt freudig. Ich rauche wie ein Schlot. Die Halunken sind vergessen. Meine Gedanken fliegen voraus, der Mutter, dem Vater, der engeren Heimat entgegen.

Felix Graf Luckner (gek.)

## Eine denkwürdige Offiziersversammlung

(November 1918)

**E**s war in den Tagen der tiefsten Schmach und Schande des Vaterlandes, die bis in das Innerste aufwühlte, als die neue Bekleidungs Vorschrift für Offiziere vom Kriegsministerium herausgebracht wurde, nach der die Achselstücke

abgeschafft wurden. Wie es damals hieß, seien als Rangabzeichen von den Offizieren, die wieder in Uniform zu erscheinen hätten, am Ärmel blaue Tuchstreifen zu tragen. Die Offiziere der alten Armee machten diesen Zauber nicht mit, und so wurde eine Offiziersversammlung nach der Berliner Philharmonie einberufen. Über diese Offiziersversammlung schrieb J. G. v. Plehn in einem Brief an die « Deutsche Allgemeine Zeitung » im Dezember 1933 u. a. wie folgt:

Der große Saal der Philharmonie war schon vor Beginn der Tagung bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch viele Offiziersfrauen waren zu sehen. Auf einem erhöhten Podium saß das Komitee, das uns einberufen hatte... Plötzlich ging ein Raunen durch die Menge, aller Augen waren nach dem Podium gerichtet. Dort stand der Kriegsminister, aus den Abwehrschlachten bei der 6. Armee in Frankreich uns allen bekannt. Die Generalsachselstücke auf seinen Schultern waren verschwunden, am Ärmel trug er die neuen, uns so verhaßten blauen Streifen. Der Kriegsminister sprach zu uns, er könne hier die Gründe nicht erklären, die ihn zu dem « Blauen-Streifen-Erlaß » bewogen hätten, er müsse aber von uns verlangen, daß wir ihn nicht im Stiche ließen. Nach diesen Worten wollte er sich zurückziehen. Da erscholl in der lautlosen Stille eine scharfe Stimme: « Halt, Herr Kriegsminister! » Und mitten aus der Menge schwang sich ein Offizier in voller Uniform auf das Podium, ein breiter, untersetzter Mann, an dem Halse den Pour le mérite, auf den Schultern die blanken Achselstücke mit den beiden Hauptmannssternen. So stand er, uns allen sichtbar, vor dem General, der letzte Kommandeur des Jagdgeschwaders Frhr. v. Richthofen, Hauptmann Hermann Göring. Alles kam so schnell und unerwartet, daß vor Verblüffung in der Riesenmenge von Tausenden von Offizieren kein Laut zu hören war. Dann sprach Göring mitten in die lastende Stille:

« Herr Kriegsminister, ich habe mir gedacht, daß Sie heute hier erscheinen würden, aber ich hatte gehofft, an Ihrem Arm einen schwarzen Trauerflor zu sehen, einen Flor, der Ihre tiefe Trauer ausdrücken sollte über das, was Sie uns anzutun willens sind. Statt dessen tragen Sie an Ihrem Arm die blauen Streifen; Herr Kriegsminister, Sie hätten ‚rote‘ nehmen sollen! »

Was dann geschah, darüber will ich schweigen. Als sich der Saal beruhigt hatte, war der Kriegsminister verschwunden. Vor uns auf dem erhöhten Podium stand Göring. Und dann sprach er zu uns. Was er gesagt hat, werde ich nie vergessen, und ich habe an jedes seiner Worte denken müssen, als er am 30. Januar 1933 zu einer jubelnden Menge wieder sprach. Er sagte ungefähr folgendes:

« Wir Offiziere haben vier Jahre lang auf der Erde, auf dem Wasser und in der Luft unsere Schuldigkeit getan und alles eingesetzt für unser Vaterland. Jetzt kommen wir nach Hause, und was tut man mit uns? Man spuckt uns an und will uns das nehmen, was unsere Ehre ist. Und das sage ich Euch: Nicht das Volk ist es, das dafür verantwortlich ist, mit dem waren wir Kamerad vier schwere Kriegsjahre lang. Nicht das Volk ist es, sondern die, die es unternommen haben, es zu verhetzen, die den Dolch in den Rücken unserer herrlichen Armee stießen und die nichts anderes wollten als herrschen, herrschen auf des Volkes Kosten. Und darum predige ich Euch heute den Haß, den abgrundtiefen Haß gegen diese Verbrecher am deutschen Volk. Es wird der Tag kommen, das weiß ich, da diese Herren ausgespielt haben, und da wir sie davonjagen werden, 'raus aus unserm Deutschland. Darauf rüstet Euch, auf diesen Tag wartet, denn kommen wird er gewiß! »

Das war der erste Auftritt des Politikers Göring, der später eine der stärksten Säulen der Hitlerbewegung wurde.

B. H. R. Sander (gek.)

## Kärntner Volkswehr

**D**er mit den Hauptangriffszielen Villach und Klagenfurt am 29. April beginnende jugoslawische Großangriff kam völlig überraschend, da er unter Bruch des Waffenstillstandes erfolgte und an keiner Stelle die zwischen den einzelnen Abschnittskommandanten ehrenwörtlich vereinbarte zwölfstündige Kündigungsfrist eingehalten worden war. Der Stoß gegen Villach erfolgte von Rosenbach aus, wo in vorderster Linie eine

Halbkompanie der Freiwilligen-Abteilung unter dem besonders bewährten Oberleutnant Victor Arneitz lag. In dem von Joseph Friedrich Perkönig herausgegebenen Sammelwerk « Kampf um Kärnten » findet dieser jugoslawische Überfall die nachstehende plastische Schilderung:

« Am Morgen des 29. April 1919 zwischen 4 und ½5 Uhr wurde die unter dem Befehl des Oberleutnants Victor Arneitz stehende Halbkompanie in Schlatten im Schlafe überwältigt und gefangengenommen. Eine neben dem Bette des Führers explodierte Handgranate, die durch das Fenster geschleudert worden war, Schüsse, Heulen und Schreien der serbischen Soldaten verrieten Arneitz und seinem Stellvertreter Brabek, daß sie überrumpelt und eingeschlossen waren. Mit einem Satz sind sie aus den Betten und flüchten, nur mit Hemd und Pistole « bekleidet », bei einem rückwärtigen Tor in das eisige Schneetreiben hinaus. In bloßem Hemd nehmen sie die Richtung nach St. Jakob. Die Flucht der weißen Gestalten wird bemerkt, und eine Salve nach der andern kracht hinter den Fliehenden her. Ein zudringlicher Verfolger wird mit der Pistole erledigt. Doch Arneitz ist infolge einer Kriegsverletzung am Bein nicht so flink wie Brabek. Er spornt diesen an, vorauszuweichen, in St. Jakob den Überfall zu melden und den Gegenangriff zu veranlassen. Brabek aber verläßt auch in höchster Not den Freund nicht. ‚Wir beide oder keiner‘, ist seine Antwort. Auf der Flucht gewinnen sie einen Überblick über die Lage: Auch die zweite Halbkompanie ist gefangen, die Tiroler sind zurückgedrängt, und die Artillerie muß in den Händen der Feinde sein.

Den beiden hat sich unterwegs noch ein Unteroffizier angeschlossen, und so kommen sie, drei Mann hoch, in St. Jakob an. Dort stoßen sie auf Leutnant Fritz, der über 11 Mann verfügt. Jetzt sind sie immerhin schon 14 Mann stark: Eine Unmenge Militär, da läßt sich schon etwas machen! Arneitz übernimmt das Abschnittskommando — immer noch im Hemd. Bekleidungs-Intermezzo und Kriegsrat. Man beschließt selbstverständlich Widerstand und Gegenangriff. Also vorwärts über Lesach gegen Rosenbach. In Lesach kracht es aus einigen Häusern gegen die kleine Armee. Arneitz droht schreiend und gestikulierend mit Gegenmaßnahmen. Die versteckten Feinde fürchten ihn und stellen das

Feuer ein. Brabek bleibt mit vier Mann zur Deckung zurück, Arneitz geht mit vier Mann und einem Maschinengewehr vor. Da stößt Perkönig mit vier Mann zu ihnen. Nun können sie also in der Stärke von zehn Mann vorgehen. Die Jugoslawen drängen über Lesach nach St. Jakob vor; auf ihre Spitze prasselt das Maschinengewehr, dann rasch Stellungswechsel, und von anderer Seite hämmert das Gewehr wieder auf die Vordringenden los. Sie vermuten sich starken Kräften gegenüber und ziehen sich zurück; Arneitz und Perkönig ihnen nach. Bald sind sie in Schlatten bei den Feldgeschützen. Die starke Bedeckung wird von links und rechts gepackt und die Zange zgedrückt. Ganz unvermutet kommt der schneidige Artillerievormeister Lerchbaumer von einer dritten Seite. Gleich darauf spucken die wiedergewonnenen Kanonen zum Rosenbacher Tunnel hinein.

Doch dem Feinde bleibt die Schwäche der angreifenden Gruppe nicht verborgen. Nachmittags wird die Lage gefährlich. Das kleine Häuflein, seit 5 Uhr früh im ständigen Kampf, von Schnee und Regen bis auf die Haut durchnäßt, ist furchtbar ermüdet und kann der Übermacht nicht mehr lange trotzen. Um 5 Uhr nachmittags kracht es plötzlich und auch von rückwärts her. Zu allem Überfluß scheinen sie also umgangen zu sein. Zwei Späher vor! Sie kommen zurück und bringen herrliche Botschaft: Stephan Moser, der Wirt aus Maria Gail, kommt mit seinen Leuten zu Hilfe. Kriegsrat. Konzentrischer Angriff der « Abteilungen ».

Abends um  $\frac{1}{2}$ 10 Uhr ist die Station Rosenbach wieder in den Händen der Verbündeten. 1200 Mann hatten die Jugoslawen zeitweise ins Feuer gestellt. Stundenlang hatte sie der hundertste Teil an Kärntnern aufgehalten.» F. W. v. Oertzen

\*

**S**ie starben für euch ohne Klage,  
daß es keiner vergesse.

Ihr sollt ihren Tod mitessen in eurem Brot,  
mittrinken aus eurem Krug  
mit jedem Atemzug.

Insch-ift am Eingang zum Wappensaal in Klagenfurt  
zum Gedächtnis der Kärntner Freiheitskämpfer 1918—1920

# Admiral Reuters Großtat

**Z**um zweitenmal las Korvettenkapitän Schumann den Befehl seines Admirals, den soeben das englische Postboot gebracht hatte.

Schwarz auf weiß stand es da:

« Kommando des Internierungsverbandes  
B. Nr. 39

den 17. Juni 1919

Nur durch Offiziere!

Persönliches!

An alle Kommandanten und F. d. T.<sup>1</sup>

1. Es sind sofort die notwendigen Vorbereitungen zur Versenkung der Schiffe zu treffen, daß sichergestellt ist, daß das Schiff bei Empfang eines Befehls so schnell wie möglich sinken wird.
2. Vollständige Vorbereitungen sind zu treffen, nachdem die Mannschaften ausgeschifft sind. Es wird den einzelnen Kommandanten anheimgestellt, zu entscheiden, inwieweit einzelne Mannschaften dabei helfen und von der Absicht Kenntnis erhalten können, ohne diese Absichten in irgendeiner Beziehung, wie z. B. durch Verrat an die Engländer, zu gefährden.
- .....
5. Die Versenkung hat stattzufinden:
  - a) im Falle einer gewaltsamen Besetzung seitens der Engländer,
  - b) beim Empfang eines besonderen Befehls von mir. »

Es folgten dann noch weitere Anweisungen sowie das Versenkungssignal. Der Schlußsatz lautete:

« 12. Die Kommandanten haben dieses Schriftstück unter Verschuß zu halten, es darf nicht in Feindeshand fallen. »

---

<sup>1</sup> Führer der Torpedobootsflotillen.

Befreit atmete er auf. Geglättet waren die Wogen der Gedanken in ihm. Obwohl nun das Schwerste kam. Die Trennung von dem einst so stolzen Schiff. In die Hand des Engländers sollte es nicht fallen, dafür wollte er mit seinem Leben einstehen. Als er den Befehl verschloß, fiel sein Blick auf die im Fach liegende Kriegsflagge. Er nahm sie heraus und breitete das Tuch über den schmalen Tisch. Liebevoll glitten die Augen über die schöne Flagge. Bald würde sie zum letzten Male vom « Markgraf » wehen. Oh, wie das schmerzte. Nur nicht weiterdenken.

Hastig schloß er sie ein und verließ die Kajüte, um die ersten Vorbereitungen zu treffen.

Sonnenwende!

Zeichen der Wiedergeburt!

Vorahnung des Kommenden!

Die Bucht von Scapa Flow war in feurige Lohe gehüllt. Langsam stieg die Sonne, neues Leben kündend, am Morgen des 21. Juni 1919 höher und höher am wolkenlosen, blauen Himmel.

Einem Fanal gleich glänzten die deutschen Schiffe in ihrem neuen, hellen Anstrich und zeigten sich noch einmal in ihrer ganzen Wucht und Größe. Dunkel und drohend wie das Schicksal selbst hoben sich dagegen durch ihren fast schwarzen Anstrich die Großkampfschiffe des englischen Bewachungsgeschwaders ab.

Verstärkte Rauchschwaden zeigten erhöhte Fahrtbereitschaft dieses Geschwaders an, und gegen 9 Uhr vormittags stach es in See.

Eine Stunde später war es am Horizont verschwunden.

\*

Flaggschiff « Emden ».

Das Auslaufen des englischen Bewachungsgeschwaders ist beobachtet worden.

Ein Fingerzeig des Schicksals.

Fregattenkapitän Oldekop eilt sofort zum Admiral von Reuter.

« Das Auslaufen des Engländers ist verdächtig. — In zwei Stunden läuft der Waffenstillstand ab. — Die Entente verlangt



bedingungslose Auslieferung der Schiffe. — Es ist ausgeschlossen, daß dieser Friedensvertrag angenommen wird! ».

Eindringlich trägt er dies alles seinem Chef nochmals vor.  
Die Zeit drängt.

Admiral v. Reuter ist mit sich im reinen.

Jedes Zögern konnte den Erfolg herabmindern.

Die Stunde der Tat ist da! Um 10 Uhr 40 flattert vom Gefechtssignalstand der « Emden » das historische Signal:

« An alle Kommandanten und F. d. T. Paragraph 11 Bestätigen. Chef I.-V.! »<sup>1</sup>

Das heißt: « Schiffe sofort versenken! »

Von Schiff zu Schiff eilt das Signal durch den Verband. Mancher Signalmaat stutzt ob des ungereimten Zeugs und wundert sich noch mehr, als er als Rückantwort an den Chef des I.-V. signalisieren muß:

« Paragraph 11 wird bestätigt. Kommandant « Seydlitz », « Kaiser », « Derfflinger ».

Das Linienschiff « König Albert » schreckt aus seiner Ruhe auf. Jäh springt der Pfiff der Bootsmaatspfeifen durch die Decks.

« Alle Mann aus dem Schiff » — « Alle Mann aus dem Schiff! »

Hastig schallt der Ruf durch die leeren Räume.

An Oberdeck eiliges Laufen und Rennen.

Boote werden zu Wasser gelassen.

Aus den Luks drängt die kleine Besatzung mit Kleidersäcken und Handgepäck nach oben und eilt zur Schanz. Da flattert etwas über ihnen.

Aufblickend sehen sie neu und rein die alte Flagge wehen.

Die Augen brennen, hart greift es allen ans Herz.

Plötzlich lauttönende Einzelschläge der Schiffsglocke « Friedrichs des Großen ». Das Flottenflaggschiff aus der Seeschlacht am Skagerrak ist Spitzenschiff bei der Fahrt in den Grund. Es legt sich als erstes um und gleitet lautlos in die Tiefe.

Sie steigen in die Boote. Es rauscht und braust im Schiff, langsam aber stetig sackt « König Albert » tiefer. Wie fernes

---

<sup>1</sup> Internierungsverband.

Gewitter grollt es im Innern. Die Boote legen ab. Zur rechten Zeit. Das mächtige Schiff neigt sich seitlich über. Gurgelnd strömt das Wasser durch die Seitenfenster. Das ist das Ende. Ein letztes Aufbäumen. Seitliche Wassersäulen. Dann versinkt « König Albert » in den Fluten. Drei Hurras aus rauhen Männerkehlen sind die letzten Grüße.

Große Luftblasen und Schiffsteile treiben auf der leeren Stelle.

Es ist 1 Uhr.

Noch einmal reißt im Niedergang dieser Zeit ein großer Augenblick alle mit. Die gewaltige Tat eint sie.

Boote auf Boote, besetzt mit den Wachkommandos; stoßen von den sinkenden Schiffen ab. Immer wieder schallen ihre Hurras als letzte Grüße übers Meer.

Der kühne Kleine Kreuzer « Brummer », der Panzerkreuzer « Moltke », die Linienschiffe « Kronprinz Wilhelm », « Kaiser », « Prinzregent Luitpold », « Großer Kurfürst », der Kleine Kreuzer « Dresden », alle fahren mit wehender Flagge in den Grund.

Eine gigantische Vernichtung materieller Werte. Eine gewaltige Tat idealer Größe. Hochauf bäumt sich manches Schiff wie in wildem Weh, dabei klirrend die Ankerketten zerreißen. Im hellen Sonnenschein leuchten grüßend die Schiffswappen. Aus den Windschächten und Schornsteinen austretende Luft wirft hohe Wassersäulen auf. Es ist, als ob Lebewesen ihre Seele aushauchen.

Schiffstrümmer, Rettungsbojen, Offiziere und Mannschaften treiben schwimmend auf dem Wasser.

Da peitschen Schüsse über die See. Englische Wachtfahrzeuge, bar jeder Überlegung, rasen wie beßessen zwischen den Booten. Die englischen Besatzungen aber knallen mit Pistolen und Gewehren blindlings in die dicht besetzten Boote und auf die Schwimmenden.

Aufschreie getroffener deutscher Seeleute. Englische Flüche und Verwünschungen. Maschinengewehrfeuer. Trotz Zeigen der weißen Flagge stellen die Engländer das Feuer nicht ein.

\*

Auf der Schanz des vor « Hindenburg » liegenden Kreuzers steht die Besatzung, um in die Boote zu gehen. Der Wach-

offizier und ein Signalmaat befinden sich noch auf der achteren Brücke.

« Oberdeck stillgestanden! Hiß Flagge! »

Wie klagend schallt die Stimme des jungen Offiziers hernieder. Grüßend legen die Offiziere die Hand an die Mütze. Kein Hornsignal schmettert jubelnd zum Himmel, dafür aber geben alle der alten, verratenen Flagge zum letzten Male die Ehrenbezeigung.

Noch einmal steigt sie leicht gebauscht vom Winde hoch.

In harten Seemannsgesichtern kämpft starke Erregung. Keiner schämt sich der Tränen. Unsagbares Weh droht die Brust zu zerreißen. Die Flagge, nach sechs Monaten heute zum ersten und letzten Male. Der Befehl: « Rührt euch! » klingt wie der Notschrei eines todwunden Herzens.

Da jagen, vom Hafen kommend, englische Zerstörer heran. Kugeln pfeifen um den Kopf des die Flaggenleine festmachenden Maates. Ein dumpfer Schlag. Getroffen bricht der Wachtoffizier zusammen.

Aus den Booten eilen Matrosen zurück.

Während das Schiff achtern langsam tiefer sinkt, bergen sie den Verwundeten behutsam auf das Boot.

Kaum ist es abgestoßen, kentert das Schiff.

Müde lächelnd weist der Leutnant mit der Hand nach der eben im Wasser verschwindenden Flagge.

\*

Mit halber Fahrt durchschneiden die Riesenschiffe der Royal-Sovereign-Klasse die blaugrüne See.

Auf der vorderen Brücke H. M. S. « Revenge » steht in überlegener Ruhe der englische Vizeadmiral Sir Sidney R. Freemantle und mustert die stolzen Schiffe seines Geschwaders.

Ihm war die Aufgabe zuteil geworden, in zwei Tagen die deutschen Kriegsschiffe in englischen Besitz zu überführen.

Da hastet der Läufer vom F. T. Raum zur Brücke hoch und überreicht dem Admiral einen Funkspruch.

« German ships are sinking », liest er erschreckt.

« Damned », zischt es zwischen seinen Lippen, um einen Ton bleicher erscheint das seemännisch gebräunte Gesicht.

Dann hat er sich wieder ganz in der Gewalt. «Gegenkurs!» befiehlt er und «Äußerste Kraft voraus!»

«Die deutschen Schiffe sinken!»

Wie eine Bombe platzt die Nachricht in die Gruppe der Stabsoffiziere.

«Klar Schiff zum Gefecht!» geht durch Telephon und Sprachrohr der Befehl an alle Stellen.

Donnernd wühlen sich die gewaltigen Schiffe durch die See und jagen zurück zur Bucht.

\*

Der heroische Kampfgeist bei Offizier und Mann zeigt sich noch einmal in seiner ganzen Größe.

Das Werk gelingt.

Gegen 2 Uhr legt sich das Heldenschiff «Seydlitz» um. Ströme von Wasser ergießen sich durch die Seitenfenster, es kentert nach Backbord.

Der Kleine Kreuzer «Köln» versinkt schnell. Die Linienschiffe «König» und «Kaiserin», der Panzerkreuzer «Von der Tann» kämpfen den letzten Kampf. Über Back und Schanz fluten die Wellen, dann künden riesige Wasserstrudel das Ende.

Das Großkampfschiff «Bayern» kränkt plötzlich seitlich. Die Besatzung klettert in die ausgebrachten Boote.

Da stürzt wie ein wilder Stier ein englischer Zerstörer gegen das Schiff. Maschinengewehrfeuer spult ab und schlägt vernichtend in die Boote.

Wild gestikulierend befehlen die Engländer das Verlassen der Boote und treiben die Schiffbrüchigen zurück auf das sinkende Schiff. Die zu Tode Gehetzten springen an der anderen Seite ins Wasser.

Der Kleine Kreuzer «Bremse» wird von englischen Zerstörern geentert.

Bewaffnete englische Matrosen besetzen das Schiff. Es wird in Schlepp genommen.

Ein harter Kampf spielt sich ab.

Den möchten die Engländer gern haben, wohl eingedenk der kühnen Tat dieses schnellen Schiffes bei den Shetland-

Inseln. Trotz Bedrohung mit dem Tode gelingt es dem wackeren Oberleutnant zur See Schacke dem Wasser Eintritt ins Schiff zu verschaffen.

« Bremse » kentert.

Die englischen Zerstörer kappen die Trossen und fischen die über Bord gesprungenen Seeleute auf.

\*

Durch Gewehrfeuer von Land zurückgetrieben, kreuzen wohl 40 Rettungsboote ziellos auf der Stätte des Unterganges. Die englischen Hilfsfahrzeuge jagen immer noch aufgeregt hin und her. Das Boot des Kleinen Kreuzers « Köln » entgeht mit knapper Not dem Bug eines Drifters. Kapitänleutnant Heine mann steht aufrecht in dem flachen Boot. Sein Gesicht ist versteint. Er weiß um die Größe des historischen Geschehens. Wohin er blickt, wehende Kriegsflaggen, sinkende Schiffe, zerbrechende Masten, jähe Rauchsäulen, Wasserfontänen.

Bootsmann Philippsen starrt neben ihm ungläubig auf das Bild dieser riesigen Vernichtung. Er ahnt das unerhört Gewaltige dieser Tat.

Die andern fahren plötzlich auf. Drohenden Fäusten gleich stehen mächtige Rauchwolken direkt vor ihnen.

Die deutschen Hurras ersticken. Die See wallt auf unter mächtigen Bugwellen. Das englische Bewachungsgeschwader braust mit äußerster Kraft in die Bucht zurück. Gefechtsklar richten sich die riesigen Schiffsgeschütze auf den Rest der sinkenden deutschen Schiffe.

Der englische Admiral übersieht sofort die Lage.

Von den 24 großen Schiffen sind bereits 18 gesunken. Da ist nichts mehr zu retten. Er gibt Befehl zum Ankern.

Indessen tobt bei den Torpedobooten ein heftiger Kampf. In seinem Brennpunkt steht die VI. Flottille.

Maschinengewehrfeuer. Pistolenschüsse. Handgemenge. Mann gegen Mann. Bewaffnete gegen Wehrlose.

Tote und Verwundete, Deutsche und Engländer treiben rings auf dem Wasser. Die zähen Torpedoleute lassen nicht locker. Sie schaffen's.

Von 50 Torpedobooten schicken sie 46 in die Tiefe.

Es ist vollbracht!

Nur wenige Schiffe halten sich noch schwimmend.

Gegen 4 Uhr verschwindet der Kleine Kreuzer « Karlsruhe » in den Fluten. Das Linienschiff « Markgraf » ist der Schauplatz einer erschütternden Tragödie. Englische Drifterbesatzungen erschießen den wackeren Kommandanten Korvettenkapitän Schumann und zwei pflichttreue Maate.

Die Schreckenstaten können die weitere Durchführung der Versenkung nicht aufhalten.

4.30 Uhr versinkt « Markgraf ».

« Nur « Hindenburg » kann nicht sterben.

Aufrecht stehend sackt das Riesenschiff Zoll für Zoll tiefer. Schornstein und Masten ragen noch am Abend einsam über das leicht bewegte Wasser.

\*

An Bord des englischen Flaggschiffes « Revenge » stehen sich die Vertreter zweier Völker der nordischen Rasse gegenüber. Der deutsche Admiral Ludwig von Reuter meldet dem englischen Admiral Sir Sidney R. Freemantle: « Ich habe Befehl gegeben, die deutschen Schiffe zu versenken und trage dafür allein alle Folgen! »

Als Antwort läßt Freemantle den Admiral von Reuter als Kriegsgefangenen erklären und von « Royal Mariners » mit aufgepflanztem Seitengewehr abführen.

Als die deutschen Matrosen, Maate, Deckoffiziere und Offiziere als Gefangene auf die englischen Kriegsschiffe gebracht werden, breitet die sinkende Sonne roten Purpur über das Grab der deutschen Flotte. Gleich Sonnenwendfeuern glühen die Berge der Orkney-Inseln. Die Wellen aber raunen von dem unvergänglichen Ruhm der versunkenen Schiffe und umspülen leise die hier und dort wie Grabkreuze aus dem Wasser ragenden Mastspitzen.

Dann senkte sich wohlthuend mildes Dunkel über die Bucht von Scapa Flow.

\*

Sonnenwende — Schicksalswende!

Funksprüche künden das erschütternde Ende der zweiten deutschen Kriegsflotte. Millionen Deutsche heben die Köpfe.

Die Welt horcht auf.

Gleich einer Fackel leuchtet diese erste Mannestat in die Not und Nacht der deutschen Seele.

Die Ehre der verratenen Flotte ist gerettet.

Ludwig Freiwald (gek.)

## Batterie Schlageter

(November 1918)

**B**atterie Schlageter kämpft und marschieret, marschieret und kämpft. Eiserne Disziplin wie nur je an siegreicher Front!

Aus den belgischen Dörfern fallen schon Schüsse. Die Etapentruppen haben Maschinengewehre, Munition, Karabiner und Infanteriewaffen einfach der Bevölkerung überlassen. Sobald die Batterie Schlageter auftaucht, verkriecht sich das Gesindel, das auf die zurückflutende Armee aus dem Hinterhalt feuert. Über Brügge, über Lüttich geht es nach der deutschen Grenze. Schon glänzt der Rhein, da tritt der erste Soldatenrat der Batterie entgegen, die auf der Landstraße dahinzieht. Schlageter reitet an der Spitze, selbstverständlich mit den Achselstücken des Offiziers. Der Soldatenrat tritt an ihn heran. Ob in seiner Batterie auch ein Rat gebildet sei? Schlageter reitet weiter.

« Sprech mit meinen Unteroffizieren! »

Die sagen gar nichts, sondern schlagen die drei Beauftragten mit den roten Armbinden halb tot und werfen sie dann in den Graben.

Plötzlich weiß man bei dem ganzen Gesindel, das im Angesicht des Feindes Revolution spielt, daß man der Batterie Schlageter aus dem Wege zu gehen hat. Noch mehr als die Revolution liebten alle diese Helden das Leben! Die Batterie kam mit keinem « Freiheitsmann » mehr in Berührung.

\*

In der badischen Heimat. Jetzt merkt der junge Offizier, der nichts anderes kennt als Pflicht, Kampf, nichts anderes

weiß als dies: man muß aushalten, es geht um Deutschland, jetzt erst merkt Schlageter, wie einsam er ist in einer Heimat, die nicht mehr an Pflicht, nicht mehr an Aushalten, nicht mehr an den ewigen Stern des eigenen Volkes glaubt.

Er liegt da mit seinen Leuten, die alle auf den Batterieführer schwören, und sieht verwundert und angeekelt in das Treiben seines Volkes, das den ungeheuerlichsten aller Kriege gekämpft hat und nun nur noch dem Narrentanz der frohen Stunde leben will.

Der Arbeiter- und Soldatenrat, der das Städtchen regiert, ist « geschwollen » vor Wichtigkeit. Schlageter hört, daß seine Batterie entwaffnet werden soll. Da jagt er mit den Geschützen in das Städtchen, läßt vor dem alten Rathaus abprotzen und geht hinein zu der Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats. Wie bei allen solchen Dingen ist er ruhig, fast höflich.

« Was wollt ihr? Ihr wollt uns entwaffnen? Wer seid ihr? » Die Burschen, die das wenigste vom Krieg wissen, Etappensoldaten, hochbezahlte Munitionsarbeiter, Fahnenflüchtige, Drückeberger, werden blaß auf den Stühlen ihrer Macht. Einer springt zum Fenster. Da steht die Batterie. Hinter den Geschützen ausgemergelte, aber entschlossene und feste Gesichter.

« Wir, wir wollen nichts, wir denken gar nicht daran, die Batterie entwaffnen zu wollen. »

R. Brandt (gek.)

## Kampf gegen die Bolchewisten

(Befreiung Rigas am 22. Mai 1919)

**D**er Angriff auf Riga wird immer der militärische Höhepunkt des ganzen Baltikum-Unternehmens bleiben, obwohl teilweise die früheren Gefechte wesentlich schwerer und verlustreicher gewesen sind. Wieder einmal gelang es, wie so oft in diesem merkwürdigen Kriege, das Überraschungsmoment bis zum letzten auszunutzen.

Nachdem der erste bolschewistische Widerstand in den Wäldern westlich von Riga überwunden worden war, setzten sich Teile des baltischen Stoßtrupps unter Baron Hans von



Manteuffel, verstärkt durch einige Maschinengewehre und zwei Geschütze der Reichsdeutschen Abteilung von Medem, in Geschwindmarsch und rasten, ohne sich darum zu kümmern, ob etwa in ihrem Rücken noch bolschewistische Widerstandsnester blieben, auf Riga zu. Ihr einziges Ziel war die Erreichung der Straßenbrücke über die Düna, denn wenn es den Bolschewisten gelang, diese Brücke zu sprengen, gingen kostbarste Stunden verloren, in denen mit Sicherheit den gefangenen Balten in Riga selbst ein fürchterliches Ende bereitet werden würde.

Ohne Rücksicht darauf, daß in dem westlichen Vorort Rigas, in Thornsberg, aus den Häusern auf die kleine Schar der Balten und Deutschen geschossen wurde, jagten sie auf die Dünabrücke zu. Am Westufer wurde ihnen noch einmal ein kurzer Widerstand entgegengesetzt. Der Führer der beiden Geschütze, Leutnant Albert Leo Schlageter, galoppierte vor, ließ auf etwa fünfzig Meter Entfernung mitten im schlecht gezielten Gewehrfeuer der Bolschewisten abprotzen und jagte einige Sprenggranaten in direktem Schuß in den Haufen der Bolschewisten. Mit wildem Aufschrei wandten sie sich zur Flucht über die Brücke. Aber inzwischen waren bereits Baron Manteuffel und Hauptmann von Medem mit einer Handvoll Leuten zur Stelle und, untermischt mit den zurückflutenden, ihre Waffen wegwerfenden Bolschewisten, drängten die Eroberer über die Brücke. Leutnant Schlageter zog sofort ein Geschütz nach und postierte es am Ostende der Brücke. Der Übergang war damit wenigstens für einige Zeit gesichert, und man konnte hoffen, daß inzwischen stärkere Gruppen der Landeswehr herankommen würden.

Etwa zwölf Mann unter Baron Manteuffel und Hauptmann von Medem mit einem Maschinengewehr rasten weiter durch die Straßen der Stadt. Ihr Ziel waren die Gefängnisse, und jede Minute, die sie gewannen, konnte Dutzenden von ihren Landsleuten das Leben retten. Auf dem Wege durch die Straßen von Riga wurden die vierzehn Mann aus den Häusern beschossen. Wenige hundert Meter vor dem Hauptgefängnis fielen unter den Kugeln bolschewistischer Dachsützen Baron von Manteuffel und sein Schwager Graf Reutern-Nolken. Die Zugangstüren zu den Gefängnissen wurden von den wenigen

Männern, die nunmehr unter der Führung des Hauptmanns von Medem standen, mit Handgranaten geöffnet, und die Gefangenen waren nach furchtbaren Monaten frei.

Allerdings war es den Bolschewisten trotzdem noch gelungen, im letzten Augenblick eine Anzahl von Gefangenen, unter ihnen acht deutsch-baltische Pastoren, zu erschießen. Aber der kühne Handstreich von Manteuffel und Medem hatte in der Hauptsache sein Ziel erreicht. Hunderte von Deutsch-Balten waren ihren bolschewistischen Henkern im letzten Augenblick entrissen worden.

F. W. v. Oertzen

## Hauptmann Berthold

**D**as Jahr 1919 war in Not und Tod zu Ende gegangen, und das Jahr 1920 begann düster und hoffnungslos. Oben im Baltikum hatten die Freikorps die letzten Kämpfe ausgefochten und ihre Toten begraben. Ohne Hilfe und ohne Nachschub aus der Heimat blieb ihren todesmutigen Taten der Sieg versagt. Am Ende des Jahres waren sie in das Reich zurückgekehrt. Jetzt lagen die Reste der Formationen, die um Mitau und Riga, an der Düna und an der Aa gekämpft und geblutet und die bolschewistischen Horden abgewehrt hatten, in kleinen, stillen Bürgerstädten und warteten auf ihre Stunde. Sie waren die letzten Soldaten des großen Krieges, die die Waffe nicht aus der Hand legen wollten, die noch bereit waren, Ehre und Boden gegen die Raubgier der Feinde zu verteidigen. Es waren nicht mehr viele, die der Krieg und die Kämpfe im Osten, im Baltikum und in Oberschlesien verschont hatten.

In Rehdingen bei Stade an der Elbe lag der Hauptmann Berthold mit den Resten seines Freikorps, der « Eisernen Schar Berthold ». Es waren knappe 200 Mann, vielleicht ein paar weniger, vielleicht auch ein paar mehr. Und der Hauptmann wartete auf die Stunde, in der das Volk aufstehen sollte, um sich gegen seine Unterdrücker zu erheben. Und Tag um Tag und Woche um Woche verging, und seine Leute wurden müde und ungeduldig. Sie fragten ihre Offiziere und sie fragten

Hauptmann Berthold: Wann marschieren wir? — Sie fragten Tag für Tag.

Endlich schien es soweit zu sein. Als der Marschbefehl kam, waren Maschinengewehre, Karabiner und Minenwerfer wieder da. Vor dem Zugriff der feindlichen Kommissionen, die überall das Land nach Waffen durchsuchten, hatte man sie rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Nun standen sie zur Verfügung. Die Läufe und Schlösser waren frisch eingefettet und ohne jeden Rostfleck. Die Männer hatten gewußt, wo sie ihre Waffen sicher verbergen konnten.

Am 13. März 1920 brach Hauptmann Berthold mit seinem Korps von Stade aus auf. Bis Harburg an der Elbe kam er mit dem Zug, dann machten aufgerissene Schienen die Weiterfahrt unmöglich. So bezog er in der Stadt Quartier. In der Heimfelder Mittelschule legten die Männer die Tornister und die Karabiner ab und richteten sich für die Nacht ein.

In der Stadt herrschte eine gereizte Stimmung. Man wollte von den Freikorpsoldaten nichts wissen. Bolschewistische und jüdische Wühler waren überall in der Bevölkerung tätig und hetzten sie auf. Und das Volk vergaß, was es seinen Kämpfern, die die Grenzen mit Leib und Leben geschirmt hatten, schuldig war. Als der Morgen des 15. März 1920 anbrach, war die Heimfelder Schule, in der Berthold mit seinen Soldaten lag, von Bolschewisten eingeschlossen. Eine schwerbewaffnete Übermacht stand ihnen gegenüber. Die Wasserversorgung der Schule war abgesperrt worden und die Lebensmittelzufuhr hatte man abgeschnitten.

Um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, erklärte Hauptmann Berthold am Nachmittag des 15. März seine Bereitschaft, die Waffen abzulegen und mit seiner Mannschaft abzurücken. Er hatte geglaubt, es mit ehrenhaften Gegnern zu tun zu haben, die ein einmal gegebenes Wort halten würden. Aber er irrte sich.

Auf den Augenblick, wo die Soldaten waffenlos sein würden, hatte das Gesindel nur gewartet. Die wehrlosen Männer wurden überfallen und zum Teil auf der Straße erschlagen. Dem Rest gelang es, den Schutz der Pionierkasérne zu erreichen.

Unter ihnen war nicht der Hauptmann. — Unter einer einsamen Laterne in einer stillen Seitenstraße fand man später seinen Leichnam im Straßenschmutz. Bolschewistische Unter- menschen hatten den wehrlosen Offizier abgeschlachtet.

Als die «Eiserne Schar» die Heimfelder Schule verließ, hatten Soldaten versucht, den Hauptmann in Sicherheit zu bringen. Sie wußten, daß in der Stadt von den Hetzern die Parole ausgegeben war, alle Offiziere zu erschlagen. Im Schutze eines großen Soldatenmantels erreichte der Hauptmann eine Seitenstraße. Unerkannt war er entkommen. Schon glaubte er alle Gefahr vorüber, da kamen ihm auf der anderen Straßenseite ein paar Männer entgegen. In dem Licht einer Laterne sah er die roten Armbinden aufleuchten. Schon hatten sie den Mann im Soldatenmantel gesehen und umringt.

« Was bist du denn für einer? » — Einer der Rotgardisten riß Hauptmann Bertholds Mantel auf, ehe sich dieser zur Wehr setzen konnte. In dem fahlen Licht der Gaslaterne blinkte dem Verbrecher das Kreuz des Pour le mérite entgegen.

Was dann geschah, ist schnell erzählt:

Die Überzahl überwältigte den einzelnen Mann, den seine Kriegsverletzungen schon zu keinem gleichwertigen Gegner gemacht hätten. Mit Gewehrkolben und mit Messern gingen sie auf ihn los. Den Degen, mit dem sich Berthold zu verteidigen suchte, rissen sie ihm aus der Hand, den mehrfach gebrochenen Arm brachen sie noch einmal. Als der Hauptmann unter den Kolbenstößen umsank, stürzten sie sich noch einmal auf ihn und zerstampften ihn. Ein Messer fuhr in seine Kehle und beendete die Qual. Dem Toten rissen sie die Uniform vom Leibe und stießen den Leichnam in den Dreck, nachdem sie die Barschaft Bertholds untereinander geteilt hatten. In dem matten Licht der Gaslaterne ließen sie den Toten liegen. Ein paar Schritte weiter lag der zerbrochene Degen Rudolf Bertholds und daneben der Stern des Pour le mérite.

Wer war Hauptmann Berthold?

Als der Weltkrieg 1914 ausbrach, befand sich im Offizierkorps des Infanterieregiments « Graf Tautentzen » Nr. 20, das in Wittenberg in Garnison lag, der Leutnant Rudolf Berthold. Er meldete sich sofort zu den Feldfliegern, bei denen er die

vier langen Kriegsjahre blieb, abgesehen von der Zeit, in der er im Lazarett lag. In der Marneschlacht 1914 erwarb er sich bereits das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse. Berthold war ein unermüdlicher Draufgänger, stets dort, wo « dicke Luft » war. Mehr als einmal mußte er nach einem Luftkampf irgendwo auf dem Felde notlanden, weil sein Motor von den Einschüssen des Gegners durchsiebt war. Die Schüsse, die er selbst davongetragen hatte, störten ihn nicht und hinderten ihn auch nicht, schon am nächsten Tage wieder aufzusteigen.

Im Mai 1916 wurde er in einem Luftkampf abgeschossen, nachdem er selbst seine Gegner heruntergeholt hatte. In fast hoffnungslosem Zustand lieferte man den Flieger im Lazarett ein. Doppelter Oberschenkelbruch, Verletzung des Beckens, Verletzung des Schädels, Gehirnerschütterung und dazu einen Nasenbeinbruch stellte der Arzt fest. « Ob er durchkommt . . . » Ein Achselzucken war die Antwort auf die Fragen der Kameraden. Ja, es bestand sogar die ernste Befürchtung, daß Berthold blind bleiben würde. Doch das Wunder wurde Wirklichkeit. Berthold genas. Sechs Wochen nach seinem Absturz, notdürftig zusammengeflickt, meldete er sich wieder an die Front. Fassungslos sahen die Ärzte, wie sich das Bündel Mensch, das sich nur mit Mühe am Stock bewegen konnte, im Gipsverband in sein Flugzeug heben ließ.

Berthold flog und siegte. Fast täglich meldete der Heeresbericht seinen Namen. Am 26. September brachte er seinen 10. Gegner zur Strecke und erhielt dafür den höchsten preussischen Kriegsorden, den *Pour le mérite*. Und die Kette seiner Siege reißt nicht ab. Wieder folgt ein Absturz. Als Führer des Jagdgeschwaders II wird er noch einmal schwer verwundet. Der rechte Oberarm ist von den Geschossen eines Gegners völlig zerfetzt. « Amputation » ist der Entschluß der Ärzte. Mit Aufbietung aller Kraft wehrt sich der Hauptmann gegen den Spruch. Er setzt es durch, daß man die Heilung auf andere Weise versucht. Aber die rechte Hand blieb kraftlos. — Ein anderer wäre jetzt vielleicht verzagt. Nicht so Berthold. Er lernt es, links zu schreiben, er übt sich im Steuern mit der linken Hand, und schließlich schießt er auch linkshändig.

Eines Tages besteigt der Einarmige wieder sein Kampfflugzeug. Das Unglaubliche wird Wahrheit. Der Einarmige, den

der Ärzte überragende Kunst am Leben erhalten hat und der seine Beweglichkeit allein seinem eisernen Willen verdankt, liefert wiederum dem Gegner schwere Luftgefechte. 16 Gegner schickt er vom Mai bis August 1918 in die Tiefe.

Am 10. August 1918 besiegte er seinen 43. und 44. Gegner in einer Zeit von 10 Minuten. Doch diesmal muß auch er niedergehen. Aus der schwerbeschädigten Maschine birgt man ihn mit einem Armbruch — wieder an der alten Schußstelle, die ihm seinen rechten Arm gelähmt hatte. Im Lazarett erlebt Hauptmann Rudolf Berthold den Waffenstillstand.

Berthold war eine der ruhelosen Naturen, die nur leben können, wenn sie ihr Leben für eine große Sache einsetzen. Deutschland — das war das Ziel, für das Hauptmann Berthold lebte und kämpfte. Und das sollte jetzt alles aus sein? — Für Berthold gab es da kein langes Überlegen. Kaum wiederhergestellt, bildet er das Freikorps « Eiserne Schar Berthold ». Unter dem Kommando des Generals Ritter von Epp, des heutigen Reichsstatthalters in Bayern und Reichsleiters der NSDAP., befreite er mit den Kameraden von « Oberland » und den übrigen Formationen die Stadt München vom Terror bolschewistischer Verbrecher.

Als das Baltikum und seine urdeutschen Städte Mitau, Riga und wie sie allen heißen zu verbluten drohte, stand die « Eiserne Schar » auch hier wieder in vorderster Front im Kampf gegen die blutigen Henker des asiatischen Bolschewismus, dessen Weg durch rauchende Dörfer und die Blutspur ungezählter Deutscher aus bestem Kolonistenblut gezeichnet war. Dann, als die Heimat ihren Soldaten in den Rücken fiel, kehrte auch das Freikorps Berthold zurück. Blutenden Herzens gaben sie das Land preis.

Dann kam der 15. März 1920, der Tag von Harburg an der Elbe.

\*

In Berlin liegt das Invalidenhaus und daneben auch der Invalidenfriedhof, den Friedrich der Große für seine treuen Soldaten anlegen ließ. Hier schlafen sie den ewigen Schlaf bis zum letzten Appell. Ein Gang über diesen Friedhof ist ein Gang durch die deutsche Geschichte. Hier liegen die, die ihr

Leben im Dienst des Vaterlandes verzehrten. Da steht das Denkmal, das man Scharnhorst errichtete, da liegt die steinerne Platte, die das Grab Schlieffens deckt, da liegt der Hügel, unter dem Richthofen schläft, und hier kündet auch eine schlichte Tafel über einem Hügel von Hauptmann Berthold.

Hier ruhet der Fliegerheld, Kgl. preußischer Hauptmann  
Rudolf Berthold

Inf.-Rgt. Graf Tauentzien von Wittenberg Nr. 20  
Führer des Jagdgeschwaders II  
und der « Eisernen Schar Berthold ».  
Kämpfer für Deutschlands Ehre,  
Sieger in 44 Luftschlachten,  
Gehrt vom Feinde,  
Erschlagen von deutschen Brüdern  
am 15. März 1920 in Harburg a. d. Elbe  
geb. am 24. März 1891.

## Der Kundschafter

(Oberschlesien, März 1921)

**D**er Abstimmungstag rückte näher, und die Erregung im Lande stieg auf den Höhepunkt.

Besonders ernst war die Lage im südlichen Teil Oberschlesiens, in den Teilen Pleß und Rybnik, in denen die Polen unter allen Umständen ein günstiges Abstimmungsergebnis durchpeitschen wollten. Korfanty machte kein Hehl daraus, daß er das Abstimmungsergebnis unter Umständen mit Waffengewalt « berichtigen » werde. Von dem kleinen polnischen Bahnhof Pruchna fuhren Tag und Nacht Lastautos, hoch mit Waffen beladen, über Pilgramsdorf nach Jastrzemb und Pawlowitz. Jedes kleine Gut verfügte in diesem Kreis über ein gut ausgesuchtes Waffenlager.

Schlageter wurde mit der Erkundung dieser Vorbereitungen, die auf eine polnische Erhebung schließen ließen, beauftragt. Falls er es für nötig halten sollte, möge er Verstärkung

anfordern, um eine Störung dieser Transporte zu versuchen. Die Aufgabe war außerordentlich schwer, denn auf eine Unterstützung durch die Bevölkerung war in diesem Gebiet, in dem die Deutschen sich kaum offen zu zeigen wagten, nicht zu rechnen. Die polnische Landbevölkerung selbst war durch die ungeheuerlichen Lügen einer niederträchtigen Hetze maßlos erregt. Gesindel aus Polen lag außerdem in jedem Dorf mit Revolver und Knüppel bereit.

Von Rybnik pirschte sich Schlageter über Sohrau mit seinem Rad dicht an die polnische Grenze heran. In den Dörfern wurde er mit argwöhnischen Blicken verfolgt. Er tat, als beachte er es nicht, und fuhr weiter. Doch schon in Golassowitz trat ein polnischer Zivilist, der aber schußfertiges Gewehr und weiß-rote Armbinde trug, auf ihn zu und fragte nach seinem Paß. Als Schlageter weiterfahren wollte, legte der Pole an. Er fuhr also zurück und zeigte seinen (natürlich falschen) Paß. Er erzählte, er habe sich verfahren, er wolle eigentlich nach Jastrzemb zu einem bekannten Polenführer, mit dem er etwas zu besprechen habe. Ganz ruhig und freundlich setzt Schlageter hinzu: «Wissen Sie vielleicht einen näheren Richtweg?»

Der Pole musterte ihn und meinte dann: «Sie können am besten geradeaus bis Pilgramsdorf fahren, von dort haben Sie wahrscheinlich Gelegenheit, ein Auto nach Jastrzemb zu bekommen. Das Auto kommt von Pruchna her. Wenn Sie Glück haben, treffen Sie dort schon Ihren Freund, sonst berufen Sie sich auf die hiesige polnische Ortswehr.»

Schlageter bedankte sich und fuhr weiter. Er überlegte: Die Gelegenheit war ja recht günstig, aber der Polenführer, dessen Namen er nur zufällig einmal gelesen hatte, konnte dort sein. Wie sollte er dann vor Jastrzemb wieder vom Wagen herunterkommen? Trotzdem, er sah eine Gelegenheit, seine Aufgabe schnell zu lösen. Kurz vor der Grenze legte er sich auf die Lauer. Das Rad stellte er in den Straßengraben. Er setzte sich auf einen Prellstein und zündete sich eine Zigarette an. Die Sonne lag warm auf der staubigen Straße, mehrere Radler, alle mit der rot-weißen Binde, kamen vorbei. Dann zwei polnische Soldaten in voller Uniform. Seelenruhig fuhren sie über die Grenze in das noch deutsche Oberschlesien hinein.



Endlich, nach langem Warten, zeigte sich eine große Staubwolke in der Ferne, das Lastauto tauchte auf. Beim Näherkommen erkannte Schlageter, daß das Auto eine Bedeckung von sechs Mann hatte, die alle mit schußfertigen Gewehren auf dem Wagen standen.

Schlageter ruft den Führer an. Das Auto hält. Mißtrauische Blicke. Zwei Leute springen vom Auto herunter zu Schlageter und nehmen ihn in Verhör. Den Polenführer kennen sie natürlich, nach Jastrzemb fahren sie.

« Aber Sie sind doch kein Pole, was wollen Sie dort? Sollten Sie deutscher Spion sein, geht es ihnen verdammt dreckig. Das sagen wir Ihnen im voraus: aus Jastrzemb kommen Sie dann nicht lebend wieder heraus. Auf dem Wagen können wir Sie nicht mitnehmen. Hängen Sie sich hinten an. Aber machen Sie keinen Versuch, vorher abzuhaufen, wir schießen! »

Das Auto zog an, Schlageter hingte sich mit seinem Rad hinten an den Lastwagen. Langsam ratterten sie durch Pilgramsdorf. Im Ort lag eine Gruppe Franzosen. Der Wachhabende grüßte lächelnd, indem er die weißen Zähne zeigte, zu dem polnischen Auto hinüber. Die Gewehre der polnischen Mannschaft schien er nicht zu sehen, der Inhalt des Autos interessierte ihn nicht.

Hinter Pilgramsdorf beginnt dichter Wald. Dort stand an einem Seitenweg ein Bauer mit einem Leiterwagen. Das Auto hielt, und zehn Gewehre und ein leichtes Maschinengewehr und zwei Kisten Munition wurden herausgereicht. Man half die Ladung mit Reisig abdecken, und schon ging es weiter. Jetzt bog man in einen Waldweg ein. Tief eingeschnittene Radspuren bewiesen, daß dieser Weg viel benutzt wurde. An einer Weggabel standen etwa zehn junge Burschen. Ein Dorf schien in der Nähe zu sein. Nach Schlageters Berechnung war es Rustaviez. Hier wurden wieder Gewehre und Munition ausgeteilt. Sogar ein schweres Maschinengewehr reichte man den Burschen vom Wagen herab. Die angeblichen jungen Bauern untersuchten sachverständig die Waffen und trugen sie ohne Beachtung irgendwelcher Vorsicht fort. Hier war man ganz unter sich. Schlageter wurde kaum beachtet.

Weiter ging die Fahrt über Feld- und Waldwege. Da tauchte ein Radfahrer auf, der von weitem mit der Hand

Signale gab. Ihm folgten acht, zehn, zwölf, schließlich fast zwanzig andere Fahrer. Der Wagen hielt. Wie Schlageter aus Bruchstücken der Unterhaltung hörte, sollte hier bis zum Einbruch der Dunkelheit gewartet werden. Er wurde herangerufen und noch einmal ausgefragt. Man traute ihm noch immer nicht ganz. Endlich wurde er von zwei Radfahrern in die Mitte genommen, man würde ihn nach Jastrzemb bringen. Jetzt wurde die Geschichte gefährlich, stellte Schlageter fest.

Kaum waren die anderen außer Sicht, als Schlageter schärfstes Tempo einzuschlagen begann. Er trat in die Pedale, daß ihm das Wasser am Körper herunterlief. Die beiden Polen begannen zu fluchen und zu brüllen. Aber Schlageter hörte scheinbar nicht. Da zieht auch der eine Pole los, und Zoll für Zoll schiebt er sich vor. Er ist fast dicht am Hinterrad von Schlageter. Der andere keucht ein paar Meter weiter rückwärts. Plötzlich bremst Schlageter mit aller Kraft ab. Der Pole hinter ihm kann sein Rad nicht mehr halten, fährt ihn an und stürzt, sich überschlagend. Der andere ist in toller Fahrt vorgeschossen, sieht sich um, springt ab und wirft sein Rad quer über den schmalen Weg.

Schlageter, der wieder in die Pedale getreten hat, kann bei der kurzen Entfernung nicht mehr halten, aber im letzten Augenblick reißt er sein Vorderrad hoch und etwas zur Seite. Klirrend fährt er über das Hinterrad seines Gegners hinweg. Für den Augenblick scheint er die Herrschaft über sein Rad zu verlieren, aber er tritt mit aller Kraft weiter, reißt die Lenkstange gerade und saust weiter. Hinter ihm kracht es ein paarmal durch den Wald, aber schon ist er um eine Biegung verschwunden. Unter Umgehung aller Orte schleicht er sich bis zur verabredeten Bahnstation.

Er weiß, was zu wissen nötig ist. An einem der nächsten Tage ist der Waldweg plötzlich von deutschen Radfahrern gesperrt. Ein Auto wird verbrannt. Schlageter hatte gut aufgepaßt und konnte gut führen. Die polnischen Transporte auf dieser Straße wurden während der Abstimmung eingestellt.

R. Brandt (gek.)

# Kapitänleutnant von Doemming

(Oberschlesien, 6. April 1921)

**D**er von den Franzosen offen begünstigte und in nichts behinderte polnische Abstimmungsterror war auf die Dauer geeignet, in der Masse der Bevölkerung den nachhaltigen Eindruck völliger Machtlosigkeit zu erwecken. Hier mußte, um nicht das Abstimmungsergebnis von vornherein ernstlich zu gefährden, ein Gegendruck von deutscher Seite einsetzen. Der deutschen Bevölkerung mußte gezeigt werden, daß sie nicht völlig von Gott und der Welt verlassen war und daß es noch Kräfte gab, die gesonnen waren, auf einen groben Klotz einen groben Keil und auf einen Schelmen andert-halbe zu setzen.

Diese Notwendigkeiten waren der Ausgangspunkt für die zumeist unter der Führung von Freikorpsleuten stehende Einrichtung der sogenannten Spezialpolizei im ober-schlesischen Abstimmungsgebiet.

Nach allen Seiten mußten die Männer dieser Organisation kämpfen, und was soldatische Energie und unbedenklicher Einsatz der eigenen Person in einem solchen Kampfe zu erreichen vermögen, dafür ließen sich aus der Tätigkeit der ober-schlesischen Spezialpolizei zahlreiche Beweise anführen. Häufig kannten sowohl Polen wie Franzosen die Führer und Mitglieder der einzelnen kleinen Kommandos. Aber erst, wenn sie glaubten, ganz sicher gehen zu können, wenn sie das Überraschungsmoment völlig auf ihrer Seite glaubten, wagten sie sich an die Führer der deutschen Organisation heran. Einer der bezeichnendsten Fälle dieser Art ist der kurz nach der Volksabstimmung unternommene Versuch der Franzosen, in Gleiwitz den Führer der deutschen Organisation, Kapitänleutnant von Doemming, zu verhaften.

Nach Tagen und Wochen dauernder, schon kaum mehr zu ertragender Arbeit und Anspannung hatte Kapitänleutnant von Doemming sich einmal für länger als vierundzwanzig Stunden in einem kleinen möblierten Zimmer in Gleiwitz ausgeruht. Der weitgespannte Agentenapparat der französischen Kriminalpolizei hatte diese Tatsache festgestellt, und

da von Doemming einer der energischsten und gefürchtetsten deutschen Stoßtruppführer im ganzen Industrieviertel war, wollten sich die Franzosen diese Gelegenheit, sich ihres Todfeindes zu bemächtigen, nicht entgehen lassen. Unter Führung eines französischen Polizeibeamten drangen in den frühen Morgenstunden des 6. April 1921 neun oder zehn französische Soldaten in das Haus ein, in dem Kapitänleutnant von Doemming sich aufhielt. Man hoffte, den gefürchteten Gegner noch im Schlaf überraschen zu können. Aber einen Mann wie von Doemming kann man nicht völlig überraschen. Eine Flucht war unter den gegebenen Verhältnissen nicht möglich. Aber der Revolver des Kapitänleutnants lag geladen und entsichert unmittelbar neben seinem Bett. Und als die Franzosen siegesgewiß in sein Zimmer eindrangten, um den verhaßten Gegner zu verhaften, spielte sich in Sekundenschnelle ein Vorgang ab, der für diesen ganzen Krieg im Dunkeln unendlich bezeichnend ist.

Kapitänleutnant von Doemming wußte genau, welches sein Schicksal sein würde, wenn er lebendig den Franzosen in die Hände fiel. Es wäre — das können wir heute sagen — das Schicksal Albert Leo Schlageters gewesen. Siebenmal knallte der Revolver des deutschen Offiziers. Sieben Franzosen blieben tot oder schwer verwundet auf der Strecke, und ehe Doemming von neuem laden konnte, hatte eine französische Kugel dem Leben dieses Kämpfers für Deutschland ein Ende gemacht.

Aber selbst der Tod dieses Mannes war noch ein Sieg. Denn von dieser Stunde an wurden die Franzosen gegenüber den Führern und Mannschaften der deutschen Stoßtruppe noch vorsichtiger, als sie es bis dahin schon gewesen waren. Die Rechnung, die die Offiziere und Beamten der französischen Kriminalpolizei aufmachten, mag wohl die gewesen sein, daß es doch sehr zu überlegen sei, ob man im Interesse der polnischen Freunde jeweils für einen toten Deutschen mehr als ein halbes Dutzend eigene Landsleute opfern sollte.

F. W. v. Oertzen

# Der Sturm auf den Annaberg

(21. Mai 1921)

**G**leich dem Kimmel, der die flandrische Ebene beherrscht, schaut der Annaberg mit seinen 385 Metern weit über das Oderland hin, der Annaberg, zu dessen Kirchlein Jahr für Jahr andächtige Pilger hinaufzogen.

Er wurde zum Brennpunkt des Kampfes.

Polnische Truppen hatten ihn zu einer stark befestigten Stellung ausgebaut und beherrschten von hier aus mit Geschützen und Maschinengewehren in weitem Bogen das Oderland, bis hin nach Gogolin—Krappitz—Kandrzin—Kosel.

Der Annaberg mußte genommen werden, um den Weg in das Industriegebiet hinein freizumachen.

Die Vorbereitungen begannen mit reger Aufklärungsarbeit der Freikorpsleute.

Selbst Frauen und Mädchen stellten sich in den Dienst der deutschen Spionage. Wehe denen, die in die Hände des Herrn Chodzko, des polnischen Oberkommandanten auf dem Annaberg, fielen. Furchtbar waren die Vernehmungen, die man mit diesen Unglücklichen anstellte. Gequält und gemartert, zu Tode geprügelt wanderten sie in die Gefängnisse oder wurden kurzerhand an die Wand gestellt und erschossen. Ob schuldig oder unschuldig, danach zu fragen, hatte man nicht Zeit, wollte auch nicht danach fragen.

Eine Erkundung im großen wurde durch 250 Angehörige eines Freikorps ausgeführt. In weiter Auflösung durchschwammen sie die Oder, um die polnische Stellung am Klodnitzkanal zu erkunden.

In der Nähe von Kandrzin kam es zu einem schweren Zusammenstoß mit den Polen, der sich bis nach Kosel hinzog. Kosel geriet in die Kampfzone, wurde durch die polnischen Geschütze schwer mitgenommen und durch die Insurgenten ausgeplündert.

Es gelang den Deutschen, sich nach Alt-Kosel hinein zu retten. Hier glaubten sie sich unter dem pflichtgemäßen Schutz der Franzosen, welche die Oderbrücke besetzt hatten, in Sicherheit. Heimlich aber hatten die Franzosen mehrere

polnische Bataillone in die Stadt hineingelassen, denen die Deutschen nun unerwartet gegenüberstanden. Aus allen Fenstern sahen sie plötzlich die Gewehrläufe auf sich gerichtet. Es blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich zu ergeben.

Jan Chodzko gab angeblich den Befehl, die Gefangenen in Internierungslager bringen zu lassen. Dieses Schicksal sollen aber nur vier gehabt haben. Die anderen stellte man truppweise an die Wand und knallte sie herunter.

Auch Schlageter ist wieder zur Stelle. Hauenstein hat ihn telegraphisch aus seiner Heimat zurückrufen lassen. Seine alten Getreuen sind bald wieder bei ihm. Aus verschrotteten Waffenlagern werden Gewehre gebrauchsfertig gemacht. Sogar ein Geschütz kann wieder zusammengesetzt werden. Eine Kompanie Freiwilliger findet sich zusammen. Es kann losgehen. Schlageter ist wieder in seinem Element.

Schon bei den ersten Gefechten in der Nähe von Gogolin, die den Sturm auf den Annaberg vorbereiten sollten, ist Schlageter « mittendrin ». Durch Handstreich hatten die Polen versucht, sich des Bahnhofs Gogolin zu bemächtigen. Schlageter läßt sofort seine Leute antreten. Kurzer Sturmangriff: der Pole läuft. Ein bißchen mit den Maschinengewehren hinterhergespritzt, und der Bahnhof ist wieder in deutscher Hand.

Der Hauptträger des Sturmes auf den Annaberg soll das Korps Oberland sein. Es kommt von Neustadt her. Major Horadam hat das Kommando. Bataillon « Heinz », Schlageters Sturmtruppe, marschiert von Krappitz aus in seine Sturmstellung an der Straße zwischen Gogolin und Groß-Stein.

Am 21. Mai, nachts ein Uhr, treten sie an zum Sturm. In langen, allzudünnen Linien arbeiten sie sich durch den Morgennebel an den Feind heran. Noch ist alles still. Lautlos schreiten sie durch taunasse Wiesen. Winke und Zeichen ersetzen die Kommandos. Die Nerven sind gespannt zum Zerreißen. Davorn ist nur der Tod zu holen, kein stolzer Sieg, kein Dank des Vaterlandes. Es treibt sie niemand. Ihr Tun ist freiwillige Mannestat. Aber der Krieg ist ihr Leben geworden. Lieber tot als in einer entehrten Heimat leben. Vorwärts.

Die Augen stechen durch das Grauen des Morgens.

Vorwärts!

Flüsternd werden die Beobachtungen weitergegeben. Flüsternd wird der Anschluß aufrechterhalten. Der Feind drüben am Waldrand soll nichts merken, solange wie irgend möglich. Jeder unbeobachtet gewonnene Meter Boden verringert die Verluste an Menschenleben. Menschenleben sind wertvoll. Die deutsche Schar ist nur gering. Reserven gibt es nicht.

Also Vorsicht!

Der Feind erwartet den Angriff von Süden her. Deshalb hat ihn die deutsche Sturmleitung von Norden her angesetzt.

Stille. Stille ringsum. — — —

Peng!!! — — —

Der erste polnische Posten schießt!

Ein jähes Aufwachen bei den Polen.

In wenigen Augenblicken ist die Hölle los!

« Sprung auf! Marsch-marsch! »

Befreit von dem Druck der unheimlichen Stille hallen die deutschen Kommandos durch den Morgen.

« Sprung auf! Marsch-marsch! »

Von allen Seiten gehen die deutschen Gruppen vor — suchen Deckung — und springen aufs neue vorwärts.

Polnische Maschinengewehre hämmern dazwischen.

Schlageter erkennt eine Lücke in der polnischen Front, arbeitet sich mit seinen Leuten hinein, kann den Gegner so von der Seite fassen und die polnische Artillerie isolieren.

Die Polen schleudern Minen auf die Angreifer. Es gibt Tote. Aber der Angriff wird vorgetragen.

Wie die Stiere schlagen die Bayern dazwischen, mit den Kolben, wie mit Dreschfliegeln. Pardon gibt es nicht.

Es geht die Anhöhen aufwärts.

Die Polen erhalten ihre eigenen Handgranaten in den Rücken.

Jeder Oberländer führt den Krieg auf eigene Rechnung. Jeder trägt seinen eigenen Haß im Herzen.

Vorwärts! Aufwärts!

Die Kirche ist weithin sichtbar Ziel- und Richtungspunkt. Eine Schar von Insurgenten reckt die Hände hoch.

Pardon gibt es nicht!

« Wir sind zu wenige! Ihr seid zuviel! »

Minen krachen! Der Himmel hängt voller Schrapnellwölkchen!

Vorwärts! Vorwärts!

Sturmabteilung Heinz stürmt Höhe 310.

Sturmabteilung!! Ganze zwanzig Mann hat Leutnant Seidel in seiner Sturm« abteilung ». Er nimmt mit ihnen Ruine Elljuth, muß zehn Mann opfern, wird durch starke feindliche Übermacht abgedrängt und muß stundenlang ohne jegliche Deckung schutzlos im Steinbruch unter dem tollsten feindlichen Feuer aushalten.

Eine Mine erschlägt ihm zwei Mann.

Ein MG. tastet an ihnen herum.

Vier sind sie nur noch.

Sie versuchen, den Platz zu räumen.

Ein MG. aus der Flanke löscht sie alle vier aus.

Fast haben die « Oberländer » Höhe 310 erreicht, da setzt Chodzko seine Truppen zum Gegenangriff ein. Zehnfach ist die Übermacht. Aber die Bayern können nicht nur raufen. Jeder von ihnen ist Scharfschütze. Schuß auf Schuß sitzt, ruhig und besonnen gezielt, wie auf der Oktoberwiese. Die Polen machen kehrt, bringen Verwirrung in ihre eigenen Reihen. Die « Oberländer » stoßen nach. Um zehn Uhr ist Oleschka in ihrer Hand.

Die Stellung der Polen ist erschüttert. Chodzko läßt noch einmal alle Kampfmittel spielen — und verdrückt sich zu seinen französischen Freunden nach Kosel.

Mit unheimlicher Ruhe setzt die deutsche Welle zum letzten Sturm an.

Um zwölf Uhr zehn stehen die Deutschen auf dem Annaberg.

W. Kublank (gek.)

## Das Beispiel des Fahnenträgers

(Oberschlesien, Mai 1921)

**D**er Ausgang des Städtchens nach Lichinia ist durch starke Vorposten gesichert. Auf dem Marktplatz ist die Alarmglocke aufgestellt, eine Sirene, die mit ihrem Heulen heran-



nahende Gefahr verkünden soll. Obwohl die Mannschaften zum Schlafen nicht gezwungen sind, sucht bald der eine, bald der andere sein Lager auf. Kurz nach zwei Uhr liegt Leschnitz in tiefem Schlaf. Der vorangegangene Kampf und die Siegesfeier haben die Tapferen außer den Posten in einen todesähnlichen Schlaf versenkt. Kurz nach drei Uhr heult die Sirene. Verstört eilt alles zu den Waffen. Die Vorposten melden, die Polen rücken auf Leschnitz vor. Auch die Zivilbevölkerung ist durch den Alarm erwacht, stürzt zum Teil in Nachtgewändern auf die Straßen, aus Angst, die Polen kämen. Doch die straffe Disziplin der Truppe beruhigt sie bald und läßt sie nach und nach in ihre Häuser verschwinden, während die Freischar selbst an einem 300 Meter vor der Stadt gelegenen Hohlweg, der sich links an der Landstraße nach Lichinia erstreckt, Stellung gegen den Feind nimmt.

Das fahle Licht des herannahenden Morgens bricht an. Fröstelnd liegt die übermüdete Truppe im Hohlweg. Die Vorposten sichern sie vor einer Überraschung. Endlich steigt die Sonne hoch, der Tag bricht an. Die leichten Nebelschwaden zerflattern, Lerchen steigen in den blauen Äther, jubilieren und künden den Tag des Herrn, den Sonntag, an. Und deutsche Männer liegen übernächtigt, geschwächt durch die unermesslichen Strapazen des vergangenen Tages, im Hohlweg vor Leschnitz, den Ansturm der Polen erwartend. Es ist heller Tag geworden. Acht Uhr dieses Sonntags. Der Pole rührt sich nicht. Der Führer glaubt nicht mehr an einen Gegenangriff. Bis auf die Sicherungsposten werden die Mannschaften nach Leschnitz zurückgezogen.

Um halb elf Uhr beginnt der Dankgottesdienst für die Befreiung aus polnischer Hand in der Kirche. Die ganze Gemeinde, ebenso alle Soldaten, nehmen daran teil. Der Pfarrer zelebriert feierlich die Messe. Da ertönt schaurig das Heulen der Sirene auf dem Marktplatz. In aller Eile verlassen die Soldaten die Kirche. Die Zivilbevölkerung stürzt fluchtartig hinterher, die Harmonie löst sich auf in den Schrei: «Die Polen kommen, die Polen kommen!» Während die Zivilisten zum größten Teil in eiligster Flucht Leschnitz in Richtung auf Krappitz verlassen, marschieren die Truppen in straffster Disziplin zum Ausgang des Städtchens nach Lichinia, um in

Schützenlinie sprungweise den Hohlweg zu erreichen. Die Polen sind, von Lichinia kommend, auf 400 Meter herangerückt. In zehnfacher Übermacht, vier Maschinengewehre gegen ein deutsches, stehen sie der Freischar gegenüber. Ein Hagel von Geschossen ergießt sich über den Hohlweg. Bald gibt es Verwundete. Doch ruhig bleibt der Führer und kommandiert wie auf dem Exerzierplatz die Entfernungen. Kein Schuß darf danebengehen. Die Munition kann nur eine gewisse Zeit reichen.

Immer näher kommen die feindlichen Schützen, schon hört man deutlich die Kommandos der Polen. Noch 100 Meter ist der Feind entfernt, seine Maschinengewehre hämmern auf unseren Hohlweg ein, als wenn ein Hagelschlag über ein Frühlingsfeld geht. Doch die deutsche Freischar steht ihren Mann, und soweit es die Munition erlaubt, peitschen die einzelnen Schüsse, ihre Opfer heischend, und rasseln die Maschinengewehre von links und rechts in die Reihen der Feinde. Aber was nützt aller Heldenmut gegenüber einer solchen Übermacht von Material und Mannschaft. Heiß geschossen sind die Karabiner und Gewehrläufe, viel Munition ist nicht mehr da.

Im glühenden Mittagssonnenbrand klebt den Kämpfenden die Zunge am Gaumen. Der Feind hat inzwischen eine Rechtschwenkung vorgenommen und unseren linken Flügel umgangen. Die Truppe bekommt Flankenfeuer von links. Zwei der Tapfersten werden verwundet. « Maschinengewehrfeuer von links aus dem Getreidefeld! » brüllt der Führer, um damit die Aufmerksamkeit der am linken Flügel stehenden deutschen Maschinengewehre auf das feindliche polnische zu lenken.

In diesem Augenblick springt ein deutscher Unteroffizier, in der Hand die schwarzweißrote Fahne, am linken Flügel auf, durchheilt das links an den Hohlweg anschließende Kornfeld. Die Halme schlagen hinter ihm zusammen. Noch immer knattert das feindliche Maschinengewehr. Da endlich verstummt es. Einige bange Minuten folgen, während deren die Polen bis auf 75 Meter herankommen. Da teilen sich die Halme, und blitzenden Auges stürzt der Unteroffizier mit erhobener Fahne in den Hohlweg und meldet, daß er das Maschinengewehr und seine Bemannung für immer zum Schweigen gebracht hat.

Ohne ein Lob abzuwarten, springt er, die Fahne in der Hand, wieder auf und stürzt mit lautem Hurrarufen gegen die feindlichen Linien vor. Zugleich mit ihm der Führer und hinter ihnen die Truppe. Aber nur halbe Arbeit bleibt ihr, denn der Unteroffizier mit seiner Fahne hat die feindliche Linie zum Wanken gebracht, und seine nachstürmenden Kameraden brauchen nur noch in die zurückflutenden Polen hineinzuschießen. Damit ist nicht nur Leschnitz behauptet, sondern der Feind auf der ganzen Linie zurückgeschlagen. Die siegreiche Truppe folgt ihm auf dem Fuße, selbst in Lichinia kann er sich nicht mehr festsetzen. Auch Lichinia fällt in deutsche Hand. Starke Vorposten werden daselbst zurückgelassen, das Gros aber geht nach Leschnitz zurück. Guido Galonska (gek.)

## Treue Kameraden

(Ein Handstreich während der Besatzungszeit)

**W**ir saßen bis spät in die Nacht und warteten auf Jörg, der uns Bericht geben sollte über den Verlauf einer Waffenschiebung in einem Taunusort. Kern war beunruhigt, Jörg hätte schon am Nachmittag da sein sollen. Gegen Mitternacht stürmte er die Treppe herauf und taumelte ins Zimmer, bleich, verstört, verschwitzt. « Otto und Mahrenholz ... », keuchte er, « beide geschnappt. In Mainz. » —

Die Waffen waren glücklich über die Abgrenzungslinie gebracht worden. Am verabredeten Ort hatten die Empfänger, Bauernburschen der Gruppe des Taunusgebietes, gewartet. Die Waffen waren gleich verteilt und versteckt worden. Dann waren die Kameraden in ein Gasthaus gegangen, um auszuruhen. Jemand mußte den Franzosen Nachricht gegeben haben. Auf dem Heimweg, am Ausgange des Ortes, waren Marokkaner gekommen, geführt von französischen Gendarmen. Sie waren plötzlich mit angelegten Gewehren aus einem Hofe getreten. Die Gruppe war sofort auseinandergespritzt; die Franzosen haben geschossen, vier Mann wurden umzingelt und gefangen, darunter Otto und Mahrenholz. Jörg hatte sich durchschlagen können. Er war übers Feld gehetzt in ein

benachbartes Dorf, hatte sich ein Fahrrad bei einem befreundeten Bauern geholt und war, überall am Wege verstohlen fragend, nach Mainz gefahren.

Die vier waren noch nicht ins Gefängnis gebracht worden, sondern saßen in der Marokkanerkaserne, sollten wahrscheinlich noch eingehender verhört werden.

Noch in der Nacht trieben wir Müllnitz aus dem Bett, der seinen Onkel wiederum bedrängte. Dieser Onkel hatte einen alten, aber schnellen Adlerwagen. Ich schrieb einen Zettel für meine Firma, der, wie so oft schon, vermeldete, ich sei krank und müßte leider das Bett hüten.

Am Morgen fuhren wir los, Kern und ich im Wagen, den Müllnitz lenkte, Heinz, Jörg, zwei Schupos in Zivil und ein Freund Ottos mit der Bahn. Jeder von uns hatte in beiden Hosentaschen je eine Pistole, in beiden Rocktaschen je eine Eierhandgranate. Kern hatte noch zwei Stielhandgranaten im Mantel.

Die Mainzer, schon am vergangenen Tag durch Jörg ins Bild gesetzt, hatten erfahren, daß die Gefangenen innerhalb der Marokkanerkaserne, einer früheren Schule, in der Turnhalle eingesperrt seien. Kern ließ sich die Lage der Halle aufzeichnen und berichtete seinen Plan. Dann machten wir uns auf den Weg. Das Auto wartete in der Nähe der Kaserne, gedeckt von Jörg und Heinz. Die Mainzer und die anderen drei verteilten sich auf die umliegenden Straßen. Kern und ich gingen, ohne daß das Tempo unserer Schritte mit dem unseres Herzschlages übereinstimmte, auf das Tor der Kaserne zu.

Ein Marokkaner stand Posten. Er ging mit kurzen, trippelnden Schritten auf und ab. Unzählige französische Soldaten und Offiziere gingen vorbei, schlenderten durch das Tor. Die Turnhalle stand frei im Hof. Ich blieb in der Nähe des Postens stehen, beide Hände in den Hosentaschen, die Griffe der Pistolen umklammert, die Pistolen entsichert. Kern bog elegant um die Ecke, strich mit höflichem Hutschwenken an dem Posten vorbei. Der ließ ihn ohne weiteres durch.

Kern ging mit selbstverständlicher Leichtigkeit, sein Lodenmantel bauschte sich durch seinen schnellen Schritt, einzelne Kiesel flogen und spritzten unter seinem Fuß. Nun stand er am Tor der Halle. Nun griff er in die Manteltaschen — —

Ich krächzte heiser, machte ein, zwei Schritte auf den Posten zu, der sich zu mir wandte. Und Kern holte eine Handgranate vor, hängte sie an die Klinke der Tür und zog ab. Und trat mit kurzer Wendung an die Seite, schmiegte sich an die Mauer, in einen Winkel hinein.

Der Posten musterte mich befremdet. Ich sah ihm starr ins Gesicht und zählte in Gedanken mit. Fünf Sekunden, sechs Sekunden, dann ...

Ein dumpfer Krach. Der Posten schrak zusammen, fuhr herum. Mit zwei Schritten war ich bei ihm. Ich sah jetzt nichts, ich sah den Posten nur, der starrte aus geweiteten, geschwärzten Höhlen, ließ den Unterkiefer fallen, zerrte am Gewehr. Da schnellten meine Hände aus den Taschen, die Pistolen zuckten hoch, ich schrie: « A bas les armes<sup>1</sup>! » Der Posten taumelte zurück, weit offen, unbegreifend Aug' und Mund, und starrte in die Mündungen. Da, Schritte, Schatten, Lärm. Kern war da, die andern auch, Franzosen wimmelten herbei; ich sprang zurück, sah, wie Otto einem herangeeilten Poilu<sup>2</sup> die Faust unter das Kinn setzte, daß der seinem Kameraden in die Arme taumelte. Und Kern, beide Arme hoch, feuerte die Schüsse in die Luft; ich wandte mich und stolperte und raste los.

Das verfluchte Pflaster dieser Stadt! Wie viele Menschen waren auf<sup>3</sup> den Straßen! Das waren Menschen doch oder Schatten? Bleiche Scheiben statt Gesichter, schmale Striche statt Gestalten; weiter, weiter. Da ist Jörg, da das Auto. Die Schläge fliegen auf, wir werfen uns hinein; der Wagen stöhnt und ruckt und fährt.

« Schnell zur Brücke », ruft Kern, « so schnell wie möglich über die Brücke! » Laut hupend braust der Wagen, Müllnitz hockt am Steuer wie aus Stein.

Wir liegen aufeinandergewürfelt. Otto, Mahrenholz, die beiden Bauernburschen. Kern neben Müllnitz. Ich teile Pistolen aus. « Geladen und gesichert », sage ich. Jeder hält jetzt eine Waffe schußbereit in der Faust.

Wir rasen über die Brücke. Wie behäbig breitet sich der Strom. « Der Rhein, der Rhein », sage ich, murmle immer

---

<sup>1</sup> Waffen weg! — <sup>2</sup> Soldat.

wieder: «Der Rhein». Bis wir drüben sind. Der Wagen schlingt das grauweiße Band der Chaussee.. «Obacht geben an der Demarkationslinie», wendet sich Kern, den Hut haltend. «Sicher haben sie allen Posten telephonierte!» Wir nicken und schweigen. Der Wald streicht vorbei. Mahrenholz sieht mich lachend an, nickt, breitet die Arme. Ich verstehe; er will sagen, schön ist die Welt.

Eine Gruppe Häuser. Soldaten auf dem Weg. Schon sind wir heran. Die Soldaten schwenken die Gewehre, immer neue eilen aus dem Gehöft.

«Durch!» schreit Kern. Müllnitz gibt noch einmal Gas. Der Wagen macht einen Sprung, quietscht, heult, rast. Es knallt, sie schießen — —

Und wir sind durch, wir sind durch!

Mahrenholz bückt sich vornüber. Was hat er? Blut auf seiner Backe? Mahrenholz ist tot.

Viele noch werden ihm folgen:

E. v. Salomon (gek.)

## Und setzt ihr nicht das Leben ein...

(Ruhrkampf 1923)

Das Höchste, was ein Mensch erlangen kann,  
ist ein heroischer Lebenslauf.

Schopenhauer

**P**latzkonzert der französischen Militärkapelle auf dem Marktplatz in Essen.

Arbeitslose, ärmlich gekleidet, stehen wie harmlos umher, entfernen sich voneinander, nähern sich im Schlendern.

Ein Flüstern: «Morgen — —»

Man geht auseinander, trifft sich wieder an anderer Stelle.

«Getrennt marschieren, vereint schlagen.»

Schlageter bietet Krause, seinem alten Feldwebel aus Oberschlesien, ein Butterbrot an. Der liest aus dem Umhüllpapier: «Bahnhof Kalkum 3 Uhr», beißt die Schrift mit ab und schluckt sie hinunter, ißt ruhig weiter, schaut wie dankend auf, aber sein Blick heißt:

« Verstanden . . . Alles klar. »

Abends tritt Schlageter in ein Kaffeehaus ein. Er schaut sich um, als suche er einen Platz, geht gleichgültig an einen Tisch und bestellt ein Glas Bier.

Nach einer Weile des ruhigen Sitzens steht er auf, holt sich eine Zeitung.

Die Musik setzt ein. Schlageter blickt aus der Zeitung in den Saal, als dächte er über das Gelesene nach, summt den Schlager der Jazzkapelle, der eben als Neuheit hier aufkommt, mit: « Valencia — zwanzig Apfelsinen kosten nur 'ne Mark. . . Dann flüstert er seinem Nachbar zu:

« Mensch, Heinz, du hier? »

« Natürlich. »

Leuchtende Augen unter gesenkten Lidern.

Die Spießer ringsum freuen sich der Negermelodie und klatschen Beifall . . . Wenn die wüßten! . . . Hauenstein macht den Eindruck eines übermütigen Gymnasiasten, so jung sieht er mit seinem frischen Gesicht aus. Schlageter markiert den ehrbaren, biedereren Kaufmann. Was hinter ihren Feuerstirnen glüht, kann keiner sehen.

Musik. Gerede. Lärm . . .

Dazwischen erzählt Hauenstein:

« Eine ‚Haarschneideabteilung‘ wurde in Vohwinkel gegründet. Ziel und Zweck: Den Weibern, die den Herren Franzosen zu freundlich tun, werden umsonst die Haare auf ein Zehntel Millimeter abgeschnitten, wo man ihrer habhaft wird. Zu sanft gehen die Scherenbesitzer nicht mit den Schönen um. Die Zunft der Perückenmacher blüht . . . Weißt du, es gibt noch Humor. Am letzten Sonntag tagten im Wuppertaler Zoo die Schneider und Kleidermacher. Nach dem Deutschlandlied — endlich durften sie's hier auf sicherem Boden wieder einmal singen — läßt der begeisterte Verein draußen ein paar harmlose Raketen steigen. Folge: Die Franzosen jenseits der Wupper machen vor Schreck in die Hosen, rufen das Kommando in Düsseldorf an, und von dort trifft Hals über Kopf eine Maschinengewehrabteilung mit Panzerwagen ein, um — die deutsche Offensive zu erwarten. Wie begossene Pudel sind die ‚Helden‘ noch in der Nacht wieder abgerückt. Bekannt ist's aber doch geworden. Gelächter wie beim ollen Homer. . . »

Schlageter schmunzelt glücklich, hebt sein Glas und flüstert:  
« Prosit, Heinz! Morgen wollen wir dem Gesindel ein noch  
schöneres Feuerwerk anzünden! »

\*

Der Donnerstag, es ist der fünfzehnte März des Jahres 1923,  
zieht trübe herauf. Es schneit und regnet durcheinander. Ein  
kalter Wind treibt die Wolkenfetzen vor sich her.

Durch versumpfte Wälder, über verschlammte Feldwege,  
über Sturzäcker mühen sich Gestalten verschiedener Prägung.  
Sie alle streben einem Ziele, dem Bahnhof Kalkum zu. Der  
eine kommt von Mülheim, der andere von Kaiserswerth. Hier  
schreitet ein harmlos aussehender Bauernknecht fürbaß, die  
Hacke über der Schulter, eine große Milchkanne in der Linken.  
Milch? Nein. Dynamit! ... Dort schiebt einer einen brüchigen  
Kinderwagen vor sich her. Ein Säugling? Nein, Ekrasit! ...

Die Füße sind völlig durchnäßt und schmerzen. Eisig fegt  
der Märzwind durch die dünnen feuchten Kleider. Was fragen  
diese Männer danach! Nur vorwärts! Da vorne — — die  
schnurgerade dunkle Linie muß der Bahndamm sein! ... Das  
ist die Strecke Duisburg—Düsseldorf! Hier rattern Tag und  
Nacht die Züge mit den gestohlenen Kohlen nach Frankreich  
hinein...

Jetzt heißt es: Vorsicht bis zum Äußersten! Jeden Augen-  
blick kann ein französischer Posten auftauchen. Paßkontrolle.  
Was tragen Sie da? ... Was ist in dem Paket? ... Wo wollen  
Sie hin? ...

Das sind nervenpeitschende Augenblicke...

Unter dem Bahndamm fließt der Haarbach hindurch. Auf  
Betonpfeilern ruht die mehrgleisige eiserne Brücke. Der  
Schnee ist kürzlich geschmolzen, Regen fiel, der Bach führt  
schmutzig-gelbes Wasser.

Rechts und links der Eisenbahn Hochwald, abwechselnd mit  
Fichtenschonungen.

Unheimlich peitscht der Sturm die kahlen Zweige der  
Bäume gegeneinander.

Hier trifft man sich.

In guter Deckung, Schlageter, Federer, Krause, König, dicht  
zusammengedrückt. Das gibt etwas Wärme, und man kann



besser flüstern. Zimmermann sichert die Umgegend, bald steht Krause auf und sucht seiner Ungeduld Herr zu werden.

« Jetzt eine Zigarette! »

Alle schnuppern sehnsüchtig und verlangend. Nicht einmal dieser kleine Genuß ist gestattet. Natürlich nicht! Wie leicht kann der Geruch zum Verräter werden!

Man ist dabei, die Sprengstoffpakete, Schnüre und Zündkapseln fertig zu machen.

« Nun latschen wir schon stundenlang hier herum... Die verfluchte Nähè des Bahnhofes! »

« Und doch ist gerade wegen dieser Nähè die Brücke am geeignetsten für uns. Sie ist weniger bewacht. »

« Na, ja! » sagt Schlageter, « sonst hätte ich sie nicht ausgewählt, bin tagelang hier herumgeschlichen. »

« Wenn wir heute nur noch zum Schuß kommen! »

Rattern in der Ferne... Der Lärm kommt näher, wird zum Rollen und Dröhnen — — entfernt sich...

« Verflixt! Der Kohlenzug ist noch durch! »

« Hoffentlich auf lange Zeit der letzte! »

Die Männer werden ungeduldig.

Hinaus! ... Anschleichen wie die Indianer. Richtung: Bahndamm. Immer noch sind zwei französische Posten zu sehen.

« Hilft nichts ... Müssen warten, bis es dunkel ist. »

Wieder zurück... Aber der neue Ausgangspunkt wird von Schlageter zum Trost dicht an die Strecke vorverlegt.

Warten... Vermaledaites, quälendes Warten!... Es wird halb acht Uhr... In der Nähè französische Laute. Posten rufen sich an. Sie haben offenbar alles in Ordnung befunden, entfernen sich.

Schlageter atmet die Luft tief ein. Er fühlt, der Augenblick der Entscheidung rückt heran.

Plötzlich — das Herz will den Männern still stehen — legt sich ein Lichtband an den dunkelblauen Himmel, fährt wie ein leuchtender, suchender Finger durch die Nacht.

Verdammt! Ein Scheinwerfer! Hoffentlich beglückt er nicht gerade uns! »

Vorderhand senkt sich der helle Schein auf die Schienen nach Duisburg hin. Man flüstert:

« Die Frechheit, hier so dicht beim schwerbewachten Bahnhof etwas zu unternehmen, trauen die Franzmänner uns nicht zu. »

« Sag, Schlageter, kommt dir in deiner beglückenden Ruhe nicht gelegentlich der Gedanke, daß man bei dieser Art Feuerwerkerei auch mal hopsgehen könnte? »

« Wirst du romantisch? . . . Darüber wollen wir nachher reden, wenn die Geschichte geglückt ist. »

Kaum hat Schlageter ausgesprochen, fällt ein Schuß.

« Nanu . . . Das konnte keine fünfzig Schritte weit sein. »

Nach einigen Minuten taucht Zimmermann auf.

« Galt der Schuß etwa deiner Nase, die du zu weit nach draußen gesteckt hattest? »

« Nee — wenn ich das tun wollte, würde ich mir die deine zu dem Zweck pumpen! » raunt Zimmermann mit seinem trockenen Humor, « im Ernst, ich glaube, die armen Poilus machen schon einmal Lärm, um sich Mut einzuflößen wie die Kinder. »

Schlageter zieht sein grünesäumtes Tüchlein aus der Tasche und wischt sich die Stirn.

« Alles klar? »

« Ja. »

« Ihr beiden hier auf der Seite, wir drüben! »

Gestalten huschen wie die Katze an ihre Arbeitsstellen. . . Stemmeisen werden angelegt, mit Manneskraft die schweren Bohlen ausgewuchtet.

Einmal greift der helle Arm vom Himmel her zu ihnen herüber. Gottlob! In halber Baumhöhe schwebt er geisterhaft ins Weite.

« Fertig, Federer? »

« Nein. Die Ladung muß den Träger packen, sonst nützt es nichts. »

Schweiß rinnt. Schnell, aber froh pochen die Herzen.

« Wieviel Sprengstoff liegt? »

« Dreißig Kilogramm. »

« Fertig? . . . Auch bei König drüben? »

« Ein paar Augenblicke. . . »

« Zündkapseln in Ordnung? »

« Alles klar. »

« Los! Feuerzeug an die Schnur! »

Ein feines Zischen ... Ein kurzes Funkensprühen...

Die Gestalten springen bereits durch die Stämme des Waldes von dannen.

Hinter ihnen brüllt die Hölle auf. Eine Flammengarbe schießt gen Himmel. Steine, Holzstücke, Eisenteile wirbeln darin empor.

Hier wird lange Zeit keine Diebeskohle mehr nach Frankreich rollen!...

Vom Bahnhof her schmettern französische Signale...

\*

... Die Tür des Saales schließt sich. Nach den Angeklagten erscheinen die fünf Richter. Sie nehmen Platz. Ihre Gesichter sind unruhig, zeugen von keinem guten Gewissen. Schließlich ist man ja auch Soldat, Offizier, und weiß, was Vaterland ist, auch beim Feinde. So der Oberst, der Major. Der Hauptmann, die beisitzenden Leutnants setzen kalte, spöttische Mienen auf, sind echte Gallier, widerlich, pomadisiert, gepudert, geschminkt. Ihre Blicke haften auf den Beweisstücken, Sprengstoff, Pistolen, Karten, Pläne, Skizzen von Brücken und Gleisanlagen, die auf dem Tisch liegen. Zynisch zucken sie mit den Schultern, flüstern einander zu: «Cela suffit!» ... «Das genügt!»

Der Vorsitzende verliest die Namen der Angeklagten und den Eröffnungsbeschluß.

Schlageter wird vernommen.

« Sie bekennen sich schuldig? »

« Nein. Weil ich das, was ich tat, für mein Volk und Vaterland getan habe. »

« Aber Sie geben Ihre Tat zu? »

« Ja. Die Brückensprengung bei Kalkum. »

« Wer war noch daran beteiligt? »

« Von mir erfahren Sie nichts. Ich bin kein Schuft, der seine Kameraden verrät. »

« Es könnte Ihr Urteil mildern ... »

Schlageter hebt die Stimme:

« Ich bitte mich als deutschen Offizier zu achten! ... Ich war der Führer ... Ich trage die Verantwortung. »

« Setzen Sie sich! »

Bewegung durchweht den Raum. Die einfache Größe des Mannes übt ihre Wirkung aus. Die Vernehmung der anderen Gefangenen verläuft dramatischer.

Sadowski wird lebhaft, aber er gibt nur zu, was bereits bekannt ist. Die Aussage über seine unmenschlichen Mißhandlungen wirft er den Richtern wie einen Barbarismus ins Gesicht.

Auch Becker enthüllt seine grauenhaften Leiden, und als ihm ein Schriftstück vorgelegt wird, wonach er seine Kameraden angegeben haben soll, ruft er entrüstet aus:

« Das Schandstück wurde mir fertig vorgelegt. Mit den Revolvern an der Stirn hat man mich zur Unterschrift gepreßt. »

Was nützt es!

Französische Kriminalbeamte beschwören die Richtigkeit ihrer Untersuchung mit wahrhaft teuflischem Grinsen. Man glaubt ihnen natürlich. Die Heiligkeit des Eides wird hier mit Füßen getreten ...

Aber alles das ist ja so gleichgültig! ... Das Urteil liegt seit Tagen fest, seit Tagen ist sogar die Maschinenschrift fertig! Das Ganze ist und bleibt eine freche Komödie, aufgeführt, um der Ermordung deutscher Vaterlandsverteidiger ein Mäntelchen des Rechts umzuhängen.

Achtung! Präsentiert das Gewehr!

Die Richter kehren von der kurzen Beratung zurück.

Das Urteil. Trocken hackt es eine gleichgültige Stimme in den Saal hinein.

Für Albert Leo Schlageter die Todesstrafe ... Seine Kameraden sollen lebenslänglich oder doch auf Jahrzehnte zur Zwangsarbeit in die Hölle von Cayenne.

Unbewegt steht Albert Schlageter vor diesen Richtern. Sein ganzes Wesen atmet eiserne Ruhe. Aber auch unsägliche Verachtung. Was kann schließlich einem aufrechten Manne geschehen, der sein Vaterland mehr als das Leben liebt! Sein blaues Schwarzwälderauge sagt: « Nur diesen Bluthunden keine Bewegung zeigen! »

\*

Als die Zellentür ins Schloß fällt, tritt Schlageter auf seinen Kalender zu und zeichnet die Zahl 25 hinein. Dann setzt er

sich wieder an den Tisch und nimmt einen neuen Briefbogen vor:

« Meine Lieben! Euern lieben Brief habe ich mit vielem Dank und Freude erhalten. Dank für die Anteilnahme, die Ihr mir und meinen Eltern entgegenbringt in diesen ungewohnt schweren Tagen. Ich komme mir den Eltern und Verwandten gegenüber etwas schuldig vor. Ich hätte etwas mehr Rücksicht nehmen müssen auf sie. Aber schließlich hat jeder Mensch hier auf Erden eine Hauptaufgabe zu lösen. Meine war unfehlbar: restlose Hingabe an den Dienst fürs Vaterland. Sie verlangte mein ganzes ‚Ich‘. Ich mußte dabei Euch alle etwas vernachlässigen. Es tat uns manchmal etwas weh, Euch und mir. Mich lenkten immer neue Pflichten ab. Mir brachte immer neue Arbeit neuen Mut. Ihr hattet es schwerer, zumal Ihr nie aufgeklärt werden konntet. So kam die schreckliche Stunde, die Euch die traurige trübe Nachricht brachte, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich war mehr vorbereitet; wenn auch die Strafe ihrer Höhe wegen mich überraschte, so war es nur ein Moment und ließ mich ruhig und gefaßt. Diesen Tod fürchte ich nicht. Er ist keine Schande, sondern eine Ehre. Denkt genau so wie ich und tröstet in diesem Sinne Vater und Mutter. Sie sind alt und kommen mit der Jugend nicht mehr so mit. Ihnen fällt es selbstverständlich schwerer. Gebet und Gottvertrauen wird ihnen jedoch auch hierzu verhelfen. »

Albert Schlageter hat das Schreiben in den Umschlag gesteckt. Wie still es nun in seinem Herzen ist. Er erlebt die ungeheure Gnade der Loslösung vom Selbst, das nur noch Opfer für einen großen Gedanken bedeutet ... Er legt sich hin. Ruhig schläft er ein.

\*

Es ist drei Uhr zehn in der Frühe.

Die Zelle wird geöffnet. Acht Offiziere, der Gefängnisgeistliche Pfarrer Faßbender, der Verteidiger Dr. Sengstock treten ein.

Aus tiefem Schlaf richtet Albert Leo Schlageter sich auf.

« Herr Schlageter », sagt der Staatsanwalt, « die Stunde Ihrer Erschießung ist da. Haben Sie noch einen Wunsch? »

Schlageter sitzt aufrecht im Bett. Er sagt:

« Ich möchte einige Abschiedsworte an meine Angehörigen schreiben, dann beichten und kommunizieren. »

Der Anwalt reicht ihm Unterlage und Bogen. Schlageter schreibt mit klarer fester Schrift auf seinen Knien:

« Liebe Eltern! Nun trete ich bald meinen letzten Gang an. Ich werde noch beichten und kommunizieren. Also dann auf ein frohes Wiedersehen im Jenseits. Nochmals Gruß an Euch alle, Vater, Mutter, Joseph, Otto, Frieda, Ida, Marie. Die beiden Schwager, Göttis, die ganze Heimat. Euer Albert. »

Man treibt zur Eile. Im Nu hat Schlageter die hingeworfenen ältesten, mitgenommensten Kleider und Schuhe angezogen. Als richtigen Strolch und Verbrecher will man ihn am Schandmal sehen! . . . Nur wenige Minuten läßt man dem gütigen Pfarrer und ihm für die heilige Handlung.

Die Wache tritt unter das Gewehr, begleitet ihn in den Hof. Dort ist das Exekutionskommando postiert. Auf den Offizierstellvertreter Lortet geht der Pfarrer Faßbender zu: « Ich bitte, den Verurteilten würdig zu behandeln! »

Zynisch grinst der Elende und gibt zur Antwort:

« Das lassen Sie meine Sorge sein! . . . Dies ist meine zweihundertste Füsilierung, mein Herr, auch diese werde ich mit brennender Zigarette anzuschauen wissen. »

Furchtbar, wie diese Nation selbst aus einem so namenlos traurigen Vorgang ein Schauspiel zu machen weiß! Auf dem Hof sind die deutschen Gefangenen aufgestellt, darunter Krupp von Bohlen und Halbach. Sie werden gezwungen, der Abführung Schlageters zur Hinrichtung beizuwohnen.

« Leben Sie wohl, meine Herren, ich sterbe als deutscher Offizier! »

Mit den beiden Geistlichen und seinem Anwalt hat Albert Leo Schlageter den Lastwagen bestiegen. Berittene rechts und links.

Durch den grauenden Morgen zur Golzheimer Heide hinaus. An den weißen Kreuzen des Nordfriedhofes vorbei. Der Zug hält.

Eine Sandgrube. Unten darin ein Pfahl.

Schlageter verläßt den Wagen.

« Treu bis zum letzten Atemzug! » sagt er in diesem Augenblick zu seiner Begleitung.

Im Osten rötet sich der Himmel. Eine Amsel flötet aus einer Weide ihren ersten süßen Laut. Der Staatsanwalt hat bereits mit der Verlesung des Urteils begonnen. Raschen Schrittes geht Schlageter auf den Pfahl zu. Die Geistlichen Pfarrer Faßbender und Roggendorf, der Verteidiger Dr. Sengstock werden beim Erschießungskommando zurückgehalten.

Schlageter dankt, gibt jedem fest die Hand.

Seine letzten Worte:

«Grüßen Sie mir meine Eltern und Geschwister, meine Freunde, mein Deutschland!»

Pfarrer Faßbender reicht ihm das Sterbekreuz. Schlageter schiebt es zwischen die oberen Knöpfe der Weste. Noch einmal blickt er dankend in das ergriffene, durchgeistigte Gesicht seines Beichtigers.

Nun steht er am Pfahl.

Unsäglich peinvolle Minuten.

Ein Soldat ist an Schlageter herangetreten.

«Knien Sie!»

Schlageter steht hoch aufgerichtet, will aufrecht sterben als deutscher Offizier.

Da — von hinten ein Schlag in die Kniekehlen. Er knickt zusammen. Der Soldat bindet ihm die Füße an den Pfahl, die Hände auf den Rücken. Unendlich langsam, als wollte das Scheusal diese Augenblicke auskosten! ... Und nun — in die Totenstille hinein — nicht auszudenken — das Drehen eines Kurbelkastens! ... Mein Gott! Sind das noch Menschen!

Endlich ist der Kerl fertig. Nun legt er dem Gefesselten ein weißes Tuch um die Augen. Wie lange das alles dauert! Empörung bei den Umstehenden. Unwilliges Gemurmel. Nervöse Bewegung bei den Schützen. Nur der Offizierstellvertreter Lortet zieht ruhig an seiner Zigarette.

«Attention!» (Achtung).

Trommelwirbel.

In diesem Augenblick erhebt sich über dem Todespfahl eine tirillierende Lerche in den Morgenhimmel.

Lortet hebt den Degen.

Die Gewehre fliegen in Anschlag ... Zielen ...

«Feuer!»

Die Salve durchreißt den Maimorgen.

Schlageter fällt aufs Gesicht.

Der Offizierstellvertreter tritt an den Körper heran, schießt mit seinem Revolver dem noch Lebenden durch den Kopf und Hals. Das nennt die glorreiche Nation den « Gnadenschuß ».

Noch einmal zuckt der arme Leib in die Höhe, sinkt zusammen...

Als die deutschen Herren mit stillem Gebet an den Entseelten herantreten, zieht einer ein grünesäumtes weißes Tuch aus seiner linken Brusttasche. Keine Schußöffnung. Kein Blut. Unversehrt ist das Tüchlein. Diese Bestien haben aus sechs Schritten Entfernung nicht einmal das Herz getroffen!...

Aber droben in der stählernen Bläue singt die Lerche ihr Lied von Seelengröße, Ruhm, Ehre, Auferstehung, ewigem Leben des deutschen Mannes Albert Leo Schlageter.

E. Uellenberg (gek.)

## Schlageter an seine Eltern

Den 22. Mai 1923

Liebe Eltern und Geschwister!

**S**oeben habe ich Euren und der Tante Brief erhalten. Tausend Dank dafür. Nun kann ich endlich etwas erleichtert aufatmen, da ich weiß, daß Ihr alle gesund seid und mit Gottes Hilfe den ersten Schmerz und vor allem den Schreck über die Nachricht hinter Euch habt. Es waren seit meiner Verhaftung am 7. April bis heute entsetzliche Tage, an mich konnte ich gar nicht mehr denken, mein Schicksal war auch Nebensache; ich habe gehandelt aus Liebe zum Vaterland, ich weiß dafür zu büßen. Die Größe meiner Strafe kann mich nicht traurig machen. Wäre ich allein auf der Welt, wüßte ich überhaupt nicht, daß es Schöneres geben könnte, als für sein Vaterland zu sterben. Aber um Euch habe ich gebangt Tag und Nacht. Hätte ich Euch das ersparen können, ich wäre gern zwei- oder dreimal vor die Kugel getreten. Bleibt weiter so tapfer, hofft weiter. Sollte keine Änderung eintreten, dann denkt, ich bin



an einer Krankheit gestorben. Also noch einmal tausend Dank  
für die Briefe und herzliche Grüße an Euch alle, besonders  
Vater und Mutter  
Euer Albert

\*

**E**in reiner Mensch, herb und stark wie der Schwarzwald, aus  
dem du gewachsen, wie das Bauerngeschlecht, dem du ent-  
stammtest! Die deutsche Jugend rufe ich auf! Sie soll an  
Schlageters Bahre treten, mit heiligem Gelöbniß beteuern:  
Er ist unser, ein Freiheitsheld!

Frhr. v. Medem

## Schlageter

Zum 26. Mai

**R**ot ist das Gras auf der Golzheimer Heid',  
blutigrot.

Dort geistert's und flüstert's bei früher Zeit  
von deutscher Not.

Hier stand ein Mann, ein junger Held,  
als in Maiengrün sich gekleidet die Welt,  
als vor des erwachenden Tages Pracht  
schwanden die düsteren Schatten der Nacht  
und hell der Lerche jubelnder Sang  
sich Himmel und Sonne entgegenschwang.

Ein Held, der für des Vaterlands Ehr'  
durch Jahre hindurch trug die blanke Wehr,  
der stand umtost von der Eisensaat  
und lachend dem Kerl vom Soldatenrat  
die Faust in die dreckige Fratze gehaun,  
als nach den Schnüren er streckte die Klauen.

Rot ist das Gras auf der Golzheimer Heid',  
blutigrot.

Dort geistert's und flüstert's bei früher Zeit  
von deutscher Not.

Dort stand ein Held auf dem grünen Plan,  
der nimmer wich von der Ehre Bahn,  
des Glaube an Deutschland nimmer schwand,  
der, beseelt von ihm, stritt im Baltenland.  
Der für Schlesiens Rettung die Waffen trug

und in die Schanze das Leben schlug,  
als die Franzosen das Ruhrland in Ketten gelegt,  
das noch heute die Wunden von damals trägt. —  
Aufkracht die Mine! — Der Bahndamm brach,  
und polternd stürzte die Brücke nach.  
Das deutsche Herz schlug in grimmer Lust.  
Ein Jauchzen entquoll aus gepreßter Brust.

Rot ist das Gras auf der Golzheimer Heid',  
blutigrot.

Dort geistert's und flüstert's bei früher Zeit  
von deutscher Not.

Nun stand er dort, den Verrat schlug in Bann,  
der immer auf Deutschlands Ehre nur sann.

Nun, wie schon so oft, heißt's entgegensehn  
dem Tod! — Und heute wird er dich mahn,

Leo Schlageter! Deinen Tod braucht der Feind.

Die « Gloire » braucht der Stütze, wie es scheint.

Doch auch Deutschland braucht dich, du deutscher Held,  
deinen Tod, daß du lebst für die deutsche Welt,

daß dein Geist erfülle das weite Land

und Deutschland erwache und, Hand in Hand,

steht zusammen für Freiheit und Recht

und das Glück wieder blühe dem jungen Geschlecht.

Dein Name ist heilig für alle Zeit!

Ein Schlageter lebt für die Ewigkeit!

Rot ist das Gras auf der Golzheimer Heid',

blutigrot.

Doch das ragende Kreuz dort umleuchtet heut  
schon Morgenrot.

Rudolf Ziehm

\*

**W**enn Menschenherzen brechen und Menschenseelen ver-  
zweifeln, dann blicken aus dem Dämmerlicht der Vergangenheit  
die großen Überwinder von Not und Sorge, von Schmach und  
Elend, von geistiger Unfreiheit und körperlichem Zwange auf  
sie hernieder und reichen den verzagenden Sterblichen ihre  
ewigen Hände.

Adolf Hitler

# Heldentod und Freundestreue

(Aus der Besatzungszeit)

**L**udwig Knickmann, der sich seit Beginn der Ruhrbesatzung zum aktiven Widerstand bekannt hat, ist entschlossen, die Besatzungstruppen zu schädigen, wo er nur kann. Es dauert nicht lange, bis sein Tun den Franzosen bekannt wird. Verräter teilen den Franzosen mit, daß Ludwig an der Sprengung der Nordbahn in Buer beteiligt war. Er muß daher ins unbesetzte Gebiet fliehen. Aber Rache schwört er den Verrätern am Vaterlande, und seinen Schwur will er halten!

\*

Einer der gemeinsten Verräter ist der Forstaufseher Plantikow, der auf der Zeche Augusta Viktoria in Hüls bei Marl Arbeit gefunden hat. Seine Gesinnungslosigkeit geht so weit, daß er selbst seinen Bruder an die Belgier verrät. Dieser scheinbar biedere Mensch ist in Wirklichkeit belgischer Kriminalbeamter und richtet während der Besatzungszeit ungeheures Unheil an, weil sein Treiben zu spät erkannt wird.

Auch Ludwig und sein treuer Gefährte Karl Jackstien hören von dem Treiben dieses «biederen» Forstaufsehers und nehmen sich vor, ihn unschädlich zu machen. Am 19. Juni 1923 überfahren beide die Lippe, um Plantikow einzufangen und ihn ins unbesetzte Gebiet zu entführen. Zunächst müssen sie sich in den Gebüsch an der Lippe verborgen halten. Am 21. Juni jedoch scheint die Gelegenheit zur Ausführung ihres Planes günstig zu sein. Als Erwerbslose sprechen sie bei dem Verräter vor und versuchen, ihn durch ein harmloses Zeitgespräch für sich zu gewinnen. Plantikow geht anfänglich auf alles ein, aber bei längerer Unterhaltung wittert er nichts Gutes. Mit dem Bemerkten, er wolle nur seinen Hut holen, geht er in seine Wohnung, während Ludwig und Jackstien vor dem Hause stehen bleiben. Plötzlich ruft Plantikow ihnen aus einem Fenster zu: «Macht, daß ihr wegkommt. Ich weiß, was ihr Hunde wollt!» Zu früh hatte der Verräter das Vorhaben der beiden Freunde erkannt. Ludwig und Jackstien müssen sich sofort in Sicherheit bringen und gehen zur Lippe zurück. Plantikow jedoch benachrichtigt sofort die feindliche

Wache. Mehrere Patrouillen durchstreifen gleich nach diesem Vorfall die Umgebung von Marl.

Kurz vor der Lippe stoßen Knickmann und Jackstien auf eine belgische Radfahrerpatrouille, die aus einem Unteroffizier und drei Mann besteht. Die Patrouille läßt sich die Pässe zeigen, die gefälscht sind, gibt sie aber ohne Beanstandung zurück und nimmt dafür eine Leibesuntersuchung vor. Als der belgische Unteroffizier bei Ludwig eine Pistole findet, gibt er ein Kommando, worauf die anderen Patrouillenleute versuchen, ihre Gewehre in Anschlag zu bringen. Ludwig und Jackstien kommen ihnen jedoch mit ihren Pistolen zuvor und schießen die drei nächststehenden Belgier nieder. Der vierte fällt, sich totstellend, zu Boden.

Auf der nun folgenden hastigen Flucht, die Ludwig und Jackstien querfeldein zur Lippe nehmen, werden sie, nachdem sie etwa 100 Meter gelaufen sind, heftig beschossen. Hierbei erhält Ludwig einen Brustschuß und bricht zusammen. Jackstien nimmt in echter Mannestreue — ungeachtet des starken Gewehrfeuers — sich seines Kameraden an. Er läuft mit dem sich nur mühsam schleppenden Verwundeten zur Lippe. Da er den bereitstehenden Kahn nicht mehr erreichen kann, versucht er, mit seinem Kameraden das andere Ufer schwimmend zu erreichen. Nach Entledigung der Kleider bindet er seinen fast gänzlich entkräfteten Kameraden mit Hosenträger und Halstuch an sich, geht in die Lippe und schwimmt dem anderen Ufer zu. Die Lippe jedoch hat außergewöhnliche Stromschnellen und weist heftige Strudel auf. In einen dieser Strudel gerät Jackstien. Und hier ereignet sich für ihn das Furchtbarste! Die nur notdürftige Bandage löst sich plötzlich, und der schwerverwundete Ludwig Knickmann wird in die Tiefe gerissen. Jackstien taucht noch verschiedentlich, aber leider ist all sein Bemühen vergebens. Die Lippe hat ihm den todmüden Freund entrissen, und nur er allein gewinnt das rettende Ufer.

\*

Inschrift auf dem Denkmal in Sickingmühle bei Marl (Westfalen):

« Hier erhielt am 21. Juni 1923 Ludwig Knickmann aus Buer in Westf. von Belgiern die tödliche Kugel. Er kämpfte gegen

feindliche Besetzung von Rhein und Ruhr für ein freies Deutschland. Errichtet 26. 6. 1933. »

\*

**Z**um Nie-Vergessen,  
daß Frankreich vermessen  
trotz Friedensgeläut  
das Recht zerbog,  
mit Heeresmacht  
Rhein-Ruhr überzog,  
zum Nie-Vergessen!

G. Wittkowski

## Tod den Verrätern

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,  
eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

**I**n blutigen Kämpfen hatten Arbeiter, Bürger und Bauern die Herrschaft der Sonderbündler in den rheinischen Städten und in den Dörfern des Esterwaldes und der Eifel gebrochen. Die Franzosen mußten ihre Hoffnung auf den selbständigen Rheinstaat begraben.

Am 5. November 1923 rückten die Separatistenteufel aus dem Rheinland in die Pfalz ein. In wenigen Tagen hatten sie dank der offenen Unterstützung der Franzosen die Herrschaft in ihrer Hand. Am 11. November wurde in Speyer die «Freie Pfalz» ausgerufen und die Rheinlandkommission in Koblenz davon benachrichtigt. Der Landwirt Joseph Heinz aus Orbis wurde Präsident. Die neue Regierung erließ sogleich einige Gesetze, die gleichfalls vorschriftsmäßig in Koblenz angemeldet wurden. Wenn nun die anderen Besatzungsmächte keinen Einspruch dagegen erhoben, mußten diese Gesetze bestimmungsgemäß nach zehn Tagen in Kraft treten. Das wäre eine Anerkennung des neuen Staates gewesen! Nur noch einige Tage, dann hatten die Franzosen das Spiel gewonnen. Ein offener Aufstand des Volkes gegen die Separatisten wäre Wahnsinn gewesen; denn hinter ihren Galgengesichtern drohten französische Maschinengewehre und Bajonette. Die Gefahr war groß. Wenn sich jetzt keine Männer fanden vom Geiste

Schlageters, die mutig ihr Leben einsetzten, war die Pfalz verloren.

Die Führer der Sonderbündler, die Mitglieder der neuen Regierung, versammelten sich allabendlich beim Glase Wein im Hotel « Wittelsbacher Hof » in Speyer. Dort hatte sich Anfang Januar der Student Weinmann aus Ludwigshafen unter dem Namen Dr. Weiß eingemietet und sich mit den Separatisten bekanntgemacht. Es war am 9. Januar 1924. Ich hatte gerade an diesem Abend — erzählt der Berichtstatter einer englischen Zeitung<sup>1</sup> — gegen 9.15 Uhr in dem kleinen Speisezimmer des alten Posthofes zusammen mit etwa 30 andern Gästen gegessen, als vier junge Leute hinter dem Kellner das Zimmer betraten. An dem Tisch mir gegenüber saß Heinz, der jetzt den würdevollen Titel eines « Präsidenten der autonomen Pfalz » führte, zusammen mit drei andern Mitgliedern seines « Kabinetts ». Ich hatte sie dort jeden Abend über ihrem Wein sitzen sehen. —

An dem mir nächststehenden Tisch saß ein Besucher, der im Hotel als « Dr. Weiß » eingetragen war. Als sich der Kellner entfernte, um für die jungen Leute einen Tisch zu suchen, sprang « Dr. Weiß » auf, schleuderte seinen Stuhl krachend auf den Boden, zog eine Mauserpistole, richtete sie auf den Tisch, an dem das separatistische « Kabinett » saß und brüllte dann mit Donnerstimme:

« Hände hoch! Alles an die Wand! »

Mit blitzartiger Geschwindigkeit hatten die vier jungen Leute den durch seinen Revolver bezeichneten Tisch umstellt. Die Separatisten sprangen auf und tasteten aufgeregt nach ihren eigenen Waffen, aber bevor sie sie zehen konnten, krachte ein halbes Dutzend Schüsse, Heinz hatte sich kaum erhoben, als er eine Kugel in den Hinterkopf erhielt. Er wirbelte auf seinen Absätzen herum und stürzte dann lang zu Boden, mausetot. Zwei andere aus seiner Gesellschaft taumelten zum nächsten Tisch und fielen dann ebenfalls mit blutüberströmten Gesichtern hin.

Weitere Schüsse folgten, der Pulverdampf erfüllte das Zimmer, Frauen schrien wild, und Männer krochen in ihrer

---

<sup>1</sup>G. E. R. Gedye in seinem Buche « Die Revolverrepublik ».

Angst unter die Tische. Zwei Schüsse krachten auf der Straße, und die Fenster splitterten.

Ich war in meine Aufzeichnungen vertieft gewesen, als der Ruf «Hände hoch» das leise Summen der Unterhaltung jäh unterbrach. Die ganze Szene kam mir höchst unwirklich vor, und obwohl ich mich mit den andern bei Beginn der Schießerei an die Wand stellte und meine Hände hochhob, hatte ich doch nicht das Bewußtsein, aus freiem Willen zu handeln.

Nachdem 10—20 Schüsse abgegeben und die Fenster durch umherfliegende Kugeln zersplittert worden waren, war auch mir die Wirklichkeit recht deutlich zum Bewußtsein gekommen; ich sprang mit einem Satz, Deckung suchend, in den offenen Türeingang, der zum Büffet führte. Als ich hier stand, trat einer der jungen Leute, einen rauchenden Revolver in seiner Hand, ganz in meine Nähe, legte die Hand an den Umschalter für die elektrische Beleuchtung und sagte dann:

«Meine Damen und Herren! Wir bitten um Entschuldigung für den Schrecken, den wir Ihnen bereiten mußten. Es war der einzige Weg, mit den Verrätern, die unser Vaterland verraten hatten, abzurechnen. Sonst wird keinem ein Haar gekrümmt. Nur muß das Licht 15 Minuten lang ausgelöscht bleiben, und während dieser Zeit muß jeder die Hände hochhalten, widrigenfalls er sofort erschossen wird. Es lebe das geeinte Deutschland! »

Nach diesen Worten wurde das Hotel in vollkommene Dunkelheit getaucht, in der das Jammern erschreckter Frauen, das Schluchzen von Männern, die ihre Nerven verloren hatten, und das grauenvolle Stöhnen von zwei der Opfer, die in ihren Blutlachen ihr Leben aushauchten, noch furchtbarer als vorher erschien. Von draußen her wurde das Getrappel laufender Füße vernehmbar. Man hörte einen Anruf, einen Gegenruf, ein halbes Dutzend Schüsse und schließlich den dumpfen Aufschlag eines hinfallenden Körpers. Dann verlor sich das Füßegetrappel allmählich in der Weite.

Irgend jemand drehte das Licht an.

Wir standen da und sahen einander blöde an; jeder fragte sich, wer von uns der Mörder sei, der darauf warte, den andern niederzuschießen, wenn er seine Hand herunterlasse.

Dann dämmerte mir die Wahrheit auf, daß wir nämlich geblufft worden seien und daß niemand zurückgeblieben sei, um den Rückzug zu decken. Darauf rief ich laut auf Deutsch: « Wenn noch ein Herr von dem Überfallkommando anwesend sein sollte, möge er bitte zur Kenntnis nehmen, daß ich mir bloß eine Zigarette anzünden will », was ich denn auch, indem ich meine Hände herunternahm, trotz des ängstlichen Einspruchs des Besitzers tat.

Plötzlich öffnete sich die Tür des Saales, und es taumelte ein Mann herein, dessen Gesicht und Kleider von Blut überströmt waren, das aus einer Kopfwunde floß. Die entsetzten Gäste schrien auf und wandten sich von dieser schaurigen Erscheinung ab. Nur der kleine Zapfjunge fand den Mut, mit mir den sterbenden Separatisten auf einen Stuhl zu setzen.

Im Speisezimmer selbst lagen um den Separatistentisch herum fünf Leichen.

Kurz darauf drangen Uniformierte, schwarze und weiße französische Truppen, Gendarmerie und separatistisches Gesindel in das Hotel ein. Niemand durfte das Gebäude verlassen.

Die Retter der Pfalz hatten sich über den Rhein in Sicherheit gebracht. Zwei von ihnen, Franz Hellinger und Jakob Wiesmann, kehrten nicht zurück. Sie waren im Kampf mit den auf der Straße herbeieilenden Separatisten erschossen worden.

Die Befreiungstat, der Tellschuß von Speyer, erregte in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen.

\*

Noch einmal, am 12. Februar, schritten die Pfälzer zur Selbsthilfe. Es war in Pirmasens. Dort hatte der separatistische Bezirkskommissar die Einwohner nun schon monatelang durch Ausweisungen, Verhaftungen, Geldstrafen, Prügel usw. bis aufs Blut gepeinigt. Da rotteten sich die Bürger am 12. Februar in der Nähe des Bezirksamtes zusammen. Sie boten den Sonderbündlern freien Abzug an, andernfalls sie das Amt stürmen würden. In der Hoffnung auf französische Hilfe lehnte Schwaab das Angebot ab.

Da setzten die Bürger des Abends um 6 Uhr zum Sturme an. Ihr Führer war der Kassenbote Gießler, Vater einer kinderreichen Familie. Aber die Sonderbündler hatten sich im



Gebäude gut verschanzt und trieben die Angreifer, die keine Schußwaffen hatten, mit wohlgezielten Schüssen zurück. Vergebens unternahmen sie einen zweiten Versuch, die Strolche durch Wasser aus der Feuerspritze aus den Fenstern zu vertreiben. Auf Befehl des französischen Kommandanten mußte die Feuerwehr abrücken.

Da sammelte Gießler seine Getreuen zu einem neuen verwegenen Plan. Mit einigen Jagdgewehren hielt man die Sonderbündler aus den gegenüberliegenden Häusern in Schach. Auf der Straße schleppte man Holz, Pech und Kannen mit Benzin herbei. Einer stieg auf die Schulter des andern, schlug ein Fenster des Unterhauses ein, Papier, Pech, Holz wurden angezündet, durchs Fenster geworfen, die Benzinkannen hinterher. Handgranaten kamen von oben aus den Fenstern geflogen, aber es half nichts, das Bezirksamt brannte. Die Eingeschlossenen flohen in die oberen Stockwerke. Da wurde der Anmarsch der Franzosen gemeldet. Nun aber schnell! Sie stürmen voran, zertrümmern die schwere Tür mit Äxten und Brechstangen und dringen in das brennende Gebäude ein. Mann gegen Mann wird gekämpft, Schwaab wird als erster niedergeschossen und ins Feuer geworfen. Was nicht fällt, sucht zu entfliehen. Lichterloh brennt das Gebäude. Die Fliehenden werden von der rasenden Volksmenge buchstäblich in Stücke zerrissen, mit Knüppeln und Eisenstangen erschlagen.

Oben auf dem brennenden Dachfirst aber klettert Gießler mit einem Kameraden. Er reißt die Verräterfahne herunter und — kann nicht mehr zurück. Das Feuer versperrt ihm den Weg. Bange Augenblicke! Da erscheint die Feuerwehr und rettet mit der langen Leiter die beiden Helden, die das Volk mit brausendem Jubel in Empfang nimmt. Die Sonderbündler sind vernichtet.

P. Gruschinske

\*

## Die höchste Religion

**D**as ist die höchste Religion,  
zu siegen oder zu sterben  
für Gerechtigkeit und Wahrheit.

Das ist die höchste Religion,  
das Vaterland lieber zu haben  
als Herren und Fürsten,  
als Väter und Mütter,  
als Weiber und Kinder.  
Das ist die höchste Religion,  
seinen Enkeln einen ehrlichen Namen,  
ein freies Land,  
einen stolzen Sinn zu hinterlassen.  
Das ist die höchste Religion,  
mit dem teuersten Blute zu bewahren,  
was durch das teuerste,  
freieste Blut der Völker erworben ward.

Ernst Moritz Arndt

\*

Wer mit seinem Volk nicht Not und Tod teilen will,  
der ist nicht wert, daß er mit ihm lebe. Jean Paul

\*

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt  
Ein einzig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Wir stehen einst um ein Panier,  
und wer uns scheiden will, den morden wir!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!  
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reift, das altert spat!  
Wann andre welken, werden wir ein Staat.

Conrad Ferdinand Meyer

# Politische Soldaten im Kampf um ein neues Reich

Das Höchste aber,  
was mir Gott auf dieser Welt gegeben hat,  
ist mein Volk.  
In ihm ruht mein Glaube.  
Ihm diene ich mit meinem Willen,  
und ihm gebe ich mein Leben.

Adolf Hitler



## Deutschland, erwache!

**S**turm, Sturm, Sturm!

Läutet die Glocken von Turm zu Turm!

Läutet, daß Funken zu sprühen beginnen,

Judas erscheint, das Reich zu gewinnen,

läutet, daß blutig die Seile sich röten,

rings lauter Brennen und Martern und Töten.

Läutet Sturm, daß die Erde sich bäumt

unter dem Donner der rettenden Rache.

Wehe dem Volke, das heute noch träumt,

Deutschland, erwache!

**S**turm, Sturm, Sturm!

Läutet die Glocken von Turm zu Turm!

Läutet die Männer, die Greise, die Buben,

läutet die Schläfer aus ihren Stuben,

läutet die Mädchen herunter die Stiegen,

läutet die Mütter hinweg von den Wiegen.

Dröhnen soll sie und gellen, die Luft,

rasen, rasen im Donnern der Rache.

Läutet die Toten aus ihrer Gruft,

Deutschland, erwache!

Dietrich Eckart

## Die Saalschlacht im Hofbräuhaus

Ein Mann ist nur, wer sich wehrt und  
verteidigt.

Adolf Hitler

**A**dolf Hitler hatte für den Abend des 4. November 1921 zu einer nationalsozialistischen Massenversammlung im Hofbräuhaus zu München aufgerufen. Die Marxisten aber planten, diese unter allen Umständen zu sprengen.

Den dramatischen Verlauf des Abends schildert der Führer selbst in seinem Buch «Mein Kampf»: «Als ich um drei- viertel acht Uhr in die Vorhalle des Hofbräuhauses kam, konnte allerdings ein Zweifel über die vorhandene Absicht nicht mehr bestehen. Der Saal war übervoll und deshalb polizeilich gesperrt worden. Die Gegner, die sehr früh erschienen waren, befanden sich im Saal und unsere Anhänger zum größten Teil draußen. Die kleine SA. erwartete mich in der Vorhalle.

Ich ließ die Türen zum großen Saal schließen und hieß dann die fünfundvierzig oder sechsundvierzig Mann antreten. Ich habe den Jungen vorgestellt, daß sie wahrscheinlich heute der Bewegung zum ersten Male auf Biegen oder Brechen die Treue halten müßten, und daß keiner von uns den Saal verlassen dürfe, außer sie trügen uns als Tote hinaus; ich würde selbst im Saale bleiben, glaubte nicht, daß mich auch nur einer von ihnen verlassen würde; erblickte ich aber selber einen, der sich als Feigling erweise, so würde ich ihm persönlich die Binde herunterreißen und das Abzeichen fortnehmen. Dann forderte ich sie auf, beim geringsten Versuch zur Sprengung augenblicklich vorzugehen und dessen eingedenk zu sein, daß man am besten sich verteidigt, indem man selbst angreift.

Ein dreifaches Heil, das dieses Mal rauher und heiserer klang als sonst, war die Antwort.

Dann ging ich in den Saal hinein und konnte nun mit eigenen Augen die Lage überblicken. Sie saßen dick herinnen und suchten mich schon mit den Augen zu durchbohren. Zahllose Gesichter waren mit verbissenem Haß mir zugewandt, während andere wieder, unter höhnischen Grimassen, sehr eindeutige Zurufe losließen. Man würde heute «Schluß machen mit uns», wir sollten auf unsere Gedärme achtgeben, man würde uns das Maul endgültig verstopfen, und was es solcher Redensarten sonst noch gab. Sie waren sich ihrer Übermacht bewußt und fühlten sich danach.

Dennoch konnte die Versammlung eröffnet werden, und ich begann zu sprechen. Ich stand im Hofbräuhausfestsaal immer an einer der Längsfronten des Saales, und mein Podium war ein Biertisch. Ich befand mich also eigentlich mitten unter den Leuten. Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, um

gerade in diesem Saale immer eine Stimmung entstehen zu lassen, wie ich sie sonst an keiner Stelle ähnlich wieder gefunden habe.

Vor mir, besonders links vor mir, saßen und standen lauter Gegner. Es waren durchaus robuste Männer und Burschen, zu einem großen Teil aus der Maffeifabrik, von Kustermann, aus den Isariazählerwerken usw. Der linken Saalwand entlang hatten sie sich bereits ganz dicht bis an meinen Tisch vorgeschoben und begannen nun, Maßkrüge zu sammeln, d. h. sie bestellten immer wieder Bier und stellten die ausgetrunkenen Krüge unter den Tisch. Ganze Batterien entstanden so, und es hätte mich wundergenommen, wenn die Sache heute wieder gut ausgegangen wäre.

Nach ungefähr eineinhalb Stunden — so lange konnte ich trotz aller Zwischenrufe sprechen — war es fast so, als ob ich Herr der Lage würde. Die Führer der Sprengtrupps schienen dies selbst auch zu fühlen; denn sie wurden immer unruhiger, gingen öfter hinaus, kamen wieder herein und redeten sichtlich nervös auf ihre Leute ein.

Ein kleiner psychologischer Fehler, den ich in der Abwehr eines Zwischenrufes beging und der mir, kaum, daß ich das Wort aus dem Munde hatte, selbst zum Bewußtsein kam, gab das Signal zum Losschlagen.

Ein paar zornige Zwischenrufe, und ein Mann sprang plötzlich auf einen Stuhl und brüllte in den Saal hinein: « Freiheit! » Auf welches Signal hin die Freiheitskämpfer mit ihrer Arbeit begannen.

In wenigen Sekunden war der ganze Raum erfüllt von einer brüllenden und schreienden Menschenmenge, über die, Haubitzenschüssen ähnlich, unzählige Maßkrüge flogen, dazwischen das Krachen von Stuhlbeinen, das Zerplatschen der Krüge, Gröhlen und Johlen und Aufschreien.

Ich blieb auf meinem Platz stehen und konnte beobachten, wie restlos meine Jungens ihre Pflicht erfüllten.

Da hätte ich eine bürgerliche Versammlung sehen mögen!

Der Tanz hatte noch nicht begonnen, als auch schon meine Sturmtruppler, denn so hießen sie von diesem Tage an, angriffen. Wie Wölfe stürzten sie in Rudeln von acht oder zehn immer wieder auf ihre Gegner los und begannen sie nach und

nach tatsächlich aus dem Saale zu dreschen. Schon nach fünf Minuten sah ich kaum mehr einen von ihnen, der nicht schon blutüberströmt gewesen wäre. Wie viele habe ich damals erst so recht kennengelernt; an der Spitze meinen braven Maurice und viele andere, die, selbst schon schwer verletzt, immer wieder angriffen, solange sie sich nur auf den Beinen halten konnten.

Zwanzig Minuten dauerte der Höllenlärm, dann aber waren die Gegner, die vielleicht sieben- und achthundert Mann zählen mochten, von meinen nicht einmal fünfzig Mann zum größten Teil aus dem Saal geschlagen und die Treppen hinuntergejagt. Nur in der linken rückwärtigen Saalecke hielt sich noch ein großer Haufen und leistete erbittertsten Widerstand. Da fielen plötzlich vom Saaleingang zum Podium her zwei Pistolenschüsse, und nun ging eine wilde Knallerei los. Fast jubelte einem doch wieder das Herz angesichts solcher Auffrischung alter Kriegserlebnisse.

Wer schoß, ließ sich von da ab nicht mehr unterscheiden; nur das eine konnte man feststellen, daß von dem Augenblick an sich die Wut meiner blutenden Jungens noch mächtig gesteigert hatte und endlich die letzten Störer, überwältigt, aus dem Saal hinausgetrieben wurden.

Es waren ungefähr fünfundzwanzig Minuten vergangen; der Saal selbst sah aus, als ob eine Granate eingeschlagen hätte. Viele meiner Anhänger wurden gerade verbunden, andere mußten weggefahren werden, allein, wir waren die Herren der Lage geblieben.

Hermann Esser, der an diesem Abend die Versammlungsleitung übernommen hatte, erklärte: „Die Versammlung geht weiter. Das Wort hat der Referent“, und ich sprach dann wieder. »

## Kampf um Coburg

(14. Oktober 1922)

**A**lle wissen um die Anordnung der Regierung, die dem Führer den Einmarsch seiner Hundertschaften mit entrollten Fahnen und mit Musik untersagt. Alle wissen aber auch



um die Kompromißlosigkeit dieses Mannes, der heute zum erstenmal seine junge Garde außerhalb Münchens in den politischen Kampf führt.

Während draußen auf dem Bahnhofplatz die rote Meute heult und tobt und die Polizei verzweifelt versucht, Herr der Lage zu bleiben, übermittelt Hans Dietrich dem Führer die Anordnung der Regierung.

In allen brennt die eine Frage: Wird Adolf Hitler den Anordnungen der roten Herrschaften, die eine schwache und marxistenfreundliche Regierung zu knebeln wußten, nachkommen? Wird Adolf Hitler seine Männer nicht marschieren lassen?

Wie wenig kannten sie ihn alle doch damals! Adolf Hitler läßt seine Hundertschaften antreten. Für ihn haben die Abmachungen des Deutschen Tages, haben die von der Leitung des Deutschen Tages durch die Marxisten erpreßten Zugeständnisse keine Gültigkeit.

Er ist nicht nach Coburg gekommen, um mit seiner jungen SA. furchtsam durch die Straßen zu schleichen und sich unter der roten Knute zu ducken. Er ist gekommen, um seine Idee mit marschierenden Kolonnen und sieghaft flatternden Bannern in das deutsche Land zu tragen!

Auf seinen Befehl formieren sich die Hundertschaften.

Die Fahnen entrollen sich und lassen das Hakenkreuz über den Köpfen der SA.-Männer zu einem drohenden Sturmzeichen werden.

Da stürmt die Polizei heran.

Die Männer mit den Hakenkreuzarmbinden und den ernsten und kampfharten Gesichtern weigern sich, die Fahnen einzurollen.

Ein lauter Wortwechsel zwischen dem Leiter der Coburger Polizei und dem Mann in der einfachen Windjacke, der diese Männer hierhergeführt hat, gewinnt die allgemeine Aufmerksamkeit.

«Sie marschieren nicht!» ruft der Polizeibeamte dem Führer zu.

«Ich marschiere doch!» ist die Antwort-Adolf Hitlers. — Und er marschiert!

Marschiert mit seinen Kolonnen durch eine rasende rote Hölle — marschiert durch eine reißende Flut niedriger und gemeiner Schmähungen und Beschimpfungen.

Seine Männer halten eiserne Disziplin.

Der Befehl des Führers, von den Anpöbeleien keine Notiz zu nehmen und sich nicht provozieren zu lassen, hält ihre Fäuste fest. Doch ihre Züge sind hart! Ihre Blicke sind wie blanke Waffen, die zum Schlag erhoben sind.

Erst geht alles gut.

Doch dann auf dem Marsch vom Hofbräuhauskeller zum Schützenhaus kennt die Wut des roten Pöbels über die Disziplin der Hundertschaften keine Grenzen mehr.

Immer mehr bedrängen sie die marschierenden Kolonnen, immer größer wird der Tumult, immer wilder werden die Rufe und Schreie der verhetzten und aufgepeitschten roten Masse.

Plötzlich fliegt von irgendwoher ein Stein in die marschierende Kolonne.

Das ist das Signal zum roten Angriff!

Im Nu überschüttet ein Steinhagel die SA. Da ist die Geduld des Führers und seiner Männer erschöpft!

Ein kurzes Kommando.

Sekunden später ist aus den exakt marschierenden Kolonnen eine ebenso exakt kämpfende Truppe geworden.

Die Fäuste der SA. machen ganze Arbeit. Schlagen die erste empfindliche Bresche in den roten Straßenterror, der bislang in Coburg herrschte und bürgerlich-zaghafte Gemüter restlos einzuschüchtern verstanden hatte!

Eine Viertelstunde später ist die SA. Herr der Straße.

Eine klassische Tracht Prügel, die geschichtlich wurde, hat den fesselnden Ring brutaler, roter Willkürherrschaft zerschlagen.

Franz Schwede-Coburg

## Der 9. November 1923

Ein Augenzeuge berichtet:

**K**urz nach 12 Uhr setzt sich unser Zug in Bewegung. Voran Hitler und Ludendorff in der ersten Reihe, dann Oberlandesgerichtsrat von der Pfordten, Dr. von Scheubner-

Richter, Rosenberg, Streicher, Hauptmann Göring, der Führer der SA., Gottfried Feder, Oberleutnant Brückner, der Führer des Regiments München, Schickedanz, Graf, der Begleiter Hitlers, Ludendorffs Diener Neubauer, Sesselmann, Oskar Körner und noch viele, die wir in den Toten- und Verwundetenlisten wiederfinden werden. Erst hinter diesen Führern der deutschen Freiheitsbewegung schließen sich dann die Reihen der Sturmtruppen an mit umgehängten Gewehren, die Gewehre nicht geladen.

Der Zug nahm seinen Weg durch die Stadt über die Ludwigsbrücke durch das Isartor, das Tal und über den Marienplatz. Vom Rathaus wehte noch die Hakenkreuzfahne, und brausender Jubel der Bevölkerung begleitete den Zug, Heil-Rufe auf Hitler und Ludendorff — und nebenher drängte die Bevölkerung mit dem Zuge, der jetzt in die Weinstraße und weiterhin durch die Perusastraße in die Residenzstraße einbog. Vor uns der Odeonsplatz war merkwürdig menschenleer. Unser Zug marschierte unter den Klängen des Deutschlandliedes an der Residenz entlang — da plötzlich schwenkte Reichswehr oder Landespolizei, die sich hinter der Feldherrnhalle versteckt gehalten hatte, quer über die Residenzstraße ein und sperrte die Straße. Unser Zug, noch immer in der gleichen Marschordnung, umdrängt von der Bevölkerung, die Ludendorff und Hitler zujubelte, marschierte, natürlich ohne jede Angriffsabsicht, weiter.

Da kracht schon aus zwei bis drei Meter Entfernung eine grauenhafte Salve in den Zug hinein und richtet ein schauerliches Blutbad an. Aus den Fenstern der Residenz bekommt der wehrlose Zug Feuer, und vom Odeonsplatz her hämmert ein Maschinengewehr.

Wie durch ein unglaubliches Wunder war Ludendorff mitten durch die Feuerlinie aufrecht hindurchgeschritten.

Hitler hatte sich rasch niedergeworfen und konnte sich unverletzt, aber mit verrenktem Arm aus dem Feuerbereich zurückziehen. —

Vor der Feldherrnhalle sowie im Hofe des ehemaligen Kriegsministeriums zu München waren folgende Männer im

treuen Glauben an die Wiederauferstehung ihres Volkes  
gefallen:

Felix Alfarth, Kaufmann, geb. 5. 7. 1901

Andreas Bauriedl, Hutmacher, geb. 4. 5. 1879

Theodor Casella, Bankbeamter, geb. 8. 8. 1879

Wilhelm Ehrlich, Bankbeamter, geb. 10. 8. 1894

Martin Faust, Bankbeamter, geb. 27. 1. 1900

Anton Hechenberger, Schlosser, geb. 28. 9. 1902

Oskar Körner, Kaufmann, geb. 4. 1. 1875

Karl Kuhn, Oberkellner, geb. 26. 7. 1897

Karl Laforce, stud. ing., geb. 28. 10. 1904

Kurt Neubauer, Diener, geb. 27. 3. 1899

Claus von Pape, Kaufmann, geb. 16. 8. 1904

Theodor von der Pfordten, Rat am Obersten  
Landesgericht, geb. 14. 5. 1873

Johann Rickmers, Rittmeister a. D., geb. 7. 5. 1881

Max Erwin von Scheubner-Richter, Dr.-Ing.,  
geb. 9. 1. 1884

Lorenz Ritter von Stransky, Ingenieur, geb.  
14. 3. 1899

Wilhelm Wolf, Kaufmann, geb. 19. 10. 1898.

Weberstedt-Langer (gek.)

## Der Freiheit eine Gasse!

Das war auf Sempachs Feld —  
da rief, umgellert vom Hasse,  
der Winkelried, der Held:  
«Der Freiheit eine Gasse!»

Tief in sein teures Herz  
drückt er des Feindes Speere —  
da brach der Ritter Erz  
vor schlichter Bauern Wehre.

Manch Jahrhundert entschwand . . .  
Und wieder, wie vor Zeiten,  
gilt es, für Volk und Land  
mit tapferm Sinn zu streiten.

Seht ihr die kleine Schar  
mit roten Hitlerfahnen?  
Sie bringt sich opfernd dar,  
den Weg ans Licht zu bahnen.

Ein jung' SA.-Mann stirbt,  
umgellt von Moskaus Hasse.  
Sein Blut den Sieg erwirbt:  
« Der Freiheit eine Gasse! »

H. Anacker

## Horst Wessel

(14. Januar 1930)

Unbegreiflich, unfaßbar ist dem Menschen die göttliche Vorsehung. Über dem Wesselhause schwangen viele schwarze Flügel in der Luft. Einem Mutterherzen war im ewigen Ratschluß übermenschliches Leid auferlegt.

Am Weihnachtsabend, der die Verlobung der Tochter Ingeborg unter dem Tannenbaum bringen sollte, kam die Eilnachricht aus dem Riesengebirge: Werner hat mit drei Kameraden im Schneesturm den weißen Tod erlitten.

Werner, der sonnige, romantische, stillere Junge!

Horst Wessel war wie niedergeschmettert... Werner nicht mehr unter den Lebenden? Kalt, starr, irgendwo in der Ferne? Es war nicht auszudenken!...

« Er soll auf dem Nikolaifriedhof neben dem Vater ruhen », sagte Frau Margarete tränenlos.

« Gewiß, Mutter, ich will an die Eisenbahn telegraphieren. »

Die antwortete: « Ja, aber erst nach den Feiertagen. »

Was tun?

Nur ein paar Stunden Vorbereitung. Ach, es war ja zuviel auf einmal. Sein von den Kommunisten hingemordeter SA.-Mann Fischer mußte noch zu Grabe geleitet werden. Dann fuhr Horst Wessel mit einem Lastwagen nach Schlesien, saß Tag und Nacht am Steuer, brachte die Leiche des Bruders und die der andern nach Berlin.

Die Nächte auf dem Wagen mit den Toten im Rücken waren grauenvoll gewesen ... Warum dies, warum? ... Die glitzernden Sterne am Dezemberhimmel gaben keine Antwort auf die Frage, blieben kalt und stumm. Ihn fröstelte, und doch war ihm so heiß.

Am Begräbnistage schüttelten ihn Fieberschauer. Kaum hielt er sich noch aufrecht, grüßte wehmutsvoll hinter der Fensterscheibe die zurückmarschierenden Kameraden, die umflorte Fahne ... Dann warf die Krankheit ihn nieder. Zwei Wochen lang stand es schlimm um ihn.

Einmal tastete er nach der Hand der Mutter, die an seinem Bette saß. Leise kam es von seinen schwachen Lippen:

« Mutter — — »

« — — mein Junge? »

Mutter ..., ich hab' ja nun — von Gott — Zeit bekommen, über allerlei nachzudenken ... Sieh, ich hörte immer wieder sagen, wer Adolf Hitler einmal in die Augen geschaut habe, der fühle sich — sonderbarerweise von innen heraus — gezwungen, ein besserer Mensch zu werden ... Mutter, ich — bin nicht — gut zu dir gewesen — im letzten Jahr — war dir — in manchem — ein ungehorsamer Sohn — alles um meines Sturmes willen — und der ist mir ja — Volk, Vaterland ... Ihm bleibe ich auch treu ... Aber — das mit dir ... das soll nun anders werden — ich zieh' wieder zu dir — nehme meine Studien wieder auf — »

« Ja, lieber Junge ... Aber nun schlafe schön, daß du recht bald gesund wirst! ... »

So kam der vierzehnte Januar.

« Mutter, heute gehe ich in die Frankfurter Straße und hole meine Sachen hierher. »

« Warum du selber, Horst? Ein Dienstmann kann das mit einem deiner Kameraden machen. »

« Vielleicht kommt Richard Fiedler hin und hilft mir; aber das Packen muß ich doch selber besorgen. » —

Als Horst Wessel seine Wohnung im Hause Frankfurter Straße 62 betrat, stand Frau Salm, seine Vermieterin, hämisch grinsend in der Küche.

« So, so, Herr Wessel, krank sind Sie gewesen?... Man sieht es Ihnen an ... Grün sehen Sie aus, als wenn Sie schon nach der Schüppe röchen... »

Im Zimmer begann er aufzuräumen, hörte, wie das Weib die Flurtür hinter sich zuzog und die Treppe hinabstieg. Ab und zu mußte er sich setzen. Langsam, schwer ging ihm, dem kaum Genesenen, die Arbeit von der Hand.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da hörte er draußen die Tür wieder gehen. Er horchte. Nein, das war niemand, der zu ihm wollte. Die Tritte verloren sich auf dem Gang nach der Wohnung seiner Wirtin zu.

Inzwischen spielte sich in der Küche ein Auftritt voller Scheußlichkeit ab. Eine widerwärtige Verbrecherbande hatte sich, von Frau Salm gerufen, dort versammelt, Kommunisten übelster Art, fast alle östlicher Herkunft, darunter natürlich ein Frauenzimmer, und das hieß Cohn.

Ali Höhler, mit dem Stiernacken des Scharfrichtergehilfen, sagte:

« Also, Mutter Salm, ick also soll det Jungchen dadrin fertig machen? ... Ja, gloobste denn, der Horst Wessel vom Sturm 5 hätt' keenen Browning, der eenem ins Gesicht starrt, wenn die Tür uffgeht? »

« Dafür laß mich sorgen, oller Dussel! »

« Und die Polizei? » Rückert und Kandulski raunten die Frage gleichzeitig.

« Ihr feigen Hunde, vor 'nem kranken Jungen habt ihr Angst und nun ooch noch vor den Greifern? ... Die Sambrowskis und Kupferstein stehen doch Schmiere unten am Hauseingang! »

« Hm ... »

« Na, habt ihr vielleicht noch 'n Schnellfeuergeschütz nötig, so eens von der Sorte, womit die Nazis neulich durch den Fischerkietz gefahren sind? ... Hier, für jeden noch 'n Schnaps — wenn et sein muß, 'n Molle voll — im Karl-Lieb-knecht-Haus werden se Vaständnis dafür haben und noch Pinke dazu ... Wollt ihr nun dalli machen? Sonst möcht' uns der Vogel noch wieder ausfliegen... »

Da zog Ali Höhler den Revolver. Die andern folgten. Leise traten sie vor die Zimmertür Horst Wessels.

Frau Salm klopfte an, rief:

« Herr Wessel, die Erna, wissen Sie, die mit der Nähmaschine is da, se bringt geflickten Kram. Und Richard Fiedler kommt ooch gerade ruff. »

Von drinnen die Antwort:

« Einen Augenblick. »

Die Tür ging auf.

Da fielen die Schüsse.

In den Mund getroffen, brach Horst Wessel zusammen, krümmte sich am Boden in seinem Blut. E. Uellenberg (gek.)

\*

Wenn der Kampf für eine Weltanschauung nicht von aufopferungsbereiten Helden geführt wird, werden sich in kurzer Zeit auch keine todesmutigen Kämpfer mehr finden.

Adolf Hitler

## Der letzte Kampf

(Februar 1930)

**H**orst Wessel kämpfte schon fünf Wochen mit dem Tode. Auf und ab ging es mit ihm. Aber er hatte den Willen zum Leben. Er saß meist im Bett, sprach auch öfter. Alle dachten sie an ihn und schickten ihm Geschenke, besonders Blumen. Wie leuchteten seine Augen! Einmal hatte er eine besondere Freude. Dr. Goebbels war wieder bei ihm. Da ging die Tür auf: draußen auf dem Gang gingen die Leute seines Sturmes vorbei. Mit erhobener Hand grüßten sie herein, mit einem Blick voll Liebe und Treue.

Die roten Bestien aber gaben sich nicht zufrieden. Als sie hörten, daß Horst immer noch lebt, drangen sie ins Krankenhaus und wollten Bomben ins Krankenzimmer werfen. Aber noch war SA. rechtzeitig zur Stelle, so daß sie das Gesindel wieder hinaustrieb. « Nazi verrecke! » brüllten sie und zogen ab.

Am Donnerstag wurde Dr. Goebbels plötzlich wieder zu ihm gerufen. Als er ins Auto stieg, sprang ein SA.-Mann aufs



Trittbrett: «Doktor, man sagt, daß eine Blutübertragung nötig sei! Kann ich das nicht sein? Ich bin ganz gesund, war nie krank im Leben — all mein Blut will ich ihm gerne geben!» So lieb hatten sie ihn! («Angriff», 27. Februar 1930). Die Blutvergiftung, die man befürchtet hatte, kam. Man war sich dessen klar, daß nur noch geringe Hoffnung bestand.

Dr. Goebbels durfte für einen Augenblick zu ihm. Horst wußte noch nichts vom Ernst seines Zustandes. Aber als ahnte er es dumpf, bettelte er: «Gehen Sie nicht weg!» Da tröstet er ihn: «Sie dürfen nicht den Mut verlieren. Das Fieber geht auf und ab. Auch die Bewegung lag zwei Jahre im Fieber, und trotzdem ist sie heute stark und gesund.» Das tröstet ihn. «Wiederkommen!» flehten seine Augen, seine Hände, seine heißen, trockenen Lippen, als der Doktor gehen mußte. Im «Angriff» stand: «Sonntag früh. Sein Zustand ist hoffnungslos. Der Arzt gestattet keinen Besuch mehr. Der Todwunde rast in Fieberphantasien. Er erkennt schon seine eigene Mutter nicht mehr. — Sonntag früh um 6.30 Uhr gibt er nach schwerem Kampfe seinen Geist auf<sup>1</sup>. Als ich nach zwei Stunden an seinem Totenbett stehe, kann ich gar nicht glauben, daß das Horst Wessel ist. Sein Gesicht ist wachsgelb, die Wunden sind noch verdeckt mit weißem Verband. Schwarz stehen auf dem schmalen Kinn die Stoppeln. Die Augen sind halb offen und starren gläsern ins Leere, in die Unendlichkeit. Mitten unter Blumen, weißen, roten Tulpen und Veilchen liegen schmal und kalt die müden Hände.»

«Horst Wessel ist hinübergegangen. Nach Kampf und Streit liegt hier stumm und regungslos das, was sterblich an ihm war. Aber — ich fühle es fast körperlich sicher: sein Geist stieg auf, um mit uns allen weiter zu leben. Er hat es selbst geglaubt und gewußt; er gab dem hinreißenden Ausdruck: er ‚marschirt in unsern Reihen mit!‘»

\*

**A**m 24. Februar 1930 gab Dr. Goebbels «Anordnungen zum Tode unseres Kameraden Horst Wessel» heraus. Die vierte

---

<sup>1</sup> Still und sanft entschlummerte er in den Armen seiner Mutter und seiner Schwester.

dieser Anordnungen lautete: « Es wird den Eltern anheimgegeben, ihre Kinder dazu anzuhalten, beim Gebet das Schicksal zu bitten, die ganze deutsche Jugend mit dem Opfergeist unseres Kameraden Horst Wessel zu erfüllen. »

E. Malitius

\*

**D**er Vorderaufstieg in das Pantheon ist nicht für Schleicher da, sondern für Helden.

Adolf Hitler

## Kamerad Werner

(1932)

31. Mai. Heimabend der Hitler-Jugend. Nicht weniger als acht Überfälle sind in den vorhergegangenen drei Tagen auf Kameraden der Hitler-Jugend ausgeführt worden. Die Schutzmaßregeln werden durchgesprochen: « Alles geht geschlossen nach Hause! » So lautet der Befehl des Gefolgschaftsführers. Die Kameraden sind verständlicherweise erregt, sie wollen Gleiches mit Gleichem vergelten. Auf dem Heimweg unterhalte ich mich mit Werner Gerhardt. Er ist mit den wüsten Reden der andern nicht einverstanden; er sagt zu mir: « Es sind ja nur arme verhetzte Arbeiter, es sind so viele gute Volksgenossen unter ihnen. »

Eine Viertelstunde später sticht ihm ein solcher veretzter Genosse das Messer in den Leib.

An einer Ecke waren wir stehengeblieben, um uns noch mit kommunistischer Jugend zu unterhalten, Werner Gerhardt geht 200 Schritte voraus, da bricht er zusammen. Ein Reichsbannermann hat ohne jeden Grund einen der besten Jungen niedergestochen.

Wir stürmen, während einige Kameraden Werner zum Arzt bringen, dem Verbrecher nach. Leider hat ihn schon ein Polizist festgenommen. Mit der Pistole muß er die erregten Jungen zurückhalten, die den Mörder verprügeln wollen. Der Verbrecher wird auf die Wache ins Rathaus gebracht. Schnell hat sich die gemeine Bluttat in Zeit herumgesprochen, kurze

Zeit später haben sich an die 600 Menschen vor dem Rathaus versammelt, die gegen die Mordtat protestieren. Wie ein Bekenntnis steigt das Horst-Wessel-Lied zum nächtlichen Himmel.

Die Polizei geht mit dem Gummiknüppel gegen uns vor! —

Zum erstenmal darf ich Werner Gerhardt im Krankenhaus besuchen. Bleich liegt er in seinem Bett, doch die blauen Augen strahlen genau wie früher, als ich ihm einen Blumenstrauß seiner Kameraden überreichte. Leise spricht er von der Operation, er fragt nach seinen Jungen, ob auch alles ordentlich weitergeführt wird. Noch einmal drückt er mir die Hand, wir schauen uns an, dann gehe ich schnell hinaus, um meine Tränen nicht zu zeigen.

Wußte er schon, was ihm das Schicksal bestimmt hatte?! Ich spreche noch mit der Schwester. Sie erzählt mir von den furchtbaren Schmerzen, die er zu erdulden hat. Bereits zweimal hat man ihn operiert.

« Ich muß mich zusammennehmen und auf die Zähne beißen, damit meine Mutter nichts merkt, sonst regt sie sich auf », hatte er noch zu mir gesagt.

Heldenmut eines deutschen Arbeiterjungen! —

Vier Wochen furchtbare Qualen und Schmerzen. Bei der letzten Operation sagt er zu seiner Mutter: « Mama, nicht weinen, ich weiß, daß ich für Hitler sterben muß. »

Zwei Tage später erhalten wir die furchtbare Nachricht. Wir waren darauf gefaßt, und doch drückt es uns die Luft weg. Wir ballen die Fäuste und trauern still.

He y n e, in « HJ. marschier » von Fanderl (gek.)

\*

**I**ch habe den Kampf gewählt, habe mich ihm verpflichtet, bleibe ihm treu, bis mich die Erde deckt. Daß sie meine Freunde töten, ist möglich, daß sie mich töten, ist auch möglich, daß wir kapitulieren: niemals, niemals, niemals!

Adolf Hitler, beim ersten Deutschlandflug, am 3. 4. 32 in Dresden

# Sturmflug

**A**m 8. April 1932 tobte ein Unwetter über Deutschland, das alle Vorstellungen übersteigt. Aus schwarzer Wolke prasselt der Hagel hernieder. Die Sturzwasser verwüsten Felder und Gärten. Der trübe Gischt unterspült die Straßen und Bahngleise, und der Orkan entwurzelt selbst die ältesten Baumriesen.

Wir fahren im Wagen zum Mannheimer Flugplatz. Niemand möchte das Wagnis unternehmen, ein Flugzeug diesem Toben der Elemente auszusetzen. Die Deutsche Lufthansa hat den gesamten Flugverkehr eingestellt.

Im strömenden Regen stehen dichtgeschart die unverzagtesten unserer Anhänger. Sie wollen dabei sein, sie wollen selbst sehen, wenn der Führer sich bei diesem Unwetter dem Flugzeug anvertraut.

Der Führer befiehlt, ohne zu überlegen, sofortigen Start. Für uns muß das Tagesprogramm eingehalten werden; denn in Westdeutschland warten Hunderttausende.

Nur mit äußerster Anstrengung können die kräftigen Fäuste der Monteure und SA.-Männer mit langen Stangen die Maschine an den Tragflächen festhalten, damit der Sturmwind sie nicht emporwirft und zerschellt. Die großen Motoren setzen ein. Ungeduldig zittert in gebändigter Kraft unser Flugzeug, bis ihm die Bahn freigegeben wird.

Ein kurzes Aufbäumen, und schon fegt unser wildes Roß über die grüne Steppe. Ein paar verwegene Sprünge, ein letztes kurzes Berühren der Erde, und wir reiten durch die Luft in den brodelnden Hexenkessel hinein.

Das ist kein Fliegen mehr, das ist ein Wirbel, an den wir heute nur noch wie an einen fernen Traum zurückdenken können. Bald setzen wir über Fallböen hinweg, bald peitschen wir durch Wolkenfetzen hindurch, bald zieht uns ein unsichtbarer Strudel in die Tiefe, bald ist es uns, als ob wir von einem fernen Schleuderkran steil emporgezogen würden.

Und doch, welch ein Gefühl der Geborgenheit in uns in diesem Aufruhr der Elemente! Die absolute Ruhe des Führers überträgt sich auf uns alle. In jeder Stunde der Gefahr beherrscht ihn der felsenfeste Glaube

an seine weltgeschichtliche Mission, die unerschütterliche Zuversicht, daß die Vorsehung ihn für die Erfüllung seiner großen Aufgabe vor Unheil bewahren wird.

Auch hier blieb er der Überlegene, der die Gefahr meistert, indem er innerlich weit über ihr steht. Bei diesem rücksichtslosen Einsatz von Mensch und Maschine verfolgt der Führer mit Spannung den zähen Kampf unseres Meisterpiloten Bauer, wie dieser uns durch das Unwetter hindurchsteuert, bald blitzschnell über ein Sturmfeld hinwegsetzt, bald einer drohenden Wolkenwand ausweicht, während der Bordfunker eifrig die Flugplatzmeldungen einfängt.

Unterdessen bahnt sich unten auf der Erde unsere Wagenkolonne mühsam ihren Weg. Vom Sturm gefällte Bäume sperren die Straße. Unterspülte Dämme machen zeitraubende Umleitungen notwendig. Aber auch sie schaffen es.

Schnee und Hagel prasseln auf die Tragflächen unserer D 1720 und gegen die Scheiben der Kabine. Manchmal jagen wir so tief dahin, daß der Funker die Antenne einziehen muß, damit sie sich nicht in den Wipfeln der Bäume oder den Leitungsdrähten der Telephonmasten verfängt.

Die bellenden Motoren laufen mit Vollgas, während der Führer abwechselnd auf die Landkarte und die Uhr blickt, nur von einer Sorge bewegt, daß wir den Kurs nicht verfehlen und nicht zu spät zur nächsten Versammlung kommen.

Mehr als einmal muß der Hitlerpilot Hans Bauer blind fliegen, wenn wir durch oder über dunkle Wolken dahinrasen, die keinen Blick auf die Erde freigeben.

Wir atmen auf, als über Frankfurt die Wolken zerreißen und wir bald durch einen Regenbogen den Rhein im hellen Sonnenschein vor uns liegen sehen. Koblenz taucht auf, dann Bonn und Köln und bald darauf Düsseldorf, unser Ziel.

Wir sehen das einsame Denkmal auf der Golzheimer Heide, auf der Leo Schlageter von fremden Schergen ermordet wurde, und die Radrennbahn in Düsseldorf, in der dichtgedrängt schon die Menschen den Führer erwarten.

Wir landen auf dem Düsseldorfer Flugplatz. Der Sturmflug ist beendet. Auf der Fahrt zur Versammlung umtobt uns in den Straßen das Johlen der Kommunisten. . Otto Dietrich

**W**er leben will, der kämpfe also,  
und wer nicht streiten will  
in dieser Welt des ewigen Ringens,  
verdient das Leben nicht.

Adolf Hitler

## Des Reiches getreuer Ekkehart nimmt Abschied

**Z**eigt euch eurer Vorfahren würdig und vergeßt nie, daß,  
wenn ihr den Frieden und die Wohlfahrt eurer Heimat sicher-  
stellen wollt, ihr bereit sein müßt, für diesen Frieden und die  
Ehre des Landes auch das Letzte herzugeben.

Vergeßt nie, daß auch euer Tun einmal Tradition sein wird.

\*

**I**ch scheid von meinem deutschen Volk in der festen Hoff-  
nung, daß das, was ich im Jahre 1919 ersehnte und was in  
langsamer Reife zu dem 30. Januar 1933 führte, zu voller  
Erfüllung und Vollendung der geschichtlichen Sendung unseres  
Volkes reifen wird.

In diesem festen Glauben kann ich beruhigt meine Augen  
schließen.

Aus dem politischen Testament Hindenburgs 1934

\*

**D**as deutsche Volk wird zu seinem toten Helden kommen, um  
sich in Zeiten der Not neue Kraft zu holen für das Leben! Denn,  
wenn selbst die letzte Spur dieses Leibes verweht sein sollte,  
wird der Name noch unsterblich sein.

Toter Feldherr, geh nun ein in Walhall!

Adolf Hitlers letzter Gruß

# Ein österreichischer Freiheitskämpfer berichtet

**E**s ist November 1933. Dollfuß in Klagenfurt. Wir hatten ihn nicht gerufen. Wenige Minuten nach Beginn seiner Rede lag — wer weiß wieso — die ganze Stadt in völliger Dunkelheit. Fluchtartig verläßt er das Land. Das «System» kommt in Raserei.

Massenverhaftungen! Militär besetzt alle öffentlichen Gebäude. Ich werde verhaftet! Hochverrat!

Der Angeber soll als Zeuge erscheinen, aber er ist unfindbar. Fünf Tage Hungerstreik, dann öffneten sich uns die Kerkertüren. Es war die erste Weihnacht in der Verbotszeit.

\*

Man reibt sich die von den Ketten geschwollenen Glieder und beißt die Zähne zusammen. Besonders gemütvolle Gefängnisaufseher führen uns auf den Galgenhof. Man soll ja schließlich wissen, wo und wie das Ende ist.

Dann kam die Gerichtsverhandlung vor dem Standgericht. Wozu überhaupt? Das ist Gewalt und kein Recht mehr. Wißt ihr denn nicht, ihr Herren, die ihr euch Richter nennt, daß euer Urteil nicht uns, daß es die Tausende und aber Tausende trifft, die draußen im Lande das gleiche wollen wie wir? Wir wollen ja doch nur ein freies deutsches Vaterland. Aber, wem sagen wir das? Ihr könnt uns ja doch nicht verstehen.

Das Urteil: schwerer Kerker! Mit Ketten beladen verlassen wir den Ort, an dem wenige Tage später einige unserer Besten am Galgen ihr Leben aushauchten.

\*

Schüsse! Maschinengewehrgeknatter! Das Gesicht an das Gitter gepreßt, starrst du hinaus in die dunkle Nacht. Ein gequältes Volk kämpft da draußen mit der Waffe in der Hand für seine Freiheit. Deutsche gegen Deutsche. Gefangen, nicht mithelfen dürfen!

Die ersten verwundeten Gefangenen werden unter schwerer Bedeckung eingeliefert. Beulen und Striemen bedecken ihre

blutenden Körper. Sie berichten uns: Die Schwerverwundeten haben sie gleich mit den Gewehrkolben erschlagen.

Einer ist bei uns in der Zelle, den hatten sie eine halbe Stunde vor der Hinrichtung begnadigt. « Sie sollen mich doch hängen, sie wollen mich ja nur weiterquälen! » In dieser Stunde schreiten drüben, wenige Meter von uns entfernt, dreizehn der Besten mit dem alten Bekenntnis zu Deutschland und seinem Führer zum Galgen.

Nachts hört man zuweilen durch die dicken Mauern die leise Melodie des Deutschlandliedes. Hörst du, Kamerad? Wir sind noch ungebrochen!

Monate vergehen. Wir sind wieder weniger geworden. Man hat die Kameraden in die Zuchthäuser der Bundesstaaten verteilt. Verhandlungen, Freispruch, Einspruch, neue Verurteilung, was schert's uns schon!

\*

Weihnachten 1934. Ich bin endlich frei. Frei? Ja, unter schärfster Bewachung der Polizei. Die Stunden sind kostbar. Heute, morgen schon können sie dich wieder holen. Fieberhaft und vorsichtig wird gearbeitet. Aber auch der falsche Name nützt nichts. Im Februar 1935 schließt sich wieder das Gefängnistor hinter mir. Fünf Jahre schwerer Kerker. Es ist die « Mindeststrafe »!

\*

Nach langen Wochen — es ist vier Uhr früh — kommt ein Mann mit einer Eisensäge und erlöst mich von den Ketten.

Herrlich, nur noch an den Händen gefesselt! Es geht zum Bahnhof, und in sechs Stunden bin ich bereits im Zuchthaus Karlau-Graz.

700 Kameraden sind hier, kahlgeschoren, mit dem Zebraanzug. An den Hunger gewöhnt man sich, aber diese enge Zelle und die Einzelhaft! Und die Öffnung an der Tür, durch die dauernd der Wächter späht! Man stopft sie mit Papier zu, das bedeutet Entzug der Vergünstigungen. Nun, wenn schon!

200 Kilometer weit bist du in deinem hohen Alter mit deinem Fahrrad zu mir gefahren, liebe Mutter, damit du mir noch ein-



mal die müden Hände drücken konntest. Es muß schwer gewesen sein für dich. Aber nur nicht den Glauben verlieren!

\*

Daheim ist keine Lücke. Wo sie einen holten, da sprangen zehn für ihn ein. Ich muß heraus hier. Nur nicht mehr zurück in diese grauen Wände, nicht mehr lebend erwischen lassen. Ich habe ja eine Bewährungsfrist bis 1941.

Parteitag 1937! Paßverweigerung. Und dennoch. Bei Nacht über die Berge bei Berchtesgaden. Nürnberg! Es ist beinahe zuviel der Ehren für uns. Mein Führer, ich schäme mich nicht der Tränen und des hilflosen Gestammels, als ich dir dort droben die Hand drücken durfte, ich werde mein Leben lang nie deine Worte vergessen!

Daheim haben sie nun Steckbriefe gegen mich erlassen. Mordverdacht, Fememord? Ich weiß gar nicht, wann und wo ich jemals gemordet haben sollte.

Bayerische Ostmark 1938 (gek.)

## Sie starben für Großdeutschland

In der Hingabe des eigenen Lebens für die Existenz der Gemeinschaft liegt die Krönung allen Opfersinns. Adolf Hitler

**D**as Wiener Landgerichtsgebäude ist ringsum bewacht von Posten mit Stahlhelm und Bajonett. Hinter dem mächtigen Einfahrtstor steht Militär bereit. Es hat die Gewehre in Pyramiden angesetzt. Im Amtsraum des Gefängnisdirektors ist der katholische Seelsorger für den verurteilten Nationalsozialisten Planetta bereits anwesend. Er meint, zu dem evangelischen Seelsorger gewendet:

«Für Holzweber habe ich noch Hoffnung auf Begnadigung. Für Planetta jedoch gar keine.»

Planettas Angehörigen wird Gelegenheit gegeben, sich innerhalb einer Frist von zehn Minuten von dem Verurteilten zu verabschieden. —

Durch einen finsternen Gang geht jetzt der Weg rechts ab. Schlüssel klirren, und durch die geöffnete Tür geht es einen langen, von einigen Fenstern erleuchteten Gang weiter, an dessen Ende neuerdings eine verschlossene Tür zu passieren ist. Überall Wachen. Ein dunkler, schmaler Gang ist erreicht. Wieder klirren die Schlüssel, rechter Hand öffnet sich die Tür in die Zelle Holzwebers.

Eine jugendliche, schlanke Erscheinung erhebt sich, bekleidet mit Hemd, heller Zwiilchhose, braunen Lederschuhen — Franz Holzweber. Klar und erwartungsvoll blicken die Augen durch die Brillengläser. Er war eben damit beschäftigt, Abschiedsbriefe an seine Frau und an seine Eltern zu schreiben.

Kein Zug auf dem Antlitz des Verurteilten verrät, was in seinem Inneren vorgeht. Holzweber erhebt sich und läßt sich dem Pfarrer gerade gegenüber nieder mit den Worten: « Bitte, ich bin bereit — ja, was soll ich nun eigentlich sagen? Herr Pfarrer, Sie werden's ja in den Zeitungen gelesen haben. Ich kann angesichts des Todes nur versichern, ich habe nur Gutes gewollt. Mein Bemühen war darauf gerichtet, jedes Blutvergießen zu vermeiden. » Er gedachte seiner Angehörigen und bat, ihnen helfend und tröstend zur Seite zu stehen. Besonders erwähnte er seinen kleinen, noch nicht drei Jahre alten Sohn. Dabei konnte er, sonst ruhig und gefaßt, nur mit Mühe einer tiefen inneren Bewegung Herr werden.

Kurze Zeit später erscheint Frau Holzweber mit dem Söhnchen. Namenlose Qual prägt sich in ihrem Wesen aus, der Wunsch, zu helfen, alles zu tun zur Rettung ihres Mannes. Sie möchte es unternehmen und vor dem Bundespräsidenten kniefällig um Gnade bitten...

Der Pfarrer hat sich dann wieder zu Holzweber führen lassen. Er begrüßt den Pfarrer mit den Worten: « Ich weiß, daß ich auf Begnadigung nicht zu rechnen habe. Ich bestimme, daß mein Leichnam eingeäschert wird. Um mich ist es nicht schade. Es sind ja für unsere Sache schon so viele und ganz andere Männer in den Tod gegangen! »

Inzwischen haben drei schwarzgekleidete Männer die Zelle betreten. Zwei bleiben an der Tür stehen, vor der Soldaten mit Stahlhelm vorübermarschieren.

Holzweber wird zur Tür gerufen. Man legt ihm einen Riemen um die Oberarme. Er will es nicht zulassen. Der Scharfrichter erklärt es für unerlässlich. Der erschütternde Zug setzt sich eiligen Schrittes in Bewegung.

Durch den schmalen Gang geht es hinaus in den engen Gefängnishof. Im Hintergrund haben sich linker Hand die Herren des Gerichtshofes im Talar versammelt, an der Spitze der Präsident, ferner die ausländischen Pressevertreter, anschließend rechts eine größere Anzahl von Offizieren in Paradeuniform, daneben eine Abteilung Soldaten mit Stahlhelmen und Bajonetten.

Der Präsident verliest das Todesurteil. Ruhigen, aufrechten Schrittes begibt sich Holzweber unter Vorantritt des Scharfrichters, zu seiner Rechten und Linken die Schergen, unter den Galgen. Seine Gestalt scheint sich zu straffen.

In dem Augenblick, in dem man die Hand an ihn legt, ruft er mit lauter Stimme, daß es durch den ganzen Hof hallt: « Ich sterbe für Deutschland! Heil Hitler! »

Totenstille, Erschütterung und Ergriffenheit lagern über dem Hof. So stirbt nicht ein gemeiner Verbrecher, so sterben Männer und von ihrer Sache überzeugte Kämpfer.

Quer durch den Hof kehrt der Pfarrer zurück durch den schmalen dunklen Gang in die nun einsame und stille Zelle. Auf dem Tisch liegen noch die Abschiedsbriefe, aber der sie schrieb, hat ausgekämpft. Während Talar und Bibel für die Heimreise verpackt werden, dringt der helle Ruf « Heil Hitler! » durch das geöffnete Gitterfenster der Zelle, die nach dem Galgenhof zu gelegen ist. Dann Totenstille.

Draußen kämpft der ebenfalls zum Tode verurteilte Planetta seinen letzten Kampf.

Und im vorderen Teil des Gerichtsgebäudes ringen zwei junge Frauen in starrem Schmerz nach Kraft, die ungeheure Last des Geschehens zu tragen, ein kleiner Knabe aber spielt ahnungslos lächelnd zu den Füßen seiner jungen Mutter. Im fernen Ort Mauer, da draußen am Rosenhügel, klagen betagte Eltern um ihren einzigen Sohn.

H. Zimmermann (gek.)

**M**an hüte sich, die Kraft eines Ideals zu niedrig einzuschätzen. Wer in dieser Hinsicht heute kleinstütig ist, den möchte ich, falls er einst Soldat war, zurückerinnern an eine Zeit, deren Heldentum das überwiegendste Bekenntnis zur Kraft idealer Motive darstellte. Denn, was die Menschen damals sterben ließ, war nicht die Sorge ums tägliche Brot, sondern die Liebe zum Vaterland, der Glaube an die Größe desselben, das allgemeine Gefühl für die Ehre der Nation.

Adolf Hitler

## Der Kraftfahrer

(28. April 1935)

**H**ell singen die Motoren der Autokolonne. Znaim kommt in Sicht. Henleins Fahrer blickt scharf voraus. Er weiß, da drinnen lauert der Todfeind.

« Jagt sie nach Hitlerdeutschland! » « Gegen faschistische Hetze antifaschistische Fäuste! » « Einheitlich gegen Henlein! »

Mit solchen Kampfrufen hatten die marxistischen Verbrecher Henleins Besuch angekündigt und ihre Anhänger aufgepeutscht.

Ein ohrenbetäubender Lärm empfängt die vorausfahrenden Motorräder. Rote Stoßtrupps haben die dünne Sperrkette der tschechischen Polizisten im Augenblick durchbrochen. Schon krachen die ersten Steine gegen die Fahrzeuge. Die Menge, die zum Empfang Henleins die Straße säumt, gerät in Verwirrung; Frauen und Kinder stürzen schreiend davon.

Henleins Fahrer muß halten. Kommunistenfäuste heben sich, Pistolenschüsse peitschen durch die Luft und steigern das Lärmen und Entsetzen.

Da durchzuckt es den Fahrer: Sie wollen Henlein morden! Den Führer der deutschen Volksgruppe! Und fester umkrampfen die Fäuste das Lenkrad. Vollgas! Aufheult der Motor! Brüllende Menschen stürzen zur Seite!

Konrad Henlein, der Führer der sudetendeutschen Freiheitsbewegung, ist gerettet.

K. A. Deubner

# Über Gräber vorwärts

**F**ür jeden, der als Freiheitspfand  
sein junges Leben läßt,  
stehn hundert auf im deutschen Land,  
und stehn zur Fahne fest.  
Es wirkt das Blut als heil'ge Saat:  
Aus Gräbern wächst die Kraft zur Tat,  
zum heißen Erntefest!

Wir schwören es am frischen Grab,  
das unsern Bruder deckt:  
Du sankest nicht umsonst hinab —  
dein Tod hat uns geweckt!  
Es wirkt das Blut als heil'ge Saat:  
Aus Gräbern wächst die Kraft zur Tat,  
zum heißen Erntefest!

Die Straße dröhnt vom harten Schritt,  
dröhnt von Fanfarenschall,  
und droben ziehn unsichtbar mit  
die Toten in Walhall.  
Es wirkt das Blut als heil'ge Saat:  
Aus Gräbern wächst die Kraft zur Tat,  
zum heißen Erntefest!

H. Anacker

\*

**W**ir haben Mitteleuropa ein großes Glück gegeben, nämlich den Frieden, den Frieden, der geschützt wird durch die deutsche Macht. Und diese Macht soll keine Gewalt der Welt mehr brechen!

Adolf Hitler



# Deutsche Freiwillige in Spanien

Zu dem Sieg, den das nationale Spanien über die Mächte der Zerstörung erkämpfte, haben die Männer der Legion Condor mit größter Tapferkeit beigetragen. Ihr selbstloser Einsatz war ein Ringen für die Unabhängigkeit eines uns befreundeten Volkes, aber ebenso ein Waffengang für die hohe Idee des Führers.

Hermann Göring





# Legion Condor

(1936/39)

**W**ir tragen im Herzen den Glauben  
als Licht in das Dunkel der Nacht,  
wir kämpfen auf fremder Erde  
für Spaniens Freiheit und Macht.

Kein Gegner kann uns bezwingen,  
der Teufel selbst hält uns nicht auf,  
der Freiheit, dem Siege entgegen  
führt unser stürmischer Lauf.

Und ist einst der Sieg errungen,  
wird in blutroten Flammen es loh'n.  
Und Tausende werden es singen,  
das Lied von der tapfren Legion.

Kampflied der Legion

\*

## Opfertod in den Flammen

**V**on einer heldenhaften Opfertat eines jungen deutschen Spanienfreiwilligen weiß Feldwebel Klamka zu berichten:  
« Bei einer Feindberührung mit roten Maschinen und roter Flak im Abschnitt Nulles—Burriana mußte eine unserer Jagdmaschinen notlanden. Sie muß Treffer bekommen haben. Der Flugzeugführer, ein deutscher Leutnant, wollte die Maschine noch auf nationalem Gebiet aufsetzen, was ihm aber nicht gelang. Er konnte die Maschine nur noch zwischen die Fronten, ins Niemandsland, bringen. Von nationaler Seite aus wurde alles versucht, um Offizier und Apparat in Sicherheit zu bringen. Auf der anderen Seite erkannte man die Absicht, und nun begann ein heftiger Kampf um den Besitz des gelandeten Flugzeuges. Hart wurde an dieser Stelle Sperrfeuer von

beiden Seiten gelegt, das jede Annäherung an die Maschine unmöglich machte. Plötzlich trat ein Ereignis ein, das die Beobachter an den Fernrohren, die jede Phase des Kampfes um das Flugzeug verfolgten, mit größter Spannung beobachteten. Sie sahen, wie sich der Leutnant mühsam erhob und sich an der Maschine zu schaffen machte. Kurze Zeit darauf schoß aus dem Flugzeug eine hohe Stichflamme empor, und das Flugzeug brannte.

Etwas Unfaßbares war geschehen: der deutsche Leutnant hatte den Benzintank des Flugzeuges in Brand gesetzt und damit die Vernichtung der Maschine selbst herbeigeführt. Obwohl schwer verwundet, hatte er doch die Kraft aufgebracht, diesen heroischen Entschluß zu fassen und auszuführen. Er wußte, daß auch sein junges Leben unrettbar verloren war, als er das brennende Streichholz in den Benzintank warf. Aber als der schwerverwundete Offizier erkannt hatte, daß die Roten seine Maschine in die Hand bekommen wollten, da opferte er mit kühner Entschlossenheit und Heldenmut sein Leben, um zu verhindern, daß die Maschine in Feindeshand fiel. Es war eine Tat, deren übermenschliche Größe zu stummer Ehrfurcht zwingt. Der deutsche Leutnant hat seinem Leben die höchste Krönung gegeben, er war getreu bis in den Tod! Er fiel als tapferer deutscher Krieger auf fremder Erde für die Idee des Führers. »

\*

### Luftkampf in Badehosen

Von einem verwegenen Husarenstückchen deutscher Spanienflieger weiß ein württembergischer Unteroffizier der Legion Condor zu berichten:

«La Cenia liegt im Gebirge nahe dem 1251 Meter hohen Bena del Bell auf der Grenze zwischen den Provinzen Valencia und Katalonien. Auf dem dortigen Flugplatz lag eine deutsche Jagdtruppe. Der deutsche Flugmeldeposten konnte ins rote Gebiet sehen und der gegnerische ins nationalspanische, zum deutschen Flugplatz, der unten am Berg lag. Wer nun unvorsichtig war, erhielt jeweils von der anderen Seite eine empfindliche Mahnung aus dem Lauf eines Maschinengewehrs. Durch

eine äußerst geschickte Tarnung — der Flugmeldeposten bemerkte es zu spät — gelang es neun rotspanischen Bombern, einen Überfall auf den deutschen Flugplatz auszuführen.

Es war ein herrlicher Sommertag. Die Flieger ließen sich von der heißen spanischen Sonne rösten, und die Flakmannschaft exerzierte im Schweiß ihres Angesichts. Da kam der verdammt unangenehme Besuch. Wie die Falken stürzten die neun Bomber auf ihr Opfer, und ohrenbetäubende Detonationen ließen keinen Zweifel über die Gefährlichkeit dieses Angriffs. Noch haben sie die Maschinen nicht getroffen.

Da rannten zwei Männer, nur angetan mit einer Badehose, in die gefährliche Zone, «Sind die wahnsinnig geworden?» Jetzt klettern sie in ihre Maschinen. Tollé Burschen, die fürchten weder Tod noch Teufel, am wenigsten die roten Bomber!

Die Motoren springen an. Jetzt starten sie, schrauben sich hoch. Atemlos starren die Zurückgebliebenen den kühnen Kameraden nach: Wenn das nur gut geht! Die schweren gegnerischen Bomber sehen das verwegene Manöver der beiden Jagdflugzeuge, das sie verwirrt, aus der schützenden Ordnung bringt. Jetzt sind die Teufelskerle da: Verdammt! Sie sind wie Katzen, so geschmeidig, so flink. Mit tollen Kunstflügen vergrößern die wendigen Messerschmitt-Maschinen die Verwirrung. Jetzt hämmern ihre Maschinengewehre. ‚Da‘, rufen die, die unten geblieben sind, ‚da schmiert einer ab, dort noch einer!‘ Die Kameraden unten jubeln.

Die beiden Jagdflieger aber wüten wie gereizte Hornisse zwischen den feindlichen Bombern. Sechs Abschüsse war das Ergebnis dieses kühnen, verwegenen Angriffs, dessen Erfolg aussichtslos erschienen war. Das war Richthofens Geist. Er wird unsterblich sein, denn er lebt in der deutschen unbesiegtten Luftwaffe.»

\*

## Flug über die Hölle

**F**ast 3000 Meter ragt die Sierra de Credos westlich von Madrid im Norden der Tajo-Ebene auf. Sie liegt mit ihren wildzerrissenen Gebirgsketten fast im Herzen der Pyrenäenhalbinsel. Kein deutscher Flieger, der jemals in diesem

Winter 1936/37 über ihr schwebte, hat diese Wetterscheide zwischen Nord und Süd, diese Fliegerhölle zwischen Tod und Leben jemals vergessen! Wenn die schwer belasteten Maschinen emporstiegen, galt es, mit ihrer Bombenlast zunächst eine Höhe von 4000 Metern zu gewinnen, um einige Sicherheit gegen die schroffsten Gipfel der Sierra zu erhalten. Im Nu ver-eisten die Maschinen. Überraschende Luftlöcher taten sich auf, steile Böen rissen an der Verspannung. Was nützte da die beste Wettervorhersage! In diesem Gebiet der ewigen Wetterumschwünge war sie nutzlos. Bei prallem Sonnenschein war man im Süden gestartet. Über der Sierra griffen bereits Stürme wie aus dem Nordpol nach dem Flugzeug. Wer abstürzte oder wer eine Notlandung vornehmen mußte, war in menschenleeren Gebirgstälern verloren. Und über allem drohte noch der Feind mit seinen Aufklärern und Jagdfliegern.

In der Tat: Bei diesen Flügen im Madrider Raum haben die jungen deutschen Flieger, die hier mittun durften, ihr Leben nicht einmal, sondern hundertmal aufs Spiel gesetzt.

Unsere Spanienfreiwilligen haben nicht nur zu kämpfen verstanden, sie verstanden auch zu sterben. Wir erinnern uns eines aufregenden Luftkampfes über Madrid. Es war Anfang November 1936. Kaum war das deutsche Bombengeschwader, geschützt von deutschen Kampffliegern, über der spanischen Hauptstadt erschienen, als die Russen in großer Überzahl heranbrausten. Die deutschen Flieger stellten sich ihnen zum Kampfe. Ihre überlegene Taktik machte bald die gegnerische Überzahl wett. Eine russische Maschine nach der anderen wurde außer Kampf gesetzt. Ein deutscher Flieger schoß zwei nacheinander ab, dann führte er seine Maschine im Gleitflug zur Erde und landete etwa zweihundert Meter vor dem Presseunterstand, in dem sich Berichterstatter der verschiedensten Nationen befanden. Der deutsche Flieger stieg aus seiner Maschine, ging noch etwa zehn Meter und brach dann tot zusammen. Er hatte oben in der Luft einen Kopfschuß und mehrere Brustschüsse erhalten, sein letztes Ziel war, die Maschine auf nationalem Boden in Sicherheit zu bringen. Er erreichte dieses Ziel und starb.

Englische und französische Berichterstatter drückten ihren deutschen Kollegen anerkennend die Hände, und der Vertreter

einer großen englischen Zeitung fügte hinzu: « Ihr Deutschen seid doch die tapferen Soldaten von einst geblieben! » Der nationalspanische Heeresbericht hob am anderen Tage die Heldentat dieses deutschen Freiwilligen besonders anerkennend hervor.

8-Uhr-Blatt 1939

## Die erste Bombe der deutschen freiwilligen Flieger in Spanien

**E**s war Anfang August 1936. Der Entscheidungskrieg in Spanien hatte vor wenigen Tagen begonnen. Das gewagte Spiel, das Franco beginnen mußte, war bisher glücklich verlaufen, aber der dringende Ruf nach Soldaten wurde in den Reihen der kleinen Schar der Nationalen immer lauter. Ausgebildete zuverlässige Truppen mußten heran. Franco hatte wohl gute Reserven, aber sie waren noch drüben in Afrika, in Marokko.

Die Straße von Gibraltar ist nicht breit, und genügend Transportschiffe waren auch vorhanden. Da aber der Handstreich auf die spanische Kriegsflotte mißlungen war, besaß Franco nicht ein einziges Kriegsschiff, das die Überfahrt hätte sichern können. Da gab es nur eine Möglichkeit: Flugzeuge!

Kaum gedacht, kamen aus Deutschland schon im Ohnehaltflug 20 Transportmaschinen heran. Zehn deutsche Besatzungen nahmen am 6. August unter der Führung von Oberleutnant Freiherrn v. Moreau den Lufttransportdienst von Tetuan nach Jerez de la Frontera auf. 35 bis 40 spanische Soldaten mit ihrem Gepäck luden wir in die brave Ju 52 ein, stiegen auf 3000 Meter und setzten nach einer Stunde Flugzeit auf der holprigen Wiese nahe der Weinstadt Jerez auf. 35 bis 40 Mann entstiegen etwas bleich, aber doch begeistert dem Vogel. Sie bildeten die ersten Grüppchen der entstehenden nationalen Armee.

Schnell wurde getankt und eine Melone gegessen, und wieder ging es zurück nach Tetuan. Gespannt suchten unsere Augen jedesmal die Meerenge nach roten Kriegsschiffen ab, denn vom ersten Tag an schmückten die Wattebüschchen

der platzenden roten Flakgranaten unsern Weg. Noch lagen die Sprengpunkte recht weit von der Maschine weg.

Unter den Piratenkähnen fiel uns der eine besonders auf. Es war ein dicker Bursche mit vielen Kanonen und einem Schornstein. Er war immer da. Jeden Tag erhielten wir Nachricht, daß der rote Panzerkreuzer « Jaime I » mit seinen 30,5ern wieder mal ein wehrloses Küstenstädtchen beschossen hatte. Das dort unten war also das rote Flaggschiff « Jaime I ». Wie leicht konnte es unsere Flugbasis in Tetuan unter Feuer nehmen! Dann war es aus mit den so wichtigen Transporten. Franco hatte nicht eine einzige Kanone, die er dem Panzerkreuzer entgegenstellen konnte. Hier mußten wir uns selbst helfen. Dankbar dachten wir an unseren Generalfeldmarschall Göring. Er hatte uns Bomben mitgegeben. Wir freuten uns über die « dicken Brummer », die da in Cadiz von den Winden herausgehoben wurden, aus der Luke 4, vor der der Kapitän immer etwas Respekt hatte. Diese schweren Brocken konnten uns vielleicht helfen.

Am 10. August rief mich Moreau zu sich, und in einem Hinterstübchen des Hotels wurde die Sache besprochen. Noch war es uns verboten, an Kampfhandlungen teilzunehmen. Unsere Aufgabe bestand lediglich darin, die Lufttransporte durchzuführen. Doch hier gab es kein langes Diskutieren, hier gab es nur ein Handeln, sonst war alles Begonnene vergebens. Also alles schnellstens vorbereiten, damit wir keine Zeit verlieren. Ich flog nach Sevilla, wo zwei Maschinen aufgerüstet werden mußten. In Gluthitze arbeiteten wir fieberhaft, um die Abwurfvorrichtungen, Zündleitungen und Maschinengewehre einzubauen. Gemeinsam mit einigen spanischen Mechanikern und mit sehr primitiven Hilfsmitteln brachten wir es zustande. Am 12. August waren zwei Maschinen bereit. Zwölf scharfe Bomben zu je fünf Zentner waren fertiggemacht. In diesem Augenblick traf eine Agentenmeldung aus Malaga ein: « Panzerkreuzer „Jaime I“ liegt in der Bucht von Malaga zum Munitionieren. »

Das war der richtige Moment.

Maschinen beladen!

Zwei Nächte hatten wir schon durchgearbeitet, das war die dritte Nacht. Es ist nicht schwer, mit einer Spezialwinde die

Bomben in die Maschine zu ziehen, aber diese Spezialwinde war nicht da. Man hatte vergessen, sie uns mitzugeben. Eine Ersatzwinde wurde gebastelt. Der erste Versuch ging fehl, die Kurbel brach. Schnell ein stärkeres Instrument! Es hielt. Um 11 Uhr nachts hob sich endlich, mit viel Geduld und viel Schweiß, Bombe auf Bombe in die Magazine.

Um 3 Uhr morgens quälten wir uns mit den beiden letzten Brocken ab. Sie wollten und wollten nicht hineingehen. Mit gutem Zureden und guten alten Tricks wurde es doch noch im letzten Augenblick geschafft. Jetzt noch jeder Bombe einen Namen gegeben, denn Eier dieses Formats durften nicht ungetauft fallen. Jede bekam mit Kreide den Namen einer « Verflommenen » auf den Leib.

Am 13. August 1936, 4 Uhr morgens, dröhnten die sechs Motoren der Maschinen durch die schwüle Nacht von Sevilla und wirbeln den Staub des saharaähnlichen Rollfeldes von Tablada gegen die in Schweiß gebadetenen Belademansschaften, die die letzten Handgriffe an den Zündsteckern ausführten. 4.10 Uhr startet die erste Maschine. Moreau fliegt sie, begleitet von seinem Funker. Fünf Minuten später starten Flugkapitän Henke und ich in der zweiten Maschine. Langsam steigt die Maschine mit ihrer schweren Last auf 200 Meter. Noch ist die Nacht klar. Unter uns ziehen die Lichterketten der beleuchteten Dörfer vorbei. Immer mehr nehmen die Lichter ab, wir nähern uns dem Gebirge. Am Kompaß wird Ost-Süd-Ost-Kurs gehalten. Henke will in der Nähe von Gibraltar das Mittelmeer erreichen. Langsam verdichtet sich der Dunstschleier unter uns zu einer Wolkenschicht. Unter uns ist nur die dröhnende Einsamkeit. Endlich kommt nach tagelangem unermüdlichem Hasten ein Augenblick des Nachdenkens, doch nur ein Gedanke kehrt immer wieder: Unser feindliches Ziel, der Panzerkreuzer. Wie wird alles klappen? Werde ich ihn treffen? Wird er uns beschießen? Wird er uns treffen? Ich bin ganz zuversichtlich, aber das Herz klopft doch rascher als sonst. Es ist mein erster Feindflug, und meine Nerven sind deshalb sehr gespannt. Henke läßt sich nichts anmerken, er blickt wie immer ruhig auf die Instrumente. Später sagte er mir, daß auch ihm nicht ganz wie gewöhnlich zumute war. Nach 50 Minuten Flugzeit beginnt es geradeaus vor uns zu

dämmern. Jetzt müssen wir schon an der Küste sein! Richtig! Die Wolken reißen etwas auf, und darunter schimmert matt das Mittelmeer. Henke nimmt Gas weg. Leichtböen schütteln die Maschine in den Wolkenfetzen. 500 Meter über dem Meer zeigt der Höhenmesser, als wir knapp unter der Wolkengrenze sind. Verdammt niedrig für einen solchen Angriff! Mein Abwurfvisier arbeitet erst ab 800 Meter. Ich muß halt « nach Schnauze » werfen. Der Felsen von Gibraltar zieht steuerbord vorbei. Auf Nordkurs geht es jetzt auf Malaga zu. In wenigen Minuten werden wir da sein. Das Herz schlägt mir bis zum Hals. Immer und immer wieder mache ich im Geist die Handbewegungen, die dann in Bruchteilen von Sekunden ausgeführt werden müssen. Jetzt muß es klappen, was in der Heimat so sorgsam vorbereitet und eingeübt war. Ich kurble die Bodenfahne aus, steige hinunter. Ein blasser Morgenschimmer läßt den braunen Küstenstreifen erkennen, umrandet vom weißen Strich der Brandung. Da tauchen die Lichter von Malaga auf. Sorglos liegt die Stadt, scheinbar im tiefsten Frieden, da. Blitzschnell suche ich den Hafen ab. Nichts! Nur zwei U-Boote und einige Handelsdampfer liegen an der Mole. Schon züngelt unten Mündungsfeuer, rattern Maschinengewehre herauf. Henke dreht ab — wieder Südkurs. Enttäuscht suche ich weiter draußen in der Bucht.

Halt! Da drüben liegt das große Schiff, ein Strich nur im grünen Morgendunst. Ein Sprung hinauf zu Henke. Er hat es auch gesehen; steil legt er die Maschine herum, hält auf es zu. Ich gebe eine kleine Korrektur mit dem Seitenruder. Zündhebel auf « Mit Verzögerung », Zündung « E I n »!

Zack... Zack... Zack... und drei Riesenbomben gleiten wuchtig aus den Schächten. Tausend Gefühle durchzucken mich. Unfug, Wahnsinn, Freude, Schrecken, fast möchte ich um Verzeihung bitten, all diese Gedanken schießen mir durch den Kopf. Zu spät. Fein säuberlich, wie drei Geschwister eins hinter der anderen, fallen die drei Eier in die Tiefe. Ganz deutlich sehe ich noch « Mausei » und « Fiffi » auf den dicken Leibern der Bomben aufblinken. Immer schneller und schneller rasen sie, schieben über dem Wasser entlang und — « noch ein Stückchen, noch etwas! » möchte ich ihnen zurufen, aber nicht nötig!



Zwei Stichflammen blitzen aus dem Ungetüm auf. Qualm, Flammen, Dampf, Wasserfontänen, durch die Lüfte wirbelnde Brocken vermischen sich zu einem gigantischen Schauspiel. Nun wird auch schon unsere Maschine von den Detonationen emporgeworfen. Wie vorgesehen, mache ich noch eine Aufnahme, starre noch einmal hinunter, wo das Mündungsfeuer der Flaks durch den Schleier der Explosionen hindurchzuckt. Vollgas! Die Motoren heulen ihre äußerste Kraft in den Wind, die Maschine verschwindet in den schützenden Wolken.

In ohnmächtiger Wut hatten sie unten dem frechen Vogel ihre Granaten nachgejagt, die irgendwo über dem Meer krei-  
pierten.

Vergeblich! Wir hatten schon wieder Kurs auf Sevilla. Ich war noch völlig benommen. War denn das alles wahr? Habe ich denn recht gesehen?

Niemand war Zeuge außer mir. Nicht einmal Henke konnte es gesehen haben. Konnte ich denn überhaupt melden, daß ich zwei Volltreffer gelandet hatte? Ob die Aufnahme gelungen ist? Es war wohl noch zu dunkel. Langsam ließ ich die Ereignisse, die ja in Sekunden geschehen waren, an mir vorbeiziehen. Ja, es mußte stimmen!

Bei der Landung in Sevilla war fast niemand auf dem Platz. Nur der treue Fahrer von Henke wartete dort. Nun aber schnell ins Hotel Christina zum Frühstück. Unser guter Kommandoführer «Papa Scheele» wartete schon. Er umarmte uns, als er die Meldung gehört hatte.

Die erste Waffentat der deutschen Luftwaffe war geschehen. Der Erfolg war bald im roten Funkverkehr abzuhören. «Über 50 Tote, 300 Verletzte, kampfunfähig nach Cartagena abgeschleppt!» Die rote Flotte verschwand aus der Straße von Gibraltar, und die Transporte konnten ungestört fortgesetzt werden. Nur eine Frage war noch zu beantworten: Wo blieb Moreau?

Bis zur Mittagsstunde waren wir ohne Nachricht von ihm. Schon wollten wir starten, um ihn zu suchen, da kam die erlösende Nachricht aus Tetuan: Er war dort wohlbehalten gelandet. Er hatte in der Frühe einen anderen Anflugweg

genommen und mußte infolge der ungünstigen Wolkenhöhe abdrehen. Da spürten wir erst, wieviel Glück wir von Anfang bis zu Ende gehabt hatten.

Graf Hoyos

## Deutsche Jagdflieger gegen rote Bomber

**D**ie Arbeit in Calamocha<sup>1</sup> war schwer. Ein besonderes Kommando mußte Nacht für Nacht jede Stunde die Maschinen anlaufen lassen, sonst wären sie so ausgekühlt worden, daß wir am nächsten Tag nicht hätten starten können.

Wir würden Calamocha nicht in bester Erinnerung behalten haben, wenn unsere Tätigkeit auf diesem Platz uns nicht zu einem ganz besonderen Triumph verholfen hätte. Ich muß gestehen, daß der 7. Februar 1938, an dem meine Gruppe zehn Martin-Bomber und zwei Ratas innerhalb zehn Minuten abschießen konnte, der eindrucksvollste Tag meine Tätigkeit in Spanien gewesen ist.

Unsere Kampfgruppe hatte wieder einmal den Auftrag, bestimmte rote Stellungen in der Gegend des hart umkämpften Teruel mit Bomben zu belegen. Ich startete mit zwei Staffeln zum Schutze der Bomber, die uns folgen sollten, und flog bei der 1. Staffel mit; weit vor uns lag die 2.

Wir hatten die Front kaum erreicht, als ich plötzlich aus Gegend Valencia, also vom Feind herkommend, eine große Anzahl schwerer Maschinen ausmachte, die genau auf Gegenkurs flogen. Im ersten Augenblick dachte ich, unsere eigenen Bomber seien zu früh gekommen und kehrten bereits vom Angriff zurück. Doch schon konnte man am Typ, und wenige Sekunden später an den blutroten Abzeichen, die Flugzeuge als rote Bomber erkennen. Es handelte sich um russische Maschinen amerikanischer Konstruktion, die in ihren Leistungen ähnlich denen unserer He 111 sind, allerdings erheblich weniger Bomben schleppen können.

Alles nun Kommende spielte sich in Sekundenschnelle ab.

---

<sup>1</sup> Flugplatz nahe an der Teruelfront.

Die roten Bomber wurden sofort von der vorausfliegenden 2. Staffel angegriffen. Auch wir holten aus den Motoren heraus, was herauszuholen war, um heranzukommen, denn so ein herrliches Ziel, 22 rote Bomber (sogenannte Martin-Bomber), dazu noch ohne Jagdschutz, hart hinter der Front, hatten wir noch nie vor die Gewehre bekommen. Die Rojos (Roten) drehten, als sie uns erkannten, sofort ab. Doch bereits in der Kehrtkurve wurden sie gefaßt, und zwei Maschinen gingen, dicke schwarze Rauchfahnen hinter sich lassend und später abmontierend, herunter, von der Besatzung mit Fallschirm verlassen. Die übrigen suchten ihr Heil in wilder Flucht. Doch waren wir bereits heran, und im nächsten Augenblick fingen gleichzeitig acht Rote zu brennen an, um dann wie Fackeln in die Tiefe zu stürzen. Ein phantastischer Anblick, wie ihn schöner kein Jagdfliegerherz sich erträumen kann! Alles vollzog sich, wie gesagt, in wenigen Sekunden.

Ich selbst war wohl bis auf 150 Meter hinter einen Martin-Bomber gekommen. Deutlich konnte ich den MG.-Schützen erkennen, der wie ein Wilder auf mich schoß. Groß, wie ein Scheunentor, hatte ich den Bomber im Visier. Ich ziehe den Abzug, aber, o Jammer, nach insgesamt 14 Schuß stehen beide Gewehre. — Künstlerpech! —

Als ich von meinem Opfer ablassen mußte, merkte ich, daß plötzlich drei oder vier Staffeln Ratas, der Jagdschutz der roten Bomber, wie ein warmer Regen auf uns herunterkamen, die wahrscheinlich durch irgendeinen Zufall ihre Schützlinge nicht rechtzeitig erreicht hatten. Bei der darauffolgenden kurzen, aber um so heftigeren Kurbelei konnten auch noch zwei Ratas zu Boden geschickt werden. Dann aber hieß es zurück zu unseren eigenen Bombern, um sie vor den roten Jägern zu schützen. Diese schienen aber wenig Lust zu einer weiteren Bekanntschaft zu haben. Die ganze rote Mahalla<sup>1</sup> verzog sich wie ein Spuk in Richtung Valencia. Der Angriff unserer Kampfgruppe verlief ohne weiteren Zwischenfall, und erst nach der Landung hörten wir, daß außer den Martin-Bombern zwölf leichte Prager-Bomber ohne Jagdschutz an der Front angegriffen hätten. Diese waren uns jedoch leider durch die Lappen

---

<sup>1</sup> Meute, eig. Heer auf dem Kriegszuge

gegangen. Immerhin konnten wir mit dem Erfolg des Tages — zehn Martin-Bomber, von denen die Roten behaupten, es seien die besten der Welt, und zwei Ratas sicher abgeschossen — zufrieden sein.

Bestimmt hat noch eine weitere Anzahl unserer Gegner empfindliche Treffer bekommen, wenn diese auch nicht zum Absturz der Maschinen reichten.

Zwölf Abschüsse innerhalb weniger Minuten, dies genügte sogar, um uns mit Calamocha und dem bitteren spanischen Winter auszusöhnen, um so mehr, als uns in Anerkennung dieses Erfolges von verschiedenen Generalen Weinsendungen zugeschickt wurden, die dann zu einer schönen Siegesfeier zusammen mit den spanischen Kameraden herhalten mußten.

Handrick

\*

So gehen wir den harten Weg  
und schaffen die deutsche Zukunft —  
wir Jugend!  
Und sind stolz,  
daß wir als Deutsche geboren wurden!

Kurt MaBmann

## Tiefangriff

Es ist etwas anderes, ob man 6000 Meter hoch dahingondelt und selbst bei einem Volltreffer immer noch die Möglichkeit hat, entweder abzuspringen oder durch geschicktes Lavieren die Maschine noch herüber auf eigenes Gebiet zu bekommen, oder ob man Tiefangriff fliegt.

Da streift man dicht über der Erde hinweg 100 Kilometer dahin, jedem gut gezielten Gewehrschuß ausgesetzt, jedem Maschinengewehr. Wenn's einen dann hascht, ist es aus, unweigerlich aus. Bleibt man selber heil, dann nehmen einen die Roten unter ihre «Obhut», und da ist es schon besser, wenn schon vorher alles aus ist.

Trotzdem aber, für welchen richtigen Jäger sind nicht gerade die Tiefangriffe die größten Erlebnisse gewesen! Da mußte man jeden Nerv beieinander haben, sich auf jede Muskel verlassen können. Da hieß es blitzschnell reagieren. Da brauste einem das Blut schneller durch die Adern, das Auge wurde scharf und die Sinne hellwach.

Wir bekamen mit unserer Jagdstaffel deutscher Freiwilliger als erste den Befehl zu Tiefangriffen.

Diese Kampfart — schnelles Herunterstoßen auf feindliche Gräben und Stellungen — und dort den Gegner so lange in Atem halten, daß die eigene Infanterie gedeckt durch dieses Manöver vorstürmen kann — sie hatte sich im Kriege bereits bewährt —, warum sollte man sie nicht auch in Spanien versuchen? —

Unsere Heinkel-Maschinen waren schnell und wendig. Mit ihnen mußte man solche schnellen Turnübungen großartig machen können.

Also los! Unsere Staffel braust ab. Die Infanterie in dem Abschnitt, in dem wir angreifen sollen, ist verständigt. Sie stürmt los, wenn wir die roten Gräben dort beharken.

Es ist früh am Morgen. Die Sonne geht gerade auf, und solche Morgenbummel sind für einen Jagdflieger die schönsten. Da ist man noch frisch — die Luft ist klar und kühl. Man hat so ein Gefühl, als ob man Bäume ausreißen könnte, und ist bis zum Hals gefüllt mit Tatendrang.

Wir ziehen jetzt etwa 2000 Meter hoch dahin.

Ein rotes Kreuz auf der Karte bezeichnet den Punkt, an dem wir unseren Angriff einsetzen sollen.

Hier müssen jetzt unsere Gräben sein, und dort drüben, etwas weiter westlich, dort sollen wir angreifen.

Steuerknüppel nach vorne — herunter in sausendem Flug.

Abwärts jagt der Führer der Staffel — wir hinter ihm her. Er braust wie ein stählerner Keil voran, die Erde fliegt auf uns zu. Die Bäume — die Häuser werden größer und größer. Wir kommen aus der Sonne herunter wie die Blitze. Jetzt die Maschine abfangen. Wie Raubvögel streichen wir über die Erde dahin, einer hinter dem andern; mit Vollgas springen wir über die Bäume hinweg über die niedrigen Olivenbüsche. Dort sind die Gräben der Roten. Sie sind gerade bei der

Morgentoilette. Wir sind unerwartet wie der Leibhaftige über sie gekommen. 'raus aus dem MG. — was aus dem Lauf geht. Unsere Garben prasseln in die Gräben. Wir springen dicht über sie hinweg, jagen über die Linien, schießen— schießen und dann den Knüppel anziehen — die Maschine hochziehen und zu neuem Angriff ansetzen.

Langsam werden die dort unten lebendig. Flak bellt auf. Drüben auf jener Höhe nimmt uns eine Batterie unter Feuer. Ich werde sie mir vorknöpfen. . Ich drehe eine etwas weitere Kurve und will die Batterie im Rücken fassen. Die scheinen mich Einzelgänger nicht zu beachten und haben offensichtlich nicht bemerkt, daß ich von der Staffel abgeschwenkt bin, denn sie beschießen weiterhin die anderen.

Macht nur weiter so. Ich habe euch gleich!

Ich stoße herunter. Da aber — sie haben mich eben doch bemerkt — schwenken sie um, und ich sitze mitten drin in ihrem Feuer. Ablassen? Abschwenken? Nun gerade nicht!

Ich stoße' zu. Um mich herum sprühen die Funken, knallt es, blitzt es. Schon aber bin ich über ihnen und schieße wie rasend, putze die Bedienungsmannschaft weg, jage 'raus, was aus dem Lauf geht, lasse einen Hagel von Stahl auf die dort unten los. Die Batterie schweigt. Ich habe das Duell gewonnen.

Noch einmal ein zweiter Angriff, mehr zum Spaß, um der Batterie dort unten den Rest zu geben. Noch einmal ein Hagel von Stahl heraus. Dann kann ich beruhigt ablassen. Die dort sind außer Gefecht gesetzt.

Während unten die Infanterie vorgeht, verschwinden wir wieder in Richtung Heimat. Alle heil, alle wohlbehalten und munter. Nur zwei Maschinen haben ein paar Einschüsse — nicht weiter schlimm.

Eine Stunde später schlürfen wir gemütlich in der Vormittagssonne vor unserer kleinen Kantine unseren Morgenkaffee und warten auf weitere Befehle.

K. G. Stackelberg

\*

**I**ch habe euch einst ausgeschickt, um einem unglücklichen Land zu helfen, einen heroischen Mann zu unterstützen, der als glühender Patriot sein Volk vor der Vernichtung retten

wollte und es auch glorreich gerettet hat. Ihr seid nun zurückgekehrt als die tapferen Vollstrecker meines Auftrags. Ich möchte es in diesem Augenblick der ganzen deutschen Nation mitteilen, wieviel Grund sie hat, euch dankbar zu sein. Zu jedem Dienst, der euch bestimmt war, seid ihr angetreten als ehr- und pflichtbewußte deutsche Soldaten, mutig und treu und vor allem bescheiden.

Das ganze deutsche Volk grüßt euch in stolzer Freude und herzlicher Verbundenheit.

Es dankt aber auch denen, die als Soldaten Leben und Gesundheit hingeben mußten, und es dankt endlich den Hinterbliebenen, die ihre so tapferen Männer und Söhne heute als Opfer beklagen. Sie sind gefallen, aber ihr Tod und ihr Leid wird unzähligen anderen Deutschen in der Zukunft das Leben schenken.

Ich danke euch Soldaten der Legion sowohl als den Soldaten der Kriegsmarine für eure Treue, euren Gehorsam, für eure Disziplin und vor allem für eure so schweigende Pflichterfüllung.

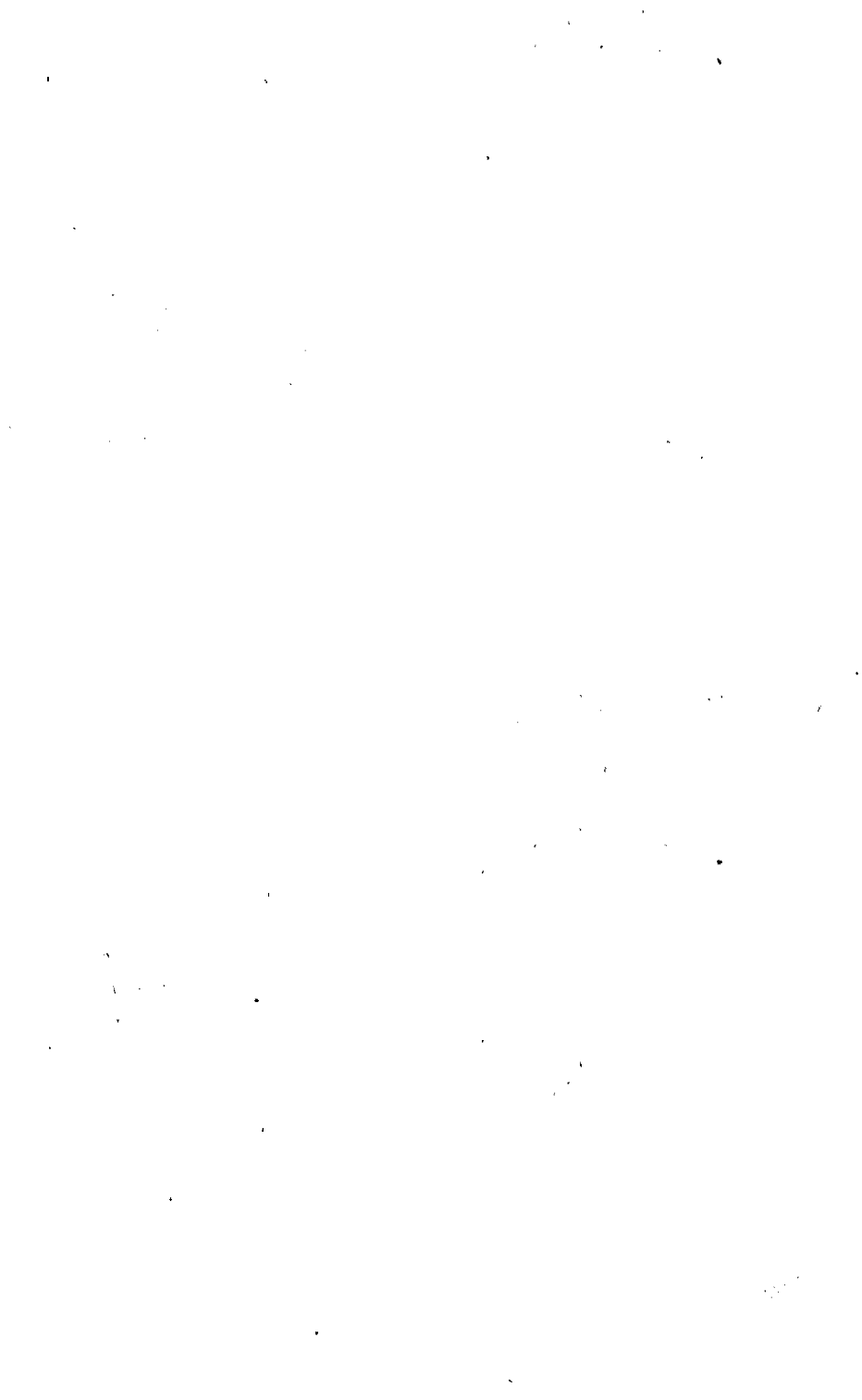
Aus der Begrüßungsansprache des Führers und Obersten Befehlshabers am 6. 6. 39. dem Tage des Empfangs der Spanien-Freiwilligen in der Reichshauptstadt





# Der Feldzug der achtzehn Tage in Polen

**I**ch will jetzt nichts anderes sein als der erste Soldat des Deutschen Reiches! Ich habe damit wieder jenen Rock angezogen, der mir selbst der heiligste und teuerste war. Ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg!      Adolf Hitler



## Aufruf des Führers

An die Wehrmacht!

**D**er polnische Staat hat die von mir erstrebte friedliche Regelung nachbarlicher Beziehungen verweigert. Er hat statt dessen an die Waffen appelliert. Die Deutschen in Polen werden mit blutigem Terror verfolgt, von Haus und Hof vertrieben. Eine Reihe von für eine Großmacht unerträglichen Grenzverletzungen beweist, daß die Polen nicht mehr gewillt sind, die deutsche Reichsgrenze zu achten. Um diesem wahnwitzigen Treiben ein Ende zu bereiten, bleibt mir nichts anderes mehr übrig, als von jetzt ab Gewalt gegen Gewalt zu setzen. Die deutsche Wehrmacht wird den Kampf um die Ehre und die Lebensrechte des wiedererstandenen deutschen Volkes mit harter Entschlossenheit führen. Ich erwarte, daß jeder Soldat eingedenk der großen Tradition des ewigen deutschen Soldatentums seine Pflicht bis zum Letzten erfüllen wird. Bleibt euch stets und in allen Lagen bewußt, daß ihr die Repräsentanten des nationalsozialistischen Großdeutschlands seid. Es leben unser Volk und unser Reich!

Berlin, den 1. September 1939

Adolf Hitler

## Uneinnehmbar?

(2./3. September 1939)

**U**neinnehmbar» — das war das Wort, das die Befestigungen von Wegierska Gorka mit einem drohenden Nimbus umgab. Ihre Zahl und Lage, durch Augenerkundung während der Bereitstellung erfaßt, läßt einen höchst achtbaren Widerstand vermuten; die wahre Stärke der einzelnen Anlagen aber sollte sich erst im Verlaufe der Kämpfe erweisen.

Ein kurzer Gruß der Artillerie, und schon mischt sich die Zwischensprache der Maschinengewehre ein. Klumpend wuchtet aus den Rohren der Geschütze Donner auf Donner nieder, und haarscharf sitzen die Einschläge, wie am Zollstock abgemessen. Aber wer geglaubt hatte, die Bunker würden darunter zusammensacken, der sah sich getäuscht. Genau konnten die Stoßtrupps, die um 5 Uhr nachmittags vorgingen, beobachten, wie die Sprengstücke von den klotzköpfigen Hauben absprängen, als würfe man Kiesel gegen Stahlhelme. Dämmerung und Dunkel brachen ein. Seltsame Höhenfeuer erhellten die Nacht, die Feuersbrünste von Wegierska Gorka. Aber noch immer fegen die Feuergarben aus den Bunkern heraus. Es wird klar: die Artillerie allein schafft's nicht; jeder Bunker muß allein «bearbeitet» werden. Und nun beginnt jenes harte, schwere, zähe Gemeinschaftswerk der Pioniere und der Infanterie, das beide zusammenschweißt. «Mit dem Kopf durch die Wand» — das ist hier kaum noch eine Redensart: mit Kopf und Schultern bohren sich vorwärts die Sprengtrupps, die Flammenwerfer, die Stürmer mit ihren geballten Ladungen.

In den Hageln und Graupeln der Gewehre und Pistolen, das Hacken und Tacken der Maschinengewehre poltert das Krachen der Handgranaten.

Jeder Bunker hat hier sozusagen seine eigene Geschichte: Aber wenn man die Männer von Wegierska Gorka heute er-

zählen hört, so läuft jede der Geschichten doch auf eine einzige, allerdings einschneidende Tatsache hinaus: daß der Bunker fiel. Mag einer der Berichte für alle zeugen:

« Fabelhaft schoß unsere Artillerie! Schuß auf Schuß saß. Nach einer Stunde zeigten sich die ersten Risse in ‚unserm‘ Bunker. Wir denken, der Kerl ergibt sich. Vor! Aber keine Spur, schon eröffnet er wieder das Feuer. Wieder Granaten auf ihn nieder! Er wird schwer eingedeckt. Dann Stop! Ein Infanterist springt ihm aufs Dach, wirft eine Handgranate hinein. Wird durch Schüsse von drinnen abgeschüttelt. Inzwischen haben sich Pioniere herangepircht und eine geballte Ladung ins Innere praktiziert. Sie gehen in Deckung — die Detonation läßt Erdreich und Bunker erbeben. Da endlich kommen sie heraus... Acht Mann unter Führung eines Leutnants, alle schwarz wie die Pudel. Vier Mann waren im Bunker gefallen. Die Überlebenden konnten kaum aus den Augen schauen. Aber tapfere Kerls, polnische Elitetruppe. Der Kommandeur hat ihnen die Hand gedrückt. Und das war recht so. Sie haben ihr Bestes getan. Wir haben während des ganzen Feldzuges nicht viele von ihrer Art erlebt... »

So sank ein Bunker nach dem anderen dahin. Nur noch ein letzter stand. — Da — was war das? — Während ein Geschütz im Galopp vorfährt, springen fünf Mann rechts, fünf Mann links auf und halten sich fest, fahren an die tausend Meter mit vor und erledigen gemeinsam mit ihren Kameraden von der hl. Barbara den letzten Bunker.

So war Wegierska Gorka, von dem die deutschen Soldaten noch lange erzählen werden. Zwanzig Stunden hat es seinen Ruf verteidigt, für uneinnehmbar zu gelten. Schon am Nachmittag des 3. September lag der Weg nach Saybusch, der Weg in die Ebene frei.

Truppenbericht

## „Wer spricht deutsch?“

**D**ie Bunkerlinie ist genommen. Während hier und dort noch eine Handgranate platzt, gehen Panzerspähwagen, Kradschützen und der berittene

Spähtrupp eilends vor. Der Feind soll nicht zur Ruhe kommen, der Durchstoß bis zur Weichsel muß gelingen.

Unteroffizier Jochen Haupt hat seinen Fahrer Willi zurückgeschickt, das Krad zu holen, und besieht sich inzwischen die Landschaft.

In sanften Hügelwellen dehnt sich das herrliche Land, das immer deutsch gewesen ist und nun im blutigen Kampfe für Deutschland wieder zurückerobert wurde. Stolz und Zuversicht kehrt in Jochens Herz ein, darüber, daß in stürmischem Vorwärtsdringen innerhalb weniger Tage alles das zurückgewonnen wurde, was verbohrteter Deutschenhaß dem deutschen Volke sinnlos vorenthalten hat.

Willi Otto kommt mit seinem Krad herangebraust, daß die Straßensteine nur so fliegen. Schnell schwingt sich Jochen in den Beiwagen und saust den Spähtrupp nach.

Es geht an marschierenden Kolonnen vorbei, kleinere Gruppen von Gefangenen werden abtransportiert, ab und zu sieht man auch einzelne Gefangene ohne jede Bedeckung zurückmarschieren; für diese Gefangenen ist der Krieg aus. Müde und abgestumpft marschieren sie zurück, Blicke voll Furcht treffen die « bösen » Deutschen, aber ergeben sind sie in ihr Schicksal. Da sieht Jochen Haupt den Reiterspähtrupp in einem Dorf verschwinden. Schnell ist er ihnen hinterher. Die Reiter sitzen ab, Jochen Haupt ebenfalls, um sie nach seinem Bataillon zu fragen.

« Wir machen hier erst einmal Mittag, tränken und füttern die Pferde! »

Vorher wird das Dorf noch untersucht, fünf Polen werden dabei zu Gefangenen gemacht und zurückgeschickt.

Eimer auf Eimer voll Wasser saufen die Pferde, sie sind kaum satt zu bekommen.

Plötzlich ruft einer der Reiter: « Polnischer Spähtrupp auf der Höhe! »

Auf die Männer macht dieser Ruf keinen Eindruck, sie schneiden ihre Kommißbrote und ihre Wurstzipfel, was im Augenblick viel wichtiger ist.

Inzwischen sind noch mehr Polen auf der Höhe angekommen. « Ich glaube, wir müssen weg », meint ein Unteroffizier. « Die

schießen wir schnell runter», ruft jemand dazwischen. «Quatsch, jetzt wird erst gegessen, dann geht's weiter». —

Aber aus vier werden 10, 15, immer mehr Polen kommen aus dem Wald. Jetzt wird die Sache brenzlich. Irgend jemand schießt. Da knallt's von allen Seiten. Hinter Scheunen und Büschen, überall kommen Feinde heraus. — Jochen Haupt hat längst die Pistole in der Hand, erkennt die ungemütliche Situation und macht sich bereit, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Willi Otto hat sich mit dem Karabiner hinter einer Hausecke postiert und jagt Schuß auf Schuß aus dem Lauf. Da steigt der Wachtmeister des Reiterspähtrupps mit einem raschen Schwung aufs Pferd und gibt ihm die Sporen, daß es vorwärtsstürmt. Verwundert sehen die Polen den einzelnen Reiter heranpreschen, der erst kurz vor ihnen das Pferd parierte.

« Wer spricht deutsch? — Vortreten! »

Einer tritt vor. « Ich spreche deutsch! »

« Sagen sie, daß Widerstand zwecklos ist. Sie sind von einem deutschen Regiment umstellt, und wenn uns etwas geschieht, dann kommt keiner von Euch lebend heraus! »

Der Pole übersetzt; ungläubig, aber auch furchterfüllt sehen die Gesichter der Polen drein.

Wumm — rumm, wumm — rumm, ein deutsches Infanteriegeschütz fängt an zu feuern, und wieder zeigt sich, daß die Polen Granatfeuer nicht vertragen können.

« Zerschlagen Sie Ihre Gewehre, und geben Sie sich gefangen! »

Schüchtern treten drei, vier an einen Stein und zerschlagen ihre Gewehre, andere folgen, immer mehr Gewehrkolben splintern, immer mehr Polen erscheinen aus den Büschen und aus dem Waldrande, groß ist ihre Zahl.

Staunend betrachten selbst der Wachtmeister und die anderen sieben Mann die immer größer werdende Zahl der Polen. Das sind keine 50, das sind schon weit über 100.

Wumm — rumm, das war schon verflucht nahe. Ein polnischer Offizier tritt an den Wachtmeister heran und übergibt

seinen Degen. Der Wachtmeister betrachtet die Abzeichen und sieht, daß es ein polnischer Major ist.

Wumm — rumm, wumm — rumm, zwei Granaten schlagen wenige Schritte entfernt ein. Alles liegt auf der Nase.

«Sagen Sie», ruft der Wachtmeister dem Dolmetscher zu, «daß alle schnell weiterlaufen sollen!»

Die Polen springen auf und laufen und laufen, was das Zeug hält. Das sind schon weit über 200. Krachend schlägt die nächste Granate dort ein, wo vor wenigen Augenblicken die Polen lagen. Das Dorf wird erreicht, die Straße, und staunend sehen die vorbeimarschierenden Infanteristen einen sonderbaren Zug an sich vorbeiziehen. 450 Mann nahm der deutsche Spähtrupp, der mit Jochen Haupt und Willi Otto insgesamt acht Mann zählte, gefangen.

Karl Sedlatzek (gek.)

## Die „Schwarze Hand“ über Lodz<sup>1</sup>

**F**reie Jagd gegen Lodz ist die Parole! Der Staffelkapitän, der sonst so ruhige Oberleutnant, brennt vor Tatendurst.

In der Gegend von Lodz sind feindliche Jagdflieger gesichtet. Denen wird man es zeigen! Vielleicht hat man auch Jagdglück wie eben der Kommandeur. Hätte man doch endlich einen Gegner vor dem Maschinengewehr!

Mit acht Maschinen zittert der Oberleutnant lustig dorthin, wo der Feind gemeldet ist.

Unten ist der Weg nach Lodz wie mit Fackeln erleuchtet. Überall rote Gluten, immer wieder Feuermeere. Die zurückflutenden Polen haben die Dörfer angesteckt. Wichtige Knotenpunkte sind von der deutschen Artillerie, sind von deutschen Bomben in Brand geschossen.

Unten Widawa, ein Knotenpunkt des polnischen Aufmarsches, jetzt ein einziges Feuermeer.

Der Oberleutnant streift mit seiner Staffel die Gegend ab. Nichts vom Gegner zu sehen.

---

<sup>1</sup> Litzmannstadt.



Da — ein schwarzer Punkt am Horizont! — eine polnische Maschine? Sieht fast so aus! Tatsächlich, ein polnischer Jäger. Drauf also!

Vollgas!

Der Oberleutnant ruckt sich in seinem Sitz zurecht. Wie eine Meute von Jagdhunden hetzt die Staffel hinter dem Polen her. Der nimmt Reißaus. Der Oberleutnant sitzt ihm auf den Fersen. Der andere kurvt. Man kommt nicht zum Schuß. Der Kerl ist ganz geschickt.

Immer wieder, wenn es gerade so weit ist, daß man denkt, jetzt hast du ihn vor dem Maschinengewehr, wischt er wieder weg. Immer tiefer geht er herunter. Wo will der Kerl hin? Dicht über dem Boden hinweg geht die Jagd! Da, was ist das? Der Oberleutnant traut seinen Augen nicht. Dort unten ist ja ein feindlicher Flugplatz! Fein säuberlich stehen dort in Reih' und Glied, braun angestrichen wie der Erdboden, polnische Maschinen.

Wie ein Pferd zum Trog, so will der Kerl vor einem nach Hause. Das ist ja großartig! Wenn der nicht hergeflogen wäre, hätte man die andern gar nicht gefunden, denn mit ihrer Erdfarbe sind sie nur schwer vom Boden zu unterscheiden. Das kann ja jetzt ein Fest geben.

Erst einmal den vorn erledigen! Gerade wie der Pole zum Landen ansetzen will, ist die deutsche Maschine ihm im Genick. Hart und kurz jagen Feuerstöße aus den Maschinengewehren und Kanonen, klatschend schlägt die polnische Maschine auf, dreht sich wie ein Kreisel, bricht auseinander und beginnt zu brennen.

Plötzlich ist noch eine zweite Maschine über dem Platz in der Luft. Ein Feldwebel knöpft sie sich vor, jagt ihr nach und holt sie herunter, während die anderen sieben Maschinen der Staffel sich den polnischen Kampfmaschinen widmen, die unten auf dem Platz stehen. Nett ausgerichtet sind die fünf Brocken dort unten. « Tadellos aufgebaut », denkt der Oberleutnant, « wie auf dem Exerzierplatz. »

'runterziehen, die Reihe durchgehen, ganz dicht drüber weg. So, nun erst mal die erste! — Schießen! Heraus, was aus den

Maschinengewehren geht. Die erste brennt. — Ein Sprung und nun die zweite! Auch aus dieser zischt eine Stichflamme hervor. Jetzt die eigene Maschine hochziehen. Hinter dem Staffelp kapitän jagt schon die zweite Maschine heran. Wieder kneifen sich Jägeraugen zusammen, wieder hämmern Maschinengewehre. Zwei weitere Maschinen stehen in Brand. Die nächste Maschine folgt. In langgezogener Kette stürzt Jagdmaschine auf Jagdmaschine aus dem Himmel herunter auf die Opfer dort unten. Hell und metallisch singen die Motoren, dazwischen das Tacken der Maschinengewehre, das Bellen der 2-Zentimeter-Kanonen. Während die einen Maschinen eben zum Angriff herunterstürzen, steigen die anderen schon wieder auf, um zu neuem Angriff anzusetzen.

Das alles spielt sich am Rande von Lodz ab, dort, wo die Schrebergärten liegen. « Ein schöner Flugtag, mit besonderen Vorführungen für die dort unten », denkt grimmig der Staffelp kapitän.

Unten der Platz ist jetzt gesäubert, das heißt, es steht in der Mitte noch ein Strohschober. Vielleicht ist ein Benzintank darunter, der so getarnt ist. Man muß doch sehen. Nochmals also 'runter, und 'rein. Das Stroh brennt auf, lichterloh steht es in Flammen, und siehe da, was kommt zum Vorschein: Vier braun gestrichene Jagdmaschinen, die von den Polen auf diese Weise getarnt worden waren. Sie stehen gleichfalls im Nu in Flammen und wie aus einem Ameisenhaufen, den man aufgestöbert hat, laufen Katschmareks drunter hervor. Sie rennen wie bei einem Katz-und-Maus-Spiel um den Schober herum, um Deckung zu finden, laufen wieder zurück auf die andere Seite, als die deutschen Maschinen aus entgegengesetzter Richtung angreifen. Sie rennen um ihr Leben, immer wieder rundherum um den Schober, aufgestört aus ihrem Versteck, in das sie sich geflüchtet hatten, ohne an eine Gegenwehr zu denken, als der deutsche Angriff sie überraschte.

Eine verteuftelt wirkungsvolle Flugvorführung für die in Lodz!

Das alles ist in wenigen Minuten — es mögen kaum mehr als zehn gewesen sein — geschehen, und jetzt steigen die deutschen Jagdmaschinen schon wieder empor, formieren sich in der Luft

und die Männer am Knüppel lachen und hüpfen in den Gurten, machen kleine Sprünge mit ihren Maschinen. Zwei Abschüsse, neun Maschinen auf dem Boden zerstört, das kann sich sehen lassen!

Ganz warm ist einem dabei geworden. Ordentlich gepackt hat einen das Jagdfieber, und man hat eigentlich gar nicht mehr nachgedacht, sondern ganz instinktiv gehandelt, zugestoßen, geschossen. Die zu Hause werden staunen! »

Wie der Staffelf kapitän das gerade denkt, zuckt er zusammen. Soll man seinen Augen trauen? Das ist ja entzückend! Vorne ziehen vier braune Maschinen, braun wie die eben am Boden, also weitere polnische Kampfmaschinen, dahin. Gleich nochmal 'ran.

Der Oberleutnant zieht seine Maschine hoch. Mit verhaltener Stimme, in der die Spannung zittert, gibt er seine Befehle, und dann stößt die Staffel in sausendem Flug hinunter auf den neuen Gegner.

Die Polen schießen. Die Leuchtspurstreifen spritzen den Angreifern entgegen. Der Oberleutnant, der seiner Staffel vornewegbraust, merkt nichts davon. Das Jagdfieber von vorhin brennt wieder in ihm lichterloh. Die Muskeln gespannt, die Sinne hellwach, hat er sich hinter dem Knüppel zusammengekrochen, sich zum Sprung geduckt und murmelt vor sich hin: « Abwarten, nicht zu früh schießen, erst ganz nahe dran sein.»

Immer größer wird die nächste der braunen Maschinen im Visier. Der polnische Heckschütze schießt wie verrückt.

Nun ist man auf hundert Meter heran, auf fünfzig Meter. — Auf den Motor halten! Aus den Maschinengewehren, aus den 2-Zentimeter-Kanonen zucken die Feuerstöße. Die ersten Leuchtspurstreifen spritzen an der Verkleidung der feindlichen Maschine ab. Dann aber springt dort, wo der Motor des Polen sitzt, eine Feuerkugel heraus, läuft wie ein Kugelblitz an der Verkleidung entlang, wird zu einem Feuerschwanz und dann stellt sich die Maschine auf den Kopf, stürzt ab, zwei von der Besatzung springen heraus. Hell und weiß entfalten sich die Fallschirme.

Nachzusehen, wo die Maschine zerschellt, hat der Oberleutnant aber keine Zeit mehr, denn schon hat er den nächsten Gegner da, während ein Rottenkamerad einem dritten im Nacken sitzt. Das alles ist das Werk von Minuten, ja Sekunden. Das alles geht so blitzschnell, daß da keine Zeit bleibt zu Überlegungen und Betrachtungen. Instinktiv und in vollem Tempo handelt man. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl der Überlegenheit, ein Rausch in einem! Man schießt, ist eigentlich Mensch, Maschine und Gewehr, ein einziges Geschoß, das auf den Gegner stürzt.

Im Nu sind auch der zweite und dritte Pole abgeschossen.

Der vierte versucht, mit seiner schweren Kampfmaschine in den Wolken zu entkommen. Er kurvt und schlägt Haken wie ein gehetzter Hase.

Die deutschen Jäger lassen nicht locker. Der linke Motor der polnischen Maschine fängt Feuer. Mit einem Looping will der Führer in einer großen Wolke entwischen. Die braune Maschine entschwindet im Nebel und da sieht man sie für einen Moment wie einen dunklen Strich stehen. Dann löst sich aus der Wolke ein schwarzer Punkt, ein Fallschirm öffnet sich. Ein einzelner Fallschirm.

Oben, im Schutz der Wolke, hat der polnische Flugzeugführer im Looping sein Kabinendach abgeworfen und hat sich aus der Maschine fallen lassen. An seine beiden Kameraden hat der Kerl dabei nicht gedacht. Sie sausen mit der Maschine, die sich steil emporstellt und dann senkrecht auf die Erde stürzt, in den Tod.

Auch diese vier polnischen Maschinen sind also vernichtet. Die deutschen Jäger hopsen wie die Verrückten in ihren Maschinen herum. Für Minuten ist alle Flugdisziplin zum Teufel. Sie kreisen in der Luft, sie drehen Loopings. Sie schreien sich Glückwünsche zu und dann geht es so schnell wie möglich zurück. Jeder hat das Herz voll. Das war ein Tag! Das ist ein Erfolg!

Über dem Heimatplatz wird mächtig gewackelt. Und unten stehen die Kameraden, fragen, wollen wissen: « Wieviel habt ihr? » — « Ach, das können wir gar nicht zählen! »

Zuerst einmal zum Kommandeur zur Berichterstattung.

« Na, hat es geklappt? »

« Jawohl, Herr Hauptmann! »

« Wieviel habt ihr denn? »

« Die erste Staffel hat im Luftkampf vier polnische Kampf-  
flugzeuge und zwei feindliche Jäger abgeschossen und neun  
Maschinen, fünf Bombenmaschinen und vier Jagdmaschinen,  
auf der Erde zerstört. Insgesamt also fünfzehn feindliche  
Maschinen vernichtet! » Der Staffelkapitän meldet es straff  
und sachlich. Seine Augen blitzen und sein Gesicht ist noch  
gerötet vom Erlebnis der letzten Stunden.

« Fünfzehn Maschinen? » Da verliert selbst der Kommandeur  
seine sprichwörtliche Ruhe. « Donnerwetter! »

Das war die schwarze Hand über Lodz!

K. G. v. Stackelberg (gek.)

## Der Sprengtrupp

**D**er vorderen Division weit voraus fahren Spähtrupps der  
Radfahrerschwadron durch das feindliche Land. Hin und  
wieder blitzt es auf aus Häusern und Gartenzäunen, aus Strohschobern und Waldstücken. Dann zwitschert und singt es in  
der vor Sonne und Staub flimmernden Luft. Vor Wolbrom  
werden die Radfahrer von polnischer Kavallerie angefallen. Sie  
machen kehrt. Hinter den Schleier der Reiter vermögen sie  
nicht mehr zu sehen. Aber so viel haben die Spähtrupps doch  
schon erkannt, daß Bahnhof und Bahnstrecke bei Wolbrom  
von starkem Feinde besetzt sind. Auch daß Zug auf Zug voll  
polnischer Truppen von Süden her durch Wolbrom nach Kielce  
rollt, wissen sie schon. Die Polen, im Norden und Süden um-  
flügelt, beginnen das oberschlesische Industriegebiet zu räumen  
und streben in eiligem Flankenmarsch gegen Kielce, um den  
Deutschen den Weg über die Weichsel zu verlegen. Eine Mel-  
dung geht an die Division, deren Stab eben in Pilica hält.

Befehl an die Aufklärungsabteilung: Die Bahnlinie zwischen  
Wolbrom und Kielce muß in die Luft gehen, um das Abrollen  
der polnischen Militärtransporte zu verhindern.

Ein junger Pionierleutnant erhält den Auftrag, die Strecke zu sprengen.

Der Leutnant tritt vor seinen Zug. Er sagt den Leuten, worum es sich handelt. Sprengung der Bahn im feindlichen Feuer. Die Leute verstehen. «Himmelfahrtskommando» sozusagen.

«Freiwillige vor!»

Trotzdem will der ganze Zug mit.

So viele kann der junge Offizier nicht brauchen. Aus je weniger Leuten der Sprengtrupp besteht, desto eher hat er Aussicht, durchzukommen. Die Bahnlinie liegt ja einen guten halben Tagmarsch vor den deutschen Vorposten. Der Leutnant wählt einen Unteroffizier und vier Pioniere.

Auf zwei Krafträdern braust er mit den fünf Männern los; mit zwölf Kilogramm Sprengmunition und einem leichten Maschinengewehr. Staubumwölkt tanzen die Krafträder Neger-tänze durch die Schlaglöcher und den knietiefen Sand der polnischen Straßen. Aber sonst ist es eine Weile noch die reinste Landpartie. Bis die letzten eigenen Vorposten und Feldwachen vorüberflitzen. Dann wird es ernst. Bis zur Bahnlinie ist es noch über 20 Kilometer. 20 Kilometer durch feindliches, haß-erfülltes Land.

Da taucht auch schon ein polnischer Panzerwagen auf der Straße auf, speit Feuer wie ein wildgewordener Drache. Die Fahrer werfen die Krafträder herum, schlagen Haken wie gelernte Hasen. Rumpelnd und stoßend geht es über die Stoppelfelder, Äcker und Gräben. Das Ausweichen gelingt. Der Panzerwagen ist abgeschüttelt. Mit Vollgas brausen sie weiter.

Ein Damm legt sich quer über das Gelände. Die Bahnstrecke! Schnurgerade knattern die Krafträder darauf los. Doch die Polen sind auf der Hut. MG.-Feuer rasselt, Hunderte von Einschlägen spritzen dicht um die Räder aus Ackerfurchen und Staub. Hier kommt der Sprengtrupp nicht durch. Also kehrt.

Beide Geleise der Bahnstrecke sind vollgepfropft mit Militärszügen. Aus den Lokomotiven zischt weißlicher Dampf. Gleich werden die Transporte losfahren. Also vor bis an den ersten Zug. Nicht ein feindlicher Transport darf entkommen.

Zahlreiche Ortschaften müssen durchfahren werden. Barrikaden sind in den Dorfstraßen errichtet. Polnische Soldaten und Heckenschützen beschießen die durchrasenden Krafträder von allen Seiten. Es ist wie ein Wunder — aber sie kommen durch. Mit den Rädern bis an die Bahn heranzufahren will auch hier nicht gelingen. Hinter einer kleinen Höhe springen sie von den Maschinen. Und nun zu Fuß an den Feind.

Koppel, Stahlhelm und Gasmaske bleiben bei den Rädern. Die Pistolen verschwinden in den Hosentaschen. Die Feldblusen werden geöffnet. Von weitem sieht der Sprengtrupp jetzt aus wie harmlose Flüchtlinge, die vor dem deutschen Heer gegen die Bahnlinie hetzen.

Auch Glück gehört zum richtigen Soldaten! Eben als der Trupp ganz nahe an einem polnischen Haufen vorüber muß, donnert eine Kette deutscher Bomber über das Tal. Ängstlich heben die Polen die Nase zum Himmel.

An den gereckten Polenhälsen vorbei kommt der Sprengtrupp unentdeckt bis auf 150 Meter an den Bahndamm heran. Auch hier steht Militärtransport hinter Militärtransport auf der Strecke. Eine Lokomotive gibt ein langgezogenes Signal, der erste Zug rollt an.

«Feuer frei!» brüllt der Leutnant, der MG.-Schütze haut sich in die Ackerfurche, das MG. bellt los. Mit einem Ruck hält der Zug, pfeift aufgeregt um Hilfe. Der MG.-Schütze jagt Garbe um Garbe in die Wagen. Der Leutnant, der Unteroffizier und die drei übrigen Pioniere hetzen in vollem Lauf dem Bahndamm zu.

Erst stutzen die Polen. Dann begreifen sie. Hunderte von Mündungsfeuern blitzen aus Wagentüren, Plattformen und Fenstern. Die Hölle ist entfesselt. Aber die sechs Deutschen scheren sich nicht darum.

In langen Sätzen rennen sie weiter, keuchen den Bahndamm hinauf, legen die Sprengbüchsen auf das erste Geleis zwischen Schienen und Räder. Der Unteroffizier kriecht unter dem Wagen durch, legt seine Höllenladung an die dritte und vierte Schiene. Die Stimme des Leutnants schrillt: «Zünden!»

Dann fallen und rutschen sie über den Bahndamm hinunter. Ein Rennen auf Leben und Tod beginnt. Rudel von polnischen

Soldaten und bewaffneten Zivilisten versuchen dem Trupp den Rückzug abzuschneiden. Das MG. rasselt, stockt, hustet noch einmal, schweigt. Ladehemmung. Da schießt der MG.-Schütze mit der Pistole weiter, hält sich damit die nächsten Verfolger vom Leib, schultert seine Spritze und hetzt hinter den Kameraden her, den rettenden Höhen zu, hinter denen die Krafräder stehen.

Die Lungen keuchen, die Herzen pochen wie wirbelnder Trommelschlag. Die sechs Pioniere sind am Ende ihrer Kraft. Und hinter ihnen jagen, näher und näher kommend, schießend und fluchend polnische Soldaten und polnisches Gesindel. Da brüllt in der Ferne vierfacher Donner. Vier turmhohe Rauchsäulen stehen über dem Bahndamm, Eisen- und Holzteile wirbeln zum Himmel — die Sprengung!

Ein Wutgeheul bei den Polen. Ein Kugelregen zischt und prasselt den Laufenden nach. Das Blut hämmert in den Schläfen, die Zunge klebt am Gaumen, der Rachen ist trocken und rau; in wahnwitzigem, keuchendem Lauf geht es die Höhe hinauf. Rechts und links, vorn und rückwärts stauben die Einschläge. Aber die sechs haben Glück. Sie springen in die Maschinen, brausen, immer noch von Geschossen umzischt, davon.

Über tausend Polenzüge sind durch die Sprengung blockiert, können nicht weiter. Unabsehbare Beute fällt der Division in die Hände, als sie am nächsten Tag Wolbrom erreicht.

Das war die Tat deutscher Pioniere.

Truppenbericht

\*

Vieles können uns die Gegner nachmachen, aber nicht unsern jungen Leutnant.

Bismarck

## Opferbereitschaft

Die Straße durch Narol, die Brücke über den Tanew muß frei gemacht werden. Der ganze Nachschub für die kämpfenden Truppen, der Ersatz und die Verstärkung, alles braucht diese Straße. Schon stauen sich etwa zwei Kilometer vor der Stadt die Nachschubkolonnen und die bisher noch nicht



eingesetzten Teile des Korps. Die Sicherheit der ganzen Marschstraße ist bedroht, wenn der Feind sich in Narol endgültig festsetzt.

Ein Melder bringt einen Befehl des Generalkommandos. Der Kommandeur geht auf und ab. Fieberhaft überlegt er. Sein Entschluß ist gefaßt: Narol wird gestürmt! Bei den angestauten Truppenmassen, die auf der Straße nach Platzow warten, sucht sich der Kommandeur Unterstützung. Teile einer Panzerabwehrabteilung, ein Zug eines Divisionspionierbataillons, eine Batterie Flak und ein 8,8 Flakgeschütz unterstellen sich ihm.

Bis sie heran sind, ist der Kampf schon in vollem Gange. Mit Handgranaten und dem blanken Bajonett wurden die ersten Häuser von Narol überrannt. Wo ein Schuß aus einem der niedrigen Häuser kam, flog eine Handgranate ins Fenster. Ein Zivilist liegt mitten auf der Straße, das Gewehr noch in der verkrampften Hand.

Die ersten sehen schon die Tanewbrücke. Sie ist leer, keine Wache am Brückenkopf, aber da, am mittleren Brückenjoch, da steigt ein feiner blauer Rauch auf. Das kennen die Pioniere. Im nächsten Augenblick kann die Brücke in die Luft gehen. Da springt schon einer vor. Seine Stiefel poltern dumpf über die Brücke. Er wirft sich nieder, MG.-Garben prasseln über ihn hinweg, die Kameraden decken sofort den kühnen Vorstoß durch ein so mörderisches Feuer, daß sich auf der Gegenseite kein Kopf über die Deckung hebt. Es gelingt! Die Sprengladung klatscht ins Wasser. Die Brücke ist gerettet.

Truppenbericht

## Fliegerkameradschaft

(10. September 1939)

**E**ine-tollkühne Fliegertat zur Rettung seiner Kameraden vollbrachte Oberleutnant Trüber.

Er gehörte zur Staffel des Kapitäns Püttmann, der als deutscher Fünfkampfsieger weltbekannt ist. Püttmann flog mit den von ihm befehligten neun Maschinen nach Warschau und bombardierte einen Bahnhof, ich glaube an der Strecke

Warschau—Bialystok. Nach dem Angriff löste sich die Staffel in drei Ketten auf. Jede der Ketten flog mit ihren restlichen Bomben und ihrer Maschinengewehrmunition verschiedene feindliche Ziele an. So verloren sich die Maschinen aus den Augen. Die Kette, die Hauptmann Püttmann selber führte, entdeckte auf der Erde feindliche Artilleriestellungen und griff im Tiefflug an. Das polnische Abwehrfeuer war gut gezielt. Die Kühlung am linken Motor der Maschine wurde durchschlagen, vielleicht auch die Benzinzufuhr. Der Motor brannte. Die Flamme erfaßte das Tragdeck. Der Pilot nahm das Gas weg und setzte die Maschine augenblicklich mit dem Bauch auf die Erde, ein paar hundert Meter weiter, auf einem Kartoffelacker.

Die Mannschaft fiel bei der heftigen Landung wirr durcheinander. Der Staffelnkapitän sauste mit dem Kopf durch die Verglasung der Kanzel. Die brennende Tragfläche bohrte sich in den Boden ein, und das Feuer erlosch. Die vier Flieger, Hauptmann Püttmann, Oberleutnant Stolz und die Oberfeldwebel Fiedler und Brückner, kletterten verletzt ins Freie und wußten: Jetzt waren sie den Polen ausgeliefert, die sie wenige hundert Meter jenseits des Ackers eben bombardiert und beschossen hatten.

Selbstverständlich hatten die Polen den Erfolg ihres Abwehrfeuers bemerkt. Sie folgten in hellen Scharen der brennend abstürzenden Maschine. Zwischen den beschossenen polnischen Stellungen und dem Sturzacker der Notlandung lagen ein paar Baumgruppen. Dort erschienen die Polen, um die wehrlosen Flieger niederzuschlagen.

Hauptmann Püttmann holte eine Brandbombe aus seiner Kampfmaschine, entzündete sie und warf sie auf den Flügel. Das kostbare Gerät sollte den Polacken nicht unversehrt in die Hände fallen.

Da bemerkten die Flieger, daß niedrig über ihnen die beiden anderen Maschinen der Kette kreisten und mit ihrem heftigen Maschinengewehrfeuer die Polen zwangen, an den Rändern des Ackers in Deckung zu gehen.

Dann geschah für die Polen wie für die Flieger auf der Erde etwas gänzlich Unerwartetes. Das Motorengeräusch der von

Oberleutnant Trüber gesteuerten zweiten Kettenmaschine wurde geringer — war seine Maschine ebenfalls getroffen?

Mußte auch sie herunter?

Nein, sie war nicht getroffen, sie mußte nicht, sie wollte herunter!

Oberleutnant Trüber machte den tollkühnen Versuch der Landung neben seinen abgestürzten Kameraden. Es schien Wahnsinn. Der Sturzacker war von Bomben und Granaten zerfetzt, von großen Steinen übersät, von tiefen Gräben durchfurcht. Unmöglich, hier wieder zu starten, wenn man einmal unten ist!

Aber der junge, schneidige Flieger und seine Besatzung kennen kein «Unmöglich». Sie fragen jetzt nicht nach den technischen Vorbedingungen für eine sichere Landung und einen guten Start. Ihre einzige Sorge ist die Rettung der bedrohten Kameraden da unten, die in den nächsten Minuten vom polnischen Gesindel erschlagen werden, wenn sie ihnen nicht helfen. Aber was will Trüber mit seiner Maschine auf der Erde? Will er mit acht Mann statt mit viere dem Angriff einer polnischen Batterie standhalten?

Da hat der Oberleutnant seine Maschine schon auf einem benachbarten Acker aufgesetzt. Wild wird die Besatzung durcheinandergeschüttelt. Eine riesige Staubwolke wirbelt vom Propellerwind empor. Der trockene polnische Dreck fliegt wie eine Fontäne in die Luft. Staffelkapitän Püttmann und seine Männer begreifen: Dort müssen sie hin, zu den Kameraden, dort sind sie wenigstens nicht mehr allein. Die vier laufen zu Trübers Maschine. Die Flugzeuge dieses Verbandes sind Kampfmaschinen vom Typ DO 17, enge Maschinen, in denen man außer der Vier-Mann-Besatzung kaum ein Kommißbrot mitnehmen kann.

Trüber läßt die Motoren mit ziemlich hohen Touren weiterlaufen. Seine Leute öffnen die Einsteigklappe.

Die Polen begreifen, was das tollkühn gelandete deutsche Flugzeug beabsichtigt: Die Entführung der abgestürzten Flieger!

Ein lebhaftes polnisches Feuer beginnt von allen Seiten. Der Funker der gelandeten Maschine, Unteroffizier Falke, dreht sein

Maschinengewehr nach links und rechts und wieder nach links und rechts und jagt den Polen Feuerstoß auf Feuerstoß zwischen die Knochen. Es läuft heiß über seine Hand. Handdurchschuß. Denn auch die Polen werfen nicht mit Erbsen.

Leutnant Kügler feuert aus seiner Pistole, was heraus will. Oberleutnant Trüber und der Bordmechaniker, Unteroffizier Hellmann, hieven die Kameraden an Bord. Trüber gibt Vollgas, zieht den Steuerknüppel mit ruhigen Händen an sich. Sein Bordmechaniker hilft ihm bei sämtlichen Finessen des Startes.

Im Hundert-Kilometer-Tempo hoppelt und springt und braust die Maschine über Löcher, Steine, Ackerfurchen und Gräben. Wird der mit Menschen überladene Kahn, der für vier Mann, nicht für acht Mann Besatzung da ist, überhaupt vom Boden loskommen? Die Polen stürzen brüllend und schießend hinter den Deutschen her. Da — die Maschine springt nicht mehr, sie hat ein Luftpolster unter den Flügeln, sie schwebt und steigt!

Wohlbehalten, denn nun braucht man die erlittenen Verwundungen nicht zu rechnen, treffen die Männer eine reichliche Stunde später unter dem Jubel ihrer Kameraden, die sie schon verloren glaubten, am Kurischen Haff ein.

Aus solchem Holz waren die Männer geschnitzt, die im Osten den Luftkampf gegen Polen führten. Diesem tollkühnen Fliegermut hatte der Feind nichts entgegenzustellen.

E u g e n H a d a m o v s k y

## Getreu bis in den Tod

**W**ir waren auf Feindflug, ich als Beobachter nahe bei dem Führer, die Schützen an ihren Waffen in den Kanzeln. In einem Kampf, in dem wir über fremdem Land verwickelt waren, erhielten wir von einem gegnerischen Flugzeug mehrere Treffer, die zwar nicht unsere Flugkraft minderten, aber unseren Führer an Kopf, Brust und Bein schwer verletzten, so daß er auf seinem Sitz zusammensackte und die Hand von der Steuerung lassen mußte.

Zur Freude der Besatzung, die sich schon zum Absprung fertig machte, drängte ich mich trotz meiner Verwundung am

Fuße neben den Halbtoten. Es gelang mir auch fast wider mein Erwarten, die Maschine zu wenden und über die deutsche Front zurückzubringen, womit sich aber meine abgelauchten Flugfähigkeiten völlig erschöpft hatten, denn ich als Beobachter vermochte weder eine Maschine zu starten, noch zu landen. Über einem als Landeplatz hergerichteten Sturzacker zog ich einige weiße Kreise, bei denen das Flugzeug oft über die Flügel abzurutschen drohte, unentschlossen, ob ich die Landung und den wahrscheinlich tödlichen Bruch wagen sollte, als ich an einer Regung des zusammengesunkenen Kameraden merkte, daß noch Leben in ihm war.

Ich schrie ihm ins Ohr: «Landen! Landen!» Er hörte mich schließlich, aus dem Sterben noch einmal zurückkehrend, öffnete die zähen Augenlider, wischte über das blutige Gesicht und richtete sich mühsam auf. Wie im Traume packte er die Steuerung und schob seinen Fuß auf das Seitensteuer, worauf er, ein mattes Lächeln um den Mund, die Maschine zur Landung ansetzte. Dabei vergaß er nicht einmal, den Ausschwebeweg des Flugzeuges zu verkürzen, indem er es vor dem Abfangen ein wenig seitlich abrutschen ließ.

Sein Lächeln wuchs noch, als er fühlte, daß wir Boden hatten; dann aber war es mir, er ginge hinter seinem Lächeln davon. Lange blieben wir reglos in der Maschine sitzen und wagten nicht, das Leben zu ergreifen, das er uns geschenkt hätte, bis Kameraden des Flugplatzes freudig auf uns zueilten. Gott schenke mir einen solchen Tod! Wer verneigte sich nicht mit mir in tiefer Schuld vor diesem Unbekannten.

«Bayer. Ostmark» 1939

\*

**E**ndlich mag die Legende verherrlichen jene todesmutigen Flieger, die, wissend, daß jeder Abschuß, der sie nicht in der Luft tötete, bei ihrem Absprung auf die Erde zu ihrer furchtbaren Massakrierung führen mußte, in unentwegter Beharrlichkeit beobachteten und mit Bomben und Maschinengewehr angriffen, wo immer der Angriff befohlen war oder ein Ziel sich zeigte.

Der Führer am 6. Oktober 1939

# An der Spitze der General

11. September mittags. Die Stadt Dobromil ist nach kurzem, sehr heftigem Straßenkampf genommen.

An der Spitze unserer motorisierten Gruppe unser Divisionskommandeur. Befehl: Vorstoß über Chyrow nach Sambor.

Der General will wissen, wo die südlich von uns über Olszanica-Kroskienko vorgedrungene Gruppe steht. Sein Wagen jagt vor. Bei Chyrow stoßen wir auf die Gruppe.

Der Wagen des Generals überholt die Kolonne. Der General steigt in den Wagen des Obersten um, und weiter geht es in wilder Fahrt. Ich folge auf meinem Beiwagen-Krad dem Führerfahrzeug. Haushohe Staubwolken werden aufgewirbelt. Der Sand knirscht zwischen den Zähnen. Die Gesichter sind mit einer dicken Staubschicht bedeckt und fast unkenntlich.

Die Kolonne mit dem General an der Spitze stürmt immer weiter vor. Da, kurz vor Sambor, in der Nähe von Dabrowka, sehen wir rechts und links von uns Polen im Feld. Kein Schuß war gefallen. Einige Polen stehen auf und heben die Arme hoch. Ich glaube, sie halten uns für Geister. Das Fahrzeug des Generals braust mit erhöhter Geschwindigkeit weiter, mitten in den Feind hinein. Ich folge dem vor mir fahrenden Wagen, obwohl ich vor Staub fast nichts sehen kann. Ein kurzer Blick zurück — die übrige Kolonne hält. Der General rast weiter auf eine Häusergruppe zu, die am Wege steht. Aus der Häusergruppe wütendes Feuer. Rechts und links aus dem Straßengraben knallt es, aber zum Denken bleibt keine Zeit, denn der Wagen vor mir rast weiter. 70—80 Kilometer Geschwindigkeit. Etwa 800 Meter nach der Häusergruppe plötzlich Halt, rechts und links in den Graben hinein.

Da liegen wir nun, ein General, ein Oberst, zwei Oberleutnants, drei Kraftfahrer. Im ganzen haben wir fünf Gewehre mit höchstens 100 Schuß Munition. Aber der General befiehlt in großer Ruhe den einzelnen die Stellungen beiderseits der Straße, läßt sich ein Gewehr geben und beginnt zu schießen. Jetzt erst kann man die Lage richtig erkennen. Wir liegen hinter der polnischen Stellung, völlig abgeschnitten von unseren eigenen Leuten.

In dem Feld hinter uns haben uns einige Polen auf das Korn genommen. Der General befiehlt uns die Ziele ganz ruhig. Wenn die Polen nur nicht merken, wie es um uns hier steht. Allmählich scheinen sie uns zu erkennen, Kugeln pfeifen von allen Seiten.

Unsere Munition wird knapp, wir können nicht weiter-schießen. Der letzte Rest muß für alle Fälle aufbehalten werden. Warten...

Der Angriff der Unsern scheint nicht vorwärtszugehen. Ich frage den General, ob ich zurückfahren soll, um wenigstens die notwendige Unterstützung zu holen. Der General gibt mir den Befehl dazu. Also 'rauf auf die Maschine und Gas! Ich nehme meine Mütze ab, damit sie mir nicht wegfliegt. Wieder hinein in die Häusergruppe und durch. Es schießt kaum einer. Ich glaube, sie haben mich verwechselt.

Hinten schreie ich den Unsern entgegen: «Sofort einige Fahrzeuge mitkommen!» Schon sind die vordersten in den Fahrzeugen. Wieder mit 80 auf die Häuser zu. Da, 30 Meter vor mir Balken quer über die Straße, ein Bremsen und Schleudern, der Beiwagen kommt hoch, ich überschlage mich, liege im Straßengraben, auf mir aufsitzend die Maschine. Ich sehe gerade noch, wie der Wagen nach mir in die Balken fährt, hochgeworfen wird und auf der anderen Seite verschwindet. Nun liege ich da mit dem Gesicht zum Boden. Der Sattel drückt furchtbar am Rücken, gebrochen scheint nichts zu sein. Rechts höre ich polnische Laute dicht neben mir und warte darauf, bis einer mich abschießt.

Plötzlich sind die Polen weg, noch einige Schreie — und dann ist es ruhig. Über der Straße einige unserer Mützen. Da höre ich auch schon: «Nicht schießen, eigene Leute!» Schon ist wieder alles vergessen, heraus aus dem Graben, mit anderen. Hier liegt nämlich noch der Leutnant, der aus dem zweiten Wagen hinter mir geflogen ist. Er hat einen Beinschuß und kann nicht weg. Vielleicht erwischt uns das Gesindel doch noch. Aber da ruft ganz nah ein Oberleutnant und kommt mit einem Maschinengewehr zu uns. Einige Garben in die nächsten Häuser, und dann kommen auch schon die Jäger von hinten. Aus den umliegenden Häusern werden 60 Polacken herausgeholt.

Herrgott, denke ich plötzlich, da vorne liegt ja noch der General! Ob sie ihn geschnappt haben? Mit den nächsten zwei Gruppen und dem Oberleutnant laufe ich im Straßengraben vor. Noch schießt es von irgendwo her. Aber wir müssen vor! Nach scheinbar unendlich langer Zeit sehen wir den General. Er liegt da, neben seinen Jägern, und schießt...

Bald sind die Polen ganz verschwunden. Die Fahrt geht weiter in der Dunkelheit, hinein nach Sambor, und an der Spitze wieder der General.

Truppenbericht (gek.)

## Ein tollkühnes Wagnis

**B**ei Tarnobrzeg arbeiten sich im Morgenrauen des 13. September Kompanien und Züge durch Gebüsch und Gestrüpp bis ans Weichselufer heran. Langsam weicht die Nacht. Noch ist es kaum 6 Uhr, und erst gegen 9 Uhr ist die Artillerievorbereitung angesetzt. Sollen die Truppen wirklich hier liegenbleiben und auf die Pioniere warten?

Ganz vorn am Weichselufer liegt eine Kompanie. Kurze Orientierung auf dem jenseitigen Ufer durch das Fernglas, dann ein schneller Entschluß. Der Kompaniechef reißt die Kleider vom Leibe, ein Zugführer und drei Leute tun es ihm nach. Schwimmend überqueren sie die Weichsel, nur notdürftig durch eigene Maschinengewehre gedeckt. Mit drei Paddelbooten und einem Fährboot kommen sie zurück. Im Nu sind die beiden Maschinengewehre verladen, ein paar Männer drängen sich in die Boote und paddeln mit Spaten und Stangen. Ein tollkühnes Wagnis! Doch das andere Ufer ist unbesetzt. Sie durchstoßen das Gebüsch, bringen die Maschinengewehre in Stellung. Kein Feind ist zu sehen. Also weiter!

Sie müssen den Weg, 600 Meter landeinwärts, erreichen, um das Übersetzen der schweren Waffen zu sichern. Da erhalten sie urplötzlich Gewehrfeuer aus den ersten Häusern eines Dorfes. Über eine Hecke hinweg zischt Maschinengewehrfeuer von den Höhen herab, und um die linke Ecke der Hecke marschieren zwei Züge polnischer Infanterie. Das deutsche



Maschinengewehr fetzt die ersten Schüsse hinaus. Dann — Ladehemmung!

Verflucht! Werden die anderen Züge nachkommen? Sind sie schon über die Weichsel? Immer näher kommt die Übermacht des Feindes. Zwei Leute sind schon durch Scharfschützen der Polen gefallen. Der Feind drängt immer näher heran. Keine dreißig Meter hat er noch bis zum ersten Maschinengewehr. Da — endlich kommt Hilfe. Schützen springen vor, an ihrer Spitze ein Feldwebel. Er ist barfuß, seine Stiefel liegen in der Weichsel.

Der Feind weicht. Die Zugführer sammeln ihre Züge.

Vor dem schneidigen Vorgehen räumt der Pole die Höhen. Erst will es keiner glauben. Dann aber sticht die Leute der Hafer. Der Feind ist weg. Ein Hase hoppelt über den Weg. Das Maschinengewehr fliegt herum — Meister Lampe liegt im Dreck. In der linken Hand den Hasen triumphierend vor sich herschwenkend, auf der rechten Schulter das Maschinengewehr, so stürmt ein Schütze die feindliche Stellung.

Truppenbericht

## Ein General durchschwimmt die Weichsel

(13. September 1939)

**E**inem Kriegstagebuch sächsischer Truppen entnehmen wir: « Die Brücke bei Annapol haben die Polen verbrannt, aber das macht den Sachsen wenig aus. Noch am Abend des 12. September kommen sie an die Weichsel. Der Strom ist dort für einen Übergang weiß Gott nicht geeignet: weite Bänder weißen Sandes umrahmen das breite Strombett. Noch sind die Pioniere nicht da, sie können mit ihren schweren Pontons nicht so schnell vorwärts. Da handeln die Infanteristen.

Drüben von der anderen Seite des Stromes sehen sie Weichselkähne. Kurz entschlossen ziehen sich ein paar Mann aus, schwimmen ohne Waffen über den breiten Strom und « organisieren » sich selbst die Fahrzeuge, mit denen sie dann

die erste Sicherung über die Weichsel an das ostwärtige Ufer bringen. So wird das Ostufer bis zum 13. September früh erreicht.

Die Polen wissen, was auf dem Spiel steht, und setzen Panzerwagen ein, um den Brückenkopf wieder in ihre Hand zu bekommen. Aber es hilft ihnen nichts, ihr Angriff am 13. September wird abgeschlagen, und über die Brückenköpfe hinaus geht es weiter vorwärts.

Bei der Erzwingung dieses Brückenkopfes ereignete sich eine für die Einheit von oberster Führung und einfachstem Soldaten bezeichnende Episode. Während des Brückenschlagens beobachteten die Soldaten auf dem jenseitigen Ufer der Weichsel, wie drei Mann herübergeschwommen kommen. Ihnen folgt kurz danach ein Floßsack. Die drei nackten Männer klettern ans Ufer, bekommen ihre Kleider aus dem Floßsack gereicht und ziehen sich an, einer von ihnen die roten Generalshosen: es ist der Armeeführer, der zu seiner vordersten kämpfenden Truppe kam, Generaloberst von Reichenau, der damit dasselbe vollbrachte, was kurz zuvor seine jungen Soldaten auch getan hatten.»

Völkischer Beobachter, 1939

## Die Geschichte vom Sepp

**W**ir wollen hier die Geschichte vom Sepp wahrhaftig nicht vergessen, der in einem Bunker ein ganzes Dutzend Polen allein und auf eigene Faust gefangennahm. Er kam zu seinem Heldenstückchen eigentlich durch eine Ladehemmung; aber er gibt ein Musterbeispiel dafür, was ein Mann mit Schneid zuletzt doch alles aus einer Ladehemmung machen kann. Also, die Ladehemmung war es, die schuld war, daß er im Grabengewirr zwischen dem San und Fort Maly zehn Polen in die Hände fiel. Sie nahmen ihn gefangen und führten ihn ab in einen Bunker.

Da sah er, wie man eine Handbewegung machte: « Weg mit dem Burschen, erschießen! » Man ging hinaus, um die Vorbereitungen zu treffen. Aber nun lag da ein schwerverwundeter

Pole; der bat um Wasser, und der Deutsche gab ihm aus seiner Feldflasche zu trinken. « Wieviel seid ihr? » fragte der Pole. Und gleich ergriff der schlaue Sepp die Gelegenheit, um dem Polen zu erzählen, mit welcher erdrückender Übermacht die Deutschen angerückt kämen. « Dann werde ich wohl in Gefangenschaft geraten », meinte der Pole sorgenvoll. Da aber beruhigte ihn der Bayer, daß er sich keine Sorge zu machen bräuchte; die Gefangenen kämen bei den Deutschen in ein wahres Schlaraffenland.

Wie nun die Exekutionsleute zurückkommen, um den Sepp zu holen, bedeutet ihnen der Verwundete mit ein paar müden Worten, sie möchten das Leben des Deutschen schonen...

Inzwischen fängt auch schon die Artillerie zu feuern an; der Bunker erbebt in seinen Grundfesten; vier Polen reißen aus... Da fällt dem Sepp ein, daß die Deppen in der Aufregung ja ganz vergessen haben, ihm Patronen und Seitengewehr abzunehmen... « Ja, dees is guat! »...

Wie nun das Artilleriefeuer schweigt, brüllt er im selben Augenblick auch schon: « Halt! Hände hoch! Sofort mitkommen! » Und wirklich fliegen vierundzwanzig Hände befehlsgemäß hoch. Der Gefangene kann selbst zwölf Gefangene machen.

« I glaab allaweil », schloß er seine Geschichte, « die ham sich gar net ungeru ergeben! »

Truppenbericht

## Zwei Deutsche fangen eine Kompanie Polen

(16. September 1939)

**D**aß ein deutscher Unteroffizier gemeinsam mit einem Gefreiten eine ganze Kompanie gefangennimmt, ist in der Kriegsgeschichte wohl noch nicht allzu häufig vorgekommen. Unteroffizier Brehmer war bei dem raschen Vorwärtsdringen von seiner Kompanie abgekommen und suchte zusammen mit einem Gefreiten wieder Anschluß an sie zu gewinnen. Auf der

Suche nach seinem Truppenteil überschritt er die vorderste deutsche Linie und sah sich plötzlich mit seinem Begleiter von polnischer Übermacht umzingelt. Da den beiden Deutschen kein Ausweg mehr zur Flucht blieb, mußten sie sich gefangen geben. Die Polen, denen nur in ganz vereinzelt Fällen einmal die Gefangennahme einiger deutscher Soldaten gelingt, suchten hier an den beiden Gefangenen ihr Mütchen zu kühlen. Sie fielen über sie her, nahmen ihnen alle ihre Habseligkeiten ab und rissen ihnen dann noch die Abzeichen herunter. Nur ein Volksdeutscher, der gezwungen in der polnischen Armee Waffendienst leistete, benahm sich anständig gegenüber den Gefangenen und versuchte, ihr Los zu erleichtern, weshalb er ständig in ihrer Nähe blieb. Er konnte es aber nicht verhindern, daß die beiden Gefangenen mit Ketten aneinander gefesselt wurden. Unter der Bewachung der ganzen Kompanie ging der Gefangenentransport rückwärts. In diesem Augenblick geriet der Transport in einen Feuerüberfall durch deutsche Artillerie. Das war das Zeichen zu einer allgemeinen Flucht der Polen. Nach allen Seiten auseinanderlaufend, suchten sich die polnischen Soldaten vor dem Einschlagen der deutschen Granaten in Sicherheit zu bringen. Das tolle Durcheinander benutzten der Unteroffizier und der Gefreite, sich der Gefangenschaft zu entziehen. Der volksdeutsche polnische Soldat befreite beide von ihren Ketten, und nun drehten die Deutschen den Spieß um. Durch ihr energisches Auftreten gelang es ihnen, die Kompanie wieder zu sammeln. Die Polen wurden zu Gefangenen der beiden Deutschen erklärt. Trotz ihrer gewaltigen Übermacht wagten sie es nicht, sich zur Wehr zu setzen, sondern sie befolgten willig die Befehle ihrer einstigen Gefangenen, alle Waffen, die Maschinengewehre, Gewehre, Pistolen und Handgranaten, an die beiden deutschen Soldaten abzuliefern. Die Gefangenekompanie mußte dann antreten und marschierte nun unter deutschem Kommando mit sämtlichen Fahrzeugen, Pferden und Waffen nebst Geräten der vordersten deutschen Linie zu. An der Spitze der langen Kolonne ritt stolz Unteroffizier Brehmer, der sich auf ein Beutepferd geschwungen hatte, während es dem Gefreiten und dem volksdeutschen Kameraden aus der polnischen Armee gelang, den ganzen

Transport zu sichern und ungefährdet in die deutsche Stellung zu bringen. Es gab ein großes Hallo, als der Unteroffizier wieder bei seiner Kompanie, die ihn schon verloren gegeben hatte, anrückte und dem Kompanieführer die Polen in Stärke von 180 Mann mit der vollständigen Ausrüstung übergeben konnte.

Bayr. Ostmark

„Hurrajee! Alle Deutsch' ergeben!“

(17. September 1939)

**H**öhen von Zboiska. Seit dem 13. September wehrt unsere Gefechtsgruppe in schier übermenschlichen Anstrengungen Angriff auf Angriff aus Norden und Süden ab.

Wir von der 3. Kompanie sollen jetzt im Schutze der Nacht Teile des III. Bataillons ablösen, die schon drei Tage den starken polnischen Kräften tapfer standgehalten haben.

Leise Befehle, lautlos wird angetreten. Die noch in manchen Häusern wohnenden Zivilisten dürfen nichts merken, sonst sind wir von vornherein verraten.

In einer Entfernung von 50 Metern gehen wir an einer Ortschaft vorbei, in der höchstwahrscheinlich schon Polen stecken. Durch Krautgärten, Maisfelder, über Gräben und Löcher schleichen wir, immer der polnischen Linie entlang, an unsern Platz. Zu sehen ist gar nichts, wir haben keine Ahnung von unserer Lage und unserem Schußfeld. Der Hauptmann weist jede Gruppe selbst ein. Sein letztes Wort: « Je tiefer ihr euch heute eingrabt, desto länger lebt ihr morgen! »

Wir schanzen, was das Zeug hält. Ich habe mir ein bequemes Sitzloch mit Munitionskammern und allem « Komfort » gebaut.

17. September. Es wird Tag. Endlich können wir uns umsehen. Vor uns ein leichter Hang, nach knapp 50 Metern nimmt uns ein Maisfeld jede Sicht. Wir liegen ganz an der rechten Flanke, die nach der schon erwähnten Ortschaft abfällt. Ein leichtes Maschinengewehr nimmt Front auf, ein paar Schützen dazu, das ist alles, was wir zur Sicherung gegen das etwa 400 Meter entfernte Dorf zur Verfügung haben. Bald sehen wir

die ersten Polen zwischen den Häusern hin- und herlaufen. Unser Schütze 1 möchte gleich losfunken, aber wir dürfen uns noch nicht verraten.

Gegen 3 Uhr kommen die Polen. Erst gehen sie in Massen aus den Gärten heraus. 400 Meter, 300 Meter — da schießen wir los. Wie blöde rennen die Polen vorwärts, seitwärts, rundherum, und dann wie wild wieder in den Schutz der Häuser zurück.

An der linken Flanke gibt's jetzt auch Krach. Die Polen wollen anscheinend durch eine große Aktion unsere ganze Stellung ausheben. Auch aus der Ortschaft kommen sie nun wieder, einzeln im Schutz der Hecken und in den Äckern robhend. Wir schießen ruhig und genau. Plötzlich kracht hinter der Ortschaft ein Artillerieabschuß. Im nächsten Augenblick fliegen 50 Meter hinter uns Splitter. Da, ein Mündungsfeuer — rum — bum — 20 Meter bei uns. Und dann geht's krach — bum, krach, bum ... Jetzt sind wir ehrlich froh um unsere Löcher. Die Einschläge liegen genau bei uns.

Die Polen kommen jetzt in großen Massen und werden durch die direkt schießende Batterie wirkungsvoll unterstützt. Wir schießen, was das Zeug hält. Vorn beim Maschinengewehr wieder ein Einschlag! « Schütze 1 verletzt! » Und dann auch noch: « Maschinengewehr schießt nicht mehr! » Wieder ein Krach und wumm! Mir fällt mein halbes Loch zu. Ich buddle mich heraus und fühle meine Knochen ab — alles heil!

Die Polacken sind jetzt vielleicht noch 100 Meter weg. Plötzlich in dem Maisfeld vor uns polnische Kommandos. Maschinengewehrfeuer rasselt herüber, vor uns detonieren wirkungslos Handgranaten; auch links drüben ist jetzt überall der Teufel los. Unsere Granatwerfer bestreuen das Maisfeld, und dieser Zauber geht den Polen stark auf die Nerven. Wir hören drüben Geschrei, sie sind sich anscheinend nicht ganz einig. Und dies ist jetzt unser Augenblick, jetzt geht's um alles. Der Oberjäger ruft: « Wir müssen sie stürmen! »

Wir machen die Handgranaten fertig, laden nach, pflanzen das Seitengewehr auf — ganz automatisch. Dann kriechen wir heraus, von vorn und rechts mit Feuer übersät. Drüben rufen auf einmal die Polen: « Hurrajee, alle Deutsch' ergeben! » Wir

ziehen die Handgranaten ab — Wurf! Jeder Mann wirft noch einmal. Dann stürmen wir, noch zehn Mann, mit einem unmenschlichen « Hurra » vor, rennen, schießen, brüllen drauflos. Vor uns eine Unmenge Polacken, aus geduckter Stellung schießend. Der Oberjäger greift sich plötzlich an den Kopf, steht einen Augenblick still, und schlägt dann nach vorne hin. Da bemächtigt sich meiner eine unheimliche Wut, ich sehe nur noch die Polacken, werfe meine letzte Handgranate und dann rennen wir die letzten 30 Meter drauflos mit dem Seitengewehr und dem Gewehrkolben...

Und dann geschieht das Unfaßbare: der ganze polnische Haufen beginnt zu wanken, die vorderen werfen die Gewehre weg, stürzen, mit erhobenen Armen schreien sie, und plötzlich rennt alles in planloser Flucht davon. Wir wie der Teufel hinterdrein, im Springen nachladend, dann schießen wir stehend auf die feigen Burschen, jeder Schuß ist gezielt.

Wir haben jetzt die Höhe, Schußfeld einen langen Hang hinter, 600 Meter bis zur Ortschaft Zboiska an der Straße Lublin—Lemberg. Wir schießen den Polacken nach, so lange es noch Sinn hat. Zwei schwere Maschinengewehre und unheimliche Mengen von Munition haben wir erbeutet.

Wir verstehen immer noch nicht, wie die Polen so leicht zu werfen waren, obwohl sie solche Mengen an Munition hatten und ihre Stellungen so hervorragend ausgebaut waren.

Inzwischen hat sich die Nacht über die Stätte des Kampfes und Sieges gesenkt...

Truppenbericht (gek.)

## Hier kämpften schon die Väter

**D**as Dorf Rudka ist erreicht. Ein Flieger donnert über die Wipfel heran, mit dem schwarzen Kreuz an den Tragflächen. Wie ein Raubvogel schwebt er über den Wäldern, zieht seine Kreise, stößt nieder, wirft eine Meldung ab.

Wenige Minuten später liest sie der Kompaniechef. Gesichert, rechts und links an die Häuser gedrückt, marschiert die Kompanie durch das Dorf. Dann ein kurzes Kommando.

Fächerförmig gleiten die Züge auseinander, überschreiten eine kleine offene Fläche und verschwinden im schütterten Gehölz eines Tannenwaldes. Voraus auf der Waldstraße hat der Aufklärungsflieger Feinde gesehen.

Die Augen bohren sich in das staubige Grün. Mit jedem Schritt wächst die Spannung. Kein Laut ist zu hören. Der Wald ist wie tot. Da plötzlich quer über die Marschrichtung mächtige Erdwälle. Sprungbereit ducken sich die Männer. Jeden Augenblick muß es da vorne aufblitzen. Aber kein Schuß fällt. Tiefe Gräben klaffen hinter der Böschung. Doch keine Mine geht hoch, keine Handgranate kracht. Kampflos werden die Wälle erklettert, die Gräben übersprungen. Wie kann das sein? Leistet der Pole keinen Widerstand mehr? Da ruft einer von vorne: «Schützengräben aus dem Weltkrieg!»

Und nun sehen sie es alle: die morschen Abstützungen und Unterstände, die eingesunkenen Grabenwände, den verrosteten Stacheldraht. Fünfundzwanzig Jahre sind wie ausgelöscht. Hier kämpften die Väter, die Alten, die heute, die Zeichen der Tapferkeit an der Brust, wieder mit den Jungen in einer Front und nach einem Willen marschieren. Namen ruhmvoller, harterregener österreichischer Siege aus den Tagen von Tannenberg klingen auf als Sinnbild und Beispiel: Krasnik und Lublin im Norden, jenseits der Wälder, Zamosc, Komarow und Tomascow, auf die auch heute wieder das große Marschieren zielt. Ewiges deutsches Soldatentum, das nun zum ersten Male seit den Tagen des Prinzen Eugen wieder unter einer Fahne und einem Kommando kämpft und siegt.

Die Kampfspuren des Weltkrieges verdämmern im schwülen Dunkel des Waldes. Schüsse gellen, Maschinengewehre rattern, Querschläger surren, Äste fallen unter peitschendem Schlag. Auf hundert Schritte voraus frisch aufgeworfenes Erdreich, hohe schwarze Stahlhelme und das Flackern der Mündungsflamme.

Sturm!

Gelbbraune Gestalten heben die Hände. Ein Rudel von Polen flüchtet hinter die Gebäude eines Sägewerks. Ein verlassenes



feindliches Maschinengewehr liegt auf der Böschung. Zwei Schützen werfen es herum. Prasselnd schlägt die Garbe in den fliehenden Feind.

Truppenbericht

## Helft den Panzern!

**E**ine Panzerabteilung drang weit nach Osten vor, fiel den Feind immer und immer wieder an, schnitt ihm seine Fluchtwege ab, stoppte die Flucht oder brachte seine Verteidigung durch überraschende Stöße in Flanken und Rücken zum Weichen. Die Panzer stießen blitzschnell zu, streuten ihre tödliche Saat, trugen Verwirrung in die feindlichen Kolonnen, bahnten der eigenen Infanterie den Weg und verschwanden wieder.

Bei einem dieser Gefechte drang die Abteilung so weit vor, daß sie jede Fühlung mit deutschen Truppenverbänden verlor. Sie hatte sich tollkühn in die Mitte polnischer Truppenverbände begeben und befand sich in heftigem Gefecht.

Da meldeten zwei Panzerführer dem Kommandeur der Abteilung, daß ihr Munitionsvorrat zu Ende sei. In der Hitze des Gefechts hatte der Chef seine Augen beim Feind gehabt, nicht bei den Munitionskästen. Nun stellte er durch Umfrage bei seinen Panzern fest, daß sie fast alle soeben ihre letzte Munition verschossen und die Truppe keine Vorräte mehr besaß. Auch der Treibstoff war zu Ende. Die Abteilung saß fest, hatte keine Möglichkeit, bis zu den deutschen Linien zurückzukommen und keine genügende Munition, um sich auf längere Zeit zu verteidigen.

Der Kommandeur befahl, das Feuer einzustellen.

So behielten die Panzerleute ein paar letzte Schüsse in Reserve, um den Polen, sobald er ihnen unmittelbar auf den Leib zu rücken drohte, abzuwehren. Die polnischen Truppen bemerkten, daß die kühnen Panzer sich verschossen hatten und auch offenbar kein Benzin mehr besaßen. Sie gingen in dichten Rudeln gegen die Abteilung vor.

Der Kommandeur befahl die hinhaltende Verteidigung mit sparsamem Feuer.

Ein zielsicherer Schuß in eine allzudreist vorstürmende Polengruppe bewies dem Gegner, daß die schnellen Schlachtwölfe zwar gelähmt waren, aber noch Klauen und Zähne zum Zuschlagen hatten. Der Abteilungsführer funkte einen Spruch in den Äther hinaus. Er muß wohl so geheißen haben:

Bin ohne Munition und Treibstoff. Vernichte meine Panzerabteilung in einer Stunde durch Sprengstoff und Feuer, wenn bis dahin keine deutsche Hilfe kommt.

Der Funkspruch wurde vom Hörer der Funkstation in Kraßne aufgefangen. Dort lag eine Gruppe der deutschen Sturzkampfbomber unter ihrem Kommandeur Hauptmann Hinkelbein. Auf dem feldmäßigen Einsatzhafen, einem abgeernteten polnischen Kornacker, standen die böseartig gedrunghenen Sturzbomber auf ihren kurzen Klauenfüßen.

Elektrokarren surrten über den Acker. Von riesigen Lastwagen warfen zehn Soldaten polternd eine Kiste, so groß wie vier Särge, herunter. Sie gingen mit dem Ding um, als sei Baumwolle oder Papier darin. Kopfüber fiel die Riesenkiste vom Lastwagen in den Sand. Dann schlugen sie das Holz auseinander, warfen eine armstarke Eisenkette über den Leib des grauen Körpers, der darunter hervorkam, hängten die Kette an den Ziehhaken des Elektrokarrens und schurrten mit dem Karren über Stoppeln und Rinnen, über Steine und Feldbahnschienen ab, als zögen sie fröhlich wie Kinder einen Schlitten durch Winterschnee.

Es war aber eine Fünfhundert-Kilo-Bombe.

Mitten in dieses Idyll friedlicher Kriegsbetätigung platzte der Funkspruch der Panzer in Not. Es gab einigen Aufruhr auf dem Flughafen; vom Funker bis zum Kommandeur sahen alle sofort, daß man hier keinen Instanzen- und Befehlsweg einhalten konnte. Hier mußte geholfen werden, sonst waren die tapferen Panzerleute den Messern der Polen ausgeliefert. Kurz entschlossen sagte der Gruppenkommandeur:

Der gegebene Befehl zum Bombenabwurf über dem Ziel X wird nicht durchgeführt. Fliegt los und helft den Panzern!

So schnell hatten die Bodenwarte noch nie fertiggemacht, die Bombenträger ihre Bomben noch nie unter den Stukas befestigt. Es ging so eilig, daß nur die drei Staffelkapitäne wußten,

wohin man überhaupt flog. Auf und los! Dreißig Maschinen erhoben sich und brausten nach Süden. Eine knappe Stunde später fanden sie den Standort der deutschen Panzer und erkundeten, niedrig fliegend, die Lage. Die kleine Abteilung auf dem Boden hatte sich eng wie ein Landsknechtsigel zusammengeschoben. Ihre Waffen starrten nach außen. Um sie herum war in gebührendem Abstand ein dichter polnischer Heerhaufen versammelt, den sich die Panzer mit sparsamen Einzelschüssen vom Leibe hielten.

Das Erscheinen der Sturzkampfbomber änderte die Lage von Grund auf. Der Respekt vor den deutschen Fliegern saß den Polen seit dem ersten Kriegstag in der Hose. Sie liefen, was sie konnten, und räumten augenblicklich das freie Feld, um in den Wäldern Deckung zu nehmen. Die Flieger zogen ihre Maschinen hoch, kreisten in Sturzhöhe über den Waldflecken, in denen die Polen steckten, neigten sich zum Sturzflug mit ausgefahrenen Sturzbremsen über die Flügelspitze und sausten mit siebenhundertfünfzig Kilometern Stundengeschwindigkeit wie Habichte auf die Waldflecken herunter. Zweihundert, dreihundert Meter darüber lösten sie ihre schwere Bombenlast. Dann zuckten unten die Stichflammen weiß und gelb auf. Menschen, Gerät und Waffen flogen zur Seite. Die Waldbäume knickten in zweihundert Meter Umkreis wie Streichhölzer um und fegten alles zusammen, was zwischen ihnen stand. Dann war eine Lichtung da, auf der eine gewaltige schwarze Explosionswolke stand, und nachdem das Brüllen der Explosion in den Ohren nicht mehr nachklang und das Nachlassen des irrsinnigen Luftdrucks wieder Zeit zum Atmen und Denken ließ, klangen die Schmerzensrufe und das Stöhnen der Verwundeten über die stille Waldlichtung.

Dann stürzte mit Fauchen und Brummen die nächste Stuka aus Wolkenhöhe blitzschnell in die Tiefe und schoß ihre Bombe in den nächsten polnischen Heerhaufen. So schütteten sie ihre für schwerste Ziele bestimmte Fracht auf die Heerhaufen im freien Feld und in den kärglichen Waldflecken aus und hielten damit den Panzern die Feinde vom Leibe.

Als die Sturzbomber ihre Saat ausgesät hatten, war auch schon eine andere Gruppe von Fliegern in der Luft. Auch sie

hatte den Hilferuf gehört. Es waren Infanterieflieger, die sausten im Tiefflug herunter und mähten die Polen mit ihren Maschinengewehren wie Garben zu Boden. Schließlich trafen Lufttransporte in den Ju 52 mit Munition und Treibstoff ein. Die Panzer tankten, faßten Munition und setzten den flüchtenden Polen bald aufs neue nach. Ihr tollkühner Vorstoß demoralisierte im Verein mit der Wucht der Fliegerangriffe die polnische Armee dieses Bezirks vollständig.

Eugen Hadamovsky (gek.)

## Pionier

**D**er junge Pionierleutnant sagt immer wieder: « Das geht doch nicht! Das geht doch nicht! Das ist einfach nicht zu schaffen! » Und das hat er, wenn er sich gewissenhaft prüft, in diesen vier Wochen in Polen kein einziges Mal gesagt. Erst hier in Warschau ist er mürbe. Bin ich wirklich mürbe geworden? fragt er sich. Er sieht seinen Feldwebel an. Das ist ein Düsseldorfer, und den Leuten vom Rhein sagt man nach, daß sie nie an einer schlechten Laune lange herumwürgen. Er kennt diesen zuversichtlichen Mann — aber auch der schüttelt den Kopf.

Der Leutnant kennt den Befehl: Das Fort ist mit allen Mitteln zu nehmen. — Dieses Fort Cerniakow.

Muß doch gleich mal mit dem Feldwebel die Sache durchsprechen, denkt er. Das ist einer, der noch stets lieber drei Schritte vorwärts als einen zurück machte. Etwas anderes kann ich sowieso im Augenblick nicht tun. Den Kopf kann man nicht über die Böschung des Walls heben, nicht einmal den Helm, dann schießen die Polen schon. Ihre Scharfschützen sind tadellos auf den Kamm eingerichtet und visieren auf 30 Meter.

Er nimmt ein Stück Papier. « Feldwebel, sehen Sie her, so sieht die Sache aus. Den Grundriß des Forts kennen Sie. Ich möchte ihn mit einem zweizinkigen Haken vergleichen, wie er zu Eisenleitern an Schornsteinen und bei Nottreppen verwendet wird. Im Innern des Hakens liegt der Hof des Forts, wenn ich so sagen soll, mit den alten hohen Fenstern und einem großen

Mitteltor, das geschlossen ist. Was dahinter steckt, wissen wir nicht. An den Fenstern haben die Polen Sandsäcke aufgebaut. Nach oben führen nur schmale Luftschächte aus den inneren Kasematträumen, keine Schießscharten. Das Ganze ist eigentlich ein Kasten, der nur nach hinten heraus, über den Hof, tückisch wird. Und da liegen ausgerechnet wir! Hier hinter diesem grünen Wall, der dem Hof langgestreckt gegenüberruht. — Der Wall fällt ziemlich steil nach vorne ab, dann kommen ein paar Meter Rasen, dann der tiefe und breite Wassergraben, der das ganze Fort, bis auf eine Seite, umschließt. Über den Graben führt genau vor uns eine Brücke, die einzige Brücke, breit genug für einen Lastwagen, durch ein Tor aus Eisenstäbe versperrt. — Wer von hier aus ins Fort will, muß diesen Wall hinunter, dann schnell an das Tor, dann über die zehn Meter lange Brücke und dann noch mal 15 Meter bis zu den Fenstern über den Hof. Das ist das Ganze! — Aber was schätzen Sie, wieviel Polen werden noch drinstecken, in diesem verdamnten Bau? »

Der Feldwebel meint: « Das ist schwer zu sagen, wichtiger, Herr Leutnant, erscheint mir, daß die Polen eine ganze Reihe von schweren Maschinengewehren an den Fenstern eingebaut haben, mindestens zwei davon flankierend. Wir würden also in einen regelrechten Feuertrichter hineinlaufen. Ich meine, das Ding müßte mit schweren Waffen erst mal mürbe geklopft werden. Daß unsere Artillerie gestern und vorgestern dieses unheimliche Nest nicht gefaßt hat! »

Der Leutnant: « Was sollen wir jetzt von der Artillerie reden, jetzt wo unsere Truppen ringsum stehen und die Infanterie dauernd nahe vorbeimarschiert, auf die innere Stadt zu. Darum ist auch keine Zeit zu verlieren. Das Fort muß fallen! Es sitzt gefährlich im Rücken unserer Linie und hält die Vormarschstraße unter Feuer, die dicht vorbeigeht. Da — da — da hören Sie's schon wieder! Es gibt eben Lagen, in denen nicht länger gewartet werden darf. Dies ist eine solche Lage! »

Der Feldwebel weiß, daß der Leutnant kein Glücksspieler mit seinen Leuten ist. Er weiß, daß er sicher alles getan hat, auf die Schwere dieser Aufgabe hinzuweisen. Er starrt ins Gras und weiß keinen Rat mehr. Endlich sagt er: « Ich werde einen Stoßtrupp aus Freiwilligen bilden, Herr Leutnant. »

Dann kriecht er zurück und fragt die Pioniere. Es melden sich seine besten Leute, darunter zwei Offizieranwärter. Sie wissen genau, was ihnen bevorsteht, aber sie pflanzen wortlos ihre Stiefelschäfte auf, stecken Handgranaten ins Koppel und in die Stiefelschäfte und ducken sich zum Sprung. Sie schnellen über den Kamm an das Brückentor, und ihre Augen sehen nichts als Feuer, hundertfaches Feuer, rot, gelb, grün, blau, alle zerfetzten Farben eines großen glühenden Sterns, in den sie hineinstürzen.

Sie fallen vor der Brücke, am Eisentor und auf der Brücke. Sie stürzen, sie stolpern über die Getroffenen, sie sterben.

Keiner kommt an ein Fenster des Forts.

Aber die Pioniere müssen es schaffen. Kameraden gehen das Fort von der anderen Seite an. Hier hatten die Polen an der Seite des Wassergrabens, welcher der Stadt abgewandt ist, in die Böschung hinein eine Schützenstellung gebaut. Die Männer, die darin standen, hatten keine andere Wahl, als zu sterben, denn sie standen fast senkrecht über dem Wasser, und als die Deutschen herankamen, fielen sie tot oder verwundet hintenüber in die kalte Flut. Keiner kam davon.

Nun lag der grüne Buckel des Forts ohne weiteren Schutz da, dicht an der Straße. Einen Sprengschacht vorzutreiben, würde viel zu viel Zeit beanspruchen — man muß schnell fertig werden. Immer wieder hämmern die Maschinengewehre nach rückwärts aus dem Forthof auf jeden, der die Straße entlang nach Warschau will...

Jetzt gehen Stoßtrupps vor, Pioniere, die vorsichtig den Buckel hinaufklettern und die kleinen Öffnungen der Luftschächte suchen. Sie gießen Öl von Flammenwerfern hinein. An einer Stelle, wo der große Gang in der Mitte des Forts vermutet wird, gelingt es, eine Sprengladung von oben einzuführen.

Und nun werden Leuchtpatronen in die ölbesickten Löcher geschossen und die Züandschnüre für die große Ladung in Brand gesetzt.

Indes springen die Trupps weiter bis auf die Höhe des Werkes, bis an den senkrecht abfallenden Rand zum Innenhof. Hier werfen sie, genau zählend, Handgranaten

hinunter, die vor den Fenstern und Sandsäcken im Herabfallen ihre Wirkung tun.

Splitterhagel spritzt durch die Fenster den polnischen Schützen ins Gesicht, aus dem Innern der Kasematten kommen Leute zu ihnen gestürzt mit brennenden Uniformen, die schwarzen Gesichter voller Entsetzen, Qualm dringt nach. Dann ist es, als ob die Erde schwankt, das große Mitteltor fliegt auf den Hof heraus mit einem dunklen Knäuel von Pferden und Menschen. Das tat die schwere Ladung! Das Fort geht in die Luft, denkt jeder, und wer es kann, reißt die Türen auf, während von oben die Handgranaten herunterknallen.

Warum erschossen wir gestern den einzig Vernünftigen von uns, als er mit der weißen Fahne an die Straße ging? — denkt einer, aber das ist sein letzter Gedanke. Auch er stürzt ins Bodenlose, die Beine brechen ihm unterm Leibe weg. Die Pioniere kommen in den Hof und finden erhobene Arme.

Dies hat sich gerade abgespielt, als wir eintreffen. Wir klettern den Wall hinauf. Wir sehen die lange Reihe der polnischen Gefangenen im Wassergraben schwimmen, wir sehen überall noch Pioniere herumlaufen und finden zahllose weiße Porzellanknöpfe mit Schnur von den abgezogenen Handgranaten. Es muß ein ordentlicher Segen gewesen sein. Unter uns, im Hofe, liegt eine grauenvolle Stätte der Vernichtung.

Gefangene werden aus den Kasematten herausgeholt, darunter ein fünfzehnjähriger Junge in Uniform. Andere suchen noch nach ihren Verwundeten. Wir durchstreifen mit ihnen das Fort. Wir zählen die Toten nicht. Es sind solche darunter, die sich die brennenden Sachen vom Leibe rissen und dann doch noch verbrannten. Ihre Stellungen verraten ein furchtbares Ende. Einen Toten zieht man unter den Pferden hervor, mit denen zusammen er aus dem Tor geschleudert wurde, er faßt sich an wie eine Gliederpuppe. Einen Schwerverwundeten trägt man heraus. Er stöhnt ununterbrochen: O Jesus, o Jesus... Sein Hund kommt heran und beleckt ihm das Gesicht und die Hände.

Völlig teilnahmslos tragen die Polen ihre Toten an ihm vorbei, die sie in einen langen Graben legen, welcher offenbar zur Aufnahme einer Rohrleitung ausgeschachtet war. Der Sterbende

sieht und hört neben sich das Schaufeln der Totengräber, die auf sein Ende geschäftig hinarbeiten, um auch ihn noch in das Loch zu verscharren.

Wir gehen dann über die verhängnisvolle Brücke zu dem Wall, von dem die erste Welle der Tapferen herabschnellte. Wir treffen acht Tote an. « Es waren meine besten Männer », sagt der Feldwebel aus Düsseldorf und seine Augen sind rot von Tränen. Ein junger Leutnant mit einem Kindergesicht, aber voll Umsicht und Energie, klagt uns sein Leid.

Nach einer Weile meint der Feldwebel: « Herr Leutnant, ich glaube, wir lassen jetzt das Essen austeilen, denn wenn wir nachher die Kameraden beerdigt haben, kriegt doch keiner von unserer Kompanie mehr einen Bissen herunter... »

Die Pioniere essen stumm das Totenmahl. Sie holen Holz für die Kreuze und verwenden ihre ganze Kunst und Liebe darauf. Im Angesicht des bezwungenen Forts legen sie sorgsam die Toten in ihr Grab.

Unbehelligt ziehen die deutschen Truppen am Fort vorüber und danken den Pionieren.

Schwarz van Berk

## Kanonier Aschenbrandt

(18. September 1939)

**D**ichter Nebel bedeckte das ganze Gelände, so daß man nur wenige Meter weit sehen konnte. In Lelechowka stieß die Infanterie auf Feind. Überall hörte man Gefechtslärm, sah aber infolge des dicken Nebels nichts.

Die Batterie sollte den Angriff unterstützen, konnte aber bei dem außergewöhnlich dicken Nebel kaum die allernächste Umgebung erkennen.

Da — gegen 5 Uhr morgens ertönten in den Wäldern südlich der Batterie laute Kampfrufe. Plötzlich tauchten im Rücken und in der rechten Flanke Polen auf! Von Süden und Westen her griff der Feind mit lautem Gebrüll an. Die Batterie geriet dabei in eine besonders schwierige Lage. Sie erhielt von verschiedenen Seiten Gewehrfeuer und mußte in aller Eile nach



mehreren Richtungen hin Front machen und sich ihrer Haut wehren. Einheitliche Feuerleitung war unmöglich; das 1. Geschütz schoß nach Osten, das 2. nach Westen, das 3. und 4. nach Süden. Überall feuerte feindliche Infanterie aus dem dichten Nebel aus allernächster Nähe. Die völlige Vernichtung der Batterie schien unmittelbar bevorzustehen.

Aber die braven bayrischen Kanoniere, unter ihnen unser junger Aschenbrandt, ließen sich nicht beirren. Furchtlos und unverdrossen harrten sie an ihren Geschützen aus. Walter Aschenbrandt befand sich als Richtkanonier beim 3. Geschütz. Er war ein begeisterter Soldat und tat, wie stets, so auch in dieser Gefahr wacker seine Pflicht. Nachdem sein Geschützführer schwer verwundet war, feuerte er, ohne auf Befehl zu warten, mit seinem Geschütz und zeitweise auch mit dem Gewehr überall dorthin, wo sich Feind zeigte. Durch sein entschlossenes und mutiges Verhalten trug er mit dazu bei, zu verhindern, daß der Feind an dieser Stelle in die Batterie einbrach.

Von einheitlicher Führung konnte bei diesem Gefecht keine Rede sein; es war ein wilder Nahkampf in Wald und Nebel, bei dem die einzelnen sich bildenden Kampfgruppen auf sich selbst gestellt blieben. Als sich der Feind von Süden her dem 3. und 4. Geschütz bis auf 50 Meter genähert hatte, befahl der Zugführer den Kanonieren des 3. Geschützes, das keine Munition mehr hatte, zurückzugehen; das 4. Geschütz sollte weiterfeuern und diese Bewegung decken.

Während des Zurückgehens bemerkte Kanonier Aschenbrandt, daß der Richtkanonier des 4. Geschützes, Kanonier Heizer, plötzlich tödlich getroffen zusammenbrach und daß das Geschütz verstummte. Was sollte Kanonier Aschenbrandt da tun?

Sollte er weiter zurückgehen und sich in Sicherheit bringen? Dagegen war nichts einzuwenden, denn es war ja vom Zugführer befohlen. Aber wenn das 4. Geschütz nicht weiterfeuerte, lief der ganze Zug Gefahr, vernichtet zu werden.

Der junge Kanonier hatte echtes Soldatenblut und guten militärischen Blick. Sofort erkannte er die Gefahr für seine Batterie. Schnell entschlossen sprang er, ohne auf Befehl zu

warten, hinüber zum 4. Geschütz, um dessen Bedienung und damit die Abwehr des Feindes zu übernehmen. Glücklicherweise erreichte er auch das 4. Geschütz. Dort aber traf den tapferen Jüngling ein feindliches Geschöß — — — tödlich verwundet sank der brave Kanonier neben seinem gefallenem Kameraden, für den er in vorbildlicher Weise eingesprungen war, am 4. Geschütz zu Boden — — — seinem Fahneneide bis zum Tode getreu — — .

« Kriegskunst in Wort und Bild » 1940, Folge 9

## Der Meldefahrer

**E**s ist eine kleine Straße, die nach Süden führt. Der Oberleutnant hat den Befehl, diese Straße gegen die Polen zu halten, die hier womöglich einen Durchbruchversuch wagen könnten. Man erwartet allerdings diesen Durchbruch nicht hier, sondern auf der großen Straße, die ein paar Kilometer weiter parallel zu diesem Feldweg hier läuft.

Die Abteilung hält die große Straße besetzt. Hier auf diesem Feldweg aber, am Ausgang des kleinen Dorfes, steht nur ein Zug, der Zug des Oberleutnants, und sie halten diesen Posten seit dem Vormittag. Die Polen stürmen in immer größerer Übermacht heran. Es muß eine halbe Division sein, die durchbrechen will. Man verfügt selbst nur über vier Panzer. Man hat seit elf Uhr geschossen und geschossen. Jetzt aber beginnt die Sonne sich bereits zu neigen. Der Uhrzeiger ist schon auf drei Uhr vorgerückt, die Munition beginnt knapp zu werden.

Die Abteilung muß Hilfe schicken.

Der Oberleutnant und sein Funker versuchen seit Stunden bereits, Funkverbindung mit der Abteilung zu bekommen. Entweder ist der Apparat nicht mehr in Ordnung, oder die Abteilung ist weitergerückt, sodaß man keine Verbindung mehr bekommt. Die Muscheln an den Ohren sind jedenfalls lautlos. Man ist abgeschnitten...

Nach dem letzten Angriff, den man mit den Kanonen abgeschlagen hat, sind die Polen in den Wald drüben wieder zurückgeflutet. Aber in einer halben Stunde vielleicht oder in

einer Stunde kann man mit einem neuen Angriff rechnen; dann wird es mit der Munition heikel aussehen. Man muß Verbindung mit der Abteilung bekommen; man muß es mit einem Melder versuchen.

Der Oberleutnant winkt einen Mann herbei. Unter dem Stahlhelm hervor schaut ein hartes, kantiges Bauerngesicht. Der Mann ist nicht mehr jung. Er war schon im Großen Krieg dabei und in friedlichen Tagen war er Sturmführer im NSKK, er hat manche Geländefahrt mitgefahren und weiß Bescheid.

Der Mann schwingt sich in den Sattel seiner Maschine. Hell singt der Motor. «Verbindung mit der Abteilung aufnehmen und Unterstützung herbeibringen», lautet der Befehl.

In einer Staubwolke jagt der Mann zum hinteren Dorfausgang hinaus. «Lauf, alte Mühle», denkt er. Vollgas, Vollgas! -Die Abteilung muß etwa zehn Kilometer entfernt liegen, jedenfalls lag sie dort, weiß der Teufel, ob sie nicht inzwischen weiter vorgegangen ist.

Der Mann jagt einen Feldweg entlang. Hinter seiner Maschine her weht eine lange Staubfahne. Der Weg hier muß vom Feinde frei sein, denn am Morgen noch ist ja auf der gleichen Straße der Panzerzug vorgerückt, und es hat sich kein Mensch gezeigt. Dort vorn taucht das kleine Dorf auf, durch das sie am Morgen gekommen sind. Es war anscheinend von den Polen fluchtartig verlassen worden, denn man hatte keinen Menschen gesehen.

Der Mann jagt darauf zu. Tot sieht dieses kleine Dorf aus. Die Dorfstraße ist holprig, die Maschine springt, und der Mann muß den Lenker festhalten.

Die Maschine biegt um eine Häusecke. Dort ist der kleine Marktplatz mit den strohbedeckten Katen ringsherum. Es ist totenstill hier. Nur die Maschine klappert auf dem Pflaster.

Da, was ist das? Es knallt. Pfeifend zischt etwas am Kopf des Melders vorbei. Da muß einer von drüben aus dem Haus geschossen haben, und jetzt knallt es auch von vorn, knallt es von der Seite. Mensch, durchzuckt es den Mann, du bist in eine Falle geraten.

Im selben Moment hat er den Drehgasgriff ganz aufgedreht, und die Maschine springt mit Vollgas voran. Es knallt und

spritzt um einen herum, singt und zischt. Verdammte Kiste! Diese Schweine! Vorhin war es hier totenstill. Die Kerle hatten sich, als sie die Panzer sahen, in ihren Häusern versteckt. Jetzt aber, wo sie den einzelnen Mann vor sich sehen, jetzt werden sie lebendig. Feige Heckenschützen!

Der Mann hat sich über seine Maschine gebeugt und jagt um sein Leben über den Marktplatz hinweg. Da, ein Schlag, ein stechender Schmerz im Knie. Du hast einen Schuß weg! Der Schmerz zuckt durch den ganzen Körper. Einen Moment ist er fast blind. Die Maschine taumelt, aber dann weiter...

Der Mann beißt die Zähne zusammen. Du mußt durch hier, du mußt aus dem Hexenkessel heraus. Wenn du nicht Verstärkung von der Abteilung holst, dann ist der Zug verloren. Du mußt durch!

Von überall her knallt es. Etwas schlägt gegen den Stahlhelm. Ein Schlag gegen den Arm. Auch dort ein brennender Schmerz. Endlich ist er über den Platz hinweg. Die Maschine jagt auf den Dorfausgang zu, springt hinweg über die Holpersteine, springt und schleudert, und der Mann im Sattel ist halb bewußtlos, aber er beißt die Zähne zusammen. Durchhalten! Durchhalten! Endlich ist wieder die Straße gewonnen. Und drüben muß der kleine Feldweg sein, der hinüberführt zur großen Straße.

Jeder Stoß der Maschine zuckt mit stechendem Schmerz durch den Körper. Jeder Sprung macht ihn fast bewußtlos. Auch der Arm macht nicht mehr so richtig mit. Er kann kaum den Lenker halten. Weiter, er darf nicht schlapp machen. Der Oberleutnant soll sich nicht umsonst auf ihn verlassen haben.

Vor ihm ist ein Waldrand, und kurz davor muß rechts der kleine Verbindungsweg zur großen Straße abbiegen. Verflucht noch mal, ist denn die ganze Welt verrückt? Sieht das nicht so aus, als ob aus dem Wald heraus eine polnische Abteilung kommt? Sie haben doch das Khakibraun polnischer Uniformen!

Der Mann reißt seine Maschine herum, bremst so kurz, daß das Hinterrad wegrutscht.

Habe ich mich geirrt? Nein, das muß wohl eine versprengte polnische Abteilung sein, auf die ich hier treffe. Vielleicht kann ich querfeldein über das Stoppelfeld zu der Straße hin...

Die Maschine prescht über das Feld weg, schleudert, schlenkert. Der Mann im Sattel handelt nur noch instinktiv. Immer deutlicher fühlt er, wie seine Kräfte nachlassen. In ihm denkt es seltsam eindringlich: Durchhalten, nicht schlapp machen! Im Gehirn ist eine Leere, und er kann die Maschine nicht mehr überlegen meistern, aber weiter — weiter ...

Dort ist die Straße. Endlich! Gott sei Dank! Die Maschine jagt sie entlang, fast ohne Führung, denn der Mann im Sattel kann sich kaum noch halten.

Vorn taucht ein Dorf auf. Ja, das muß es sein.

Der Mann prescht hinein in den kleinen Ort. Die Straßen sind leer. Nichts ist von der Abteilung zu sehen. Gar nichts. Sie ist schon weiter. Soll alles umsonst gewesen sein? Er muß die Abteilung finden!

Es dröhnt im Kopf des Mannes, und eine eisige Kälte kriecht über den Rücken. Er weiß von nichts mehr, als von dem Befehl, den ihm der Oberleutnant gab.

Die Maschine jagt aus dem Dorf heraus, und wie im Traum von weither hört der Mann Lärm von Geschützen. Klingt das nicht, als ob da Panzerkanonen sprächen? Er bedenkt das nicht recht, alles ist ihm wie Traum. Er fährt zu auf das Dröhnen des Schießens. Er sieht kaum noch was auf der Straße. Die Maschine springt hin und her.

Dort vor ihm ist ein Ort. Ist er drei Kilometer oder fünf dorthin gefahren? Er weiß es nicht. Er wird wie von einem Magneten angezogen, und dort auf der Dorfstraße, dort steht auch wirklich ein Panzer, ein grauer starker Panzer. Und dort steht noch einer. Die Abteilung!

Der Mann stoppt seine Maschine, hält; er will absteigen und hinlaufen zu dem Panzer. Kaum aber steht er, da rutscht seine Maschine unter ihm weg. Er stolpert und sackt zusammen. Ein Kamerad kommt angelaufen. Er will sich hochreißen. Da ist ein Leutnant; er versucht Haltung anzunehmen; dann macht er seine Meldung. Ein grauer Mann, staubüberdeckt, das Blut läuft ihm den Arm und das Bein herab. Mit trockenen, blutleeren Lippen preßt er seine Meldung heraus. Dann fällt er nieder.

Während man den Melder behutsam bettet, rattern sofort die Panzer los, um dem Zug aus der Klemme zu helfen. Sie kommen gerade noch um Minuten zurecht.

Herbert Reinecker, Karl Georg von  
Stackelberg und Wilhelm Utermann

## Eine kleine Überraschung

**E**ine Abteilung der schweren Panzer rückt auf Bialystok vor. Eine Kompanie bekommt den Befehl, einen Erkundungsvorstoß auf Wasnice zu machen. Der Ort liegt etwa zehn Kilometer ab. Die Panzer rollen über eine verhältnismäßig gute Straße dorthin. An ihrem Ende etwa muß Wasnice liegen.

Es sieht ganz still drüben aus. Der Ort scheint verlassen zu sein. Der Oberleutnant an der Spitze rollt mit seinen Panzern die Dorfstraße hinein. Nur eine Frau ist zu sehen, die blitzschnell in einer Tür verschwindet. Als die Panzer um die Ecke biegen, glaubt der Kompanieführer an der Spitze seinen Augen nicht zu trauen. Sie sind auf dem Marktplatz angelangt, und was sehen sie? Der Platz ist voll von polnischen Truppen mit Wagen und Pferden, die hier herumstehen. Offenbar haben die Polen nicht im entferntesten damit gerechnet, daß hier ein Feind auftauchen könnte. Sie haben hier Rast gemacht ohne jede Sicherung und sind jetzt so überrascht, daß sich keiner rührt oder gar an Verteidigung denkt.

Der Oberleutnant steht in seinem Turm, die Luke auf. Sein Panzer hat mit einem Ruck gestoppt, und hinter ihm stehen die anderen Wagen. Er winkt einem Polen, der auf zwei Meter vor ihm steht, heran. Der kommt auch wirklich. « Gib den Karabiner her! » schreit ihn der Oberleutnant auf polnisch an. Der Pole ist so verdattert, daß er sofort das Gewehr von der Schulter nimmt und dem Offizier heraufreicht. Der läßt den Karabiner durch, springt mit schußbereitem Gewehr aus seinem Panzer heraus, steht mitten zwischen den Polen und treibt sie zusammen. Drohend sind unterdessen die Panzertürme auf die verdatterten Polacken gerichtet. Die wagen nicht die geringste Gegenwehr, sie lassen sich von dem Oberleutnant zusammen-

treiben. «He, he!» schreit der. «Los, los, marsch, marsch!» Er treibt sie zusammen wie eine Herde Vieh, läßt sie antreten, die Waffen auf einen Haufen schmeißen, die Hände hochnehmen. Es sind sicher vierhundert Mann, die man hier erwischt hat.

Als sie ihre Waffen abgegeben haben und mit hochgehobenen Armen dastehen, stürzen aus einem Dorfkrug heraus drei Offiziere. Der Oberleutnant hält ihnen unmißverständlich den Karabiner vor die Nase, und auch sie wagen keine Gegenwehr. Fassungslos starren sie auf ihre entwaffneten Soldaten, auf den deutschen Offizier mit dem polnischen Karabiner, auf die Panzerwagen, die drohend im Hintergrund stehen.

«Wie kommen Sie hierher?» stammelt der eine auf polnisch.

«Wie Sie sehen mit unseren Panzerwagen», antwortet ihm der Deutsche.

«Ja, sind Sie hierher versprengt? Die deutschen Truppen können doch unmöglich hier sein.»

«Und ob sie hier sind. Sie werden das schon noch merken!»

Mit Offizieren und Soldaten vor den Kanonen rollen dann die Panzer zurück. Ein gelungener Fang! Das kann man wohl sagen. Kleine Überraschung für die Polen!

Der Kommandeur macht große Augen, als die Wagen ankommen.

Herbert Reinecker, Karl Georg von Stackelberg und Wilhelm Utermann (gek.)

## Eine Horstkompanie greift an

**D**er Horst eines Kampfgeschwaders wurde allnächtlich durch Angriffe versprengter polnischer Abteilungen belästigt. Nacht für Nacht mußten die Flieger aus den Betten heraus an Karabiner und Maschinengewehre. Und doch hätten sie nach der angestrengten Arbeit des Tages den Schlaf dringend nötig gehabt! Die stärksten Postenketten genügten schließlich nicht mehr. Eine größere Unternehmung gegen die nächtlichen Ruhestörer sollte eingeleitet werden. Alle waren sofort mit großer Begeisterung dabei. Immerhin war es etwas Neues, daß Flieger infanteristisch eingesetzt wurden. Dazu aber

mußten sie vor allem wissen, wo die Polen steckten. Denn diese waren nach den nächtlichen Überfällen bei grauendem Morgen stets wieder irgendwo in den umliegenden Wäldern verschwunden. Da die schweren, schnellen Kampfflugzeuge sich für solche Aufklärerarbeit wenig eigneten, ließ der Horstkommandeur einen « Storch » starten. Von diesem gemächlich dahinschnurrenden Flugzeug aus gelang es dem Beobachter schon sehr bald, in einem nur wenige Kilometer entfernten Waldstück polnische Truppen festzustellen.

« Oberleutnant Müller », befahl der Kommandeur, « stellen Sie eine Freiwilligenkompanie zusammen und gehen Sie gegen die Bande vor! »

Das war für einen Fliegeroffizier ein ungewöhnlicher Befehl. Aber mit umso größerer Freude gingen alle an die Ausführung. Aus den Freiwilligen wurden siebzig ausgewählt. Mit Karabinern und ein paar Maschinengewehren bewaffnet, zogen sie bei beginnender Abenddämmerung los. Möglichst geräuschlos näherten sie sich dem Waldstück, in dem die Polen gesehen worden waren.

Oberleutnant Müller verteilte seine Leute so, daß das Polenversteck von allen Seiten eingeschlossen wurde. Dann schickte er Späher vor, die nach kurzer Zeit mit der Meldung zurückkamen, daß der Feind ahnungslos im Walde lagere und sich nur sehr nachlässig durch einige Posten gesichert habe. Diese wurden zuerst unschädlich gemacht, indem sich einige besonders geschickte Leute kaum hörbar an sie heranschlichen. Die Posten waren so völlig überrascht, daß sie kaum Widerstand leisteten.

Nun schoben sich die Angreifer konzentrisch gegen das ungeschützte Lager vor. Es war abgemacht, daß auf einen Pfiff des Oberleutnants hin das Feuer eröffnet werden sollte. Auf einer Lichtung sahen sie die Polen, die sich gerade zum Aufbruch zu rüsten schienen. Aber das war kein kleiner Trupp, das war mindestens ein kriegsstronges Bataillon, eine gewaltige Übermacht. Sogar Geschütze hatten sie dabei.

Jetzt erscholl der Pfiff des Oberleutnants, und sämtliche Maschinengewehre und Karabiner der Flieger zerrissen mit rasendem Geknatter die Stille des Waldes. Eine unglaubliche



Verwirrung griff in dem Polenlager Platz. Kopflos durcheinanderrennende Soldaten und durchgehende Gespanne, ein schier unauflöslicher Wirrwarr, in den hinein vergeblich die Kommandos der Polenoffiziere gellten. Wo hier und da ein Widerstand versucht wurde, war er schnell niedergekämpft. Und da die Polen sich von allen Seiten angegriffen sahen und in der Dunkelheit und Verwirrung die geringe Stärke der Angreifenden nicht erkennen konnten, so flogen bald die Hände hoch, und sie ergaben sich.

Oberleutnant Müller ließ die zu Boden geworfenen Waffen zusammentragen und die Polen, in Reihen formiert, auf die Landstraße abmarschieren, die an dem Waldstück vorbeiführte. Als die Polen hier Aufstellung nahmen, machten die Flieger große Augen: Der Zug der Gefangenen wollte gar kein Ende nehmen! Zwei Bataillone waren es! Zwei Bataillone mit allen Offizieren und drei Geschützen! Kaum reichten die siebzig Flieger zur Bewachung aus. Sie lieferten die Polen beim nächsten Divisionsstab ab, wo die Gefangennahme zweier feindlicher Bataillone durch eine Handvoll unerschrockener Flieger nicht wenig Überraschung und Aufsehen hervorrief.

Peter Supt

## Landwehrleutnant Klingefeld

**D**ie Landwehrbrigade Lötzen steht vor dem Narewabschnitt... Befehlsausgabe: «... Die Befestigungen von Lomza sind zu nehmen.»

Mit Landwehr? — Jawohl. — Warum nicht? —

Zwischen den einzelnen Kolonnen schiebt sich die Kompanie des Leutnants der Landwehr Klingefeld in den zugewiesenen Abschnitt vor. Es bummert rechts — es bummert links — — dazwischen tacken die Maschinengewehre...

Die Kompanie Klingefeld marschiert — — ungehindert — — kein Gegner?

Die Kompanie Klingefeld marschiert immer noch ... jetzt müssen sie schon zwischen den Befestigungswerken sein... Immer noch kein Feind — nach einer Weile hat Leutnant

Klingensfeld eine blitzartige Erkenntnis: « Wir sind durchgestoßen. »

Das muß genutzt werden. — « Ich fasse den Gegner von hinten. »

Dann darf kein Schuß fallen. — Mit verhaltener Stimme wendet er sich zurück:

« Entladen! » Schlösser klappern...

Leutnant Klingensfeld reckt den Arm: « Halt! »

Mit dem Kompanietrupp bewegt er sich weiter nach vorn... winkt: « Marsch! »

Die Reihen der Kompanie nimmt eine Mulde auf. Die Zugführer erhalten Befehle: « Es wird angegriffen! — Ohne Schuß! — Ohne Schuß! — Ohne Schuß! »

« Seitengewehr pflanzt auf! » — Gegen den rückwärtigen Eingang der Befestigung rückt die Kompanie Klingensfeld vor: Im Laufen... der Kompanieführer stürzt schon zum Eingang... « Pschakreff. » Die Polen haut's fast hin, als in ihrem Rücken deutsche Stahlhelme auftauchen. Sie versuchen noch, den Eingang zu verschließen... ein polnischer Offizier reißt seine Pistole aus der Ledertasche... ein Schuß blafft... er geht fehl. Der Landwehrmann mit der Brille neben dem Leutnant schlägt mit dem Kolben zu. Der Pole sackt zusammen... « Hände hoch! — 'raus! » brüllt der Kompanieführer.

Gehorsam ducken sich die überraschten Polen, die Waffen fliegen in die Ecke... draußen werden die Gefangenen von den Deutschen in Empfang genommen.

A. Kropp

Für diese kühne Tat wurde Leutnant Klingensfeld, der den Weltkrieg 1914—1918 als Gefreiter mitmachte, vom Oberbefehlshaber des Heeres zum Hauptmann der Landwehr befördert.

\*

Wenn sich in diesem Feldzug um jemand eine Legende bilden darf, dann nur um den deutschen Musketier, der angreifend und marschierend seiner unvergänglichen, ruhmvollen Geschichte ein neues Blatt hinzufügte.

Der Führer am 6. Oktober 1939

# Die unheimliche Kugel

**I**n der Danziger Bucht spielte sich eine unheimliche Geschichte ab. Ein deutsches Minensuchboot hatte eine polnische Mine aufgefischt. Das gefährliche Ding wurde mit einem Flaschenzug gehievt und sollte abgeschleppt werden, als plötzlich die Kette riß. Die Mine fiel ins Wasser zurück und tanzte in den Wellen, und zwar in unmittelbarer Nähe des Suchbootes.

Den deutschen Seesoldaten will für einen Augenblick das Blut in den Adern erstarren. In der nächsten Sekunde kann die Mine durch eine Welle gegen das Suchboot geworfen werden. Näher und näher tanzt die unheimliche Kugel. Es ist unmöglich, mit dem Boot so schnelle Manöver durchzuführen, daß die unheilvolle Begegnung vermieden wird. Eine Zerreißprobe für die Nerven. Denn — wenn die Mine an das Boot geschleudert wird, dann ist nichts mehr übrig...

Da springt ein Hilfskoch, der Obergefreite Mende, über die Reling und stellt sich auf den Wulst dicht an der Wasserkante. Sein Oberleutnant hielt ihn fest.

«Die Mine kam näher und näher», erzählt Mende. «Von oben hielt mich mein Oberleutnant fest. Jetzt konnte ich die Mine mit dem Fuß erreichen. Ich brauchte nur eines der Hörner zu berühren, dann wäre es aus gewesen. Aber ich kam mit den Füßen gut auf den glatten Körper des viele Zentner schweren Geschosses zu stehen, und ich stemmte mich nun mit meiner ganzen Kraft gegen die Mine. Der Druck war groß. Aber plötzlich ließ er nach. Ich hatte zum erstenmal den Ansturm der Mine abgewehrt. Wieder kam sie auf die Bordwand zu. Jetzt mußte ich auch die freie Hand zu Hilfe nehmen. Abermals war die Mine von der Bordwand abgehalten.»

So haben die beiden Männer minutenlang die todbringende, tückische Kugel verzweifelt von ihrem Schiff ferngehalten. Ein Versagen hätte sofort die Katastrophe herbeigeführt. Endlich wich das Schiff aus eigener Kraft aus. Die Mine blieb in sicherem Abstand von der Bordwand zurück. Nun konnten die Kameraden ein Dingi aussetzen und die Mine erneut festmachen. Die Gefahr war beseitigt.

« Was ich in diesem Augenblick gedacht habe? Nur eines: Es ist besser, daß nur zwei Mann hochgehen, als unser ganzes Schiff und unsere Kameraden. Das hat mir auch die Kraft gegeben, in diesen langen Minuten durchzuhalten. Eine anständige Schramme am Arm hat es übrigens auch gegeben. »

Mende wurde ebenso wie sein Oberleutnant mit dem E. K. ausgezeichnet.

Sonderdienst

## Aus der Rede des Führers vor dem Deutschen Reichstag am 6. Oktober 1939

**M**it dem Fall der Festungen Warschau, Modlin und der Übergabe von Hela ist der polnische Feldzug beendet. Die Sicherung des Landes vor herumstrolchenden Marodeuren, Räuberbanden und einzelnen Terroristen wird mit Entschlossenheit durchgeführt. Das Ergebnis des Kampfes ist die Vernichtung aller polnischen Armeen. Die Auflösung dieses Staates war die Folge. 694 000 Mann Gefangene haben den Marsch nach Berlin angetreten. Die Beute an Material ist noch unübersehbar.

Seit Ausbruch des Krieges steht zugleich im Westen die deutsche Wehrmacht in ruhiger Bereitschaft und erwartet den Feind. Die Reichskriegsmarine hat im Kampf um die Westplatte, Gdingen, Oxhöft und Hela, in der Sicherung der Ostsee und der Deutschen Bucht ihre Pflicht erfüllt. Unsere U-Boot-Waffe aber kämpft würdig der einstigen unvergessenen Helden.

Das deutsche Soldatentum hat sich den Lorbeerkranz, der ihm 1918 hinterlistig geraubt worden war, nunmehr wieder fest um das Haupt gelegt. Wir alle stehen in tief ergriffener Dankbarkeit vor den vielen unbekanntenen namenlosen tapferen Männern unseres deutschen Volkes. Sie sind zum ersten Male angetreten aus allen Gauen Großdeutschlands. Das gemeinsam vergossene Blut aber wird sie noch stärker aneinander binden als jede staatsrechtliche Konstruktion.

Uns alle erfüllt das Bewußtsein dieser Stärke unserer Wehrmacht mit selbstsicherer Ruhe. Denn sie hat nicht nur die Kraft im Angriff bewiesen, sondern auch im Halten des Erworbenen! Die vorzügliche Ausbildung des einzelnen Offiziers und Mannes haben sich auf das höchste bewährt.

Als sich zur Deckung des gegen die Weichsel vorstürmenden Heeres des Generalobersten von Reichenau an dessen linken Flügel die Divisionen der Armee des Generalobersten Blaskowitz gestaffelt gegen Warschau hin bewegten mit dem Auftrag, den Angriff der polnischen Zentralarmee in die Flanke der Armee des Generals von Reichenau abzuwehren, da traf in einem Augenblick, da man im wesentlichen die polnischen Armeen als schon im Rückzug auf die Weichsel befindlich annahm, plötzlich ihr Stoß in die marschierende Armee des Generals Blaskowitz. Es war ein verzweifelter Versuch der Polen, den sich um sie schließenden Ring zu sprengen. Vier polnische Divisionen und einige Kavallerieverbände warfen sich auf eine einzige deutsche aktive Division, die, selbst auseinandergezogen, eine Linie von fast 30 Kilometern zu decken hatte, trotz fünf- oder sechsfacher Überlegenheit des Feindes und trotz der Ermüdung der eigenen, seit Tagen kämpfenden und marschierenden Truppe hielt diese Division den Angriff auf und warf ihn zum Teil in blutigstem Handgemenge zurück und wich und wankte nicht, bis die notwendigen Verstärkungen herangeführt werden konnten.

Und als der Rundfunk bereits triumphierend die Nachricht vom Durchbruch auf Lodsch verbreitete, meldete mir der Divisionsgeneral, den zerschossenen Arm geschient, den Verlauf des Angriffes, die Verhinderung des Durchbruches, das tapfere Verhalten seiner Soldaten.

\*

Eine deutsche Landwehrdivision hatte mit geringen anderen Verbänden den Auftrag, die Polen in den nördlichen Korridor zu drücken, Gdingen zu nehmen und in der Richtung auf die Halbinsel Hela vorzustoßen.

Dieser Landwehrdivision standen gegenüber polnische Eliteverbände, Marinetruppen, Fähnrich- und Unteroffiziersschulen, Matrosen, Artillerie und Reiterei. Mit ruhiger Sicherheit ging

die deutsche Landwehrdivision an die Lösung eines Auftrages, der ihr einen auch zahlenmäßig weit überlegenen Gegner als Feind gab. In wenigen Tagen wurde der Pole aber von Position zu Position zurückgeworfen, 12 600 Gefangene gemacht. Gdingen befreit, Oxhöft gestürmt und weitere 4700 Mann auf die Halbinsel Hela abgedrängt und eingeschlossen. Als die Gefangenen abmarschierten, bot sich ein ergreifendes Bild: Die Sieger, zum großen Teil bejahrte Männer, viele mit dem Abzeichen des Großen Krieges auf der Brust, und an ihnen zogen die Kolonnen der Gefangenen vorbei, junge Menschen im Alter von 20 bis 28 Jahren.

## Der Dank des Führers an die Ostarmee

Soldaten der Wehrmacht im Osten!

**A**m 1. September seid Ihr auf meinen Befehl angetreten, um unser Reich vor dem polnischen Angriff zu schützen.

In vorbildlicher Waffenkameradschaft zwischen Heer-, Luftwaffe und Kriegsmarine habt Ihr die Euch gestellte Aufgabe erfüllt. Ihr habt Euch mutig und tapfer geschlagen.

Heute konnte ich die gegen das befestigte Warschau eingesetzten Truppen begrüßen.

Dieser Tag schließt einen Kampf ab, der von bestem deutschem Soldatentum berichtet.

Mit mir dankt Euch voll Stolz das deutsche Volk.

In unerschütterlichem Vertrauen blickt die Nation dank Euch wieder auf seine Wehrmacht und ihre Führung.

Wir gedenken unserer Gefallenen, die wie die zwei Millionen Toten des Weltkrieges ihr eigenes Dasein gaben, damit Deutschland lebe.

Unter den Fahnen, die in stolzer Freude allerorts in deutschen Landen wehen, stehen wir enger denn je zusammen und binden den Helmriemen fester.

Ich weiß, Ihr seid zu allem bereit im Glauben an Deutschland.

gez. Adolf Hitler

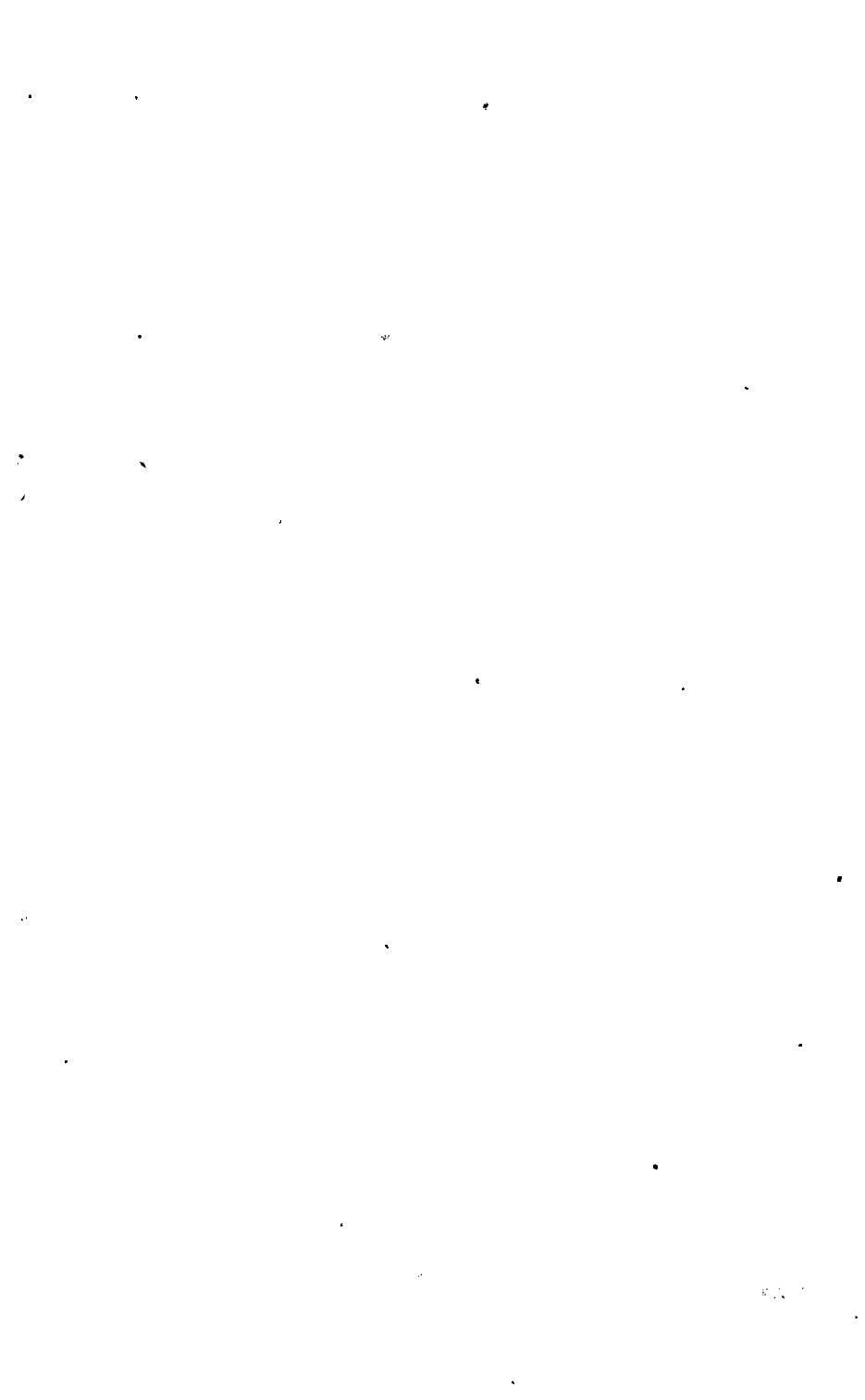
# Deutschland, heiliges Deutschland

Deutschland, heiliges Deutschland,  
Du schaust aus der Kühnen Gesicht.  
Deutschland, heiliges Deutschland,  
In Ewigkeit stirbst du nicht.  
Wo stehen wie hier die Söhne  
So leuchtend dem Ewigen treu?  
Deutschland, in blühender Schöne  
Immer erhebst du dich neu.

Deutschland, heiliges Deutschland,  
Wir ringen um deinen Kranz.  
Deutschland, heiliges Deutschland,  
Nur du gibst unsterblichen Glanz.  
Deutschland, in dir sind die Helden,  
In dir die Getreuesten bewahrt.  
Deutschland, nur du wirst melden  
Spätesten heldische Art.

Deutschland, heiliges Deutschland,  
Du Land, von den Sternen umkreist,  
Deutschland, heiliges Deutschland,  
Dein Schwert in die Ewigkeit weist.  
Deutschland, dich würden sie träumen,  
Könntest du jemals vergehn /  
Weit über Zeiten und Räumen  
Immer als Glanz wirst du stehn.

HERYBERT MENZEL





# Inhaltsverzeichnis

(Die mit \* versehenen Stücke sind Gedichte)

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
<b>Germanen kämpfen um Freiheit und Lebensraum</b>		
10	*Der Letzte der Kimbern	Felix Dahn, Gesammelte Werke. Breitkopf u. Härtel, Leipzig.
11	Arminius	Aus Hans Heyck, Armin der Cherusker. L. Staakmann, Leipzig, 1932.
13	*Die Schlacht im Teutoburger Wald	Ferd. Oppenberg. Hanseatische Verl.-Anstalt, Hamburg.
14	Tacitus über Arminius	* * *
15	Germanische Kämpfer	Aus Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, I. Teil. Schlüter u. Co., Leipzig.
16	*Völkerwanderung	Will Vesper, Kranz des Lebens. Alb. Langen/Gg. Müller, München.
17	Der Sieger von Karthago	Nach H. Fr. Blunck, König Gaiseric. Hanseatische Verl.-Anstalt Hamburg, 1936.
19	*Hunnenschlacht	Felix Dahn, Gesammelte Werke, Breitkopf u. Härtel, Leipzig.
20	Theoderich der Ostgote	H. Schilling, Germanische Führerköpfe. K. F. Koehler, Leipzig.
21	*Theoderich der Große	M. Gottfried von Straßburg.
22	*Mannentreue	Nibelungenlied.
22	*Hagens Sterbelied	Felix Dahn, Gesammelte Werke. Breitkopf u. Härtel, Leipzig.
23	*Das Hildebrandslied	Übertragung von H. Naumann, aus «Führergermanentum». R. Piper u. Co., München.
26	Teja	Felix Dahn, Ein Kampf um Rom. Breitkopf u. Härtel, Leipzig.
34	*Ratbod der Frieze	Wilhelm Hertz, Gesammelte Dichtungen. 2. Aufl. J. G. Cotta, Stuttgart, 1904.
35	Wittekind der Sachse	H. Schilling, Germanische Führerköpfe. K. F. Koehler, Leipzig.
37	*Lied der Sachsen	Felix Dahn, Gesammelte Werke. Breitkopf u. Härtel, Leipzig.
38	Des Sachsen Godwin Vermächtnis	Fritz Vater, Weking. Zentralverlag der NS-DAP., München.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
<b>Soldatisches Heldentum im Ersten Reich</b>		
41	Um die deutsche Westmark	Wilhelm Kottenrodt, Deutsche Führer und Meister, Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., 1938.
43	Der Recke Konrad der Rote	Quirin Engasser, «Das Erste Reich hält stand». Völk. Beob. 1938 Nr. 205.
45	Alter Spruch	* * *
45	*Hartmann von Sieben-eichen	Poccl u. Görres, Deutsches Lesebuch Bd. 4 von A. Weninger. C. C. Buchners Verl., Bamberg.
47	Otto von Wittelsbach, der kühne Bannerträger	Nach Anton Ohorn, Lieb Heimatland, Deutsches Lesebuch von Caselmann u. Treuhelt. I. Bd. 1923. Koch, Nürnberg.
51	*Die Mongolenschlacht	A. Ohorn, in Dr. Franz Tetzner, Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter. Reclam, Leipzig.
53	Wilhelm Tell	Brüder Grimm (nach Ägidius Tschudi) aus Lieb Heimatland. Koch, Nürnberg.
56	Der Hochmeister Ulrich von Jungingen	Wilhelm Kotzde — Kottenrodt, Die Burg im Osten. Steinkopf, Stuttgart.
58	Klaus von der Lippe	F. Fahnemann aus «Erlebte deutsche Welt», Heft 13. Deutsche Hanseaten. Buchgewerbehaus A. G., Saarbrücken.
60	*Pidder Lüng	Detlev von Lillencron, Gesammelte Werke. Schuster und Loellner, Berlin.
62	Schiffshauptmann Beneke	J. Kinau, Der Kampf um die Seeherrschaft von der Hanse bis zum Weltkrieg. J. F. Lehmanns Verl., München, 1938.
64	De Bur de kummt	Günter Woltersdorf in «Hilf mit». Verlagsanstalt H. A. Braun u. Co., Berlin.
67	Hutten	Hutten, Aufruf an das deutsche Volk, Crag und Vormanung und Hutzens Lied.
68	*Schlacht bei Pavia	Hoffmann von Fallersleben, Gesammelte Werke. F. Fontane u. Co., Berlin.
69	Fährnich der Landsknechte	Nach H. W. Caselmann, Das Leben des Gg. Frundsberg. Jungsche Buchhandlung, Ansbach.
70	Florian Geyers letzter Kampf	H. Bahlke, Der Bauernkrieg, Geschichtliche Arbeitshäfte v. F. Walburg, Heft 34/38. Julius Beltz, Berlin-Leipzig.
72	*Lied der Geusen	Felix Dahn, Gesammelte Werke. Brechtkopf u. Härtel, Leipzig.
73	Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag	Bozislav von Selchow.
73	*Frisch auf	G. R. Weckberlin, 1618.
73	Der Wulfsbauer	Hermann Löns, Der Wehrwolf. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
81	*Des deutschen Michels Tod	Börrles v. Münchhausen, Das Balladenbuch. Dtsch. Verlagsanstalt, Stuttgart.
82	Der jüngste Tambour des Kaisers	Rudolf Schwanneke, Beyer. Ostmark 1938, Bayreuth.
84	Ein brandenburgischer Dragoner	v. Cochenhausen, Wille und Tat, Dr. H. Riegler-Verlag für vaterländische Literatur, Berlin.
86	Der Held von Fehrbellin	G. Vogel, Der Große Kurfürst, Schriften zu Deutschlands Erneuerung. Leseh. Nr. 43. Helar. Händel, Breslau.
89	Der Türkenludwig	Wilhelm Kottenrodt, Deutsche Führer und Meister, 7. Auflage. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.
91	Prinz Eugen	Hans Gälgen, «Prinz Eugen». Mit Zeichnungen von Gerhard Ulrich. K. Thielenmanns Verlag, Stuttgart, RM. 1,60.
94	Ein Ritter Ohnefurcht	Job. Lang, Bayer. Volksschullesebuch 4 u. 5. Schuljahr. Oldenbourg, München.
96	Für unser Volk	Ludwig Uhland

### Wiedererstehen der deutschen Nation und des Deutschtums im brandenburgisch-preußischen Raum

99	Des Königs letzter Wille und Befehl	M. Hein, Friedrich der Große. Reimar Hobbing, Berlin.
99	Ein toller Husarenstreich	Arthur Bach, Hill mit, 1935. Verlagsanstalt H. A. Braun u. Co., Berlin, Tempelhol.
102	Ein deutscher Leonidas	* * *
107	*Des alten Dessauers Gebet vor der Schlacht von Kesselsdorf	August Moras.
107	Friedrich der Große über die Hohenfriedberger Schlacht	M. Hein, Friedr. d. Gr. Reimar Hobbing, Berlin.
108	Ein Husar erobert eine Bergfeste	Nach Martin Lezhus, Vergessene deutsche Wallentaten. E. C. Ettholen, Berlin.
110	Geheime Anweisung des Großen Königs	M. Hein, Friedr. d. Gr. Reimar Hobbing, Berlin.
111	*Königsdank	Max Gelbler.
112	Ansprache Friedrichs des Großen an seine Generale und Staboffiziere vor der Schlacht bei Leuthen	Franz Kugler, Geschichte Friedr. d. Gr., Seemann, Leipzig.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
114	Friedrich im feindlichen Hauptquartier	Franz Kugler, Geschichte Friedr. d. Großen. Seemann, Leipzig.
117	*Eins ist not!	v. Selchow.
117	*Auf dem Marsch	Theodor Fontane, Gesammelte Werke. F. Fontane u. Co. Berlin.
117	Leutnant Joachim vom Sommerfeld	K. Burkert, Jugendlust. 1933/34, Nr. 20. Nürnberg.
120	Friedrich an seine Schwester Wilhelmine	Ebenda.
120	Und im Unglück nun erst recht	Friedr. d. Gr. (Briefe an Marquis d'Argens und Frau von Camas) aus G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Schüller u. Co., Leipzig.
122	Fridericus Rex	Willibald Alexis.
123	Steuben	v. Herwarth, Der deutsche Soldat, aus: Deutsche Saat in fremder Erde. Verl. u. Vertriebsgesellschaft m. b. H., Berlin W 35.

### Im Kampf um das Zweite Reich

127	Unteroffizier Giese	B. P. Schaumburg, Soldaten, Ein Buch deutscher Tat und Leistung. Koehler u. Amelang, Leipzig, 1937.
128	Palm	Nach Falk, Gerold. Rother, Deutsche Geschichte für das 7. Schuljahr. Fr. Korn, Nürnberg.
130	Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand	Müller-Bohn, Die deutschen Befreiungskriege. Historischer Verlag Paul Kittel, Berlin.
131	Bassa Teremtemtem!	Heinr. v. Kietst. Gesammelte Werke, IV. Teil. Deutsches Verlagsbaus Bong u. Co.
134	Der König von Graudenz	Müller-Bohn, Die deutschen Befreiungskriege. Historischer Verlag Paul Kittel, Berlin.
134	Aus den « Reden an die deutsche Nation »	Job. Gottf. Fichte.
135	Schills Heldentod in Stralsund	Müller-Bohn, Die deutschen Befreiungskriege. Hlst. Verlag Paul Kittel, Berlin.
137	Tod der elf Schillschen Offiziere in Wesel	G. Bärsch, Major Schill und seine Tapferen, Schaffsteins Grüne Bändchen Nr. 45. Schaffstein, Köln.
140	*Schills Geisterstimme	M. v. Schenkendorf.
141	Keine Übergabe!	M. Lezius, Zelte, Posten, Werdarauer. Bernard u. Graefe, Berlin, 1938.
143	Andreas Hofers Tod	P. Roszger nach Lieb Heimatland I. v. Caselmann u. Treubelt. Koch, Nürnberg.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
148	Die drei Bekenntnisse des Generals Karl von Clause- witz	Aus der Bekenntnisschrift des Generals, 1812.
149	Yorck	Fritz Helke, Preußische Rebellion. Union deutsche Verlagsges., Stuttgart.
153	Marsch und auf!	Blücher.
153	*Aufruf	Theodor Körner, Sämtliche Werke. Max Hes- ses Verlag, Leipzig.
155	Ein Volk steht auf	Ernst M. Arndt.
157	So fluscht et better!	Müller-Bohn, Die deutschen Befreiungskriege, Paul Kittel, Hlst. Verl. Berlin.
159	Horn, jetzt ist's Zeit!	Nach Martin Lezlus, Vergessene deutsche Wallentaten. E. C. Etthoffen, Berlin.
160	Blücher an der Katzbach	G. Vogel, Männer der Befreiungskriege, Schriften zu Deutschlands Erneuerung Nr. 18 a/b. Handel, Breslau.
162	Bericht des Generals Hünerbein	Aus Müller-Bohn, Die deutschen Befreiungs- kriege II. Paul Kittel, Berlin.
163	*Blücher am Rhein	August Kopisch.
164	«Wir sind keine Verräter!»	Horst Kerutt, Wolfram M. Wegener, die Fahne ist mehr als der Tod. Zentralverlag.
169	Ein Mann, ein Wort	Adolf Paul, Das heilige Donnerwetter, ein Bücherroman. Albert Langen, München, 1918.
170	Die großen Freiheits- kämpfer	Gneisenau, Bülcher, Scharnhorst, Schlieffen.
171	Der Eiserne Kanzler	Falk-Gerold-Rother, Deutsche Geschichte für das 7. Schuljahr. Fr. Korn, Nürnberg.
173	Adolf Hitler über Bismarck	Beim Stapellauf des Schlachtschiffes «Bis- marck» am 15. Febr. 1939.
174	Die Tat des Pioniers Klinke	v. Cochenhausen. Wille und Tat. Dr. H. Riezier, Berlin.
177	Erkundungsritt des Haupt- manns Graf Zeppelin	Nach K. Klein aus Caselmann, Treueheit, Lieb Helmatland, III. Bd. C. Koch, Nürnberg.
179	*Die Schlacht von Sedan	Felix Dahn, Gesammelte Werke, Bd. 5. G. Klemm, Berlin.
181	Um die Fahne	B. P. Schaumburg, Soldaten. Koehler und Amelang, Leipzig.
182	*Die Fahne der Einund- sechziger	Julius Wolff.
184	Moltke	Schlieffen, Gesammelte Werke, Bd. 2. Berlin, 1913.
185	Worte des Generalfeld- marschalls Helmuth von Moltke	* * *
186	Worte Nietzsches	* * * *

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
187	Die Deutschen vor die Front	Schnarke, «Hilf mit», Jahrg. 1936. Verlagsanstalt H. A. Braun u. Co., Berlin, Tempelhol.
188	*Graf Arnims Tod	Heinrich Lehmann.
189	Held ist, wer standhält	Der Geist des Ganzen, v. Julius Langhehn, dem Rembrandtdeutschen. Herder, Freiburg, 1930.
190	Feiger Gedanken	J. W. Goethe

## Der große Heldenkampf der Deutschen 1914—1918

### A. Zu Lande

193	Harl Hans Lody	Wilhelm Schranner, J. B. 1939. Zentralverlag der NSDAP., München.
196	Das Schleusentor	G. Büttner, Der Sturm auf Lüttich. Rob. Bardenschlager, Reutlingen.
197	Leutnant v. der Linde	E. Boerschel, Unser Eisernes Kreuz. Otto Spamer, Leipzig, 1915.
198	Drauf!	Rolf Bathe, Männer am Feind. G. Stalling, Oldenburg und Berlin.
200	Der Meldereiter von Haute Maison	Ebenda.
201	Kriegsfreiwilliger Hermann Löns	O. Schnell, Herm. Löns — Gorch Fock — Walter Flex. Herm. Schroedel, Halle.
204	Sieg!	A. Hein, Gloria, Viktoria. Jul. Beltz, Langensalza.
205	*Tannenberg	Paul Enderling.
206	Das heilige Lied	H. Thimmemann, Der Sturm auf Langemarck, von einem der dabel war. Knorr u. Hirth, München.
208	*Langemarck	Heinrich Anacker, Die Trommel, SA-Gedichte. Zentralverlag der NSDAP., München.
209	Batterie Heuß	Herm. Stegemann, Geschichte des Krieges. 2. Bd. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
210	Heeresbericht	Oberste Heeresleitung.
211	Der Erstürmer von Kowno	H. Kube, General Litzmann. Julius Beltz, Langensalza (Geschichte der deutschen Ostlande, Heft 3).
214	*Deutsche Infanterie	Erich von Linsingen.
216	*Mein junger Leutnant	Gorch Fock.
217	Die befohlene Linie	P. C. Ettighoffer, Gespenser am Toten Mann. C. Bertelsmann, Gütersloh.
221	Der Pionier	Allr. Hein, Das kleine Buch vom großen Kriege. Jul. Beltz, Langensalza.
225	Wettkampf mit dem Tode	Rolf Bathe, Männer am Feind. Gerh. Stalling, Oldenbg. I. O. u. Bl.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
227	Der Sturm auf die Feste Douaumont	J. M. Wehner, Sieben vor Verdun. Albert Langen/Georg Müller, München.
234	Zwei gegen achtzig	Bayer. Kriegsarchiv, Mü. 1927, Männer! Ein Heldenbuch aus dem großen Kriege.
237	Der Trägerzug	P. C. Ettigholler, Deutsches Heldentum vor Verdun. Günther Woll, Plauen.
239	Franz v. Epp	W. Frank, Franz Ritter v. Epp. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1934.
240	Unser Hauptmann	O. Seltzer, Deutscher Wille, Jugendbuch 1937. Deutscher Wille. Birkenwerder bei Berlin.
242	Tiroler Standschützen am Cristallograt	K. Springenschmid, Die Front über den Gipfel. L. Voggenreiter, Potsdam.
249	Kaiserjäger	Anton Gral Bossi-Fedrigotti, Die Tiroler Kaiserjäger am Col di Lana. Franz Schneider, Leipzig und Wien I.
251	Leutnant Halt, der Erstürmer des Madlessena	Roll Bathe, Männer am Feind. Gerh. Stalling, Oldenburg u. Berlin, 1939.
256	Pommersche Kürassiere in der Walachei	Ebenda.
264	Der Held am Tigrisufer	Clemens Laar, Die vergessene Front, aus «Hilf mit» 1936, Nr. 2. Verlagsanstalt H. A. Braun, Berlin.
267	Dülz ist wieder da!	B. P. Schaumburg, Soldaten. Koehler u. Amelang, Leipzig, 1937.
269	Artillerieleutnant Müller als Stoßtruppführer	Erwin Zindler, Auf Biegen und Brechen. K. F. Koehler, Leipzig.
270	Walter Flex	O. Schnell, Hermann Löns — Gorch Fock — Walter Flex, Herm. Schroedel, Halle.
271	Artillerieleutnant Kuskop	Erwin Zindler, Auf Biegen und Brechen, K. F. Koehler, Leipzig.
273	Einer allein hält die Stellung des Bataillons	H. Zöberlein, Der Glaube an Deutschland Zentralverlag der NSDAP., München.
275	Meldegänger Rattinger	Franz Franzliss, Flammenwerler vor! Verl. Curt Pechstein, München 2.
278	*Opfer	H. Anacker, Die Trommel, Zentralverlag der NSDAP., München.
278	Von der Kraft der Seele	Denksprüche.
279	Kriegsfreiwilliger Adolf Hitler	Bouhler, Kampf um Deutschland. Zentralverlag der NSDAP., München.
281	Kameraden Adolf Hitlers erzählen	Völkischer Beobachter 1933, Nr. 365 u. 1934, Nr. 226.
283	Adolf Hitler über die Flandernkämpfe	Adolf Hitler, Mein Kampf. Zentralverlag der NSDAP., München.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
285	Tapferer, unbekannter Kamerad!	Erlich Dietrich, Die Kameraden vom Gewehr 4. K. F. Koehler, Leipzig.
287	Tankabwehr	H. Zöberlein, Der Glaube an Deutschland. Zentralverlag der NSDAP., München.
289	Nahkampf	Fr. W. Bruns, Der Sturmtruppführer von 1918. B. G. Teubner, Leipzig.
292	*Bekenntnis	Karl Bröger, aus « Dich ruft dein Volk », Gedichte. Velbagen und Klasing, Leipzig, 1938.
293	Kampf gegen « farbige Franzosen »	H. Zöberlein, Der Glaube an Deutschland. Zentralverlag der NSDAP., München.
295	Der General	Nach Fr. Schauwecker, Aufbruch der Nation. M. Diesterweg, Frankfurt a. M.
297	Das militärische Kräfteverhältnis zwischen den beiden Mächtegruppen im Weltkrieg	O. Volkmann, Der große Krieg 1914/18. Hobbhing, Berlin SW 61.
297	Ein französischer Generalstabsoffizier schreibt	Schnelder und Haacke, Das Buch vom Kriege. Ebenhausen 1934, Langewiesche-Brandt.
298	Ludendorffs Bekenntnis	Kriegserinnerungen. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Berlin, 1919.
298	Hindenburgs Glaube	Hindenburg, Aus meinem Leben. Hirzel, Leipzig, 1919.
299	*Den Soldaten des großen Krieges	Baldur v. Schirach, Die Fahne der Verfolgten. Zeitgeschichte, Berlin.
299	*Gruß der Heimkehrer	H. Trenkel, aus « Lehrer im Krieg », Verlag Tradition Wilh. Kolk, Berlin SW 68.
300	Worte des Führers	Adolf Hitler, « Mein Kampf ». Zentralverlag der NSDAP., München.

## B. Zur See

301	Otto Weddigen	W. Baumgart, Klar zum Tauchen. Jul. Beltz, Langensalza.
305	Der Ruhmestag von Coronel	F. H. Chellus, Deutsches Geschwader auf Todesfahrt. Hornverlag, Berlin.
309	So starben die Helden bei den Falklandsinseln	Hans Pochhammer, Graf Spees letzte Fahrt. K. F. Koehler, Leipzig.
310	Kamerad Leutnant Dose	P. H. Kuntze, Unsere Marine im Weltkrieg, aus dem Jahrbuch der deutschen Frontsoldaten und Kriegssopier 1936. Deutsche Kriegssopierversorgung, Berlin.
310	Pumpenmeister Heidkamp	v. Cochenhausen, Wille und Tat. Dr. Hans Riegler-Verlag für vaterländische Literatur, Berlin.



Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
315	Skagerrak	G. Vogel, Helden des Weltkriegs II. Helden zur See, Schriften zu Deutschlands Erneuerung. H. Handel, Breslau. — P. H. Kuntze, Unsere Marine im Weltkrieg. Deutsche Kriegsoptimerversorgung, Berlin.
322	Obermatrose Neddenriep	W. Loell, Skagerrak, Deutsches Ahnenerbe. B. G. Teubner, Leipzig.
323	Wie deutsche Blaujacken kämpfen!	P. H. Kuntze, Heft 409 der Sammlung «Hilgers Deutsche Bücherel», herausgegeben v. Reichsamt deutsches Volksbildungswerk. Hermann Hilger, Berlin-Leipzig.
326	*Letzter Wunsch	Gorch Fock, Sämtl. Werke. Glogau Inn., Hamburg o. J.
327	Kapitänleutnant v. Stenger und die Mine	Nach E. Freih. v. Spiegel, Eine tolle U-Boots-Reise. Verlagsanstalt Eduard Mager, Donauwörth.
328	Ich hätte das nicht getan	W. Baumgart, Klar vom Tanchen. Jul. Beltz, Langensalza, dort angenommen aus Thomas, Ritter der Tiefe. Deutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin.
328	*Freiwillige vor!	E. Edert in «Wir kämpfen für Deutschland» von R. Kummer u. Albert Schmidt. Jul. Beltz, Langensalza-Berlin-Leipzig.

### C. In der Luft

330	Obermaschinist Luickhardt	E. Boerschel, Unser Eisernes Kreuz. Otto Spamer, Leipzig, 1915.
331	Der olle Krischan	B. P. Schaumburg. Soldaten. Koehler und Amelang, Leipzig, 1937.
333	Hauptmann v. Cossel im Rücken der Russen	M. v. Cossel in dem v. G. P. Neumann herausgeg. Werk «In der Luft unbesiegt». Lehmann, München.
338	Einer, der den letzten Flug wagte	Alfr. Hein, Das kleine Buch vom großen Krieg. Jul. Beltz, Langensalza.
339	Leutnant Voß	M. Freih. v. Richthofen, Der rote Kampflieger. Deutscher Verlag, Berlin.
340	Immelmans Erster	Fr. Immelmann, Der Adler von Lille. K. F. Koehler, Leipzig.
343	Boelcke erzählt	Aus J. Werner, Boelcke, K. F. Koehler, Leipzig.
345	Boelckes Bursche erzählt vom letzten Kampftag seines Hauptmann	Ebenda.
346	Der Gegner erzählt	Ebenda.
347	*Ich will ein Boelcke werden	Rudolf Flex. Ebenda.
348	Manfred Frhr. v. Richthofen	Manfr. Frhr. v. Richthofen, «Der rote Kampflieger. Deutscher Verlag, Berlin.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
351	Lothar v. Richthofen im Zweikampf	Lothar Frh. v. Richthofen, «Der rote Kampfflieger». Deutscher Verlag, Berlin.
353	In 3000 Meter Höhe blind geschossen	Bodenschatz, Jagd in Flanderns Himmel, 1936. Knorr u. Hlrth, G. m. b. H., München.
357	Ein Ruhmestag des Jagdgeschwaders I	Ebenda.
359	Richthofens Vermächtnis	Ebenda.
360	Bruno Loerzer	Generalanzeiger Wuppertal - Elberfeld, 1933, übernommen aus Deutsche Helden des Krieges in der Luft. H. Beenken, Berlin.
362	Göring gegen zwanzigfache Übermacht	M. H. Sommerfeldt, Hermann Göring. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin.
364	Aus Görings Tagebuch	G. P. Neumann, In der Luft unbesiegt. Lehmann, München.
367	Göring erhält die Nachricht von seiner Auszeichnung mit dem Pour le mérite	M. H. Sommerfeldt, Hermann Göring. Mittler u. Sohn, Berlin.
367	Jagdflieger gegen Tanks	Rob. Ritter v. Greim, Flieger am Feind, herausgeg. v. W. v. Langsdorff. C. Bertelsmann, Gütersloh.
369	Luftschlacht	Dr. H. J. Zimmermann, Kriegsilleger. Dürrsche Buchhdlg., Leipzig.
371	Unsere Treue wird unser Licht sein	M. H. Sommerfeldt, Hermann Göring. Mittler u. Sohn, Berlin.

#### D. In den Kolonien

373	Die Helden von Tsingtau	H. Steinmann, Heldenkämpfe um Kiantschou. Hornverlag, Berlin.
379	Das war « Made in Germany »	v. Lettow-Vorbeck, Hela Safari! F. K. Koehler, Leipzig.
381	Der Sturm auf den Bahnhof	Ebenda.
384	General v. Lettow-Vorbeck	Leutnant Wilson, aus Dr. H. Bär, Unsere Kolonien. Jul. Beltz, Langensalza.
386	*Lettow-Vorbeck	W. Crüwell. Crüwell, Dortmund.
386	Das letzte Geschütz der « Königsberg »	H. Fr. Blunck, Völkischer Beobachter, 1939, Nr. 127.
388	Über vier Jahre lang	Adolf Hitler, Reichsparteitag 1938.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
-------	-------------	--

### Frontgeist in trüber Zeit

391	*Mahnung	Will Vesper, Kranz des Lebens. Alb. Langen Gg. Müller, München.
391	Treue	G. Mand, Anekdoten um Hindenburg. Akad. Verl.-Ges. Athenalon. Potsdam.
392	Hindenburgworte	* * *
392	Ludendorffworte	* * *
393	Graf Luckners Heimkehr	Felix Graf Luckner, in »H.J. marschiert«, her- ausgeg. v. W. Fanderl. P. Franke, Berlin.
394	Eine denkwürdige Offi- ziersversammlung	B. H. R. Sander, Fliegergeist. Vogzenreiter, Potsdam.
396	Kärntner Volkswehr	F. W. v. Oertzen, Die deutschen Freikorps 1918 bis 1923. F. Bruckmann A.G., München.
399	Admiral Reuters Großtat	L. Frelwald: Die verratene Flotte. J. F. Leh- mann, München.
407	Batterie Schlageter	R. Brandt, Albert Leo Schlageter. Hansea- tische Verlagsanstalt, Hamburg. RM. 1,80.
408	Kampf gegen die Bolsche- wisten	F. W. v. Oertzen, Die deutschen Freikorps 1918 bis 1923. F. Bruckmann A.G., München.
410	Hauptmann Berthold	Illustr. Deutsche Schülerzeitung »Hilf mit«, 5. Jahrg. 1937/38. Verlagsanstalt H. A. Braun u. Co., Berlin.
415	Der Kundschafter	R. Brandt, Albert Leo Schlageter. Hansea- tische Verlagsanstalt, Hamburg.
419	Kapitänleutnant v. Doem- ming	F. W. v. Oertzen, Die deutschen Freikorps 1918 bis 1923. F. Bruckmann A. G., München.
421	Der Sturm auf den Anna- berg	W. Kublank, Grenzkämpfer. M. Diesterweg, Frankfurt a. M.
424	Das Beispiel des Fahnen- trägers	Guido Galonská, Aus Oberschlesiens Schick- salszeit. Armanenverlag Leipzig.
427	Treue Kameraden	E. v. Salomon, Die Verschwörer. M. Diester- weg, Frankfurt a. M.
430	Und setzt ihr nicht das Leben ein	E. Uellenberg, Und setzt ihr nicht das Leben ein. Velhagen und Klasing, Bielefeld.
440	Schlageter an seine Eltern	* * *
441	*Schlageter	Rudolf Ziehm, in »Deutschland muß leben«, Sammlung nationaler Gedichte, zusamen- gestellt v. W. Koch u. P. Skrelewe. Herm, Schrödel, Halle.
443	Heldentod und Freundes- treue	G. Wittkowski, Ludwig Knickmann. Verl. u. Lehrmittelanstalt F. Kamp, Bochum.
445	Tod den Verrätern	P. Gruschinske, Bilder aus der Besatzungs- zeit. Velhagen und Klasing, Bielefeld.
449	Die höchste Religion	E. M. Arndt.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und (Quelle)
-------	-------------	---

## Politische Soldaten im Kampf um ein neues Reich

453	*Deutschland, erwache!	Dietrich Eckart. Zentralverlag der NSDAP., München.
453	Die Saalschlacht im Hofbräuhaus	A. Hitler, Mein Kampf. Zentralverlag der NSDAP., München.
456	Kampf um Coburg	Schwede-Coburg, Kampf um Coburg. Zentralverlag der NSDAP., München.
458	Der 9. November 1923	H. Weberstedt u. K. Langer, Gedenkhalle für die Gefallenen des Dritten Reiches. Zentralverlag der NSDAP., München.
460	*Der Freiheit eine Gasse	H. Anacker, Die Trommel, SA.-Gedichte. Zentralverlag der NSDAP., München.
461	Horst Wessel	E. Uellenberg, Und setzt ihr nicht das Leben ein ... Velhagen und Klasing, Bielefeld.
464	Der letzte Kampf	E. Malftius, Schriften zu Deutschlands Erneuerung, Lese- und Arbeitsb. Nr. 12, Horst Wessel, Helnr. Handel, Breslau.
466	Kamerad Werner	Heyne in «HJ. marschirt», herausgegeben v. W. Fanderl. P. Branke, Berlin.
468	Sturmflug	Otto Dietrich, Mit Hitler in die Macht. Zentralverlag der NSDAP., München.
470	Des Reiches getreuer Ekkehart nimmt Abschied	v. Hindenburg in seinem politischen Testament 1934.
471	Ein österreichischer Freiheitskämpfer berichtet	Sonderbericht der « Bayer. Ostmark », Bayreuth, 8. April 1938.
473	Sie starben für Großdeutschland	Zimmermann, « Bayer. Ostmark », Bayreuth, 2./3. April 1938.
476	Der Kraftfahrer	L. V., nach K. A. Deubner, Der Politiker Konrad Henlein. Deutscher Hort-Verlag, Bad Furth bei München, Leipzig-Wien.
477	*Über Gräber vorwärts	H. Anacker, Die Trommel, SA.-Gedichte. Zentralverlag der NSDAP., München.

## Deutsche Freiwillige in Spanien

481	Legion Condor	Berichtreihe aus dem 8-Uhr-Blatt, 1939, Nr. 147, Ausgabe 8.
485	Die erste Bombe der deutschen freiwilligen Flieger in Spanien	Oberlt. Graf Hoyos, Heft 9, der unter Mitwirkung des RL.-Ministeriums herausgeg. Halbmonatsschrift « Der Adler ».
490	Deutsche Jagdflieger gegen rote Bomber	Aus dem Erlebnisbericht « Calamocha » von Major Handrick, Sonderheft « Wir kämpfen in Spanien ». Die Wehrmacht, GmbH., Berlin 8.
492	Tiefangriff	K. G. Stackelberg, Legion Condor. Heimbücherei, Berlin W 35.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
494	Aus der Begrüßungsansprache des Führers und Obersten Befehlshabers am 6. 6. 1939	* *
<b>Der Feldzug der 18 Tage in Polen</b>		
499	Aufruf des Führers	* *
500	Uneinnehmbar?	Truppenbericht aus «Wir zogen gegen Polen», herausg. v. Generalkommando VII. A. K., Zentralverlag der NSDAP., München.
501	« Wer spricht deutsch? »	Karl Sedlatzek, Gewitter über Polen, Völkischer Verlag G. m. b. H., Düsseldorf.
504	Die « schwarze Hand » über Lodz	Karl Georg v. Stackelberg, Jagdfliegergruppe G, Steirische Verlagsanstalt Graz.
509	Der Sprengtrupp	Truppenbericht aus «Wir zogen gegen Polen», herausg. v. Generalkommando VII. A. K., Zentralverlag der NSDAP., München.
512	Opferbereitschaft	Ebenda.
513	Fliegerkameradschaft	Eugen Hadamovsky, Blitzmarsch nach Warschau, Zentralverlag der NSDAP., München.
516	Getreu bis in den Tod	Bayer. Ostmark, Bayreuth, v. 3. 11. 39, Nr. 258.
518	An der Spitze der General	Generalkommando VII. A. K. « Wir zogen gegen Polen »; Zentralverlag der NSDAP., München.
520	Ein tollkühnes Wagnis	Truppenbericht aus «Wir zogen gegen Polen», herausg. v. VII. A. K., Zentralverlag der NSDAP., München.
521	Ein General durchschwimmt die Weichsel	«Völkischer Beobachter», 1939, Nr. 294.
522	Die Geschichte vom Sepp	Truppenbericht aus «Wir zogen gegen Polen», herausg. v. VII. A. K., Zentralverlag der NSDAP., München.
523	Zwei Deutsche fangen eine Kompanie Polen	Fränkische Zeitung Nr. 217, v. 16. 9. 39.
525	«Hurrajee! Alle Deutsch' ergeben! »	
527	Hier kämpften schon die Väter	
529	Helft den Panzern!	
532	Pioniere	Eugen Hadamovsky, Blitzmarsch nach Warschau, Zentralverl. der NSDAP., München. Schwarz van Berk, Bayer. Ostmark, Bayreuth, v. 21. 12. 1938, Nr. 299.

Seite	Überschrift	Verfasser oder Herausgeber und Quelle
536	Kanonier Aschenbrandt	Kriegskunst in Wort u. Bild. XVI. Jahrgg., Heft 9, Juni 1940, herausg. mit Genehmigung d. O.K.W., Verl. Offene Worte, Berlin W 35.
538	Der Meldefahrer	Herbert Reinecker, Karl Georg Stackelberg u. Wilhelm Utermann, Panzer nach vorn. Verlag: Die Heimbücherei,
542	Eine kleine Überraschung	Herbert Reinecker, Karl Georg Stackelberg u. Wilhelm Utermann, Panzer nach vorn. Verlag: Die Heimbücherei.
543	Eine Horstkompanie greift an	Peter Supt, Luitwalle schlägt zu! Im Deut- schen Verlag, Berlin.
545	Landwehrleutnant Klingensfeld	A. Kropp, Ill. Beob. Nr. 45/1939.
547	Die unheimliche Kugel	Sonderdienst, Oktober 1939, Deutsche Inlan- terie, Feldzug in Polen, Deutscher Verlag, Berlin.
548	Aus der Rede des Führers vor dem Deutschen Reichs- tage am 6. Oktober 1939	* * *
550	Der Dank des Führers an die Ostarmee	* * * *
551	*Deutschland, heiliges Deutschland	Herybert Menzel.

# Verzeichnis der Bilder

Der Führer

Heinrich Hoffmann, München

W. Petersen: « Der Reiter von Valsgärde » (Wikingerzeit 8. Jahrh. n. d. Ztr.)

Küstenverlag Wilhelm Petersen,  
Hamburg

Gg. Sluyterman v. Langeweyde:  
« Es mahnen die Väter »

Küster & Heyer, Essen/R

Fr. v. Defregger:  
« Erstürmung des Roten Turmes  
durch den Schmied von Kochel »

Frz. Hanfstaengl, München

A. v. Menzel: « Der alte Fritz »

W. Brausewetter:  
« Ansprache General Yorks an die  
preußischen Stände am 3. Februar  
1813 »

Frz. Hanfstaengl, München

A. Egger-Lienz: « Josef Speckbacher »

Frz. Hanfstaengl, München

Große Strategen

Photographische Gesellschaft,  
Berlin

Helden des Weltkrieges

Verlag Scherl, Berlin

Elk Eber: « Sie kommen »

Hans Friedrich Abshagen,  
Dresden

A. Reich: « Flandernschlacht »

Vlg. Albert Fils, Berlin

H. Schnürpel: « Kameraden »

Schlageter — Horst Wessel

Frz. Hanfstaengl, München

Nach Polen hinein

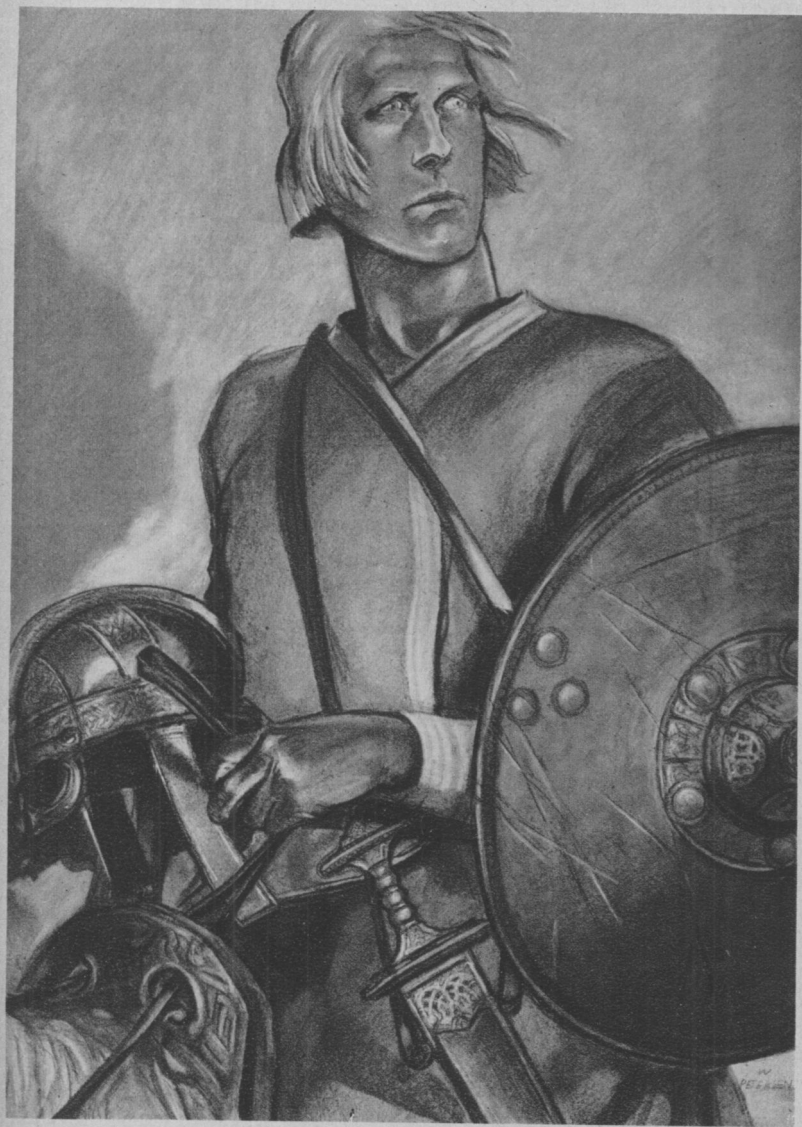
Entnommen dem Erinnerungs-  
werk des VII. Armeekorps  
« Wir zogen nach Polen ».

Sie bleiben unvergessen

Die Wiedergabe der Abbildungen erfolgt mit Genehmigung  
der genannten Kunstverlage







Der Reiter von Valsgärde

W. Peterjen



Gef dir selber, dan  
helft dir  
auch unser  
Herr  
Gott!

VOLKSMUND

I

Es mahnen die Väter

Gg. Sluyterman v. Langeweyde



Erstürmung des Roten Turmes durch den Schmied von Kochel

Hr. v. Defregger



*A. v. Menzel*

Der alte Fritz

A. v. Menzel



Zinsprache General Nordts an die preussischen Stände am 3. Februar 1813.

W. Brausemeyer

JOSEF SPECKBACHER



Josef Speckbacher

A. Egger-Lienz



Scharnhorst



Clausewitz



Moltke



Moltke

Große Strategen



Spee



Weddigen



Richtshofen



Boelcke

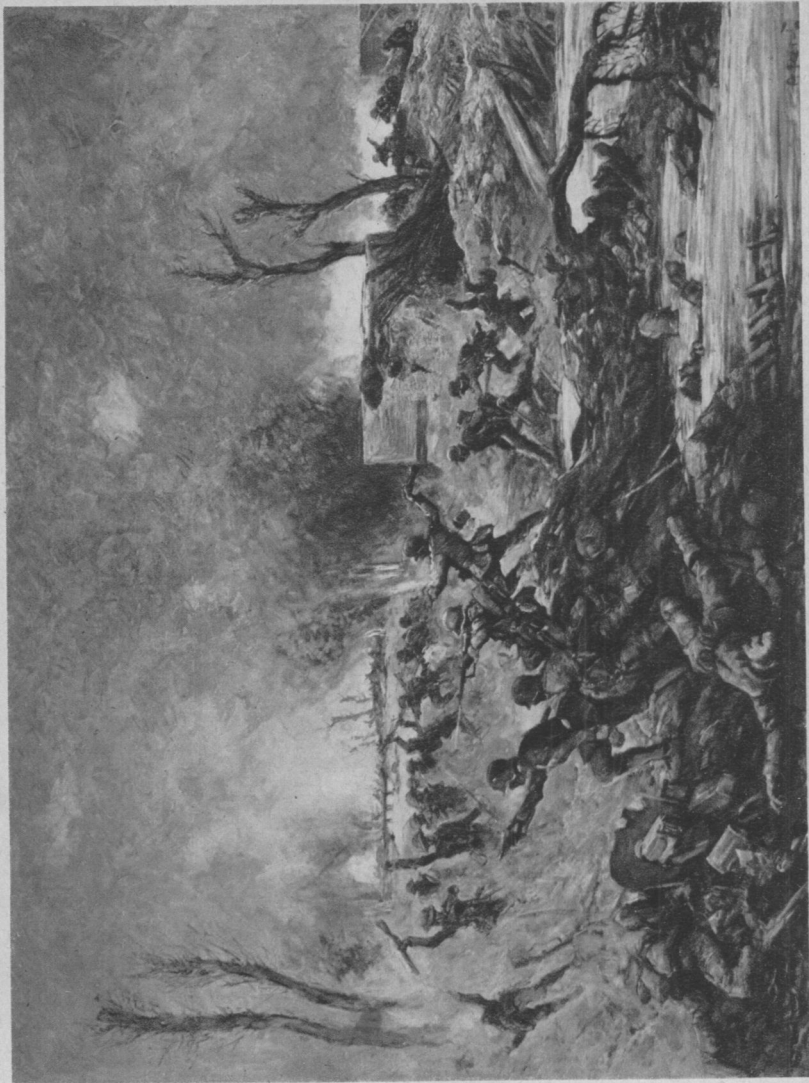
Helden des Weltkrieges





Sie kommen

Elf Eber



Flandernschlacht



ameraden

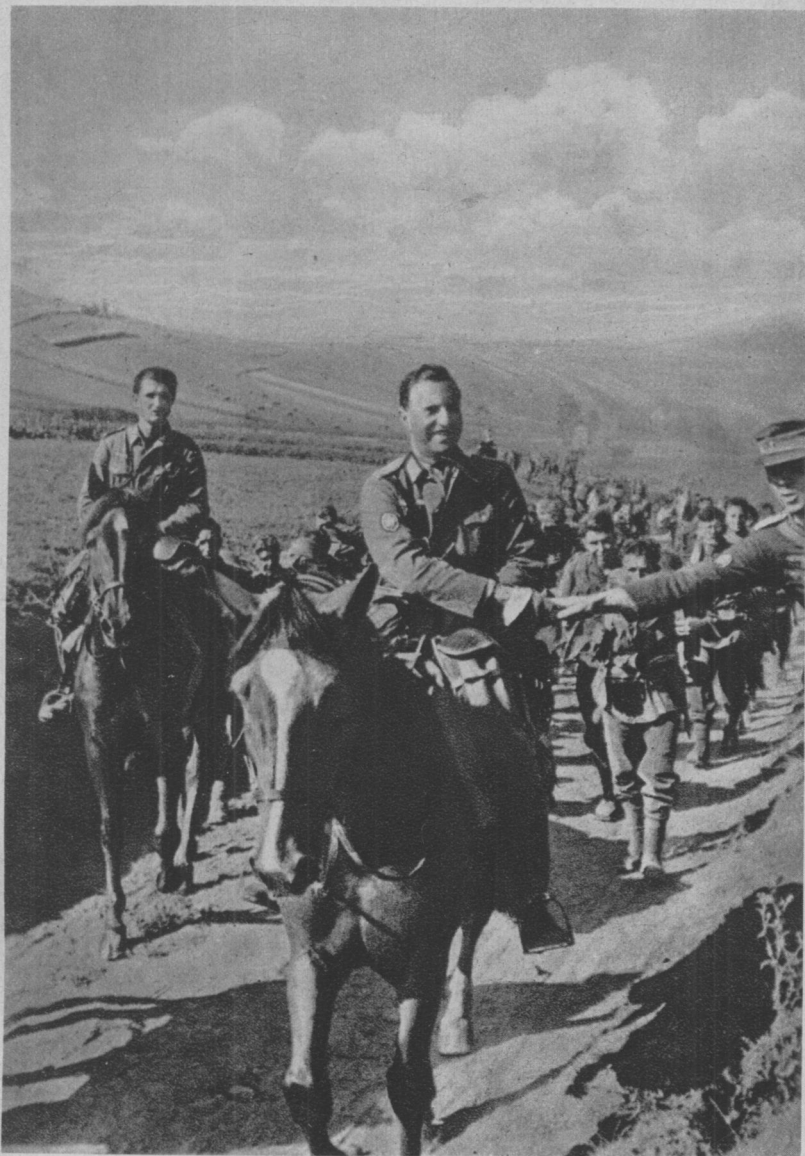
5. Schnürpel



Albert Leo Schlageter



Horst Wessel



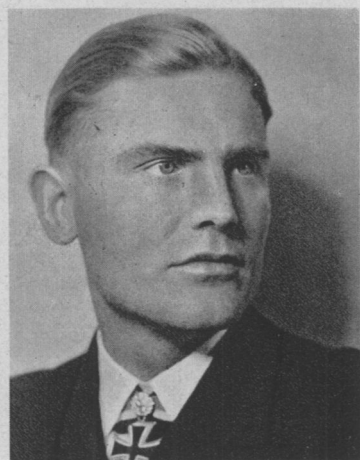
Nach Polen hinein



Mölders



Udet



Schepke



Prien

Sie bleiben unvergessen